This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

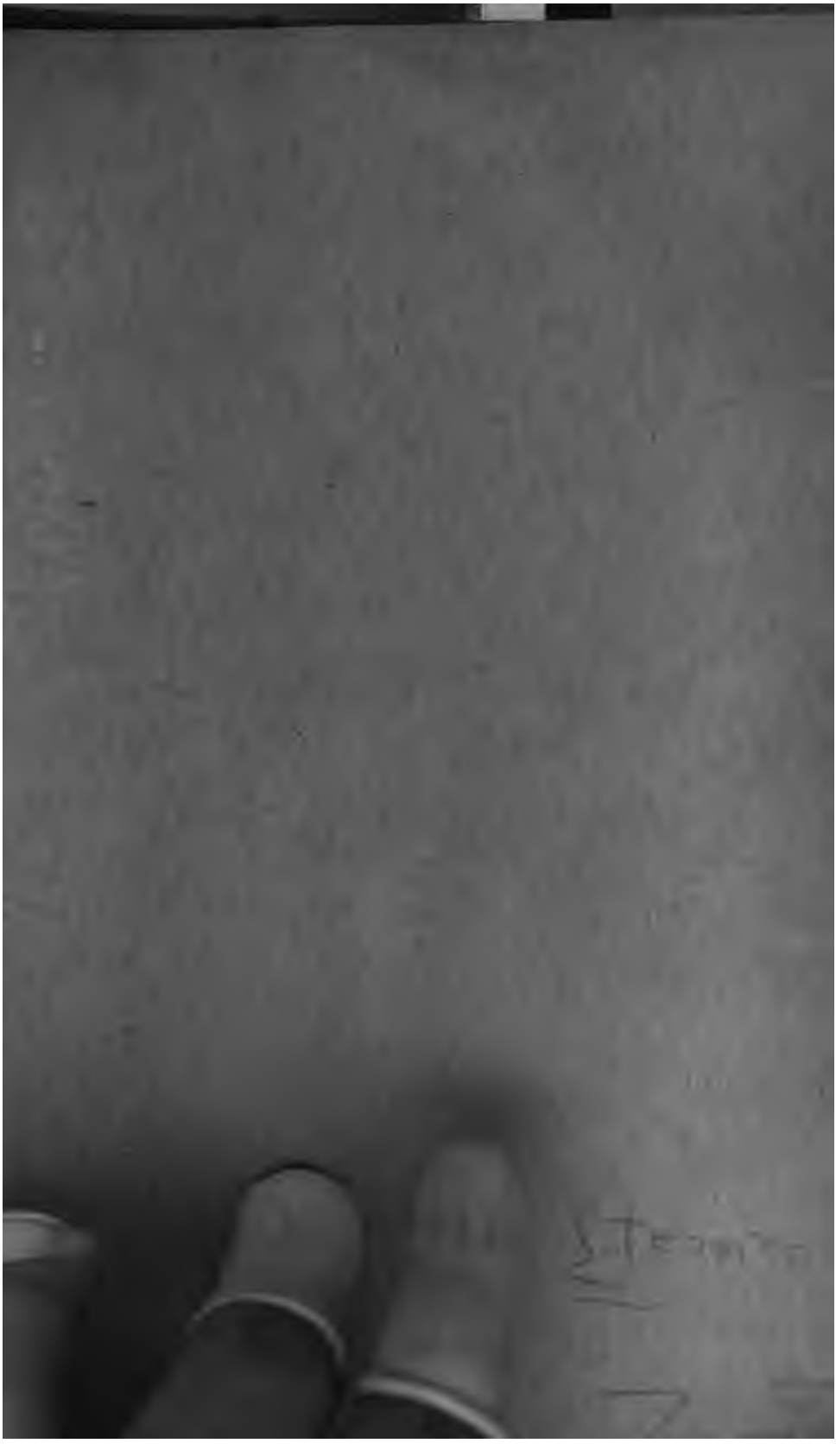
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

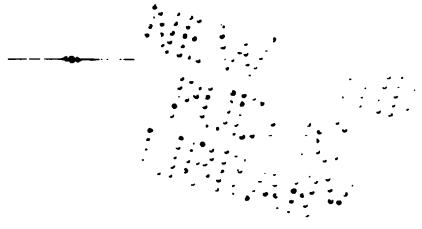
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholiſche Blätter.

Sechsundfünfzigſter Band.



Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlaſſungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1901 L

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des sechsundfünfzigsten Bandes.

	Seite
Der Katholicismus die Religion der „Weltflucht". (H. Pesch S. J.)	1
Die moderne Philosophie über das jüngste „Ketzergericht". (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	14
Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	26
Die Controverse über die Pulververschwörung. (O. Pfülf S. J.)	41. 142. 286
Die San-José-Schildlaus. (E. Wasmann S. J.)	58. 191
Ausonius und Paulinus von Nola. (A. Baumgartner S. J.)	70
Von der Denkfreiheit und der Lehrfreiheit. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	125
Der obere Nil und seine Erforschung. (Jos. Schwarz S. J.)	157. 300. 388
Die Weltanschauung der Anarchisten. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	172
Die Bedeutung mittelalterlicher Kunstwerke. (St. Beissel S. J.)	203
Der neuentdeckte Königsberger Friede. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	245
Zur kirchlichen Gesetzgebung über verbotene Bücher. (Jos. Hilgers S. J.)	258
Osterpräconium und Osterkerzenweihe. (Jos. Braun S. J.)	273
Die Dichtungen des Aurelius Prudentius. (A. Baumgartner S. J.)	317
Zur Entwicklungsgeschichte der anarchistischen Ideen. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	365
Ueber den Index der verbotenen Bücher. (J. Hilgers S. J.)	408
Worauf es in dem Streit zwischen Unglauben und Glauben zuvörderst ankommt. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	425
Die heiligen Berge im Lande Toscana. (M. Meschler S. J.)	446. 552
Das Lehramt der Kirche als Herold der Heilsbotschaft Gottes. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.)	489
Die Bekämpfung des Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	499
Ein Beitrag zur Geschichte der bayrischen Friedensbestrebungen an der Neige des Dreißigjährigen Krieges. (O. Pfülf S. J.)	521
Die Erscheinungen von Ebbe und Fluth im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltsystem. (Ad. Müller S. J.)	534

Miscellen.

Wiederaufleben der Myſterienſpiele in der Bretagne . . . . .
Ein amerikaniſches Urtheil über den Roman Quo vadis? . . . .
Ein kaiſerlicher Gönner der Miſſion von China . . . . . .
Zur Geſchichte der mittelalterlichen Bibelverbote . . . . . .
Die erſte deutſche Grammatik iſt von einem Katholiken geſchrieben . .
Gauriſankar-Mount Everest? . . . . . .
„Roſegger gegen Kreiten“ . . . . . .
Randgloſſen zur neueſten deutſchen Bearbeitung des Buches der Bücher .
Die Historical Review über katholiſche Leiſtungen auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte . . . . . .
Die Theilnehmer des erſten allgemeinen Concils . . . . . .
Der irrende Chriſtus in der evangeliſchen Theologie . . . . .
Das letzte Ereigniß am Sternenhimmel . . . . . .
Das Gewiſſen im Lichte der alten und im Lichte der modernen Wiſſenſchaft
Familia S. Quirini in Tegernſee . . . . . .
Die Kanonen von Bariſal . . . . . .

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Seite

Van der Aa, Ile de Ceylan. Croquis, Moeurs et Coutumes 475
Alexis, Capobianco 589
Auffenberg, Ave Maria! . 477
Bachems illustrirte Erzählungen für Mädchen, s. Dransfeld.
Bauer (Mar. Joh.), Am steilen Weg 227
Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte . . . 233
Baeumker, Die Impossibilia des Siger von Brabant, eine philosophische Streitschrift aus dem XIII. Jahrhundert. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. II. 6.) . . 580
Baunard-van Heemstede, Das Leben des Generals de Sonis 110
Bedeutung und Aufgaben religiöser Vereine für die gebildete katholische Männerwelt 351
Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, s. Baeumker, Nagy.
Bellet, Les Origines des Églises de France et les Fastes Épiscopaux. Nouv. édit. . . 354
Benigni, Patrologiae et hagiographiae copticae spicilegium. I. Didachê coptica 586
Benigni-Birner, Die Getreidepolitik der Päpste 561
Benziger, Neue Communionandenken 359
Birner, s. Benigni.
Blößner, Geschichte der Georgskirche (Malteserkirche) in Amberg 586
v. Bolanden, Gymnasiasten und Hochschüler 114

Seite

S. Bonaventurae, Seraphici Doctoris, Legendae duae de vita S. Francisci Seraphici . 232
Boubreaux, Die Seligkeit des Himmels 105
Cathrein, Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. 3. Aufl. . 473
— Der Socialismus. 7. Aufl. . 108
Charrier-Gruber (Matth.), Leben und Wirken des Ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J. 475
Clauß, Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß. Liefg. III, IV, V 113
Clemen, s. Polaczek.
de Courson, La Persécution des Catholiques en Angleterre 355
Cuntz, s. Gelzer.
Dasbach, Imparität im Volksschulwesen. I. Theil 351
Delattre, Un Catholicisme Américain 228
v. Dirkink, Heckenrosen. Novellen und Skizzen 477
Dransfeld, Wie das Grafendorfi glücklich wird. — Nach harter Prüfung. (Bachems illustrirte Erzählungen für Mädchen. Bd. VII. VIII.) . . . 115
Ehrhard, Stellung und Aufgabe der Kirchengeschichte in der Gegenwart 352
Einig, Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de Deo Creante, de Deo Consummante 224
Esser (Fr.), s. Kühlen.
Eubel, Bullarium Franciscanum. Tom. V 459

Seite

Fabre, s. Goyau.
S. François de Sales, Oeuvres. T. X. Sermons: Vol. IV . . 232
Freisen, Die Universität Paderborn. I. Theil 234
v. Fugger (R.), Lady Georgiana Fullerton 110

Gaben des Katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1898 588
Gaudentius, Liebfrauenlobs Marienleben. Ein Kranz Legenden und Lieder 589
Gelzer-Hilgenfeld-Cuntz, Patrum Nicaenorum nomina latine, graece, coptice, syriace, arabice, armeniace sociata opera ediderunt 478
Gerabaus, Kompaß für den deutschen Studenten 228
Giehrl, Die Dorfhexe. Erzählung für die Jugend 590
Goyau-Pératé-Fabre-Muth, Der Vatikan. Die Päpste und die Civilisation 355
Gruber (Matth.), s. Charrier.
Grüner, Der selige Hroznata . 110
Gutjahr, s. Schmid.

Hamann, Erhebet euch! Ein Wort an Mann und Frau über die Frau 474
— Familien-Almanach 358
v. Hammerstein, Ausgewählte Werke. Billige Volksausgabe. Bd. I 106
— Die Zukunft der Religionen . 470
Hansen, St. Francisci Minde . 475
Haseloff, Codex purpureus Rossanensis 344
Haßl, Gottesacker oder Leichenofen? Ein Beitrag zum Kapitel der Leichenverbrennung . . . 582
van Heemstede, s. Baunard.
Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol . . . 112
Hilgenfeld, s. Gelzer.
Hlatky, Weltenmorgen . . . 101
Holl, Fürstbischof Jakob Fugger von Konstanz (1604—1626) und die katholische Reform der Diöcese im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. I.) 231
Holstein-Lebreborg, s. Jörgensen.
Huckert, Sammlung socialpädagogischer Aufsätze 582
Hüffer (G.), Korveier Studien 85
v. Hummelauer, Das vormosaische Priesterthum in Israel. Vergleichende Studie zu Exodus und 1 Chron. 2—8 578
Huperz, s. Pollien.
Hüttemann, Katholische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken . . 574

Jahre, die ersten, im Lehrerberufe 114
Jamar, Theologia Sancti Joseph, Virginis Deiparae Sponsi . . 225
Joly, Saint Ignace de Loyola. („Les Saints.“) 584
Jörgensen-Holstein-Lebreborg, Das Reisebuch . . . 111
Jüngst, Strandgut des Lebens. I. Bd. 235

Kaiserin Elisabeth-Todtentrauer auf der Alm 359
Kappes, Die Metaphysik als Wissenschaft 90
Keutel, Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur bei Schopenhauer 356
Knabenbauer, Commentarius in quatuor S. Evangelia Domini N. Jesu Christi. IV. Evangelium secundum Joannem . 223
Kraus (B.), s. Kühlen.
Krebs, s. Schepers.
Krieg, Der Wille und die Freiheit in der neuern Philosophie 474
Kröß, Der selige Petrus Canisius in Oesterreich 462
Kühlen, Rosa mystica, die Geheimnisse des hochheiligen Rosenkranzes in sechzehn Kunstblättern nach Original-Federzeichnungen von Bernh. Kraus und sechzehn Sonetten von P. Fritz Esser S. J. 236
— Zwei neue Serien kleinerer Bilder 236
— Neue Communionandenken . 116
Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte. Die Werke der bildenden Künste

Seite

vom Standpunkte der Geschichte, Technik, Aesthetik. Liefg. 1—16 562

Kümmel, Der Schreinermax. Acht Geschichten aus dem Leben eines christlichen Handwerkers und seiner Familie 590

Küpper, s. Scheeben.

Kürschner, Jahrbuch. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für jedermann. 1899 112

a Lapide (Corn.)-Padovani, Commentaria in quatuor Evangelia. Tom. II—IV 578

Lehmen, Lehrbuch der Philosophie. I. Bd. 342

Lux, Papst Silvesters II. Einfluß auf die Politik Kaiser Ottos III. 353

Martin, Johann Philipp Roothaan, 21. General der Gesellschaft Jesu 230

— Präses-Büchlein der Marianischen Kongregationen 107

Maus, Les Criminels dans l'Art et la Littérature 583

Meier (Gabr.), Catalogus Codicum Manu Scriptorum, qui in Bibliotheca Monasterii Einsidlensis O. S. B. servantur. Tom. I. Complectens centurias quinque priores 585

Melillo-Schmidt (Hub.), Pigeons Voyageurs 113

Möhler, Die griechische, griechisch-römische und altchristliche Musik 565

Müller (Bonif.), Der ehrwürdige Diener Gottes Don Joseph Benedict Cottolengo . . 584

Murillo, Jesucristo y la Iglesia romana. Tom. I. II, vol. 1 215

Muth, s. Goyau.

Nachschlagewerk, Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches, s. Sieberts.

Nagy, Die philosophischen Abhandlungen des Ja'qūb Ben Ishāq Al-Kindī. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. II. 5.) 109

Officium festorum Nativitatis et Epiphaniae Domini eorumque octavarum necnon festorum eo tempore occurrentium (Pustet) 105

Padovani, s. a Lapide (Corn.).

Seite

Palmieri, Commento alla Divina Commedia di Dante Alighieri. Vol. I 357

Parayre, La S. Congrégation du Concile 226

Parität, Die, in Preußen. 2. Aufl. 350

Peeters, Henry Beck de la Comp. de Jésus, Missionnaire au Congo belge 476

Pératé, s. Goyau.

Périès, La procédure canonique moderne dans les causes disciplinaires et criminelles . . 225

Petit, Sacerdos rite institutus. Ser. I. Ed. 3. — Ser. II. Ed. 3. — Ser. III. — Ser. IV. Ed. 2. — Ser. V. 106

Pieper, Volksbildungsbestrebungen. Ihre Nothwendigkeit und ihre Mittel. (Soziale Tages-Fragen. 1. Heft.) 472

Pigge, Die religiöse Toleranz Friedrichs des Großen . . . 233

Polaczek-Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. IV. Bd., Heft 2. 3. 587

Pollien-Huperz, Das beschauliche Leben. Seine apostolische Wirksamkeit 584

Porsch, Das Preußische Gesetz betreffend das Diensteinkommen der katholischen Pfarrer . . . 350

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, s. Schwarz (W. E.).

Rebeatis, Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend 115

Rehling, De Fausti Reiensis epistola tertia 352

Reinhard, Emanuel. Dichtungen 465

Reiter, Die zehn Gebote in der häuslichen Erziehung 351

Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. II.) 471

Ringseis (Emilie), Nachgelassene Gedichte 221

Roby, Aus Feindesmund. Anerkennung des Centrums, insbesondere seiner social-politischen Thätigkeit, durch die Gegner . 108

Seite

Saints, Les, s. Joly.

Schaub, Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus . . . 341

Scheeben-Küpper, Die Mysterien des Christenthums. 2. Aufl. 224

Schellauf, Rationem afferendi locos litterarum divinarum, quam in tractatibus super psalmos sequi videtur s. Hilarius, episcopus Pictaviensis, illustravit 579

Schepers-Krebs, Leben des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alfons M. von Liguori 353

Scherer, Das Thier in der Philosophie des Hermann Samuel Reimarus 91

Schmid (O.)-Gutjahr, Petrus Cantor Parisiensis. Sein Leben und seine Schriften 231

Schmidt (Hub.), s. Melillo.

Schmitz (Herm. Jos.), Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren. Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. II. Bd. 212

Schmitz (J.), Vita Sancti Willibrordi a Thiofrido Abbate Epternacensi conscripta . . . 108

Schneiderhan, Christoph von Schmid. Lebensbild eines Schulmannes und Jugendschriftstellers 476

Schorn, Lebenserinnerungen . 235

Schwarz (W. E.), Die Nuntiatur-Korrespondenz Kaspar Groppers. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. V.) 217

Seitz, Die Willensfreiheit in der Philosophie des Chr. Aug. Crusius gegenüber dem Leibniz-Wolff'schen Determinismus in historisch-psychologischer Begründung und systematischem Zusammenhang 581

Seite

Siebertz, Geschichtlicher Führer. Alphabetisch geordnet und besonders für das katholische Vereinsleben bearbeitet. Bd. I. II. (A. u. d. T.: Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches Nachschlagewerk. I. Theil.) 587

Spillmann, Durch Asien. Zweite Hälfte. 2. Aufl. . . . 112

Stolz, Gesammelte Werke. Billige Volksausgabe. 1.—22. Liefg. 229

— Die heilige Elisabeth. Prachtausgabe 229

Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br., s. Holl, Retzbach.

Styria, Vier Communion-Andenken 591

Tagesfragen, Soziale, s. Pieper.

Tepe, Institutiones Theologiae moralis generalis 579

Thalau, Aus Herz und Heimat 478

Theophilus, Gedankenspäne . 589

Vie de Saint Bruno, Fondateur de l'Ordre des Chartreux . . 229

Volkmer, Geschichte der Stadt Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz 356

Walter, Socialpolitik und Moral 457

Walther, Der christliche Jüngling. Ein Mahn- und Weckruf 583

Wasmann, Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen 588

Weber (S.), Evangelium und Arbeit 107

Wernz, Jus Decretalium ad usum praelectionum in scholis textus canonici sive juris decretalium. Tom. II 472

Werthmann, Die Ziele des Charitasverbandes für das katholische Deutschland 471

Wills, Fr. W. Webers Spruchschatz 357

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUND

Der Katholicismus die Religion der „Weltflucht".

Es ist für manche Gegner der katholischen Kirche eine ausgemachte Sache, daß diese durch ihre „weltflüchtige" Lehre die Entwicklung der Cultur, insbesondere der materiellen Cultur, gehemmt und behindert habe. Andere erheben dieselbe Anklage gegen das Christenthum schlechthin. Wir brauchen hier nur an die Namen eines Luthardt, Hase, Uhlhorn, Eucken, von Eicken, Roscher, Blanqui, Eisenhart, eines David Strauß, Renan, v. Hartmann, Salter u. s. w. zu erinnern, Leute, die sich berufen fühlten, je nach ihrem gläubigen oder ungläubigen Standpunkt, die Welt, sei es gegen Christus, sei es gegen Papst und Römlinge, zu vertheidigen.

Mehr oder minder interessante Combinationen helfen dabei vielfach über den Widerspruch zwischen der „Weltflüchtigkeit" und der gleichzeitig behaupteten „hierarchischen Weltbeherrschungslust" hinweg: weil die Welt als das „Ungöttliche" angesehen wird, und die innere Durchdringung des weltlichen Lebens mit den Potenzen des im Christenthume gegebenen göttlichen Lebens als unmöglich gilt, so bleibt nichts übrig, als der Welt zu entsagen, und die Weltbeherrschung kann nur eine äußere Vergewaltigung sein. Wie St. Michael den Drachen unter seinen Füßen hat, so will die katholische Kirche der Welt, als dem Princip des Bösen, den Fuß auf den Nacken setzen, sie äußerlich beherrschen, da sie dieselbe nicht innerlich zu heiligen versteht.

Merkwürdigerweise gibt es Leute mit so hoch entwickelter Phantasie, daß sie vor dem in geistreicher Form gebotenen Bilde ohne weiteres kapituliren. Wer aber mehr den nüchternen Erwägungen des Verstandes zugänglich ist, der wird es verstehen können, warum wir sofort nach den Beweisen und Gründen für die behauptete Weltfeindlichkeit der Kirche zu fragen uns erlauben.

Es sind dieser Gründe, soweit wir die Literatur überschauen können, zunächst drei, die in einem gewissen innern Zusammenhange stehen:

Die katholische Kirche hat eine falsche Auffassung von dem Ziele, der Lebensaufgabe des Menschen.

Sie hält ferner das beschauliche Leben für besser als das thätige.

Endlich läßt ihre Lehre von der christlichen Vollkommenheit und vom klösterlichen Leben jeden weltlichen Stand als mehr oder minder unvollkommen erscheinen.

Ist es wahr, gibt der Katholicismus dem Menschenleben ein falsches Ziel, verleitet er uns zur irrigen Auffassung unserer Lebensaufgabe?

Ursprung und Ziel ist für den Menschen Gott und Gott allein. Diese Einheit des Ursprunges und Zieles mißt Pflicht und Werth unserer irdischen Pilgerschaft. Von Gott sind wir und darum für Gott, in unserem Sein und Handeln ganz und jeden Augenblick abhängig von Gott und darum ganz und jeden Augenblick für Gott. Die Hingabe an Gott ist die centrale, alles umfassende, alles beherrschende Aufgabe unseres Lebens. Die Hingabe Gottes an uns wird dereinst unser Lohn sein.

Der katholische Katechismus unterscheidet demgemäß ein näheres und ein entfernteres, letztes Ziel. Das nähere Ziel stellt die Aufgabe, den Zweck des Lebens hienieden dar. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist die unerläßliche Bedingung für die Erreichung unseres Endzieles im Jenseits. „Wozu ist der Mensch auf Erden?" fragt er. Die Antwort lautet: „Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch die ewige Seligkeit zu erlangen."

Aber enthalten diese Worte nicht gerade eine Bestätigung der gegen die kirchliche Lehre erhobenen Anklage? Wenn die katholische Auffassung in dem ganzen menschlichen Leben nichts als „Gottesdienst" sehen will, wo bleibt dann die Weltbeherrschung, die doch auch zur Lebensaufgabe des Menschen gehört?

Wäre der Gottesdienst im katholischen Sinne nichts anderes als Gebet, Opfer, Uebung innerer Tugendacte, dann hätte jener Einwand Sinn und Bedeutung. Allein der Begriff des Gottesdienstes ist nach der Lehre unserer Kirche viel umfassender. Er beschränkt sich keineswegs auf die Uebungen der Tugend der Religion im engern Sinne des Wortes; er umspannt, durchdringt, erhebt das ganze irdische Leben des Menschen in allen seinen Theilen, allen seinen Uebungen, unser ganzes Denken und Handeln. Da nun aber die Erweiterung und Befestigung der Herrschaft des Menschen über die natürliche Welt kraft göttlichen Auftrages ein Recht, eine Aufgabe der Menschheit, ein wesentlicher Bestandtheil der von Gott

gewollten Weltordnung ist, so fügt sich auch das gesamte natürliche Berufsleben in den Dienst ein, durch welchen die Menschheit Gottes heiligen Willen vollzieht.

Daß der Mensch ebenfalls eine natürliche, diesseitige Bestimmung besitzt — in der vollkommenen und rechten Entfaltung der menschlichen Natur nach innen und außen, in der seinem Berufe und seinen Fähigkeiten entsprechenden Theilnahme an der Erfüllung aller natürlichen und geschichtlichen Aufgaben seines Geschlechtes, im Hinblicke auf die Fortschritte der Weltbeherrschung, wahrer Humanität und allseitiger Cultur —, daß demgemäß auch das in sich wohl geordnete natürliche Wirken und Schaffen des Menschen dem Willen Gottes entspricht, indem der innere Zweck dieses Wirkens und seine natürlichen Resultate der göttlichen Weltordnung sich einfügen: das alles setzt der Katechismus als selbstverständlich voraus. Ueber die Bedeutung der Naturforschung und der wirtschaftlichen Thätigkeit, über die Fortschritte der Cultur und Civilisation unter rein irdischen und natürlichen Gesichtspunkten zu handeln, das ist nicht die besondere Aufgabe eines christlichen Katechismus. Er zeigt nur, was der Mensch als sittliches Subject, als Christ, gemäß den Anforderungen der übernatürlichen, geoffenbarten Religion zu glauben und zu thun, wie er sein Leben auch subjectiv aufzufassen und durchzuführen hat. Ohne daher zu bestreiten, daß jedes Culturstreben, auch das bloß materielle, im Hinblick auf die Cultur als Ziel, in sich einen selbständigen Werth habe, fordert die christliche Kirche der höhern Aufgaben des Menschenlebens wegen nur die Unterordnung aller irdischen Bestrebungen unter das letzte und höchste Ziel, insbesondere auch, daß die Weltbeherrschung sich nicht völlig loslöse vom Dienste Gottes oder gar in Gegensatz trete zu den Forderungen des göttlichen Sittengesetzes. Das ist der Punkt, den die katholische Ethik zeitweilig mit schärferem Nachdrucke betont hat und gerade wiederum dem modernen Materialismus gegenüber schärfer betonen muß. Sie nimmt dabei Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur und auf die unzweifelhaft größere Gefahr, daß der Mensch des Himmels, als daß er der Erde vergesse.

Dieser Standpunkt der katholischen Kirche erweist sich aber zugleich auch als der allein echt evangelische. „Das eine Nothwendige, das welterhabene Ziel des Menschen“, sagt Joseph Mausbach[1], „ist die ge-

[1] Christenthum und Weltmoral (Münster 1897) S. 40.

waltige Predigt des Evangeliums. Nicht Lebensfreuden und irdische Betriebsamkeit, sondern feierlicher Ernst, Erhebung über den Trug und Wechsel der Zeit, Sorge für das Seelenheil, das sind die herrschenden Töne in den Reden Christi, die Grundfarben in dem Bilde seines Lebens. Jener Welt, die kein Verlangen trägt nach höherer Wahrheit und Güte, die, gesättigt von ihrem Glanz und Reichthum, der Gnade und der Erlösung nicht bedarf, erklärt er offen den Krieg; aber auch seine Freunde, seine Jünger warnt er eindringlich vor den Gefahren weltlicher Lust und Sorgen. Paulus und Johannes denken nicht anders über ihr Verhältniß zur Welt; sie rühmen sich, der Welt gekreuzigt, zu einem höhern Leben und Lieben wiedergeboren zu sein. Wie stand diese Botschaft im Widerspruch zu dem in Weltgenuß versunkenen, vom Glanze seiner Cultur berauschten Heidenthume, wie fremdartig klang sie dem in sinnlichen Messiashoffnungen schwelgenden Judenthume! Aber gerade dieser schneidende Widerspruch weckte die Gemüther aus ihrer dumpfen, friedlosen Betäubung; wie ein scharfer Gebirgswind reinigte er die schwüle Luft der Niederung und zeigte den Irrenden die sonnenbeglänzte Höhe eines wahren sittlichen Ideals. Doch auch die Blüthenpracht des Thales sollte unter seinem Hauche nicht ihres Duftes und Lebens beraubt werden. Nirgendwo gehen die Warnungen des Evangeliums so weit, die natürlichen Güter und Ordnungen ihrer Beziehung auf Gott, ihrer Geltung vor dem Gewissen zu entkleiden. Durch sein persönliches Beispiel und Wirken hat Christus die Werkstätten so gut als den Tempel geheiligt, die Hochzeitsgäste so reichlich wie die Wüstenpilger gesegnet. Seine Lehre, die in der Predigt der Apostel sich fortsetzt, stellt die Grundlagen des irdischen Gesellschaftslebens, Ehe und Familie, Arbeit und Eigenthum, sociale Gliederung und staatliche Autorität, auf eine unantastbare, geheiligte Grundlage."

Einen weitern Klagepunkt bietet die Hochachtung, welche in der katholischen Kirche das beschauliche Leben stets gefunden hat: Das beschauliche Leben steht höher als das active. Also wäre es das Beste, alle Menschen führten ein beschauliches Leben.

Wenn die Theologen dem beschaulichen Leben im weitern Sinne des Wortes, d. i. dem Gebetsleben, eine höhere Würde vor dem activen zuschreiben, so bezeichnen sie selbst genau den Sinn und Umfang, in welchem sie dies verstanden wissen wollen. Das Gebet ist, abstract genommen, als Thätigkeitsgattung der höchste Act, den der Mensch setzen kann. Nicht bloß handelt hier der höhere, geistige Mensch, er macht auch

zugleich von jener edelsten Freiheit Gebrauch, Seele und Herz zum höchsten Wesen zu erheben. Denn Contemplation ist nichts anderes als Verkehr mit Gott, Beschäftigung mit göttlichen Dingen. Aus dieser abstracten Vorzüglichkeit des Gebetes folgt aber keineswegs, daß es nun für einen jeden und unter allen Umständen in der concreten Wirklichkeit besser sei, dem contemplativen Leben sich zu widmen, wie unsere Gegner zu schließen belieben. Vielmehr entscheidet für die Praxis bei der Wahl zwischen Contemplation oder Gebet einerseits und äußerer Beschäftigung andererseits der höhere Gesichtspunkt der Pflicht, der Forderungen des göttlichen Dienstes. Wo das Gebet aufhört, dem Dienste Gottes sich einzufügen, die Bereitwilligkeit des menschlichen Willens zum Vollzug des göttlichen Gesetzes zu stärken, wo es gar in Widerspruch treten sollte zur Berufspflicht, da hört es auf, Gott wohlgefällig und sittlich erlaubt zu sein. Wer daher mit Berufung auf die generischen und relativen Vorzüge der vita contemplativa seine Standespflichten versäumen wollte, der würde ohne Zweifel bei den katholischen Theologen und Asceten statt Billigung und Lob die allerschärfste Verurtheilung finden.

Ueberdies ist es durchaus falsch, zwischen contemplativem und activem Leben jene scharfe Scheidung zu vollziehen, welche der gegnerische Einwand der katholischen Auffassung zuschreiben möchte. Christus lebte in der Welt, in dem Stande des thätigen Lebens; aber er verband mit diesem Leben Gebet und Beschauung in einer so wunderbaren Weise, daß die Apostel sich mächtig zu der Bitte gedrängt fühlten: Herr, lehre auch uns beten! Und doch sollten auch sie, wie ihr Meister, nicht bloß beten, sondern ebenfalls die Beschwerden und die Opfer des thätigen Lebens erwählen zum Heile der Welt. Der hl. Thomas von Aquin erkennt ohne Bedenken der Verbindung des contemplativen Lebens mit dem activen den Vorzug vor dem rein contemplativen Leben zu[1]. Es ist ihm zufolge ein höherer Zweck, andere zu erleuchten, als bloß in sich selbst das Licht zu besitzen; besser, sich nicht mit der eigenen Vollkommenheit zu begnügen, sondern auch noch die Mitmenschen zu retten und zu heiligen. Aber auch in dem Leben jedes Christen, mag er Handwerker, Bauer, Gelehrter oder Priester sein, in jedem rein weltlichen Stande kann und soll das contemplative Leben mit dem thätigen sich vereinigen. Und wenn ich hier das Gebet die Krone des sittlichen Lebens, den lebenden Hauch des unsterblichen Menschengeistes,

[1] S. Theol. 2, 2, q. 182, a. 2; q. 188, a. 6.

den Adel der menſchlichen Natur nenne, es als ein erhabenes Zeugniß der in und vor Gott geltenden Gleichheit aller Menſchen preiſe, wo der Niedrige wie der Höchſte zu den lichten Höhen der göttlichen Wahrheit emporſteigen darf und mit der gleichen väterlichen Liebe aufgenommen wird, wo der Niedrige nicht mehr niedrig, und der irdiſch Hohe ſich über keinen erhebt, — iſt damit dem andern, irdiſchen Thun und Wirken die gebührende Ehre, ſein ſittlicher Werth verkannt oder verkürzt? Gewinnt nicht eben alles Erdenſtreben in unbeſchreiblichem Maße dadurch, daß der Menſch ſeinen Blick zum Himmel erheben, die von der Arbeit müden Hände zum Gebete falten darf? „Furchtbar öde wäre die Erde und die Welt leer wie eine ausgeſtorbene Wüſte, die Erde ein weites Grab und der Himmel darüber die ſchwarze Decke über einem Sarge," ſagt der edle Hettinger, „wäre nicht das Gebet, welches, das Irdiſche berührend, Quellen höhern Lebens in ihm weckt. Es liegt im Gebete die Weihe der Erde und alles Irdiſchen; wie ein Friedensbogen ſteht es über den trüben dunkeln Thälern dieſes mühe- und ſchmerzenvollen Lebens, der immer auf ein Höheres hinweiſt und jedem, auch dem Aermſten und Niedrigſten, das Zeichen ſeiner ewigen Beſtimmung aufprägt. Nimm dem Armen das Gebet, und du haſt ihm alles genommen, alle Größe, alle Poeſie ſeines Lebens; er iſt nun nichts mehr als ein ſtumpfes, arbeitendes Laſtthier, das im Sinnenrauſche einen Augenblick ſeine Erniedrigung vergeſſen kann, und eine Beſtie, furchtbar, wenn ſie einmal entfeſſelt wird."

Das Ideal des chriſtlichen Lebens iſt, wie man uns belehrt, nach katholiſcher Auffaſſung das Mönchthum, das Kloſterleben. Mönchthum und Vollkommenheit ſind Correlate. Wer es ernſt meint mit ſeiner Seligkeit, der geht ſicherer, wenn er ſich ins Kloſter zurückzieht. Das iſt doch ein unwiderleglicher Beweis für die weltflüchtige Art des Katholicismus! — Allerdings jenes Katholicismus, wie er in der Vorſtellung des Gegners ſich findet!

Wie kommt es denn aber, daß unter den Heiligen der Kirche, welche uns als die Vorbilder chriſtlichen Lebens zur Verehrung und Nachahmung empfohlen werden, ſich Vertreter aller Stände befinden? Da ſehen wir heilige Landleute, Handwerker, Kaufleute, Wirte, Mägde und Knechte, Könige und Bettler, alle ſtrahlend im Glanze höchſter Heiligkeit. Das ſind keine Ordensmänner oder Ordensfrauen, ſondern Leute, die mitten in der Welt, im irdiſchen Berufsleben und durch dasſelbe ſich geheiligt haben. Sie beweiſen, wie richtig der heilige Biſchof von Genf, Franz von

Sales, die kirchliche Lehre ſchildert, wenn er in ſeiner „Philothea“ ſchreibt: „Die Frömmigkeit verdirbt nichts, aber ſie vervollkommnet alles; und wenn ſie dem pflichtmäßigen Berufe ſchadet, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie falſch iſt. Die Biene ſammelt von den Blumen Honig, ohne ſie zu verletzen oder ihre Friſche zu vermindern; aber die Frömmigkeit thut noch mehr, denn weit entfernt, die Berufsgeſchäfte zu ſtören, veredelt und verſchönert ſie dieſelben. . . . Es iſt ein Irrthum, ja ſelbſt eine Häreſie, die Frömmigkeit aus dem Leben der Soldaten, der Werkſtätte der Handwerker, dem Hofe der Fürſten, dem Haushalte der Familien verbannen zu wollen. Freilich die beſchauliche, mönchiſche, klöſterliche Frömmigkeit iſt unmöglich in dieſen Berufsarten. Aber es gibt außer dieſer noch manche Arten der Frömmigkeit, die durchaus geeignet ſind, die Weltleute zur Vollkommenheit zu führen.“

Das Ideal des chriſtlichen Lebens verbindet ſich alſo nach katholiſcher Auffaſſung durchaus nicht nothwendig und ausſchließlich mit dem Ordensſtande, und die chriſtliche Vollkommenheit hat nicht bloß in der Kloſterzelle ihre Heimſtätte.

Als vollkommen gilt, was ſeinem Zwecke entſpricht. Zweck des Menſchen aber iſt die Vereinigung mit Gott, und das einigende Band bildet die Liebe. Darum beſteht denn auch nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin[1] die Vollkommenheit ihrem Weſen nach in der Liebe Gottes und des Nächſten gemäß dem Hauptgebote des Evangeliums. Man dürfe nicht meinen, ſagt der heilige Lehrer, die Erfüllung dieſes Hauptgebotes ſchließe nur einen Theil, ein beſtimmtes Maß der Liebe ein. Vielmehr ſei die im Gebote geforderte Liebe bereits die Liebe aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, aus allen Kräften. Darum beſage denn auch die Beobachtung der Räthe an ſich noch kein höheres Maß jener Liebe. Die evangeliſchen Räthe ſind nach dem hl. Thomas beſondere Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit. Sie ſollen in wirkſamer Weiſe die Hinderniſſe beſeitigen, welche das Streben nach Vollkommenheit erſchweren können. Nach Vollkommenheit zu ſtreben aber iſt für die Ordensleute beſondere Standespflicht, weshalb man auch den Ordensſtand „Stand der Vollkommenheit“ nennt, nicht der erlangten, ſondern der zu erſtrebenden Vollkommenheit, status perfectionis acquirendae. Die Verpflichtung zur Beobachtung der evangeliſchen Räthe iſt

[1] S. Theol. 2, 2, q. 184, a. 1. 3.

freilich dem Ordensstande wesentlich. Daraus folgt aber nicht, daß es keine Vollkommenheit des Lebens gebe ohne Ordensgelübde und Beobachtung der Räthe. Auf die Frage, ob jeder Vollkommene im status perfectionis sein müsse, antwortet der hl. Thomas[1]: Es kann jemand vollkommen sein und doch nicht dem „Stande" der Vollkommenheit angehören, wie z. B. ein guter Weltmann, der sich nicht durch Gelübde verpflichtete. Andererseits kann jemand im „Stande" der Vollkommenheit und dabei unvollkommen sein, wie z. B. ein schlechter Religiose. Denn „Stand" wird hier nur als äußerer, kirchlicher Lebensstand genommen; über den innern Stand und Zustand des Menschen urtheilt allein Gott.

Gewiß, wir achten und lieben den Ordensstand als einen edlen, durch die größten Opfer geadelten Stand. Ja es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ordensstand, in sich betrachtet, höher stehe als der rein weltliche Stand. Daraus folgt aber nicht, daß die weltlichen Stände unfähig seien, zur Vollkommenheit, ja zur höchsten Heiligkeit zu führen. Niemand würde daran Anstoß nehmen, wenn man z. B. den Lehrstand höher schätzen wollte als den Nährstand. Ist damit der letztere unvollkommen genannt? Und bleibt er nicht, concret genommen, für den einzelnen Menschen, der ihm angehört, sogar viel besser als der Lehrstand für jemanden, der in diesen Stand nicht hineinpaßt?

Das Ideal des christlichen Lebens, die Vollkommenheit, ist also, kurz gesagt, nach katholischer Auffassung nicht mit einem Stande ausschließlich verbunden. Auch der Ordensmann oder der „Mönch" wird, obwohl er mit den reichsten Mitteln, um zur Vollkommenheit zu gelangen, ausgerüstet ist, thatsächlich doch nur in dem Maße dem Ideal christlichen Lebens nahe kommen, als er sich ernstlichst bestrebt, Gottes heiligen Willen zu erfüllen, sein Kreuz zu tragen, das Hauptgebot der Liebe in seinem Berufe innerhalb des ihm zugewiesenen Pflichtenkreises praktisch zu bethätigen.

Schließen wir hier die Antwort auf eine andere Anklage an. Die Bedeutung der menschlichen Arbeit tritt bei allen höhern Leistungen der Cultur immer mehr zu Tage. Insbesondere die Volkswirtschaft hat ein unzweifelhaftes Interesse daran, daß alles fern gehalten werde, was lähmend auf den Arbeitsgeist, die Arbeitsfreudigkeit, die Arbeitsenergie eines Volkes einwirken kann. Gerade hier nun soll die christliche Lehre angeblich den Culturbestrebungen hindernd in den Weg treten.

---

[1] S. Theol. 2, 2, q. 184, a. 4.

So hat man z. B. in dem vom Christenthum geforderten Gottvertrauen eine Billigung oder wenigstens eine Förderung der menschlichen Trägheit erblickt. Wozu so viel Mühe und Arbeit, da wir ja doch von größerem Werthe sind als die Vögel, für welche von der göttlichen Vorsehung aufs beste gesorgt wird!

Es ist höchst befremdlich, daß die Ankläger nicht sofort den ganz offenkundigen Widerspruch erkannten, in welchem ihre Annahme mit den obersten Grundsätzen der christlichen Sittenlehre steht. Oder wo und wie in aller Welt hätte die christliche Moral zu einem Vertrauen angeleitet und anleiten können, bei welchem der Mensch von Gott die Belohnung einer sündhaften Handlung erwartet? Der Christ hofft auf Gott, er vertraut unerschütterlich auf den Allmächtigen und Allgütigen, dessen Können ebenso unbegrenzt ist wie seine Liebe; er vertraut, daß Gott ihn nicht verlassen werde in guten wie in schlimmen Tagen, daß der Allgütige seine Arbeiten segne, seinem Ringen und Streben den ersehnten Erfolg gewähre; aber er kann nicht Gottes Segen erhoffen für ein Verhalten, von dem er, durch seinen Glauben und durch seine Vernunft belehrt, sicher weiß, daß Gottes Fluch auf ihm ruht.

Oder sollte der katholische Christ nicht wissen, daß die Trägheit Auflehnung ist gegen Gottes Gebot? So weit das Gesetz des Todes sich erstreckt, ebenso weit dehnt das gleichzeitig verkündigte Gesetz der Arbeit seine Herrschaft aus. Niemand ist von ihm befreit. Es verpflichtet alle und jeden zu dauernder, mühevoller Arbeit — im Schweiße ihres Angesichtes, alle Tage ihres Lebens, bis sie in den Staub zurückkehren, von dem sie genommen sind. Und hat das concrete Ideal, das Vorbild des Christenlebens, hat Jesus Christus etwa Trägheit gelehrt, Trägheit geübt? War das Leben der Apostel ein Leben unfruchtbaren Müßigganges? Die Lehre, die an des Christen Ohr tönt, die Beispiele, auf welche man ihn hinweist, alles muntert ihn auf zur Anspannung seiner Kräfte in muthigem Ringen und Streben. Er weiß, daß die Ebenbildlichkeit mit Gott nicht bloß eine Wahrheit des Glaubens, sondern auch eine Forderung zur ethischen Auswirkung dieser Ebenbildlichkeit bedeutet, und der unverfälschte Gottesbegriff lehrt ihn seinen Gott erfassen als das absolute Leben, die höchste, unendlich vollkommene Thätigkeit, als die causa prima bei allem creatürlichen Geschehen. Inmitten des allgemeinen Lebens und Wirkens der Natur kann und darf der Mensch nicht unthätig sein. Wozu hätte ihm denn Gott jene natürlichen Anlagen gegeben, die in sich selbst schon die Noth-

wendigkeit der Arbeit zum Zwecke ihrer Ausbildung und Anwendung erkennen lassen? Warum ließ Gott die Erde nicht alles aus sich hervorbringen, was der Mensch zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens bedarf, wenn er ihm nicht die Arbeit als ein Gesetz der eigenen und der ihn umgebenden äußern Natur hätte auferlegen wollen? Darum sieht denn auch das Christenthum in dem Müßiggange geradezu eine Sünde, einen Mißbrauch der Gaben Gottes, eine Verachtung seines Gesetzes, und das Sprichwort, welches den Müßiggang aller Laster Anfang nennt, ist lediglich der Ausdruck christlicher Lehre.

Wie thöricht ist es also, das christliche Vertrauen als eine Ursache der Trägheit zu bezeichnen, da wahres, echtes Gottvertrauen gerade umgekehrt zu einer Quelle unversieglicher und nie besiegbarer Kraft zur Arbeit auf dem weiten Felde menschlichen Strebens werden muß! „Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Tausenden hat dieses Wort Christi die sorgenschwere Brust erleichtert," sagt Simon Weber[1]. „Tausenden hat ein Blick auf die frohe Blüthenwelt der Gottesflur zu neuem Vertrauen die heiligen Worte in das Gedächtniß zurückgerufen: Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. So reichlich fließt der Trost dieser Gottesworte in das sorgende Herz, daß man gerade aus ihnen den Antrieb zur Arbeitsflucht lesen wollte. Mit größtem Unrecht. Die Vögel, die nicht säen und in die Scheunen sammeln, die Lilien, welche nicht arbeiten und nicht spinnen, sind in diesen Stellen dem Menschen nicht zum Vorbilde seines Verhaltens vor Augen geführt, sondern zum Beweise des göttlichen Waltens. Christus will durch diese Beispiele die Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung in ihrer allumfassenden Größe und unbegrenzten Liebe schildern. Aus dem reichen Maße liebender Fürsorge, welche Gott diesen niedern Lebewesen angedeihen läßt, soll der Hörer erschließen, in welchem Maße Gott sorgend auf das Wohl des Menschen denkt, der in seiner geistigen Hoheit so weit über diese Wesen erhaben ist. Die Beispiele müssen demgemäß ex opposito auf den Menschen angewendet werden. Den Vögeln, die nicht säen, den Lilien, die nicht arbeiten, steht der Mensch gegenüber,

[1] Evangelium und Arbeit (Freiburg 1898) S. 65 f.

der seine Saat auf die Erde streut, der emsig seine Hand und seinen Fuß regt, um sich zu nähren und zu kleiden. Wenn Gott sich jener Wesen huldreich erbarmt, wie viel mehr des Menschen in seinen Mühen! Darum, so lautet die auf den Grund einer vorurtheilsfreien Exegese gebaute Nutzanwendung, arbeite der Mensch mit Fleiß und Eifer. Gottes Auge wacht über dem Werke seiner Hand, und seine Liebe wägt die Mühen seiner Kräfte. . . . Indem Christus den Blick des arbeitenden Menschen zum Himmel lenkt mit Verheißung göttlicher Fürsorge über die Arbeit, versüßt er die Pflicht derselben, befreit den Arbeitsgeist und stärkt die Unternehmungs- und Schaffenslust. Arm und Hand sind die Werkzeuge der Arbeit. Ein froher Muth und ein festes Vertrauen aber sind ihre Seele.“

Wäre der Mensch nur Geist, so würde er sich leichter innerhalb der Schranken einer wohlgeordneten Selbstliebe behaupten können. Aber er ist Leib und Geist. Thierische Triebe bäumen sich auf in ihm gegen die Herrschaft des Geistes und werfen düstere Schatten über das ganze innere und äußere Leben. Es ist vor allem das Erwerbsleben, in welchem rücksichtsloser Egoismus allzu leicht verderblich wird nicht bloß für das Heil der Menschenseele, sondern auch mit Rücksicht auf das Wohl und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft. Es wäre daher zu erwarten gewesen, daß man die Mäßigung des natürlichen Dranges nach Erwerb und Besitz dem Christenthum in Dankbarkeit zur Ehre angerechnet hätte. Weit gefehlt! Das Lob der Armut und der Kampf gegen die Habsucht seitens der christlichen Lehre ist als eine schwere Schädigung des Fortschrittes der Cultur bezeichnet worden, weil hierdurch die Wirksamkeit des unentbehrlichen Erwerbstriebes gehemmt worden sei. Es bedarf indes bloß der nothwendigen Unterscheidungen, um sofort zu erkennen, daß die Lehren der christlichen Kirche, weit entfernt, ein Hinderniß des wahren Culturfortschrittes zu sein, diesen erst recht möglich gemacht und auf das wirksamste gefördert haben.

Wenn nämlich die christliche Lehre die Ungerechtigkeiten im Erwerbsleben, die ungeordnete Anhänglichkeit an Hab und Gut, welche des Himmelreiches vergißt, die Habsucht, jenes unruhige und rücksichtslose Verlangen, immer größere Schätze aufzuhäufen, die Genußsucht, die Hartherzigkeit und Lieblosigkeit in der Verwaltung und Verwendung des irdischen Besitzes auch noch so scharf verurtheilt, wenn sie die Uebernahme der freiwilligen wirklichen Armut durch einzelne von Gottes Gnade Berufene lobt[1], so

[1] Vgl. Alfred Winterstein, Christliche Lehre vom Erdengut (Mainz 1898) S. 33 f. 122 ff. 130. 212 ff. 244 ff.

stellt sie sich damit einem maßvollen und wohlgeordneten, von christlicher Gesinnung getragenen, der Gerechtigkeit und Liebe entsprechenden Streben nach Mehrung des Besitzes durchaus nicht in den Weg. Das Verlangen nach größerem Besitz, im persönlichen Interesse und zum Wohle der Familie, ist dem Menschen zu natürlich, als daß es das Christenthum für nöthig und mit Rücksicht auf seine höhern Zwecke für förderlich hätte erachten müssen, dieses Verlangen seinerseits noch besonders zu stärken. Aber es erkennt seine volle Berechtigung innerhalb der richtigen Schranken an. Ja der hl. Paulus ermuntert die Christen zu werkthätiger Nächstenliebe geradezu dadurch, daß er Gottes besondern Segen nicht nur in geistiger, sondern auch in leiblicher und materieller Beziehung in Aussicht stellt[1].

Wer immer daher seinen Besitz zu wahren strebt aus Beweggründen und in einer Art und Weise, welche vor der Vernunft und dem Gewissen bestehen können, der braucht nicht zu fürchten, mit der christlichen Lehre irgendwie in Conflict zu gerathen. Der Kaufmann, der mit Aufbietung aller Kräfte voranstrebt, der sein Vermögen zu vergrößern, seine und seiner Familie Lebensstellung zu heben und zu sichern sucht; der Fabrikant, welcher seine Etablissements erweitert, den Bedürfnissen der Menschen bessere und leichtere Befriedigung verschafft, zahlreichen Arbeitern das tägliche Brod gewährt, in freigebiger Liebe die Bedürftigen unterstützt, — warum sollten sie nicht alle zu den besten Christen und Katholiken gehören können? Nur das eine wird von ihnen gefordert, daß sie im Erwerb, Besitz und bei der Verwendung der Güter sich nicht bloß von der Begierde, sondern vor allem von der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Liebe leiten lassen.

Es erübrigt schließlich noch eine weitere Anklage, welche gegen die völlig mißverstandene katholische Lehre von nationalökonomischer Seite erhoben wird. In seiner „Geschichte der Nationalökonomie"[2] meint Hugo Eisenhart, die katholische Fassung des christlichen Lehrstoffes sei den wirtschaftlichen Interessen wo möglich noch abgewendeter als der Geist der griechischen Philosophen: „Die sittliche Aufgabe liegt nicht in der Ueberwindung der Welt durch Wachen und Arbeiten, sondern in der Entsagung auf ihre Freuden und in der Flucht vor ihren Versuchungen. Armut, Cölibat und Einsamkeit sind die drei großen überirdischen Tugenden der Heiligen, welche den Himmel erwerben, und für welche der Cleriker dem Volke das Beispiel zu geben hat." Roscher[3] stellte sogar ohne

[1] 2 Kor. 9, 8 ff. [2] 2. Aufl. (Jena) S. 5 f.
[3] Ansichten der Volkswirtschaft I (Leipzig und Heidelberg 1878), 86.

weiteres, bei Gelegenheit einer Beſprechung von Charles Périns Werk über den Reichthum in den chriſtlichen Geſellſchaften, „das katholiſche Entſagungsprincip“ ſchlechthin dem „chriſtlichen Gewiſſen“ gegenüber.

Wir verſpüren keine Luſt, uns hier auf die theologiſch-ascetiſchen Excurſe im übrigen wohlverdienter Nationalökonomen weiter einzulaſſen, als vom volkswirtſchaftlichen Standpunkt aus unerläßlich erſcheint.

Der Nationalökonom tritt mit Recht im Intereſſe des materiellen Fortſchrittes für eine fortſchreitende Entwicklung der Bedürfniſſe ein, welche mit der aufſteigenden Evolution des geſamten wirtſchaftlichen Lebens in Wechſelwirkung ſteht. Verurtheilt aber etwa die katholiſche Lehre jene Entwicklung und Ausdehnung der Bedürfniſſe? Keineswegs. Die Entwicklung der Bedürfniſſe wird von unſerer Ethik als ein in der menſchlichen Natur begründeter Vorzug anerkannt. Wie die chriſtliche Lehre jederzeit den Trieb des Menſchen nach Vervollkommnung ſeiner Geſamtlage als voll berechtigt anerkannt hat, ſo freut ſie ſich insbeſondere auch jeder wahren materiellen Errungenſchaft. Was die Kirche will, iſt ja gerade das eine: daß der Menſch die ſeiner Natur eingeſenkte Ebenbildlichkeit mit Gott in ſeinem Leben, in ſeinem Handeln auswirken möge für die geiſtige wie für die materielle Ordnung. Iſt es aber nicht der materielle Fortſchritt und damit die Entwicklung der Bedürfniſſe und ihrer Befriedigungsmittel, welche zur beſſern Geltendmachung und zum Schutze der Menſchenwürde weſentlich beitragen? Dabei erſcheint es jedoch gerade von eminentem Werthe für das ſociale Leben, wenn die Kirche der Lehre von der Entwicklung der Bedürfniſſe die andere Lehre von der Nothwendigkeit des Opfers, der Entſagung zur Begleiterin gibt. Sie möchte uns warnen vor dem Mißbrauch des in ſich ſo berechtigten Strebens nach Verbeſſerung des phyſiſchen Daſeins, ſie möchte uns ſchützen vor der Sinnlichkeit und Unmäßigkeit, welche ſich nur zu leicht an jenes Streben anſchließen. Kurz, ſie verlangt zwar in keinem Augenblick, daß die Menſchheit bei der gerade gegebenen Quantität von Befriedigungsmitteln Halt mache, aufhöre, weiter zu ſtreben, — was ſie aber auch hier ernſtlichſt fordert, iſt die Mäßigung; was ſie ſtreng verurtheilt, iſt das Uebermaß des Genuſſes, die ungeregelte Entwicklung der menſchlichen Bedürfniſſe. Kann der Nationalökonom hiergegen begründete Einwendungen erheben? Muß ja doch der Volkswirtſchaftslehrer ſelbſt auf Schritt und Tritt die Entſagung und Genügſamkeit predigen, kämpfen gegen Habſucht, Geiz, Verſchwendung, Lüſternheit, Trägheit. Je mehr die Nationalökonomie zu der Erkenntniß gelangen wird, daß nicht das Selbſt-

intereſſe der Individuen, auch nicht das „wohlverſtandene“, den dauernden und allſeitigen Vortheil der Einzelnen wahrende Intereſſe, ſondern vielmehr das materielle Gemeinwohl der Geſamtheit oberſtes Princip, Ziel und Norm der Volkswirtſchaftslehre ſein muß, um ſo mehr wird auch von nationalökonomiſcher Seite dem katholiſchen Entſagungsprincip Verſtändniß und Anerkennung entgegengebracht werden müſſen. Man wird einſehen, daß die chriſtliche Ethik durchaus nicht Entſagung à tout prix fordert, ſondern die Entſagung ſelbſt wieder regelt nach den höhern Zielen des Menſchen und der Menſchheit — die culturellen Ziele und Aufgaben eingeſchloſſen —, und daß ſie der Entſagung als unentbehrliche Begleiterin ſtets und überall die Klugheit zur Seite ſtellt.

Uebrigens hat die Natur dafür geſorgt, daß die Zahl der ſtrengen Asceten nicht Legion wird. Die Furcht, es möchte die Entſagung viel zu wenig geübt werden, dürfte eher berechtigt ſein, als die Angſt, der Katholicismus werde aus der Menſchheit eine Schar von Styliten machen.

Heinrich Peſch S. J.

Die moderne Philoſophie über das jüngſte „Ketzergericht“.

„Das jüngſte Ketzergericht über die moderne Philoſophie“ nennt Profeſſor Paulſen den dritten Band von Willmanns „Geſchichte des Idealismus“[1]. Er ſchreibt: „Ich geſtehe, daß ich nicht ohne ſchmerzliche Enttäuſchung das Werk aus der Hand gelegt habe.“ Und wir müſſen geſtehen, daß Profeſſor Paulſens Entgegnung uns gleicherweiſe eine ſchmerzliche Enttäuſchung bereitete. Denn der erregte Ton der Polemik, der in der Ueberſchrift anklingt und ſich in der Abhandlung ſteigert, muß jeden befremden, der die Werke und die Eigenart des Berliner Gelehrten kennt. Willmanns Urtheil ſei „in dogmatiſcher Auffaſſung vollſtändig gebunden“, „von hiſtoriſcher

[1] Deutſche Rundſchau Bd. 96 (1898), S. 190 ff. Im folgenden nur nach der Seitenzahl citirt.

Würdigung völlig entblößt“ [1]; seine Geschichte der modernen Philosophie enthalte „nichts als Hohn und Schelten, als Anklagen und Verwerfungsurtheile“ [2], „sinke“ zur „Mißhandlung ernsthafter und redlicher Denker“ „herab“ [3]. Zwar habe man „sich gewöhnt“, so wird uns gesagt, „das katholische System als eine Welt für sich außerhalb der wissenschaftlichen Welt gelegen zu betrachten“ — eine in der That sehr liebenswürdige Gewöhnung —, Willmanns Werk scheine aber „den Vertretern der modernen Philosophie“ in gewissem Maße die Pflicht aufzuerlegen, sich dieser Zurückhaltung zu begeben [4]. Denn er ist ein „bekannter Philosoph und Pädagog“, „ein Gelehrter von Ansehen“, „dem es auch an Kenntniß und Geist nicht fehlt“, „ein unabhängiger Mann“ (was zweimal hervorgehoben wird) [5], zu allem „ein Professor an einer deutschen Universität“, der wider die moderne Philosophie aufzutreten wagt und in seinem Buch der „ultramontanen Beredsamkeit“ „ein auserlesenes Rüstzeug“ beistellt [6].

Wenn die Zurückhaltung, die man sich aufzugeben gedrängt fühlt, schon in der Gewohnheit besteht, den Standpunkt des Gegners als einen unwissenschaftlichen zu brandmarken, wessen wird man sich erst zu versehen haben, wenn die Parole lautet: Zu Abwehr und Angriff? Ueber diese Gewohnheit kann eine wissenschaftliche Discussion oder eine in annehmbaren Formen geführte Erörterung nicht hinausgehen. Es ward denn auch nicht darüber hinausgegangen. Das Leitmotiv der Culturkampfmusik, zu der Professor Paulsen sich hat hinreißen lassen, ist das altbekannte: unwissenschaftlicher Standpunkt unfreien, gebundenen Denkens. Paulsen deutet selbst an, es müsse eine ernste Culturgefahr drohend aufsteigen, wenn er sich entschließe, in solchem Streit und in solcher Weise das Wort zu ergreifen: „Ich bin nicht als protestantischer oder nationaler Chauvinist bekannt. Ich bin bereit, alles Gute und Wahre und Tüchtige anzuerkennen. Ich habe harte Worte genug darüber hören müssen, daß ich über die mittelalterliche Philosophie und Bildung oder über die Jesuiten und ihre Moral und Pädagogik allzu günstig urtheile und über den Protestantismus und Humanismus allzu wenig Gutes sage.“ [7] Diese Mittheilung dünkt uns eine merkwürdige Kunde. So gerade heraus ist selten gesagt worden, daß es eine genau abgemessene Dosis des Lobes und des Tadels gibt, von der „freies“ Denken nicht abgehen darf, ohne daß harte Worte laut würden.

[1] Deutsche Rundschau S. 198. [2] Ebd. S. 193.
[3] Ebd. S. 194. [4] Ebd. S. 192. [5] Ebd. S. 192. 197.
[6] Ebd. S. 197. [7] Ebd. S. 202.

Ob im Wiederholungsfall wohl mit Anathemen geblitzt, und wenn nicht offenkundige Zeichen von Reue und Buße und Besserung eintreten, mit Excommunication gedroht wird? Solche „Gebundenheit" durch die öffentliche Meinung und deren Organe scheint uns drückender als die Gebundenheit, welche dem katholischen Forscher angeblich alle Denkfreiheit raubt. Vernunftgründe sagen uns, daß das Lehramt der Kirche beglaubigt ist. Wir kennen dessen Rechtstitel wie dessen fest und klar begrenztes Geltungsgebiet. Die öffentliche Meinung aber, welche Hüterin der denkfreien Lehre sein will, erscheint uns als ein anonymes Ungeheuer, das ein unbegrenztes Geltungsgebiet beansprucht, und dessen Rechtstitel schwer beizubringen sein möchten. Sprechen ihre papierenen Münder harte Worte, so ist das schon schlimm, aber doch nur fernes Grollen. Macht sie völlig mobil, so ist ihr Opfer wie von Furien gepeitscht. Wir denken nun nicht daran, aus dem entgegengesetzten Lager die Projectile harter Worte nach Berlin-Steglitz zu schleudern, am allerwenigsten solche mit irgend einer persönlichen Spitze. Auch meinen wir nicht, daß Professor Willmann der Vertheidigung bedarf, am allerwenigsten, daß wir dazu geeignet wären. Nach Einsichtnahme des vorzüglichen Werkes haben wir offen und ehrlich unsere Ansicht über dasselbe geäußert [1] und es seitdem nur noch höher schätzen gelernt. Allein Professor Paulsens Gravamina fordern zur Erörterung förmlich heraus. Sonderlich Neues hat er nicht gesagt, vielfach sogar erstaunlich Altes. Wenn das, wie wir fürchten, im folgenden auch uns widerfährt, so bitten wir um gleiches Recht für alle. Ein Gelehrter von so viel Geist und so umfassendem Wissen wie Paulsen zieht übrigens jede Discussion in die Tiefe, auch eine solche, die, weil vor weiten Kreisen geführt, auf die ernste Strenge fachwissenschaftlicher Art verzichten muß. Sobald man aber in Fragen der Weltanschauung in die Tiefe geht, kann es nicht ausbleiben, daß die entscheidenden Grundfragen zur Sprache kommen, noch kann man es vermeiden, daß die tiefsten Gegensätze schroff hervortreten.

Im Anschluß an die Anklagen, die wider Professor Willmann erhoben wurden, wollen wir, ohne uns genau an deren Reihenfolge bei Paulsen zu halten, einige dieser Grundfragen im Kampf um die Weltanschauung erörtern. Neben der Abhandlung in der „Deutschen Rundschau" berücksichtigen wir auch Paulsens neues Werk über Kant [2]. Da

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LII, S. 317 ff.; Bd. LIV, S. 563 ff.

[2] Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falckenberg. VII. Immanuel Kant. Stuttgart 1898.

aber Paulsen als Vertreter moderner Philosophie und Weltanschauung aus der gedachten Zurückhaltung heraustrat, muß es gestattet sein, auch solche moderne Philosopheme und Anschauungen zur Beleuchtung der Grundfragen herbeizuziehen, an denen Paulsen wenig Gefallen haben mag.

Zunächst soll uns eine Anklage beschäftigen, die mit großem Nachdruck erhoben wird. Sie betrifft die Beurtheilung Spinozas und Kants durch Willmann, welche Paulsen, gegen seine Gewohnheit in sehr starkem Ausdruck, als gehässig und fanatisch bezeichnet. Indem wir darlegen, warum dieser schwere Vorwurf uns vollkommen ungerechtfertigt erscheint, wird der große Gegensatz zwischen zwei grundverschiedenen Auffassungen der Geschichte der Philosophie zu Tage treten. Die eine, die individualistische Auffassung des Liberalismus, fühlt sich getrieben, jeden Umsturzversuch, solange er nur das Jenseits angeht, interessant zu finden, weil sie, der Denkfreiheit wegen, ihm Berechtigung nicht abzusprechen vermag. Die andere Auffassung läßt sich von socialen Gesichtspunkten leiten, sieht das Wohl und Wehe der Menschheit für die wichtigste Angelegenheit an, behält vor allem im Auge, wohin die führenden Geister geführt und ob sie ihren Anhang nicht etwa bloß angeführt oder verführt haben. Wir werden also zuvörderst die sociale Verantwortung der führenden Geister erörtern.

Eine weitere Anklage lautet auf völlige Verläugnung der Denkfreiheit durch Willmann, dessen dogmatisch gebundene Methode ihn nur Ketzergerichte abzuhalten befähige. Das wird uns Anlaß geben, die Denkfreiheit und die ungebundene Methode zu besprechen.

Unzähligemal sind Wissen und Glauben als unversöhnliche Gegensätze genannt, ihr Kampf als das Ringen des Lichtes mit der Finsterniß geschildert worden. Wissenschaft und Religion behaupten beide, ihnen gehöre der Mensch, und gleich den um das Kind streitenden Müttern traten sie vor manch einen Salomon. Paulsen zufolge hat sich in Kant derjenige gefunden, der für immerwährende Zeiten die Versöhnung von Wissen und Glauben herbeigeführt hat. Wir meinen dem Schiedsspruch dieses „nordischen Salomon“ auch einige Bemerkungen widmen zu sollen.

Willmann hat sich endlich unterfangen, von einer „socialen Decomposition des protestantischen Deutschlands“ zu reden. Dieser Ausdruck kommt in Willmanns Werk gelegentlich und nebenher, unseres Wissens auf nahezu 1000 Seiten einmal vor[1]; in Paulsens Polemik wird er auf einem

[1] Geschichte des Idealismus III, 492.

Dutzend Seiten etwa dreimal wiederholt, nicht ohne Steigerung der Entrüstung und des Mißverständnisses (197. 200. 201). Obgleich Paulsen darin eine Art Reichslästerung zu sehen geneigt scheint, die nicht im geringsten darin liegt, so wird doch der Urheber der frevelhaften Aeußerung für diesesmal noch nicht des „sacrilegium" oder des „crimen maiestatis" beschuldigt, wohl aber freiwilliger Blindheit bezichtigt („man muß wirklich beide Augen vor der Wahrheit verschließen" [1]) und zu Schweigen nebst Schamröthe verurtheilt („der bloße Hinweis auf Spanien sollte genügen, um den Ankläger schamroth verstummen zu machen" [2]). Paulsen zückt zum Schlusse das furchtbare Schlachtschwert populärer Polemik. Mit dem beliebten Schlagwort von der immer ansteigenden Culturüberlegenheit des Protestantismus meint er die Walstatt siegreich zu behaupten. Wenn doch wenigstens in gelehrten protestantischen Kreisen daran keine Zweifel laut würden! Aber erst vor anderthalb Jahren schrieb ein hervorragender protestantischer Gelehrter [3]: „Es ist ganz unverkennbar, daß wir im politischen wie im geistigen Niedergang begriffen sind." Und die Seeschlacht von S. Jago wird hierin wohl keine entscheidende Wendung gebracht haben. Dennoch dürfte es nicht überflüssig sein, auch von der „socialen Decomposition" und der „culturellen Ueberlegenheit" des Protestantismus ein Wort zu sagen.

Für heute werden wir uns darauf beschränken, den an erster Stelle genannten Punkt, die sociale Verantwortung der führenden Geister, etwas genauer ins Auge zu fassen.

Es hat fast den Anschein, als ob Paulsen sich durch Willmanns scharfe Urtheile über Spinoza und Kant, wie auch durch das Fehlen aller „Worte der Anerkennung" persönlich verletzt gefühlt hätte — so peinlich und erregt sind manche seiner Sätze [4]. Sein Unmuth condensirt sich zu dem Vorwurf, „Fanatismus des Hasses" spreche aus den betreffenden Stellen der „Geschichte des Idealismus" [5]. Unseres Erachtens dagegen spricht auch aus den gemeinten Ausführungen Willmanns seine edle Humanität und Menschenliebe. Wir können die Aufgabe des Geschichtschreibers der Philosophie unmöglich darin sehen, daß ein Forscher gewissermaßen Cercle hält, unter

[1] Deutsche Rundschau S. 201. [2] Ebd.

[3] H. Gelzer in der Deutschen Revue (Juni 1897) XXII, 2, 330.

[4] Z. B.: „Ich meine, nicht die Ehre Kants ist es, die hierbei leidet, sondern die Ehre dessen, der sich so an ihm vergeht." Deutsche Rundschau S. 197.

[5] Ebd. S. 194.

den versammelten Geistern der Vorzeit von einem zum andern geht, um allenthalben und unentwegt höfliche „Worte der Anerkennung“ zu sagen. Wenn ein Historiker sich zudem das, was Paulsen „historische“ Methode nennt, angeeignet hat, wenn er in allen Systemen nur „nothwendige Schöpfungen“ sieht, die der einzelne Philosoph „in solcher religiöser und politischer Lebensumgebung hervorbringen“ mußte“ [1], so dürfte es ihm sehr beschwerlich werden, in seine Verbindlichkeiten einige Abwechslung zu bringen. Denn einem jeden Philosophen wird er dann nur dazu seine ergebenste Hochachtung auszudrücken in der Lage sein, daß der Betreffende sich vom Milieu gebären ließ, und lediglich Glückwünsche zu günstiger politischer oder Condolenzen betreffs ungünstiger religiöser Lebensumgebung könnten über das Einerlei hinweghelfen.

Wir haben auch unsere Milieu-Theorie. Wir wissen, daß Herkunft und Erziehung, Bildungsgang und sociale Stellung, Umgebung und öffentliche Meinung, der Lebensgang mit seinen Erfolgen oder Enttäuschungen sehr vieles zu erklären vermögen und entlastend auf die Verantwortung einwirken, worüber wir uns zu freuen stets bereit sind. Das Wort „tout comprendre c'est tout pardonner“ dünkte uns stets so schön und so tief, insbesondere so geeignet, die Barmherzigkeit Gottes zu erklären, welcher ja das höchste „tout comprendre“ in der Allwissenheit zur Seite geht, daß wir stets geneigt waren, zu wünschen, es möchte einen Augustinus zum Autor haben und nicht bloß eine Frau von Staël.

Trotz alledem sind wir doch zu einer Art von „vornehmer Weitherzigkeit“ schlechthin unfähig; unfähig, sie zu üben und sie zu billigen.

Probleme nämlich, welche ganz erfüllt sind von schicksalschweren Entscheidungen, Ideen und Grundsätzen, in deren logischen Consequenzen, moralischen Fernwirkungen und socialen Massenwirkungen wir die wahrhaft unendliche Tragik von verunglückten Menschenleben in unbegrenzter Zahl sehen, voraussehen oder erfüllt sehen, die können wir nie und nimmer mit Spinoza und Paulsen in kühlem Gleichmuth, ohne jeden Versuch der Abwehr, betrachten, bewerthen und behandeln, als wären sie „mathematische Figuren“ oder physikalische Experimente [2]. Dazu ist uns Menschenleben und Menschenglück doch eine zu heilige Sache, die Aufgabe jedes Lehrers, bestimmend darin einzugreifen, ein zu verantwortungsvolles Amt. Wir erinnern uns, vor einigen Jahren in einer panegyrischen Schrift auf Vol-

[1] Deutsche Rundschau S. 190. 191. [2] Ebd. S. 195.

taire geleistet zu haben, wenn Voltaire der größte Straßenräuber gewesen wäre, so hätte er nicht heftiger angefeindet werden können, als dieses geschehen ist. Darauf ist zu entgegnen: Wenn Voltaire **bloß** der größte Straßenräuber gewesen wäre, so möchte die Polemik wider ihn nicht nur überflüssig sein, sondern auch das gerechte Maß weit überschritten haben. Weil er aber das Geistesleben von Generationen verseucht und vergiftet hat, ist seine Verantwortung in der Geschichte des geistigen Lebens, seine soziale Verantwortung eine ungemein größere als die des größten Straßenräubers.

Alles Lehren und Schreiben, zumal wo es sich um praktische Wahrheiten handelt, gilt uns als soziale Function, zumeist und zuhöchst in allem, was die Weltanschauung angeht.

Von der Weltanschauung des Einzelnen wird das individuelle Leben nach Richtung, Verlauf, Gehalt und Ergebniß bestimmt, von der Weltanschauung, die als öffentliche Meinung herrscht, das soziale Leben. Die Weltanschauung ist nun im Grunde doch nichts anderes als Religion oder Religionslosigkeit. Und deshalb ist jede Weltanschauung, bestehe sie auch ausschließlich aus Leugnungen, Ausgangspunkt von notwendigen Consequenzen, welche die individuelle Moral wie die socialpolitische Ordnung durchdringen und gestalten. Deshalb sind ferner diese Consequenzen nicht bloß ein Problem für die Richtigkeit des Ausgangspunktes, nämlich der Grundprincipien, sondern sie kennzeichnen auch die Verantwortung, welche der Urheber und die Verbreiter jeder Weltanschauung zu tragen haben. Wir sprechen hier nicht von der Verantwortung vor Gott, sondern von der sozialen Verantwortung vor der Menschheit, der der Einzelne angehört.

[illegible]

lauf und Schickſal, d. h. wider alle Conſequenz und Logik, ins Daſein getreten. Aber ſo wenig Zufälle etwas beweiſen, ſo wenig regelt ſich nach Ausnahmen von der Regel das ſociale Leben. Auf die Dauer und in den weiten Schülerkreiſen, die immerfort größere Peripherien ziehen, wird die unerbittliche Macht der Logik ſich Geltung verſchaffen, beſonders wenn ſie mit menſchlichen Leidenſchaften verbündet iſt.

Wer in Sachen der Weltanſchauung durch Wort oder Schrift als Lehrer auftrat und die öffentliche Meinung wirkſam zu beeinfluſſen vermochte, hat einen Samen ausgeſtreut, der Boden fand und gediehen iſt. Immer wieder erneut ſich der Same; an einmalige Ausſaat ſchließt ſich eine endloſe Fernwirkung an. Die ſociale Fernwirkung und Maſſenwirkung, die ein führender Geiſt durch die Jahrhunderte ausübt, iſt als die ſociale Verantwortung, die er trägt, anzuſehen und nach Maßgabe der Conſequenzen, die ſich aus ſeinen Ideen und Grundſätzen ergeben, einzuſchätzen. Für den individualiſtiſchen, antiſocialen Zug der modern-liberalen Philoſophie iſt es äußerſt bezeichnend, daß ſie, die ein einziger Hymnus auf die Denkfreiheit der Denker und die Lehrfreiheit der Hochſchullehrer war, für die ſociale Function und Verantwortung alles Schreibens und Lehrens wenig Verſtändniß bekundete.

Spinoza hat wie wenige vor ihm für den Atheismus Schule gemacht. Immer weitere Kreiſe zog im geiſtigen Leben der Bann ſeines Einfluſſes. Wenn nun ſelbſt eine Fülle von Geiſt ſich daneben in ſeinem Syſteme fände, ſo würde das Gewicht ſeiner ſocialen Verantwortung dadurch nicht um ein Milligramm geringer, im Gegentheil ſogar um vieles ſchwerer. Und wenn ſein Leben tadellos geweſen iſt, ſo kann auch das ihn nicht entlaſten.

Einer der anſtößigſten Dichter der Renaiſſance, Beccadelli, gab zu, daß ſeine Gedichte ſchamlos ſeien, behauptete aber, ſein Leben ſei makellos. Wird eine Feuersbrunſt dadurch gelöſcht, daß, der ſie entzündet hat, daraufhin ein Bad nimmt? Wird ein Anſteckungsherd dadurch zu einem Vergnügungsort oder gar einem Geſundbrunnen, daß derjenige, der die Seuche eingeſchleppt hat, nicht von ihr ergriffen wurde oder ihr nicht erlag? Willmann macht die treffende Bemerkung, daß die „aufdringlichen Verſicherungen“ der Verehrer Spinozas, „ſein Privatleben“ ſei „tadellos geweſen“, das „richtige Gefühl“ verrathen, wir dürften „bei ſeiner Verbrechermoral auch ein ſchändliches Leben erwarten“. „Es mag ſein,“ ſo wird hinzugefügt, „daß er nicht gelebt hat, wie er lehrte, aber darin zeigt

ſich ſein Gegenſatz zum Weiſen: dieſer lebt, was er lehrt . . .“[1] Damit iſt geſagt, daß *auch die Verehrer Spinozas zuzugeben* ſcheinen, das tadelloſe Privatleben ſei eine Inconſequenz, und als ſolche beweiſe ſie nichts zu Gunſten ſeiner „Ethik“. Dieſe, wie uns dünkt, unanfechtbare Bemerkung hat Prof. Paulſen in große Erregung gebracht. Und zwar iſt es nicht der Vorwurf der „Verbrechermoral“, der den Sturm entfeſſelt, ſondern daß die beweiſende Kraft des Privatlebens abgelehnt wird. Nur um Baruchs Tugendbeiſpiels willen bleibt Willmann erſpart, „jedes harte Scheltwort“ über ſich ergehen laſſen zu müſſen, das er doch „verdient“[2]. Nach Spinozas Recepten wird er als „mathematiſche Figur“ betrachtet, woraufhin ſich allgemach Kühle bis ans Herz verbreiten ſoll, wovon aber im folgenden bei Paulſen nicht ſo gar viel zu verſpüren iſt. Paulſen ſcheint die beregte Stelle ſo aufgefaßt zu haben, als bedauerte Willmann, daß Spinoza kein Verbrecher war, und als inſinuirte er: „Vielleicht hat er die Sache nur ſchlau zu verbergen gewußt.“[3] Das ſind Mißverſtändniſſe, die allerdings „ſchmerzliches“ Erſtaunen veranlaſſen können, und wider die keine ehrliche Ausſprache mehr ſicher iſt.

Was Kant betrifft, kämpft Paulſen pro aris et focis. In der Kant-Biographie erklärt er deſſen Syſtem für die „bleibende Grundlage der Philoſophie“[4]. 370 Seiten früher ſchreibt Paulſen wider Willmanns Auffaſſung der philosophia perennis, es ſei „fraglich, ob Perennität überhaupt für die Philoſophie ein Ruhm ſei“[5]. Willmann verſteht unter Perennität ein ſtetes Fortbauen auf bleibenden Grundlagen, nichts anderes. Iſt jene Perennität der Philoſophie, die nach Paulſen mit Kant beginnt, auch ein „fraglicher Ruhm“?

Paulſen verweiſt in der „Deutſchen Rundſchau“ auf ſeine jüngſt erſchienene Kant-Biographie und verſichert[6], er hätte ſie auch Kantius platonizans überſchreiben können. Danach müßte Kant freilich in der „Geſchichte des Idealismus“ in die erſte Rangklaſſe befördert werden. Allein davon abgeſehen, was der Alte von Königsberg ſelbſt zu dieſer Ueberſchrift ſeines Lebenswerkes geſagt hätte, die Geſchichte der Philoſophie hat nicht die Aufgabe einer Rettungsgeſellſchaft. Es kommt immer wieder auf die Quinteſſenz des Syſtems, auf die Weltanſchauung an und auf

---

[1] Geſchichte des Idealismus III, 311.
[2] Deutſche Rundſchau S. 195. [3] Ebd. S. 194.
[4] Immanuel Kant (1898) S. 381; vgl. S. 338. [5] Ebd. S. 11.
[6] Deutſche Rundſchau S. 198.

deren ſociale Fern- und Maſſenwirkungen. Wie hat nun Kant auf das 19. Jahrhundert eingewirkt, als Kantius platonizans oder hauptſächlich als der „Zermalmer“ der Beweiſe für das Daſein Gottes? Wenn man in der Gemeinde der Freidenker Umfrage hielte, um zu erfahren, was ſie von Kant halten und wiſſen, was käme da zum Vorſchein, ein Kantius platonizans oder ein Immanuel, welcher der Zeichnung, die Heine von ihm entwarf, weit ähnlicher ſähe als dem göttlichen Plato? Als Zertrümmerer der Religionsreſte hat Kant auf unſer Jahrhundert eingewirkt. Weder mit dem Leim der Poſtulate noch mit dem Kleiſter der praktiſchen Vernunft vermochte er aus den Scherben hinterher etwas Haltbares herzuſtellen.

„Nach mehrmaligem Durchſtudiren des Kantſchen Hauptbuches glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen“ die „beſtehenden Beweiſe für das Daſein Gottes überall hervorlauſcht“, meint Heine[1]. Für ihn iſt Kant lediglich der „Scharfrichter“ des Gottesglaubens. Mit der „Kritik der reinen Vernunft“ ſei die Ueberzeugung vom Daſein Gottes in Deutſchland „hingerichtet“ worden. Das wird mit vielen, zum großen Theil blasphemiſchen „Witzen“ verbrämt. Kant habe es erreicht, daß „der Oberherr der Welt unbewieſen in ſeinem Blute ſchwimmt“. Aber der Diener des Philoſophen, „der alte Lampe“, ſteht dabei „mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſicht . . .“ Kant erbarmt ſich ſeiner: „der alte Lampe muß einen Gott haben“, „deshalb möge die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen“. Heine frägt dann noch, ob dieſer philanthropiſche Rückzug — dieſe „Reſurrection“ iſt Heines Ausdruck — bloß um Lampes willen oder auch der Polizei wegen vorgenommen wurde[2]. Der jüdiſche Scharfſinn dürfte ſehr richtig herausgefühlt haben, welcher Theil von Kants Lebenswerk beſtimmt war, die öffentliche Meinung zu beeinfluſſen, und er hat das Seinige dazu gethan, um dieſes edle Beginnen zu fördern.

Von der Ausſaat der ſämtlichen Werke Kants fiel überaus vieles auf ſteinigen Boden und vegetirte dürftig weiter; vieles wucherte üppig in den Treibhäuſern der Fachforſchung, von der Kunſtgärtnerei philologiſcher Methode gehütet und gepflegt, die eine ſtaunenswerthe Fülle von Varietäten aus demſelben Samen zog. Was aber auf die Weltanſchauung der „Gebildeten“ beſtimmend einwirkte, war vornehmlich doch die Zertrümmerung der Religionsreſte. Und das brachte tauſendfach neue Ausſaat.

---

[1] Werke. Karpeles V, 105. [2] Ebd. S. 107. 108.

Oder wird man uns sagen, Heines „Caricatur" habe nichts zu bedeuten, sei „jüdischer Radicalismus" von einst, dem seither streitbarer Antisemitismus, namentlich der Heinrich von Treitschkes, so völlig den Garaus machte, daß die Spree nicht Jordanwasser genug hatte, und ganz Israel im „platonischen" Idealismus, den Paulsen aus Kantschem Samen gezogen, sein Heil zu finden bereit ist? Mag sein, wenn er „platonisch" genug ist.

In der Welt der Denkfreien wird, so dürfen wir wohl annehmen, David Friedrich Strauß noch Trumpf sein. Im Augenblick, wo wir dieses schreiben, geht uns die buchhändlerische Anzeige einer Ausgabe seiner Werke zu. In der beigelegten Reclame heißt es von Straußens schriftstellerischer Thätigkeit, sie sei „eine welthistorische That gewesen, die nur mit dem Auftreten Martin Luthers in Vergleich gestellt werden kann", „der Wendepunkt auf der Bahn der Befreiung des deutschen Geistes von dem Druck einer wundergläubigen Kirche", insonderheit sein Leben Jesu „das Testament und die Rüstkammer der freien Geister gegenüber dem nie rastenden Eroberungskampf der alten Kirche . . ." Mit Vergnügen geben wir zu, daß „das Testament der freien Geister" eine geistesfreie Wendung ist, aber die hohen Zahlen der Auflagen fallen doch auch ins Gewicht. Straußens Auffassung berührt sich nun mit der H. Heines in auffallender Weise. Auch die blasphemischen Witze fehlen nicht. Daß sie einen Stich ins Philiströse haben, erklären Herkunft und Milieu. Auch für Strauß ist Kants Hauptverdienst, daß er die Beweise für das Dasein Gottes „kritisch aufgelöst" habe, und zugleich wird bemerkt, an einer „leeren Stelle des Systems" sei Gott eine „aushelfende Rolle" angewiesen worden, „gleichsam ein Ausdingstübchen, worin der . . . übrigens zur Ruhe gesetzte Gott noch anständig untergebracht und beschäftigt werden soll" [1].

Auch Friedrich Albert Lange ist unter Freidenkern noch eine geschätzte Größe. Die einzigen philosophischen Systeme, so sagt er uns, zu denen Kant sich nicht ablehnend verhielt, seien der Materialismus und der Skepticismus gewesen. Und zudem schreibt er: „Ein voreiliger Recensent hatte in Kants ‚Kritik der reinen Vernunft' ‚höhern Idealismus' gefunden. Dies mochte Kant ungefähr vorkommen, als ob man ihm ‚höhern Blödsinn' vorgeworfen hätte." [2]

Und nun muß unser Blick auch noch auf ein Zeitungsblatt fallen, in welchem die „öffentliche Meinung" mit Entzücken constatirt, daß das moderne Conversationslexikon in den Kreisen von Bildung und Besitz als Haus-

[1] Der alte und der neue Glaube (3. Aufl., 1872) — die letzte Auflage ist uns nicht zur Hand — S. 119 und 118.

[2] Geschichte des Materialismus II (3. Aufl., 1877), 10.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

buch längſt an die Stelle der Bibel getreten ſei. Man ſchlage aber doch etwa Meyers Converſationslexikon unter „Gott“ oder „Kant“ nach, [illegible] wird der „Zermalmer“ der Gottesbeweiſe auf der Oberfläche ſchwimmen. Unter ſolchen Umſtänden dürfte Kantius *platonizans* ſchon einen vorzüglichen Schwimmgürtel brauchen, wenn anders er nicht unterſinken ſoll.

Man wird uns doch wohl nicht abermals einwenden wollen, es ſei höchſt unwiſſenſchaftlich, Converſationslexika und Journale zu citiren. Wer die Geſchichte des 19. Jahrhunderts vom ſocialen Standpunkt aus würdigen will, darf kein Bedenken tragen, auch die gedachten „Hausbücher“ und alten Zeitungen zu „ſtudiren“, wozu freilich ein beinahe unſtillbarer Wiſſensdurſt gehört.

Willmann hat an einen Ausſpruch eines der hervorragendſten unter den Kantianern erinnert und daran einige Bemerkungen angeſchloſſen, in denen ſeine Auffaſſung von der ſocialen Verantwortung der führenden Geiſter zu ſchönem Ausdruck kommt. „Roſenkranz iſt auch in dieſem Punkte offenherzig und geſteht die völlige Nichtigkeit der Poſtulate Kants.“ Roſenkranz ſchreibt: „Das Schiff“ von Kants „gediegener Vernunft zerſchellt an dem Diamantfelſen ſeines Verſtandes, und man hatte Mühe, die umtreibenden Trümmer des Wracks durch die Netze der Ideale und Haken der Poſtulate nothdürftig zuſammenzubringen.“ Hier fügt Willmann hinzu: „Was da auf den Trümmern treibt, ſind aber die Wahrheiten, von denen der Menſchengeiſt lebt, die Güter, zu deren Hut die Weiſen mitberufen ſind. Tauſende, die der Geiſtesſtrömung, in der Kant Führer iſt, verfallen ſind, haben Schiffbruch an Glauben und Hoffen gelitten, und auch die Haken und Netze weggeworfen, die ja kaum ausreichen, des Piloten Trümmer zu bergen; zu dem Verluſt des Friedens, an dem ſie krankten, bedurfte es nicht jener unglücklichen Verbindung von Vernunftgediegenheit mit Verſtandeshärte.“ [1]

Wer auf den Höhen des Denkens das Wohl und Wehe der Menſchheit im Auge behält, wer ſich ſtets bewußt bleibt, alles Forſchen erhalte erſt dadurch beſondere Weihe, daß es ein ſocialer Dienſt iſt, der hat ſein Geiſtesleben nach jener Philanthropie und Humanität geregelt und gebildet, von welcher der Apoſtel ſpricht, nach der „humanitas . . . Salvatoris nostri“, der „*φιλανθρωπία . . . τοῦ σωτῆρος ἡμῶν*“.

[1] Geſchichte des Idealismus III, 487.

N. v. Noſtitz-Rieneck S. J.

Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus.

Das erste Haupt der anarchistischen Revolutionspartei, der Russe Michail Bakunin, erklärt in der fragmentarischen Schrift „Dieu et l'État", die Menschheit müsse drei Stufen durchlaufen, um zur Höhe der Humanität zu gelangen. Auf der ersten herrsche, wie einst beim affenähnlichen Menschen, noch das Thierische vor, das sei die Zeit der Social- und Privat-Oekonomie; auf der zweiten siege der Gedanke, das sei die Periode der Wissenschaft; die dritte Stufe aber sei die der Empörung, und hier stehe man an der Schwelle zur Freiheit.

Die Schüler haben den Meister wohl verstanden. Ein ganzes Heer von Menschen ward ergriffen und durchdrungen vom Gedanken, daß sie unter dem Zeichen der Empörung ständen. Sie sehen in der Empörung gegen jede Art von Autorität ihre Lebensaufgabe, ihr einziges Ideal. Das ist gewiß eine sonderbare Erscheinung unserer Zeit; auch ein Culturproblem. So ist es denn nicht zu verwundern, daß man allenthalben an die Erforschung dieser Bewegung mit Eifer herantritt, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre philosophischen Grundlagen aufzudecken sucht — eine lehrreiche Aufgabe, wenn sie nur sachlich und unparteiisch gelöst wird. Das ist leider nicht immer der Fall. Gerade in jüngster Zeit gewöhnte man sich vielfach an eine recht oberflächliche Beurtheilung des Anarchismus. Man begnügte sich z. B., die romanischen Völker als Züchter des Anarchismus hinzustellen. Mit der Wissenschaft hat diese unbewiesene Behauptung nichts zu thun; sie erregt aber immerhin das historische Interesse. Man möchte die Wahrheit aus dieser Anklage herausschälen und damit einen wichtigen Abschnitt der Culturgeschichte klarlegen.

Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus werden am besten den Antheil der einzelnen Völker aufdecken und einige bewegende Ideen des Umsturzes erkennen lassen. Die Frage ist allerdings weit verzweigt und verwickelt; so wird sich denn unsere Darstellung diesmal auf die geschichtliche Seite beschränken müssen; auch so können nur die Hauptpunkte hervorgehoben werden. Die Weltanschauung der Anarchisten soll später erörtert werden; dabei wird sich auch die Gelegenheit bieten, die anarchistischen Theorien einer Kritik zu unterziehen.

Zunächst ein Wort über einige Vorarbeiten. Sie sind auf viele Werke, Broschüren, Zeitungs- und Zeitschriften-Artikel vertheilt und lassen noch eine große Zahl ungelöster Schwierigkeiten übrig. Im Jahre 1895 bot E. V. Zenker eine zusammenfassende Darstellung in seinem Buche „Der Anarchismus", das auch von einer gründlichen Kenntniß der neuern Anarchisten-Schriftsteller zeugt; die Geschichte der Genesis der Bewegung ergänzte er im Jahre 1898 durch drei Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 20., 21. und 22. September. Doch ist auch hier das Geschichtliche, sobald es über die ersten Anfänge hinausgeht, recht unvollständig; nur die Genesis ist genau und allseitig beleuchtet, bietet aber kaum Neues [1].

Wir werden die bisherigen Darstellungen in einigen Punkten ergänzen, ohne jedoch etwas Abschließendes bieten zu können.

Im Jahre 1867 hatte sich zu Bern eine Ligue de la paix et de la liberté gebildet. Hier mag man mit Zenker die Geschichte des Actions-Anarchismus anfangen lassen. Nicht als ob diese Verbindung klare Umsturzpläne gehegt; man hat sie nicht übel „confus aber radical" genannt. Auch entwickelte sie sich nicht organisch zur festen anarchistischen Partei; diese entstand im Gegentheil dadurch, daß sich die radicalste Minorität von der gemäßigten großen Majorität trennen mußte; die Liga vertrat aber Principien, welche dem ersten Anarchistenhaupt Bakunin zu einer Führerrolle in ihr verhalfen, und schuf so diesem russischen Revolutionär einen festen Standpunkt für seine Agitationen. Alle diese Gründe mögen wohl Zenker bestimmt haben, die Anarchistenchronik hier zu beginnen. Spruchreif ist die Sache nicht. Wenn einmal Bakunins Leben ganz klar vor-

[1] Leider tritt das Verhältniß des Verfassers zu seinen Quellen nicht immer klar hervor. So ist es z. B. räthselhaft, wie Zenker in der Einleitung schreiben konnte: „So ziemlich die einzige Arbeit, welche wissenschaftlich brauchbar genannt werden kann, ist der kurze Artikel ‚Anarchismus' im ‚Handwörterbuch der Staatswissenschaften' aus der Feder des Professors Georg Adler." Von den Quellenwerken redet doch hier Zenker offenbar nicht. Aber man findet doch auch gelegentlich viele werthvolle Einzelheiten bei Jäger, Winterer, Rud. Meyer, Soderini, Deschamps, dem Socialisten Benoît Malon u. a. Auch Lavelaye darf man nicht so scharf abweisen. Nach Zenker soll er nicht einmal Proudhon, nur Bakunin kennen; und doch führt Lavelaye in einem Artikel der „Revue des deux mondes" vom Juni 1880 Bakunins Lehren ausdrücklich auf Proudhon zurück. Ferner scheint uns die Kritik des Anarchismus bei Zenker zum Theil wissenschaftlich unhaltbar, wie wir ein andermal nachweisen werden. Auch rückt der Verfasser öfters seine ungläubige, mechanische Weltanschauung ostentativ in den Vordergrund.

liegt, wird man entscheiden können. — Wir möchten mit der Bewegung früher einsetzen, und zwar mit der Gründung der „Alliance der socialen Democratie" aus dem Jahre 1864 in Italien.

Wir stützen uns auf einen Brief Bakunins an Herzen und Ogarjow vom 19. Juli 1866 aus Ischia[1], auf das französische Fragment Bakunins über Mazzini und die Internationale, und das Vorwort De Gubernatis' zu seinem großen Werk „Dizionario biografico delli scrittori contemporanei". In allen diesen Schriften spielen freilich die Verfasser den Cicero pro domo und sind daher mit Vorsicht zu benutzen. Bevor wir die Sache berühren, müssen wir zunächst ein Wörtchen über Michail Alexandrowitsch Bakunin sagen.

Dieser Mann ward geboren 1814 im Bezirk Torschok des russischen Gouvernements Twer. Er war von Adel und begütert. Seine revolutionären Umtriebe in Oesterreich und Deutschland brachten ihm schon 1849 Kerkerstrafe ein; nur durch Gnade entging er dem Tode. Nach Rußland ausgeliefert, saß er in Schlüsselburg und ward dann nach Sibirien verbannt. Er entfloh, kam über Japan und Nord-Amerika nach London und betrieb mit Feuereifer einen russisch-polnischen Aufstand. Seit 1864 weilte er, Verschwörungen anzettelnd, in Italien.

Hier setzt unsere Darstellung ein.

Im erwähnten Briefe schreibt Bakunin: „Ihr habt mir meine Unthätigkeit zu einer Zeit vorgeworfen, wo ich thätiger als je war; ich spreche nämlich von den letzten drei Jahren. Meine ausschließliche Thätigkeit bestand in der Gründung und Organisation einer internationalen, revolutionär-socialistischen, geheimen Gesellschaft." Hierauf bemerkt er, daß er ihnen das Programm schicke, und fügt hinzu: „Ihr werdet viele überflüssige Einzelheiten finden, aber bedenkt, daß ich unter Italienern schrieb, denen, ach! die socialen Ideen fast ganz unbekannt waren. Einen besondern Kampf hatte ich mit den sogenannten nationalen Leidenschaften und Ideen, mit der von Mazzini und Garibaldi sehr stark angefachten abscheulichsten patriotischen Bourgeoisie-Rhetorik zu bestehen. Nach schwerer dreijähriger Arbeit erreichte ich positive Resultate. Wir besitzen Freunde in Schweden, in Norwegen und Dänemark, auch in England, Belgien, Frankreich,

[1] Michail Bakunins Social-politischer Briefwechsel mit Alex. Iw. Herzen und Ogarjow ꝛc. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Professor Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Professor Dr. B. Minzès. Brief 41.

Spanien, Italien; es sind Polen darunter und sogar mehrere Russen. In Süditalien ist der größte Theil der Mazzinischen Organisationen, die Phalanx sacra, in unsere Hände übergegangen."

Das Programm und die Statuten, von denen er spricht, sind zweifellos identisch mit den unter Nr. VII als Anhang zum Briefwechsel Bakunins veröffentlichten und wurden das Gesetzbuch der später in der Schweiz gegründeten anarchistischen Allianzen.

Aus den Schriften Bakunins über Mazzini und die Internationale scheint sich zu ergeben, daß er selbst den in Italien geschaffenen ersten und zweiten Bund für die Vorläufer der andern hielt.

Nun erzählt zwar De Gubernatis, anfänglich ein Anhänger des Geheimbundes, er habe bei Bakunin die Auflösung der Gesellschaft betrieben. Sie mag ja auch unter einer Form aufgelöst worden sein, jedenfalls gründete aber Bakunin schon 1865 einen neuen geheimen Bund; dieser hatte trotz seines Namens mit der Internationale nichts zu schaffen. Durch diese Verwechslung hat Laveleye in seinem Artikel über Bakunin in der „Revue des deux mondes" vom Juni 1880 eine große Verwirrung angerichtet, die freilich vor 18 Jahren, bei so schwer zugänglichen Quellen, sehr verzeihlich war. Bakunin selbst glaubte jedenfalls an eine Continuität des ersten Bundes; denn obiger Brief ist erst aus dem Jahre 1866.

Das Programm der Gesellschaft faßt Malon in einem Artikel „L'Internationale", den er unter dem 15. Februar 1884 in der „Nouvelle Revue" herausgab, in einer kurzen Formel zusammen und bemerkt ganz richtig: „Das war die Formel dessen, was später zum Anarchismus wurde." Dasselbe ergibt sich aus der russischen Schrift „Die historische Entwicklung der Internationale". In den Briefen Bakunins findet sich keinerlei Andeutung, daß er bei seiner Abreise in die Schweiz sein altes Werk aufgegeben und ein neues angefangen hätte. Es ist somit ziemlich sicher, daß die anarchistische Bewegung in Italien nach dem Jahre 1870 eine einfache, wenn auch vielleicht nicht ganz ununterbrochene Fortsetzung der Allianz vom Jahre 1864 war.

Sehr schwer ist es, die Zustände in Spanien in ein richtiges Licht zu setzen. Alles in allem betrachtet, scheint die erste Propaganda Bakunins vor dem Jahre 1867 nur die Einführung der Internationale im Jahre 1868 vorbereitet zu haben. Die Zunahme des Anarchismus ist hier aber wohl in Verbindung zu bringen mit den Einflüssen der Jura-Föderation seit dem Jahre 1871.

Immerhin ist auch dieser Theil der Frage noch nicht geklärt, und man muß die Veröffentlichung weiterer Documente abwarten, zumal Bakunins Correspondenz mit spanischen Revolutionären. Vielleicht bieten die Artikel Manuel Gil Mestres in der „Revista Contemporanea“ 1897 etwas Neues; sie waren mir nicht zugänglich.

Kehren wir jetzt zur Berner Friedens-Liga zurück. Um ihre Ziele zu verstehen, muß man sich an den Amerikaner Elihu Burritt, den Grobschmied und das Sprachgenie, erinnern, der seit 1840 Europa bereiste, um für eine allgemeine Friedenspolitik zu werben. Von 1850 an waren Friedenscongresse in seinem Geiste Mode.

Hierzu gesellte sich die Idee einer allgemeinen republikanischen Allianz, deren Bedeutung Zenker entgangen zu sein scheint. Schon im Jahre 1792 hatte der Abgeordnete Milhaud im Jakobiner-Club von einer solchen Convention universelle geträumt. Auch bei Fourier und seinen Schülern findet man den Gedanken. Bakunin spricht im Aufruf an die Slawen 1848 mit Begeisterung von der allgemeinen Föderation der europäischen Republiken. Garrido schreibt in Spanien 1855 seine „Republica democratico-federal universal“. Mazzini ereifert sich für den Gedanken der Weltrepublik. Bei ihm ist es die A. R. U., Alleanza republicana universale, die er zu gründen sucht. Diese Idee dictirte das Programm, welches im Januar 1867 in New York verbreitet wurde. In Italien fand sie viel Anklang. In der „Gazette du Midi“ vom 1. August 1868 finden wir den italienischen Aufruf zu der allgemeinen republikanischen Vereinigung. Seit Jahren hatten schon Versammlungen in diesem Sinne getagt. Die Liga zu Bern und ihr Blatt „Les États unis de l'Europe“ muß von solchen Gedanken beeinflußt gewesen sein. In diesem Augenblick erschien Bakunin in Bern. Seine Pläne waren radical genug. Jede Centralisation, religiöse und politische, hielt er für unvereinbar mit der Freiheit. Um dieser zur absoluten Herrschaft zu verhelfen und den Weltfrieden zu sichern, mußten, nach seiner Meinung, die bestehenden Staaten aufhören, damit sich aus ihren Trümmern autonome Gemeinden und eine freie Föderation aller europäischen Nationen entwickele. Die Berner Liga schien Bakunin ein geeigneter Boden. Bald saß er im Centralcomité. Der umsichtige Mann sah indes gleich die Nothwendigkeit einer Verbindung mit der Internationale. Von entscheidender Bedeutung für seine Pläne war es, daß diese Welt-Organisation der Arbeiter und Proletarier in der Schweiz schon bestand. Im Jahre 1865 waren die zwei ersten Sectionen gegründet

worden, eine französische in La Chaux de Fonds und eine deutsche in Genf. Das Programm der französischen Section war übrigens weniger fortgeschritten als das von Marx und Engels im Manifest der communistischen Partei, welches die Ideengrundlage der Internationale bildet. Pierre Coullery, der Gründer der französischen Abtheilung in La Chaux de Fonds, vertheidigte in seinem Organ „Voix de l'Avenir" ein gesetzliches Vorangehen und verfocht keine irreligiösen Grundsätze. Auf dem Lausanner Congreß 1867 trat er sogar für das individuelle Eigenthum ein. Also hier zeigt sich noch keine Spur von Anarchismus.

Die Geschichte der Verhandlungen und Veränderungen, welche jetzt erfolgten, ist recht verwickelt; wir werden nur die Hauptereignisse herausgreifen.

Der erste Anlauf Bakunins, seine Liga an die Internationale zu ketten, mißlang. Marx traute dem unruhigen, maßlosen Russen nicht. Auch Bakunin gefielen die Theorien Marx' nicht; er brauchte ihn eben nur für den Augenblick. Schon im Jahre 1847 hatte er unter dem 28. December aus Brüssel an P. W. Annenkow geschrieben: . . . „Marx treibt hier dieselbe eitle Wirtschaft wie vorher; er verdirbt die Arbeiter, indem er Raisonneurs aus ihnen macht, derselbe theoretische Wahnsinn und die unbefriedigte, mit sich selbst unzufriedene Selbstzufriedenheit." Dragomanow, der diesen Brief an dritter Stelle aufnahm, bemerkt, daß der erste Theil des Satzes deutsch geschrieben ist. Auf dem Congreß der Internationale in Lausanne 1867 traten sonderbarerweise gerade die Schweizer Sectionen, Coullery an der Spitze, für die Liga ein. Die erste Annäherung vollzog sich auf der Genfer Versammlung der Liga. Bakunin war jetzt ermuthigt. Er entwickelte offen und rücksichtslos seine Umsturzpläne. Da stieß er im Comité der Liga selbst auf Schwierigkeiten. Jetzt trat er persönlich der Internationale bei und schlug ihr officiell ein Bündniß mit der Liga vor. Wir stehen im Jahre 1868. Der damals in Brüssel tagende Arbeitercongreß gab eine kalte und stolze Antwort; die Liga solle sich statutengemäß in die Internationale einreihen. Das Berner Comité war darob entrüstet.

So stand die Sache bei Eröffnung des zweiten Friedenscongresses zu Bern am 5. September 1868. Allgemein waren die Erwartungen sehr hoch gespannt. Die zahlreichere gemäßigte Partei wollte an die Verwirklichung ihrer Friedens- und Freiheitsträume mit Hilfe einer Arbeiter-Friedensarmee herantreten. Solche ruhige Wege waren aber nicht nach dem Geschmacke Bakunins.

Er entwickelte in einer Reihe von Reden seine Ansichten. Volle Freiheit und volle Gerechtigkeit sei zu erstreben. Der Einzelne müsse jeden frei geschlossenen Contract, auch den mit dem Staat, lösen dürfen. Darum müßten die Staaten, wie sie jetzt beständen, aufhören. Das war die Quintessenz. Von 110 Mitgliedern stimmten 80 gegen Bakunin. Dies mußte eine Spaltung zur Folge haben. Die Radicalen vereinigten sich zur Alliance de la démocratie socialiste. Der erste Anarchistenbund war entstanden.

In ihrem Programm erklärt sich die Alliance für atheistisch, will allen Glauben durch die Wissenschaft ersetzt sehen. Der politische Radicalismus erscheint etwas verhüllt, während er im Programm des Geheimbundes, der sich zugleich gebildet hatte, als Alliance internationale socialiste, für den vollständigen Umsturz eintritt.

Man dachte übrigens noch immer an eine Verbindung mit der Internationale. Sie wurde auf zwei Wegen versucht. Die Sectionen der Internationale in der romanischen Schweiz hatten sich mit Hilfe Bakunins zu einem romanischen Bund zusammengethan, ein Organ gegründet, „Égalité“, und im Januar 1869 den ersten Congreß in Genf abgehalten. Die von Bakunin schon Ende 1868 geplante Vereinigung mit der Alliance gelang nicht. Da versuchte es Bakunin beim Londoner Generalrath; unter dem 22. December 1868 wurde sein Antrag abgelehnt. Im folgenden Jahre aber wurde nach einer kleinen Aenderung des Programms der Alliance diese, trotz ihres religiösen und politischen Radicalismus, in die Internationale als Genfer Section, aber unter Beibehaltung ihres Namens, aufgenommen; sie sollte sich jedoch als internationale Organisation auflösen. Der Geheimbund bestand verborgen weiter. — Bakunin agitirte inzwischen in Italien. Zwei Blätter, der „Progrès“ und sonderbarerweise, wegen eigenthümlicher Redactionsverhältnisse, die „Égalité“, verbreiteten von Genf aus seine Ideen. Auf dem Baseler Socialistencongreß von 1869, auf dem Bakunin sein radicales Programm nochmals vorlegte, zeigte sich wiederum deutlich die Spannung zwischen Marxisten und Bakuninisten. Eine Verschmelzung der Alliance mit dem romanischen Bund hatte nicht stattgefunden. Das war verhängnißvoll.

Die Égalité ging in die Hände der Marxisten über. Im Jura blieb indes der Herd der anarchistischen Bewegung. Auf dem zweiten romanischen Congreß zu La Chaux de Fonds April 1870 kam es zum Bruch. 18 Romanisten wollten die anarchistischen Abgeordneten gar nicht zulassen;

21 überstimmten sie; es kam zur Trennung. Die 24 Verbündeten beriethen sich jetzt in einem andern Saale weiter. Diesmal war ein vollständiger Bruch angebahnt und unausbleiblich. Zwei Jahre lang arbeitete Marx an der Ausstoßung der Bakuninisten. Die Ungeschicklichkeiten Michails, zumal der komische Aufstand in Lyon vom 28. September 1870, wobei der Staat für vernichtet erklärt, aber durch zwei Compagnien Nationalgarde gleich wieder hergestellt wurde, boten eine willkommene Handhabe. Auch seine Freundschaft mit Netschajew, dem berüchtigten Nihilisten-Heiligen, schadete ihm sehr. Die alte anarchistische Alliance schied sich 1871 in zwei, die Section der Propaganda und socialistisch-revolutionären Action und die Section der socialistischen Atheisten. Schon in der Londoner Conferenz vom Jahre 1871 fielen harte Worte, wenn auch nicht ganz offen, gegen die Anhänger Bakunins. Hier wurden auch die Sectionen vom Jura aufgefordert, falls eine Vereinigung mit dem romanischen Bund undurchführbar wäre, zu einer Fédération Jurassienne zusammen zu treten.

Das geschah zwar im November 1871 zu Sonvillier; aber zugleich erließ die Versammlung einen lebhaften Protest gegen jede Autorität und Dictatur auch innerhalb der Internationale. Der einzig consequente Standpunkt war damit erobert. Jetzt mußte es zum Riß kommen. Ein Congreß der Internationale stand bevor. Die Anarchisten vom Jura bereiteten ihn durch eine Versammlung zu La Chaux de Fonds im August 1872 vor. Unzufriedene italienische Internationalisten hatten schon in gleichem Geist zu Rimini getagt. Aber auch Marx hatte alles klug eingeleitet. Am 2. September eröffnete man den Haager Congreß. Bakunin ward ausgeschlossen. Aber er stand nicht allein mit dem jurassischen Bund. Noch in gleichem Jahre protestirte man auf den Congressen in St.-Imier und Cordona gegen die Dictatoren-Wirtschaft. Die anarchistischen Grundsätze waren unter der Fahne der Jura-Föderation siegreich am Vordringen. Sie brachte ihre anti-autoritativen Ideen auf den Congressen der folgenden Jahre vielfach zum Durchbruch. Hört man in der Zeit nach dem Genfer Congreß vom Jahre 1873 in Italien und Spanien von Mitgliedern der „Internationale" reden, so muß man meist an Bakuninisten und Anarchisten denken. So hatte der russische Agitator seine Ideen in Fluß gebracht. Leidenschaft und Consequenz bemächtigten sich ihrer.

Dem Volkscharakter entsprechend griffen diese radicalen Ideen, zumal in Spanien, Italien und Frankreich, um sich. Die Gemüther waren hier

durch die verschiedenartigsten revolutionären Umtriebe wohl vorbereitet, zum Aeußersten voranzuschreiten. Der Erfolg in diesen Ländern war zum Theil, wenn man so sagen darf, eine historische Zufälligkeit. Bakunin konnte die Deutschen nicht recht leiden; das war vorerst Deutschlands Glück. Debagori-Mokrijewitsch erwähnt in seinen „Erinnerungen" ausdrücklich, daß der russische Agitator all seine Hoffnungen auf die romanischen Völker setzte. Er verwandte im schweizerischen Grenzort Locarno seine ganze Zeit dazu, mit den italienischen Verschwörern, die ihn aufsuchten, Pläne zu schmieden.

Daß inzwischen seine Propaganda auch in Spanien mit Erfolg betrieben wurde, hat seiner Zeit Engels in seiner Schrift „Die Bakunisten an der Arbeit" nachgewiesen. Die Partei soll hier bis 1873 auf 50 000 Mann angewachsen sein. Glaubt man aber gar dem Berichte Garcia Vinas auf dem Genfer Congreß im September 1873, so zählte die Internationale in Spanien damals 300 000 Mitglieder. Die neun Blätter sollen alle das Bakuninistische Programm vertheidigt haben. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie sehr geheim arbeitete; man könnte sich sonst gar nicht erklären, daß die „Emancipacion", eines der Organe der spanischen Internationale, unter dem 20. April 1871 diese Richtung als „platonische Schule" kennzeichnete.

Nun ja, einen gesetzmäßigen politischen Kampf führten die Bakuninisten in Spanien, Bakunins Grundsätzen gemäß, nicht, wohl aber einen gewaltthätigen. Der blutige Aufstand in Barcelona, Malaga, Alcoy, Carthagena, Carmona, Sevilla u. s. w. im Jahre 1873 bewies es. Er mißlang bekanntlich, aber es kam zu einem förmlichen Krieg, welcher erst im Jahre 1874 endete. Bakunin erklärte im Freundeskreis[1], die Aufständischen seien selbst schuld an ihrer Schlappe, da sie die Amtsgebäude nicht in Brand gesteckt hätten. „Viele Privilegien und Eigenthumsrechte beruhen auf den oder jenen Documenten," sagte er, „und durch ihre Vernichtung wird eine vollständige Rückkehr zur alten Ordnung schwierig." Auch in Bologna sollte im August 1874 ein Aufstand nach Bakunins Recept erstehen. Malon erzählt in der „Nouvelle Revue" vom 15. Februar 1884 das vollkommene, überaus komische Fiasco. Die kleine Bande wurde ohne Kampf zerstreut und zum Theil gefangen genommen. Bakunin hatte bei dieser Gelegenheit als Martyrer seiner Sache sterben wollen.

[1] Briefwechsel S. 95 ff.

Es gelang ihm nicht; ganz entmuthigt kehrte er nach Locarno zurück. Nach seinem Tode kam ein ähnlicher Putsch in Benevent 1877 zur Ausführung. Malatesta und Cafiero, Bakunins italienische Freunde, und ein Russe führten die Kampflustigen zur Schlacht; aber eine Handvoll Soldaten zersprengte sie.

Die Anfänge der Propaganda der That in Frankreich haben wir schon berührt. Die Entwickelung der dortigen Bakuninisten-Partei ist noch nicht genügend aufgeklärt.

Bezeichnend ist aber, daß Jules Favres Rundschreiben vom 6. Juni 1871 gegen die Internationale eigentlich nur Bakunins Programm trifft. Was in der französischen Internationale radical und gewaltthätig ist, führt sich eben auf Bakunin und seinen theoretischen Lehrer Proudhon zurück.

Mit diesem kurzen Ueberblick glauben wir bewiesen zu haben, daß die Umsturzbewegung von Bakunin nicht zu trennen ist. Hier ist es nun am Platz, an eine Thatsache zu erinnern, die Zenker und andere nicht gewürdigt haben, die aber gerade den Schlüssel zum Verständniß der raschen Verbreitung des Bakuninismus zu liefern vermag. Es ist dies der internationale Studentencongreß in Lüttich vom Jahre 1865. Er hatte ja in sich gar keine Bedeutung, — das muß man dem Correspondenten der „Allgem. Zeitung" vom 8. November einräumen; aber die Reden, welche hier gehalten wurden, zeigen, wie anarchistische Ideen schon damals Gemeingut vieler geworden waren. Man wird sich des weitgreifenden Einflusses Proudhons bewußt; Bakunin brauchte nur das Feuer in die Nähe zu bringen. Eine Geschichte der Anfänge des Anarchismus darf daher den Congreß nicht deshalb übergehen, weil er nicht als thatsächlicher Factor in die Entwickelung der Bewegung eingriff. Er vermittelt das historische Verständniß. Der Congreß zählte über 1000 Mitglieder, aber nur sehr wenige Ausländer; Belgien, damals hoch-liberal, lieferte den größten Antheil. Der Bericht wurde im Jahre 1866 unter dem Titel „Congrès international des étudiants" in Lüttich gedruckt. Studiren wir einen Augenblick die Auffassungen der Versammelten.

Herr Optat Seailquain aus Brüssel bezeichnet als Ziel der gemeinsamen Anstrengungen, daß alle Völker, verschmolzen durch den Austausch ihrer Producte und durch religiöse Toleranz, einander über die Trümmer ihrer Grenzverschanzungen die Bruderhand reichen.

Herr Fontaine, Herausgeber der „Rive gauche" aus Brüssel, erklärt sich zunächst für einen Materialisten und Apostel Proudhons. Der con-

ſtitutionelle Staat müſſe durch die Revolution beſeitigt werden, um zur Freiheit und Vernichtung aller Privilegien zu gelangen. Der Redner nennt ſich zwar einen Socialiſten, er denkt aber offenbar anarchiſtiſch:

„Wir wollen“, ſagt er, „in der moraliſchen Ordnung durch die Abſchaffung aller religiöſen und kirchlichen Vorurtheile zur Läugnung Gottes und zur freien Forſchung gelangen. In der politiſchen Ordnung wollen wir durch die Verwirklichung der republikaniſchen Idee zu einer Föderation der Völker und Solidarität der Individuen gelangen. In der ſocialen Ordnung wollen wir, durch Umformung des Eigenthums, Abſchaffung der Erbberechtigung und Anwendung des Princips der Aſſociation, den Mutualismus (Proudhons Schlagwort), die Einheit der Intereſſen und Gerechtigkeit ſchaffen! Wir wollen zuerſt die Arbeiter frei machen, dann den Bürger und das Individuum ohne Klaſſenunterſchied, und ſo die Abſchaffung jedes autoritativen Syſtems durchſetzen!“

Unter den franzöſiſchen Rednern tritt Regnard-Paris warm für den Materialismus ein. Lafargue hält eine Lobrede auf Proudhon, den großen Lehrer aller. Armengaud verficht die Revolution und will den Staat in ſeine einzig richtige Stellung, die des Gendarmen, zurückwerfen. Die „Gazette de Liège“ erzählt uns, daß die maßloſeſten Ausfälle mit dem größten Jubel aufgenommen wurden; nur durfte die Ausdrucksweiſe nicht gar zu offen ſein, ſonſt gab es Widerſpruch. Spiritualiſtiſche Redner wurden nicht gern gehört.

Im nächſten Jahr vernahm man auf dem Brüſſeler Congreß noch fortgeſchrittenere Reden. Da durfte z. B. Brismée ausrufen: „Wenn die Bourgeoiſie Widerſtand leiſtet, ſo muß man die Bourgeoiſie töten. Bürger, ihr wißt es, heutzutage ſind die guten Leute Mörder und Diebe. . . . Ich habe es auf die kapitaliſtiſche, ariſtokratiſche, bankokratiſche Bourgeoiſie abgeſehen, die muß zu Grunde gehen.“ Aehnlich ſind die Ausfälle Pellerins. Von dieſer Grundlage aus findet man leicht den Uebergang zu Agitationen im Geiſte Bakunins und zur „Propaganda der That“ des Anarchismus. Ihr Erfolg erklärt ſich ungezwungen. Suchen wir in dieſen Geiſt tiefer einzudringen. Um ihn einigermaßen zu begreifen, muß man zwei Perſonen in Bakunin unterſcheiden: den Nihiliſten und den anarchiſtiſchen Weſteuropäer. Der Nihiliſt iſt, wenigſtens in Worten, weit radicaler. Seinen „Principien der Revolution“ [1] ſchickt er als Motto den Satz des guten

[1] Briefwechſel S. 358 ff. Die Autorſchaft Bakunins wird meines Wiſſens nicht angezweifelt.

alten Hippokrates voraus: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat: quae ferrum non sanat, ignis sanat. Die Darlegung der Grundsätze ist vollkommen klar. Der natürliche Weg zu einer radicalen Umwälzung ist ihm der Mord. „Die Vernichtung hochstehender Personen ... muß mit Einzelthaten begonnen werden. Weiterhin wird diese Arbeit immer leichter werden. ... Thaten, zu denen Karakosow, Beresowski u. a. die Initiative ergriffen haben, müssen sich beständig häufen und vermehren und zu Thaten von collectiven Massen werden, wie die der Kameraden von Schillers Karl Moor. ... Die jetzige Generation muß 'alles Bestehende ohne Unterschied blindlings zerstören, in dem einzigen Gedanken: ‚möglichst rasch und möglichst viel'."

Er erklärt, daß er alle Worte verwirft, denen nicht die That auf dem Fuße folgt. „Die jetzige Generation muß selbst eine schonungslose rohe Kraft schaffen und unaufhaltsam den Weg der Zerstörung gehen. Der gesunde, unverdorbene Verstand der Jugend muß begreifen, daß es bedeutend menschlicher ist, Dutzende, ja Hunderte von Verhaßten zu erdolchen und zu ersticken, als im Verein mit ihnen sich an systematischen, gesetzlichen Mordthaten, an dem Quälen und Martern von Millionen von Bauern zu betheiligen. ... Mögen also alle gesunden, jungen Köpfe sofort an die heilige Sache der Ausrottung des Bösen, der Läuterung und Aufklärung der russischen Erde durch Feuer und Schwert gehen und sich brüderlich mit denen vereinigen, die dasselbe in ganz Europa thun werden!" Der Lieblingsschüler Bakunins, Netschajew, hat diesen Mahnungen in seinem „Katechismus der Revolution" einen noch leidenschaftlichern Ausdruck gegeben. Der Westeuropäer Bakunin spricht in den Statuten seiner Geheimbünde weit milder. Er betont auch hier die Nothwendigkeit, alle Staats- und Kirchen-Organisationen zu zerstören, und meint, man dürfe sich nicht wundern, wenn im Anfang viele getödtet würden, fügt aber ausdrücklich hinzu, es sei das ein beklagenswerther Gewitterschaden, der weder moralisch noch eigentlich nützlich sei[1]. Ob Bakunin hier nur den Opportunisten spielt, der seiner Sache durch offene Brutalität nicht schaden will, wagen wir nicht zu entscheiden. Bakunin hätte in Westeuropa Morde à la Lucheni kaum gebilligt. Seiner Auffassung entsprechen Massenaufstände.

Jedenfalls haben seine Schüler und Anhänger nicht so fein unterschieden zwischen russischen und westeuropäischen Zuständen; das Russisch-

[1] Briefwechsel S. 333.

Durchgreifende gefiel vielen beſſer. Sie haben Bakunins Geiſt en bloc angenommen, und ſo können wir dem Verſuch Dragomanows, Bakunin von den ſpätern anarchiſtiſchen Attentaten rein zu waſchen, nur zum geringſten Theil beitreten. Immerhin muß man, um Bakunin gerecht zu werden, bedenken, daß auch der ruſſiſche Terrorismus der Jahre 1878 bis 1881 die politiſchen Morde in Rußland als nothwendig billigte, ſie aber in freien Ländern als Ungerechtigkeit und Verbrechen brandmarkte. Darauf hat Dragomanow in ſeiner Schrift „Le tyrannicide en Russie et l'action de l'Europe occidentale“ aufmerkſam gemacht. Wie hat ſich nun Bakunins Geiſt nach ſeinem Tod praktiſch bethätigt? Eine kurze, zuſammenfaſſende Darſtellung der ganzen Entfaltung des Anarchismus und ſeiner Gewaltthaten läßt ſich vorläufig nicht ſchreiben, weil eine genaue, vollſtändige Geſchichte der Ereigniſſe noch nicht vorhanden iſt. Wir wollen deshalb nur auf einige wenige Punkte der Entwicklung, welche bisher entweder unrichtig dargeſtellt wurden, oder doch die Ergebniſſe unſerer Ausführungen beleuchten und ergänzen, aufmerkſam machen.

Man bezeichnet gewöhnlich den Fürſten Krapotkin als eines der intellectuellen Häupter des neueſten Anarchismus. Das iſt unzweifelhaft richtig. In der Einleitung zu Bakunins Briefwechſel ſucht der Herausgeber dieſe Thatſache abzuſchwächen.

„Der einzige jetzt exiſtirende ruſſiſche Anarchiſt,“ ſo ſchreibt er, „Fürſt Peter Krapotkin, nimmt an der anarchiſtiſchen Bewegung rein platoniſchen Antheil und ſchreibt in den engliſchen Revuen über den Anarchismus Aufſätze, die eher einen philanthropiſchen als revolutionären Charakter haben.“

Dieſe Darſtellung iſt ganz einſeitig. Gewiß mag Krapotkin in der „Nineteenth Century“ den Anarchismus mit ſtumpfen Waffen vertheidigen; aber er hat auch Bücher geſchrieben, die weniger zahm ſind, und wenn wir auch gern zugeben, daß er unnütze Bomben-Attentate nicht billigt, ſo finden ſich doch Stellen, welche zur Gewaltthat aufreizen. Andererſeits hat er die anarchiſtiſche Theorie weiter ausgearbeitet und vertieft, zum Theil auch auf andere Möglichkeiten für die Zukunft aufmerkſam gemacht.

Eliſée Reclus iſt begeiſterter Anarchiſt, aber nicht originell. Man hat ihn als Feind aller Gewaltthaten bezeichnet. Sein neueſtes Werk „L'évolution, la révolution et l'idéal anarchique“ machte an einigen Stellen den Eindruck, als ob er nicht alles ſage, was er denke. Verſtehe ich ihn recht, ſo will er den Umſchwung mit einem Weltſtrike einleiten, der

aber unvermeidliche blutige Katastrophen nach sich ziehen werde — bekanntlich kein neuer Gedanke. Man mag noch Malato Grave, Etiévant Saurin und die Masse ihrer schreibenden Collegen anführen: Krapotkin muß doch als der bedeutendste Theoretiker in Europa gelten. Man unterscheidet vielfach den communistischen und den individualistischen Anarchismus und spricht letzterem die Propaganda der That ab; so auch Stammler, der als Jurist gern und schön schematisirt in seiner „Theorie des Anarchismus". Diese Eintheilung entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Eine Würdigung dieser Frage würde uns indessen zu weit führen. Da nimmt eine Hauptpersönlichkeit unser Interesse mehr in Anspruch. Den größten Fanatismus im Eintreten für die Propaganda der That entwickelt — neben den unbedeutenden Mitarbeitern an den anarchistischen Blättern — Johann Most, der ehemalige Freund und Parteigenosse Bebels. Er hat den Anarchismus nach England geflüchtet und in Amerika gepflegt; seine Theorien haben noch etwas Socialdemokratisches, auf dem Gebiete der „That" ist er aber reiner Anarchist. Seine Brandartikel in der „Freiheit" und seine agitatorischen Schriften gipfeln in seiner Broschüre „Die wissenschaftliche revolutionäre Kriegskunst und der Dynamitführer", welche neben dem französischen in London gedruckten „Indicateur" eine regelrechte Anleitung zum Mord enthält. Beide Bücher fehlen in Stammhammers „Bibliographie des Socialismus und Communismus". . .

Zenker irrt übrigens, wenn er die fanatische „Freiheit" in Gegensatz bringt zu „der übrigen meist höchst doctrinären anarchistischen Presse". Auch im „Ça ira", in der „Internationale", im „Emancipateur" und besonders in den Manifesten finden sich Stellen wie die folgende, die er aus der „Freiheit" anführt: „Die Wissenschaft gibt uns Mittel an die Hand, welche es ermöglichen, daß man ganz trocken und ruhig die Bestienvertilgung im großen zu besorgen vermag." Mosts Agitationen brachten 1882 und 1883 die traurigsten Stunden über Oesterreich.

In Amerika aber kam es zum Anarchistenaufstand in Chicago 1886, wohl dem blutigsten nach dem spanischen von 1873. Das Verhältniß des bedeutendsten Theoretikers in Amerika, Benjamin R. Tuckers, zu diesen Agitationen können wir nicht beurtheilen, da seine Schriften kaum aufzutreiben sind. Er scheint indes gemäßigt zu sein.

Nach dieser Darlegung wird man die Reden der Anarchisten Landauer und Wiesenthal in der socialistisch-anarchistischen Versammlung zu Berlin am 3. November 1898 zu beurtheilen wissen. Es ist für die dortige Partei

und den Redner gewiß anerkennenswerth, aber in seiner Allgemeinheit ganz unrichtig, wenn Landauer erklärt: „Die Taktik der Anarchisten ist keine Gewalt. Wir propagiren auch keine Gewaltthaten."

Zum Schluß müssen wir noch einen Punkt berühren, der für eine Geschichte der anarchistischen Attentate von der größten Tragweite ist. Man hat vielfach betont, daß die Verbrechen oft rein persönlicher Natur seien, und man weigerte sich, von anarchistischen Attentaten zu sprechen. Hierbei übersieht man einen überaus wichtigen Punkt der anarchistischen Lehre, der in den Regeln der „Internationalen Brüder" (I, 5) zum Ausdruck kommt.

„Wir legen", so heißt es hier, „weder Pflichten noch Opfer auf. Aber wer die (revolutionäre) Leidenschaft hat, wird sehr viel thun. . . ." Sogar in Netschajews „Katechismus" heißt es im § 9, man solle zwar gemeinsame Entschlüsse fassen, aber „in der Ausführung einer Reihe vernichtender Thaten muß jeder selbst handeln und sich nur dann der Hilfe und des Rathes der Genossen bedienen, wenn es unumgänglich nothwendig zum Erfolg ist".

Im westeuropäischen Anarchismus scheint man auch diese Berathung nicht streng nehmen zu müssen. Es ist wohl eine authentische Erklärung der richtigen Auffassung, wenn der „Révolté"[1] schreibt: „Die That räth man nicht an, man spricht, man schreibt nicht von ihr. Sie geschieht einfach. . . . Hie und da wirkt eine einzige Handlung mehr als eine ganze geschriebene Rede. . . . Wir dürfen nicht den Einzelnen sagen: ‚Thut das, thut jenes!' Sind sie selbstbewußt und überzeugungsstark, so müssen sie wissen, was sie zu thun haben."

Klar trat diese Anschauung auch hervor in der ersten Verhandlung des Processes Reinsdorf am 15. December 1884. Reinsdorf ist ein wohlunterrichteter Anarchist. Er berührt auch unsere Frage. „Die Anarchisten", so erklärt er, „lassen ihren Mitgliedern so viel Spielraum, daß jedes einzelne Mitglied seine eigene Ansicht haben kann." Und später sagt er aus: „Bestimmte Mittel zur Erreichung der anarchistischen Ideale gibt es nicht; auf welche Weise die Ideale zu erreichen sind, ist jedem Einzelnen selbst überlassen."

Auch hier muß eben das anti-autoritative Princip festgehalten werden. Eine scharfe Unterscheidung zwischen officiellen und persönlichen Attentaten der Anarchisten läßt sich wissenschaftlich nicht durchführen.

[1] *Soderini*, Socialisme et Catholicisme. Traduit de l'italien par le Annoine Le Monnier, p. 82.

Stan. v. Dunin-Borkowski S. J.

Die Controverſe über die Pulververſchwörung.

I.

Noch liegt die Zeit nicht weit zurück, daß die Straßen von London alljährlich am 5. November der Schauplatz lärmender Kundgebungen waren zur Beſchimpfung der katholiſchen Religion. Ein Spottbild — man betrachtete es als das des Papſtes — wurde unter Abſingung von Gaſſenhauern im Koth herumgeſchleift und zuletzt in die Flammen geworfen. Die anglikaniſche Kirche hatte dereinſt für dieſen Tag ihre eigene Feſtliturgie mit entſprechender Feſtpredigt; ihr Kirchenkalender bezeichnet den 5. November als den Tag der „Papiſtenverſchwörung“. Dieſem entſprach die Feier durch den Pöbel. Heute allerdings hat der noble, weite Sinn der Bewohner Großbritanniens ſolche Kundgebungen zu verachten gelernt. Aber möglich, daß am 5. November 1905 ein Reſt des alten Fanatismus noch einmal aufſchäumt, um ähnliche Gaſſenſcenen zu wiederholen.

An dieſem Tage werden es 300 Jahre ſein, daß die Bewohnerſchaft Londons durch die Entdeckung eines ſchaudererregenden Complottes in Aufregung verſetzt wurde. Auf den 5. November ſollte endlich wieder einmal das Parlament zuſammentreten, nachdem es mehrmals unvermuthet vertagt worden war. Der König ſelbſt, umgeben vom königlichen Hauſe und ſeinem ganzen Hofſtaat, wollte die Sitzungen feierlich eröffnen. Allein in der Frühe desſelben Tages erfuhr die Stadt, der Raum unterhalb des Hauſes der Lords ſei mit Pulverfäſſern, mit Spreng- und Brennmaterial angefüllt. In der Nacht habe man einen verzweifelten Menſchen feſtgenommen, welcher daran war, die Lunten vorzubereiten für die Sprengung. Es ſei ſeine Abſicht geweſen, wie er ſich offen rühme, um die Mittagszeit König, Hof und Parlament in die Luft zu ſprengen. Der Menſch ſtand im Dienſte eines bei Hofe bekannten Edelmanns, Thomas Percy, auf welchen ſofort gefahndet wurde.

Schießpulver-Attentate dieſer Art waren in jenen Tagen um nichts unerhörter als die anarchiſtiſchen Dynamit-Complotte unſerer Zeit. König Jakobs I. Vater Darnley war mit dem ganzen Hauſe, in welchem er krank lag, in die Luft geflogen. Dem Prinzen Alexander von Parma hatten die Proteſtanten von Antwerpen in den Straßen ihrer Stadt eine Mine gelegt, um ihn mit ſeinem ganzen Gefolge zu vernichten. Etwas

Aehnliches war im Haag geplant gewesen gegen den Provincialrath, und unter Königin Elisabeth war wiederholt von Pulververschwörungen die Rede. Hier aber lag ein Plan vor, ungleich gewaltiger in seiner Ausdehnung und schreckhafter in seinen Folgen. Und das Furchtbarste, das Unglaublichste war schon unmittelbar dem Gelingen nahe; man stand schon am äußersten Rande des Abgrundes, als in elfter Stunde eine wunderbare Fügung, ein kleiner Zufall, alles entlarvte. Der Eindruck auf das Volk wie auf das Parlament, das Entsetzen über das so nahe drohende Verderben, das Entzücken über die wunderbare Rettung waren unermeßlich.

Für den gefangenen Brandstifter folgte nun Verhör auf Verhör. Der König selbst setzte Fragen für ihn auf und befahl Anwendung der Folter „von der leichtern Peinigung an bis zum Aeußersten". Unterdessen kam Nachricht, daß eine kleine Zahl katholischer Edelleute in Warwickshire und Worcestershire gewaltsam Pferde und Waffen an sich genommen und zu bewaffnetem Widerstand ihre Diener um sich gesammelt hätten. Sie waren am Morgen des 5. November aus London geflüchtet; mehrere derselben waren als abenteuernde Verarmte und Glücksritter bekannt und bereits in frühere Complotte verwickelt gewesen. Unter ihnen war Thomas Percy, in dessen Dienst der Brandstifter gestanden und auf den man fahndete. Am 8. November wurde auf seine Einbringung ein Preis ausgeschrieben; aber es bedurfte dessen nicht mehr. Am gleichen Tage waren die Flüchtigen auf dem Edelsitz eines ihrer Freunde, Holbeche in Staffordshire, von einem Aufgebote bewaffneter Macht umzingelt und, obgleich fast wehrlos, zum großen Theil getödtet oder tödtlich verwundet worden. Unter den letztern fand sich Thomas Percy. Vier andere Edelleute waren gefangen. In einer Rede vor dem Hause der Lords am 9. November sprach der König selbst sich eingehend über die Verschwörung aus. Er wollte in derselben nichts anderes erkennen als eine Ausgeburt der teuflischen Lehren der römischen Katholiken, in der glücklichen Entdeckung aber ein besonderes Eingreifen des Himmels.

Es vergingen indes noch mehr als zwei Monate, bis am 27. Januar 1606 den überlebenden Theilnehmern der Verschwörung in herkömmlicher Form der Proceß gemacht wurde. So viel Zeit hatte es gebraucht, um durch Folter, Kreuzverhör und andere Manipulationen sich Protokolle von Aussagen und Geständnisse zu verschaffen, wie sie den Zwecken der Staatslenker entsprachen. Die zwei wichtigsten Schriftstücke dieser Art, welche so ziemlich alles enthielten, was man wünschen mochte, wurden mit Ueber-

gehung zahlreicher anderer Verhörsprotokolle und Zeugenaussagen als authentische Geständnisse zweier Hauptschuldigen zugleich mit der Rede des Königs und einer officiellen Darstellung des ganzen Herganges im sogen. King's Book veröffentlicht[1]. Ein anderer officieller Bericht über Verlauf und Bedeutung der Verschwörung war gleich anfangs unter dem Datum des 7. November mit einer Nachschrift vom 9. November an die Gesandten bei den auswärtigen Höfen versendet worden. Auch zu Nutz und Frommen der breitern Schichten des Volkes wurde schon bald eine officielle Darstellung verbreitet. Sie trug die Aufschrift „Wahrhaftiger und vollständiger Bericht" und sollte, wie in der Einleitung ausdrücklich erklärt wurde, „unsichern, wahrheitswidrigen und widerspruchsvollen Gerüchten und Erzählungen" ein Ende machen, welche „allenthalben von Mund zu Mund gingen". Indes sind gewichtige Stimmen darüber einig, daß dieser „wahrhaftige und vollständige Bericht" in vielen Stücken unwahrhaftig und unvollständig sei, nicht minder als die im King's Book gegebene Erzählung[2].

Diesen Berichten zufolge datirte der Anfang der Verschwörung um mehr denn anderthalb Jahre zurück. Durch das Ausweisungsgesetz gegen die katholischen Priester vom 22. Februar 1604 war es offenbar geworden, daß Jakob I. die den Katholiken eröffneten Aussichten auf mildere Behandlung nicht zu verwirklichen gedenke. Ueber die noch immer zahlreichen Bekenner des katholischen Glaubens sollte somit nach einer kurzen Frist voll der sanguinischen Hoffnung aufs neue die Zeit blutiger Verfolgung und unerbittlicher Drangsale hereinbrechen. Unter solchen Eindrücken sollen zuerst im März 1604 zwei katholische Edelleute, Robert Catesby und John Wright, sich geeinigt und als Dritten im Bunde Thomas Winter dafür gewonnen haben, durch irgend einen Gewaltstreich der unmenschlichen Bedrückung ein Ende zu machen. Catesby, ein Cavalier von edler Abkunft, seiner Erziehung und ungemein gewinnendem Wesen, war bereits unter Königin Elisabeth in den Aufstand des Grafen Essex verwickelt gewesen und hatte infolgedessen an seinem Vermögen große Einbuße erlitten. Aber noch immer verfügte er über Mittel, und bei dem ungewöhnlichen Einfluß,

[1] Das Buch erschien anonym noch vor März 1606 unter dem Titel: His Majesty's Speech in this last Session of Parliament . . . together with a Discourse of the Manner of the discovery of this late intended Treason, joined with the Examination of Some of the Prisoners.

[2] Das vernichtende Urtheil des unverdächtigen Jardine (Criminal Trials II, 235) über diese True and Perfect Relation wie über den vorher genannten Discourse siehe bei *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 48. 164.

welchen er auf Männer seines Alters unter seinen Standesgenossen ausübte, konnte er hoffen, auch zu dem gewagtesten Unternehmen hinreichende Unterstützung zu finden. Er war es, der zuerst den Plan aussprach, das ganze Parlament in die Luft zu sprengen, als die Körperschaft, von welcher so viel Ungerechtigkeit und Gewaltthat wider die Katholiken ausgegangen sei. In Catesbys Auftrag reiste Thomas Winter nach den Niederlanden, theils um die politischen Aussichten zu erforschen, vorzüglich aber, um für das große Unternehmen einen erfahrenen und entschlossenen Kriegsmann zu gewinnen. Einen solchen erkannte man in Guido Faukes, dem katholischen Sprossen einer angesehenen Familie aus Yorkshire, der schon seit Jahren unter der erzherzoglichen Regierung in den Niederlanden diente und als zuverlässiger Charakter und tüchtiger Soldat bekannt war. Es gelang Winter, ihn mit nach England zu bringen, und im Mai wurde noch Tho Percy, ein entfernter Verwandter und Hofcavalier des Earl of Northumberland, dem Bunde beigezählt. Aber erst nachdem alle durch Eid sich zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet und das Sacrament des Altars darauf empfangen hatten, erfuhren Percy und Faukes genauer, auf was das Unternehmen hinauslaufe: König, Staatsrath, Hof und Parlament sollten mitsamt dem Parlamentsgebäude in die Luft fliegen.

Um die Ausführung zu ermöglichen, miethete zunächst Percy eine ziemlich nahe an das Haus der Lords anstoßende Wohnung; Faukes trat in seinen Dienst und übernahm in der Hauptsache die Führung der Arbeiten. In einem andern Hause zu Lambeth wurden einstweilen die Pulvervorräthe, Stützen, Balken und Werkzeuge aufgestapelt, deren man zu bedürfen glaubte. Zur Aufsicht daselbst wurde im Laufe des Sommers noch ein anderer Edelmann, Robert Keyes, angeworben. Indes Monate vergingen, ehe die Verschwörer die Hauptarbeit beginnen konnten; denn die von Percy gemietheten Räume gehörten zum Complex der Parlamentsgebäude, und ein Theil derselben wurde um diese Zeit als Sitzungslocal für die außerordentliche Commission, welche über die Vereinigung Schottlands mit England zu berathen hatte, in Anspruch genommen. Erst am 11. December 1604 machten die fünf Hauptverschwörer sich daran, vom Hause Percys einen unterirdischen Gang nach dem Parlamentsgebäude hin zu graben; durch diesen sollten die Pulverfässer unter das Haus der Lords gebracht werden. Am Weihnachtstag war man bis zur dicken Mauer des Parlamentspalastes vorgerückt. Da kam unerwartet die Nachricht von einer Vertagung des Parlamentes und veranlaßte sie, sich für die Feiertage Rast

zu gönnen. Am 18. Januar 1605 wurde das Werk wieder aufgenommen. Catesbys Geldmittel waren völlig erſchöpft, und man hatte nach weiterer Hilfe ſich umſehen müſſen. Thomas Winters älterer Bruder Robert und John Grant, beides vermögende Edelleute, waren daher in das Unternehmen eingeweiht worden. Auch des ſtreitbaren John Wright Bruder Chriſtoph war als Helfer für die Minirarbeit gewonnen. Er nebſt Robert Keyes traten für Faukes ein, der von jetzt ab unausgeſetzt auf Wache ſtehen mußte. Das Bohren und Klopfen an der Mauer machte mehr Geräuſch und konnte leicht zur Entdeckung führen. Faukes gab das Zeichen, die Arbeit einzuſtellen, ſobald jemand in der Nähe ſich blicken ließ. Er, als völlig fremd in der Stadt, und als Dienſtmann Percys der nächſten Umgebung eine gewohnte Erſcheinung, war am wenigſten geeignet, Verdacht zu erregen.

Auch mit dem Gelingen des Planes wäre indes noch nicht alles erledigt geweſen. In der allgemeinen Verwirrung, welche durch die furchtbare Kataſtrophe nothwendig entſtehen mußte, war die erſprießliche Neugeſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe mehr als eine Lebensfrage. Zum öffentlichen Eingreifen aber bedurfte es eines größern Anhangs und flüſſiger Geldmittel. Catesby zog daher noch mehrere reiche Adelige ins Vertrauen. Nicht alle wurden in den ganzen Plan eingeweiht, noch kannten ſie die Mitverſchworenen. Die Hauptſache war, daß ſie Geldbeiträge leiſteten und daß man für die Zukunft auf ſie zählen konnte. Eine Jagdpartie, zu der man ſich am Tage der Parlamentseröffnung zuſammenfinden wollte, bildete den Vorwand, um im Augenblick der Kataſtrophe eine ſchlagfertige bewaffnete Truppe bei der Hand zu haben. Die Zahl der eigentlichen Verſchwörer belief ſich im ganzen auf zwölf, alle vom Adel, aus angeſehenen Familien, alle katholiſch, die meiſten Convertiten oder in den letzten Jahren Bekehrte. Als einziger Nichtadeliger war in das Geheimniß gezogen worden Catesbys Diener Tho Bates, um ſich durch den ihm auferlegten Eid ſeiner Verſchwiegenheit zu verſichern. Die Hälfte der betheiligten Edelleute, die beiden Wright, Keyes, Faukes, Tho Winter, waren völlig mittellos; die Mehrzahl derſelben war ſchon früher in gefahrvolle Abenteuer und Complotte verſtrickt geweſen; John Wright und Percy hatten ſich durch ihre gewandte Klinge einen Namen gemacht. Unter allen traten Catesby und Percy dominirend hervor ſowohl durch vornehme Abkunft wie durch perſönliche Eigenſchaften. Die meiſten waren durch verwandtſchaftliche Bande miteinander verknüpft; Catesbys faſcinirender Einfluß hielt alles zuſammen.

Unverdrossen hatten die sechs Verschworenen unter der Erde 14 Tage lang ihre ganze Kraft erschöpft, um eine Grundmauer von 9 Fuß Durchmesser zu durchbrechen; aber am 2. Februar waren sie erst in der Hälfte der Dicke angelangt. Der Widerstand, den man fand, war unerwartet groß, und abermals mußte man sich Rast gönnen. Um die Mitte März begann die Arbeit aufs neue, bis ein plötzlicher Schrecken Einhalt gebot. Nahe über ihren Häuptern hörten die Verschworenen ein unheimliches Geräusch und glaubten sich bereits entdeckt. Allein Faukes, der zur Kundschaft ausgeschickt ward, stellte fest, daß dies Geräusch aus einem kellerartigen, doch über der Erde befindlichen Gewölbe komme, das unter dem Hause der Lords der ganzen Länge nach sich hinziehe. Dieser Raum, an Privatleute vermiethet, diente dem größern Theile nach als Kohlenlager, und die Verladung von Steinkohlen bei Gelegenheit eines Kaufes war es, was das Geräusch hervorgerufen hatte.

Alsbald beschlossen die Verschworenen, diesen Raum zu miethen. Jede weitere Minirarbeit konnte man sich damit ersparen. Noch vor dem 25. März hatte Percy den Miethscontract abgeschlossen; die Pulverfässer wurden in dem Gewölbe untergebracht und sofort mit Reisig und Holzscheiten sorgfältig verdeckt, so daß Fremde, die zu diesem Gewölbe Zutritt hatten, keinen Anlaß zum Verdacht erhielten. Damit war alles bereit, und man konnte der Eröffnung des Parlamentes gefaßt entgegensehen. Die Verschworenen verließen London. Auch nicht ein einziger blieb zur Bewachung zurück. Percys Wohnung stand unterdessen unter der Obhut einer in der Nähe wohnenden Lohnfrau. Erst im September kehrte Faukes aus den Niederlanden zurück, um sein Wächteramt wieder zu übernehmen; gegen Ende October stellte allmählich einer um den andern der Verschworenen in der Nähe von London sich ein. Alles schien sicher.

Da kam am 28. October Tho Winter zu Catesby gestürzt mit der Schreckensbotschaft, sie seien verrathen. Einer der zuletzt angeworbenen Verschworenen, Francis Tresham, der vor kurzem durch den Tod seines Vaters Erbe eines großen Vermögens geworden war, hatte einen am Hofe des Königs angesehenen Schwager, Lord Monteagle, der nach außen gleichfalls als bekenntnißtreuen Katholiken sich ausgab. Dieser hatte für Samstag den 26. October auf seinem Landgute Hoxton, das er seit etwa einem Jahre nie mehr besucht hatte, in ungewöhnlicher Weise ein Diner angesagt. Während man an der Tafel saß, überbrachte ein Page ein verschlossenes Schreiben, das ihm auf der Straße von völlig unbekannter

Hand für den Lord übergeben worden sei. Ohne das Schreiben zu besehen, reichte es Monteagle dem Nächstsitzenden, es vor der Tischgesellschaft zu verlesen. Dieser Nächstsitzende war ein katholischer Adeliger, Thomas Ward, ein intimer Freund mehrerer der Verschworenen. Der Brief war anonym; er enthielt in dunkeln Wendungen eine Warnung für Monteagle, am 5. November der Eröffnung des Parlamentes fernzubleiben, da bei dieser Gelegenheit eine Katastrophe bevorstehe. Mit diesem Briefe machte sich Monteagle spornstreichs auf den Weg zum Staatssecretär Robert Cecil, Earl of Salisbury. Er fand ihn trotz später Stunde eben noch bei Tisch und mit ihm die übrigen Mitglieder des geheimen Rathes. Ward hatte unterdessen nichts Eiligeres zu thun, als Tho Winter von allem, was vorgefallen war, Nachricht zu geben.

Bei solcher Lage der Dinge wurde Catesby von mehreren Freunden beschworen, die gefährliche, jetzt schon verlorene Sache aufzugeben und zu fliehen. Tresham bot großmüthig allen hierzu die Mittel. Allein Catesby, der in der ganzen Sache ein wenig Komödie, einen blinden Schreckschuß ängstlich gewordener Theilnehmer argwöhnen mochte, blieb fest dabei, das Aeußerste versuchen zu wollen, und mit ihm blieben seine Freunde. Regierung und Polizei ließen nicht einen Schatten von Verdacht erkennen; alles blieb ruhig, und die Nacht vom 4. auf den 5. November verbrachten die meisten der Verschworenen, unter ihnen Catesby und Percy, ungestört in London.

Am Nachmittag des 4. November gegen 4 Uhr war der Earl of Suffolk, der als Lord Chamberlain die Vorbereitungen für des Königs öffentliches Erscheinen am folgenden Tage zu überwachen hatte, in der Begleitung Monteagles zur Inspection des Parlamentsgebäudes gekommen. Sie hatten auch das Gewölbe besucht, wo das Pulver verborgen lag. Der ungewöhnliche Vorrath an Brennmaterial war ihnen aufgefallen. Faukes, den sie in dem Raume fanden, hatte als John Johnson und Diener Percys sich legitimirt. Um 5 Uhr hatte Suffolk dem König Bericht erstattet; aber erst um Mitternacht erschien in dessen directem Auftrag Sir T. Knyvet. Im Begriff, durch einen andern Zugang in das Gewölbe einzutreten, gewahrte er Faukes, der eben sich hinwegbegeben wollte, und ließ ihn sofort verhaften. Bei genauer Durchforschung constatirte er dann alsbald die Anhäufung bedeutender Pulvermassen. In Percys Haus war es unterdessen zwischen Faukes und Knyvets Leuten zu einem Handgemenge gekommen. Faukes war gebunden und seine Taschen durchsucht worden.

Man fand bei ihm Zunder, Feuerzeug und Lunten. In der Erregung des Wortwechſels hatte er von ſeiner Abſicht geredet, andern Tages König und Parlament in die Luft zu ſprengen.

So war denn alles verloren. Den Verſchwörern blieb nur übrig, zu fliehen und zu ſterben. Tresham allein hielt in London aus und bot ſogar der Regierung ſeine Dienſte an. Erſt am 12. November wurde er verhaftet, aber mit Rückſicht behandelt. Am 23. December erlag er im Tower einer Krankheit. Fünf Mitverſchworene hatten ſchon am 8. November in Holbeche den Tod gefunden. Von den urſprünglichen Anſtiftern, die in alle Phaſen des Unternehmens eingeweiht waren, fielen nur Faukes und Tho Winter lebend in Cecils Gewalt. Ihre Namen ſtehen unter den ausführlichen Bekenntniſſen, welche die Regierung im King's Book officiell veröffentlichen zu laſſen für erſprießlich fand. Donnerstag den 30. Januar 1606 fanden Sir Everard Digby, Rob. Winter, John Grant und Thomas Bates als Theilnehmer an der Verſchwörung beim Weſtende der Paulskirche den Tod durch Henkershand. Tags darauf erlitten in der Nähe des Parlamentsgebäudes Tho Winter, Ambros Rokewood, Robert Keyes und Guy Faukes die grauenhafte Strafe für Hochverrath. Keiner von den Eingeweihten war ſomit entkommen, um unter dem Schutze der Freiheit den wahren Verlauf der Dinge zu ſchildern; niemand war da, welcher im ſtande geweſen wäre, der officiellen Darſtellung gegenüber berichtigend aufzutreten oder die Künſte, Schleichwege und Grauſamkeiten zu enthüllen, deren es bedurft hatte, um Inhalt und Form der veröffentlichten Geſtändniſſe ſo ganz nach Wunſch und Bedarf zu geſtalten.

Gleich anfangs wurden daher Stimmen laut, welche dafür hielten, daß es mit dem Complot und deſſen Entdeckung ſich in Wirklichkeit ganz anders verhalten habe, daß es zum guten Theil auf bloße Regierungsmache ſich zurückführe, daß das Ganze ein zu politiſchen Zwecken künſtlich in Scene geſetzter Theaterſtreich geweſen ſei. Dieſe Meinung ſtand nicht vereinzelt, noch verſtummte ſie mit dem Tode Cecils. Wohl noch ein ganzes Jahrhundert hindurch läßt ſie ſich in der engliſchen wie der franzöſiſchen Geſchichtsliteratur bei Katholiken wie bei Proteſtanten der verſchiedenſten Richtung mit genügender Deutlichkeit feſtſtellen[1].

Je mehr indes die Periode Jakobs I. mit ihrem Chaos von Ehrloſigkeit und ſittlicher Verderbtheit zeitlich in die Ferne rückte, und je

[1] Vgl. *Gerard* l. c. p. 42 f. The Month XC (1897), 233 f.

mehr ein monströses Regierungssystem, wie das Lord Burghleys unter Elisabeth oder seines Sohnes Earl of Salisbury unter Jakob, dem Verständniß der Lebenden entfremdet wurde, desto weniger wurde jenen Zweifeln, Vermuthungen und überlieferten Gegenzeugnissen Gewicht beigelegt, und die von Salisbury und seinen Werkzeugen 1605 zubereitete officielle Erzählung gelangte in der Geschichtschreibung zur allgemeinen Anerkennung. Auch nachdem im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts die geheimsten Papiere der Regierung aus jener Zeit und selbst der handschriftliche Nachlaß Salisburys der Forschung zugänglich geworden sind, hat sich hieran im wesentlichen nichts geändert.

Und doch kann nicht geläugnet werden, daß Gründe des Argwohns zahlreich genug vorhanden sind. Die Zeiten Elisabeths und Jakobs waren an Complotten ungewöhnlich reich. Von mehreren derselben steht es fest, daß sie von der Regierung selbst theils angestiftet theils geschürt wurden; auch die spätere Titus-Oates-Verschwörung, die mehr als alle andern Aufsehen erregte, war eine vollständige Erdichtung. Als allgemeine Regel ist es aufgestellt worden, daß die vielen Complotte im damaligen England jedesmal wie auf Bestellung in dem Zeitpunkte und in der Art hervortraten, wie die Machthaber für ihre Politik es gerade brauchten, und daß der ganze Gewinn stets auf seiten der Regierung war. Von dieser ganz allgemeinen Beobachtung macht die Pulververschwörung, die in einer langen Reihe der verschiedenartigsten Staatscomplotte nur ein Mittelglied bildet, keine Ausnahme. Auch sie kam, wie man sie gerade brauchte, und fast mehr als alle andern ist sie zu Zwecken der innern Politik ausgebeutet worden. Bis in die kleinsten Nebenumstände läßt sich dies nachweisen.

Am 5. August 1600, einem Dienstag, war Jakob I. zu Ruthven, einem Landsitze des Grafen Gowrie, dem ziemlich ungefährlichen Complot der schottischen Lords, welche ihm kirchliche Zugeständnisse abpressen wollten, durch einen glücklichen Zufall entgangen. Er behielt an den Vorfall eine lebhafte Erinnerung, der Dienstag war hinfort sein Lieblingstag. Sobald Jakob als König von England anerkannt war, hatte er sogar versucht, zum Andenken an dieses Vorkommniß ein jährliches Dankfest in die anglikanische Liturgie zu bringen. „Jakob war eitel genug," schreibt Hepworth Dixon[1], „sich einzubilden, er sei ein persönlicher Günstling des Himmels;

[1] Der Tower von London II (Berlin 1870), 161. 162; vgl. *Osborne*, Memoirs p. 276, bei *Gerard* l. c. p. 232.

er hatte den Wunsch, der Welt zeigen zu können, daß er wirklich in höherem Schutze stände. Er wollte zu seinem Ruhme seinen eigenen Tag im Kalender haben, und hatte bereits versucht, seinen Rath zu veranlassen, daß der 5. August zur Erinnerung an das Gowrie-Complot als ihm geweiht festgesetzt werde. Der Rath konnte hierauf nicht eingehen. . . . Aber eine in London . . . geführte Verschwörung, welche Hunderte von Menschenleben bedrohte, konnte wohl für die Schwäche des Königs ausgebeutet werden. . . . Wenn alles gut ging, dann konnte jetzt der König seinen Namen durch einen Tag im Kalender verewigen."

Wirklich ging alles gut. Auf Dienstag den 5. November war das Parlament einberufen, und an diesem Tage wurde die furchtbare Verschwörung gegen das Leben des Königs vereitelt. Das merkwürdige Zusammentreffen des Wochen- und Monatstages mit der Rettung aus dem Gowrie-Complot wurde sofort bemerkt. Der Erzbischof von Canterbury machte in dem Ausschreiben an seine Suffragane vom 29. November 1605, in welchem er das jährliche Dankfest für den 5. November anordnete, besonders auf diesen providentiellen Umstand aufmerksam. Der König aber hatte über dieses Zusammentreffen eine unaussprechliche Freude. Erklärte er doch in seiner Rede bei Vertagung des Parlamentes am 9. November 1605:

„Es war Gottes gnädiger Wille, mir zweimal an demselben Tage der Woche, einem Dienstag, und an demselben Tage des Monats, nämlich dem fünften, in so denkwürdiger Weise Rettung zu theil werden zu lassen, um mich dadurch zu lehren, daß, wie es derselbe Teufel war, der aufs neue mir nachstellte, so auch ein und derselbe Gott wieder mit mächtiger Hand mich errettet hat. Ich dachte daher, es sei wohl angebracht, daß, da der 21. Januar auf einen Dienstag fällt, dieser Tag gerade für die Eröffnung der nächsten Session des Parlamentes bestimmt werde."

König Jakob in möglichst gehobener Stimmung zu erhalten, war für Cecil, den er wenig liebte, in diesem Zeitpunkt eine wichtige Sache. Noch ein anderer Kunstgriff mußte daher zu Hilfe kommen. Den geheimnißvollen Brief Lord Monteagles legte man, fünf Tage nachdem er im geheimen Staatsrath discutirt und von Cecil in seiner ganzen Bedeutung ergründet worden war, dem König selbst zur Entzifferung vor, als ob niemand sonst den Sinn zu errathen vermöchte. Dem außerordentlichen Scharfsinn oder der besondern himmlischen Erleuchtung des britischen Salomo sollte der Ruhm vorbehalten werden, das Dunkel auf den ersten Blick zu

durchdringen: er selbst sollte der Entdecker und dadurch der Ueberwinder des Complottes sein. Die kriechende Schmeichelei, mit welcher bei dieser Gelegenheit des Königs Scharfsinn gefeiert wurde, überstieg alles Maß. Wohl in diesem Sinne liebte es daher Jakob I. später, die Pulververschwörung „sein Meisterstück" zu nennen[1]. Zu andern Zeiten freilich stigmatisirte er den 5. November als „Cecils Feiertag"[2].

Für einen Staatsmann von Cecils Sorte war die Rücksicht, dem König sich unentbehrlich zu machen und in seiner Stellung sich zu stärken, eine alles beherrschende. Der Sturz eines leitenden Ministers jener Tage war fast gleichbedeutend mit dem Untergang. Cecil hatte gefährliche Gegner und Rivalen, keinen gefährlichern als den Earl of Northumberland, den einzigen, der für fähig gehalten wurde, ihn zu ersetzen, und an dessen Sturz er schon lange arbeitete. Die Pulververschwörung brachte endlich eine Handhabe, denselben zu verdächtigen; er fiel in Ungnade und wurde zu schwerer Geldbuße verurtheilt. Cecil war hinfort für immer von diesem Nebenbuhler befreit. Es gab noch andere Rücksichten für den staatsmännischen Blick des Earl of Salisbury. Eben weilte in London der Herzog von Lerma, um im Namen des Königs von Spanien nach so langer Feindschaft einen Frieden zu vereinbaren. Er brachte goldgefüllte Taschen und kostbare Geschenke und Jahrespensionen für die Rathgeber der Krone. Es galt, ihn zu überzeugen, daß es eine katholische Partei, von der Spanien etwas hoffen könne, in England nicht mehr gebe, daß nur Cecil und Northampton für die Krone Spaniens einen wirklichen Werth darstellten.

Gegen die Katholiken des Landes hatte die Regierung vorher bereits wieder in die alte Verfolgungspolitik eingelenkt. Am 22. Februar 1604 war das neue Verbannungsdecret gegen die Priester ergangen; von Juli bis November brachte fast jeder Monat neue Maßregeln wider die Katholiken. Es war, als ob man sie recht absichtlich zu verzweifelten Schritten treiben wollte. Am 10. Februar 1605 bestimmte Jakob I., daß die alte Strafgesetzgebung Elisabeths in der vollen Ausdehnung wieder in Kraft treten solle. Cecils politisches System war also den verschwommenen Duldungs-Velleitäten des Königs gegenüber siegreich durchgedrungen. Aber würde der wankelmüthige Herrscher consequent bleiben? Das war die große Frage, und Cecil mußte seiner Sache sicher sein. Er bedurfte einer

[1] Dixon a. a. O. II, 93. [2] *Gerard* l. c. p. 45.

glänzenden Rechtfertigung seiner Politik dem König gegenüber wie vor dem ganzen Lande. Er erhielt sie durch die Pulververschwörung. Ihr Bekanntwerden wurde das Signal der unerbittlichsten Katholikenhetze; noch in derselben Session des Parlamentes ging im Unterhaus eine Bill um die andere wider die Katholiken durch; die Lords mußten folgen.

Ein unverdächtiger Beurtheiler, Jardine, der Geschichtschreiber der großen englischen Staatsprocesse, welcher im übrigen an der hergebrachten Tradition über die Pulververschwörung festhält, hat diese Seite der Frage treffend gezeichnet[1]: „Die politischen Wirkungen dieses Vorganges sind überaus wichtig und interessant. Sie befestigten den zaghaften und schwankenden Sinn des Königs bei seinem Festhalten an der protestantischen Partei im Gegensatze zu den römischen Katholiken. Das allgemeine Entsetzen, welches durch ein so barbarisches Attentat nicht nur in England, sondern durch ganz Europa hin natürlicherweise wachgerufen wurde, wußte man geschickt zu einer Maschine umzugestalten zur Niederstampfung der römisch-katholischen Kirche. Jetzt waren die Minister Jakobs I., nachdem sie dem König fast wider Willen die Zustimmung abgerungen, von seiten der öffentlichen Meinung aber den enthusiastischen Beifall sich zu verschaffen gewußt, in den Stand gesetzt, die strengen Strafgesetze früherer Zeit wider die Papisten nach ihrer ganzen Kraft auch ferner durchzuführen und noch neue einzubringen, welche an Schärfe wie an Ungerechtigkeit jenen nichts nachgaben."

Nicht nur des Königs persönliche Neigung war indes zu überwinden, sondern es mußten noch andere Bedenken bei ihm beseitigt werden. Die Katholiken behaupteten, von Jakob vor seiner Thronbesteigung, als er noch ihrer Hilfe zu bedürfen glaubte, Versprechungen einer Duldungspolitik, wenn nicht noch günstigere Zusicherungen erhalten zu haben, und erhoben laut den Vorwurf des Wortbruches. Was konnte nun geeigneter sein, diese Waffe ihnen zu entziehen, als ein großes, schaudererregendes Complot, welches von den Katholiken des Landes als solchen und auf Grund eben ihrer katholischen Ueberzeugung auszugehen schien oder doch in solchem Lichte dargestellt zu werden eine Möglichkeit bot?

Cecil wie dem König, jedem in seiner Art, war somit durch eine solche rechtzeitig entdeckte Verschwörung vortrefflich gedient. Die Berichte

[1] Bei *Gerard* l. c. p. 209; vgl. auch desselben The Gunpowder Plot and the Gunpowder Plotters p. 31—34.

der Gerichtsverhandlung, soweit sie uns aufbewahrt worden sind, zeigen denn auch unverhüllt das Bemühen des Attorney General, die Pulververschwörung als gemeinsames Attentat der englischen Katholiken darzustellen, das auf Anstiften der Priester und auf Grund ihrer kirchlichen Ueberzeugung unternommen worden sei. Am Schluß der Verhandlung wies der Staatskatholik Earl of Northampton den gegen den König erhobenen Vorwurf des Wortbruches in langer Rede officiell zurück, und Cecil selbst ergriff das Wort, um auch seinerseits den unterdrückten Katholiken diese moralische Waffe zu entwinden.

Angesichts all dieser Momente, in ihrer Gesamtheit genommen, dürfte der Verdacht nicht allzu verwegen erscheinen, als habe bei dieser ganzen Verschwörung die Regierung die Hände im Spiel gehabt, als habe sie wenigstens seit langem schon um das Unternehmen gewußt und dasselbe nach ihren Wünschen gelenkt. „Ein Mann, der die Handlungen des Staatssecretärs beobachtete und den Leitfaden dazu in der Hand hatte," meint Dixon[1], „konnte sich kaum der Wahrnehmung verschließen, daß die Regierung alles wußte, was sie wissen wollte. In der That würde man Cecil und Northampton ganz und gar verkannt haben, hätte man sich eingebildet, daß ein Geheimniß, welches etwa hundert Personen . . . bekannt war, daß ein Plan, welcher . . . auf dem Parlamentsplatz weitergeführt worden war, den größten Meistern der Intrigue ihrer Zeit entgangen sein könnte. Viele der betreffenden Schriftstücke sind verbrannt worden; doch sind noch genug übrig geblieben, um zu beweisen, daß Cecil von jedem Fortschritte der Verschwörung Kunde hatte. . . . [Allein] es lag nicht in Cecils Politik, auch nur eine Stunde vor dem richtigen Zeitpunkte in das Drama einzugreifen. Er wußte den Werth eines Complottes zu genau zu schätzen, um die Chancen nicht auszubeuten, welche Garnet und Catesby ihm entgegenbrachten."

Unwillkürlich drängt sich sogar der Verdacht auf, es habe die Regierung unter der Zahl der Verschwörer ihre Werkzeuge nicht nur als Kundschafter für sich, sondern geradezu als Anstifter und Wegweiser für das Werk der Verschwörung zu verwenden gewußt. Dies ist die Ansicht, welche neuerdings P. John Gerard S. J. wahrscheinlich zu machen versucht hat.

[1] Der Tower von London II, 160. In vielen Punkten unzuverlässig und gehässig, hat dieses Werk Dixons doch einen großen Vortheil dadurch, daß es die lange Reihe der Staatsprocesse jener Zeit im Zusammenhang behandelt. Die Urtheile über die herrschenden Staatsmänner verdienen daher Beachtung.

Und nicht nur dies; weit noch darüber hinaus hat er in einer Reihe von intereſſanten Publicationen[1] den Verſuch gewagt, die ganze hergebrachte Darſtellung der Pulververſchwörung als auf Lug und Trug beruhend über den Haufen zu werfen.

Daß ein Complot katholiſcher Edelleute in irgend einer Art und zu irgend einem Unternehmen behufs Abwendung der den Katholiken drohenden Drangſale beſtanden habe, gibt er als unbezweifelt zu. Nach ſeiner Anſicht ſtand jedoch Tho Percy, wenn nicht gar Catesby ſelbſt, vollſtändig im Dienſte der Regierung. In den übrigen Punkten ſieht P. Gerard ſich genöthigt, eine mehr negative Stellung einzunehmen. Seine ſämtlichen Ausführungen laſſen ſich etwa in folgenden Sätzen ſummiren:

1. Ein großer Theil der moraliſchen Verantwortung für den Plan der Pulververſchwörung, ſoweit ein ſolcher vorhanden war, trifft die Regierung ſelbſt indirect, indem ſie durch endloſe Drangſalirungen der ungerechteſten und grauſamſten Art die Katholiken zur Verzweiflung trieb, aber auch direct, ſofern ſie um das Complot wußte und dasſelbe in ruhigem Wachsthum förderte, wahrſcheinlich aber auch demſelben durch ihre Agenten diejenige Leitung (wenn nicht Anſtiftung) geben ließ, die ihr erwünſcht war.

2. Der Verlauf des Complottes wie die Entdeckung desſelben muß ſich weſentlich anders verhalten haben, als wie es ſich in den officiellen Darſtellungen findet. Darauf deuten ſchon die vielen Widerſprüche in den Einzelheiten hin wie auch der Wahnwitz der weitern politiſchen Pläne, welche dort den Verſchwörern zugeſchrieben werden. Vor allem aber iſt es die Schauergeſchichte von dem unterirdiſchen Gang und der durchgegrabenen Mauer, deren genau fixirte und breit ausgemalte Nebenumſtände bei näherer Unterſuchung die gänzliche Unausführbarkeit und Unmöglichkeit in ſich ſchließen.

3. Die zwei Hauptbeweisſtücke der Regierung, auf welchen die ganze traditionelle Darſtellung beruht, und die einzigen, welche ſie im King's

[1] What was the Gunpowder Plot? The Traditional Story tested by Original Evidence. London 1897. — Professor Gardiner and the Gunpowder Plot. The Month XC (1897), 216. — The Problem of the Gunpowder Plot (in reply to Professor Gardiner). The Month XC (1897), 225 f. 350 f. 455 f. — The Gunpowder Plot and the Gunpowder Plotters. In reply to Prof. Gardiner. With Facsimiles of Documents, London 1897. — Thomas Winter's Confession and the Gunpowder Plot. London 1898.

Book zu veröffentlichen für gut befunden hat: das Geständniß des Guy Faukes vom 17. November 1605 und das „eigenhändige Bekenntniß" Tho Winters vom 23./25. November, sind in der uns vorliegenden Gestalt Fälschungen Cecils, und nicht die einzigen Fälschungen, welche in diesem Processe vorgenommen worden sind. Dabei soll jedoch keineswegs ausgeschlossen werden, daß Theile wirklicher Geständnisse und Zeugenaussagen zu diesen Fälschungen geschickt verwendet worden sind.

Unglaublich und ungeheuerlich könnten solche Sätze in unsern Tagen erscheinen gegenüber einem auch nur aus leidlich ehrenhaften Männern zusammengesetzten Tribunale oder Gubernium. Aber diese Unwahrscheinlichkeit schwindet angesichts einer Zeit, welche P. Gerard mit Recht charakterisiren kann als „beherrscht durch die unglaublichste Verkehrung aller Begriffe von Wahrhaftigkeit und Ehre". Das gerichtliche Verfahren bei den großen Hochverrathsprocessen unter Cecil übersteigt an Ehrlosigkeit und Niederträchtigkeit wie an raffinirter Geschicklichkeit alle unsere heutigen Vorstellungen. Der Attorney General (Oberstaatsprocurator) Edward Coke war dabei des Staatssecretärs willenloses, aber überaus elastisches und gewandtes Werkzeug. Seine Anklage-Acte waren juristische Kunststücke; aus Einzelheiten und untergeordneten Umständen, die von den einen hinterbracht, den andern auf der Folter erpreßt wurden, „fügte er mit geschickter Hand ein Gewebe von Wahrscheinlichkeiten zusammen", aus denen dann der Hochverrath sich ergeben mußte[1]. War aber einmal einer von der höchsten Autorität des Hochverrathes angeklagt, „so galt er nur noch als ein giftiger Wurm, und es war ein Beweis von Loyalität, ihn per fas et nefas zu vernichten"[2]. „Sir Edw. Coke", schreibt P. Gerard auf Grund der Thatsachen[3], „pflegte aus den Geständnissen oder Antworten, die man den Gefangenen entlockt hatte, die Auswahl zu treffen, indem er durch Buchstaben am Rande anzeigte, was vor Gericht verlesen und was unterdrückt werden müsse. Alle Stellen, welche gegen die Angeklagten sprachen, wurden als Beweismaterial verwerthet; alle Angaben oder Theile von Angaben, welche zu ihrer Entlastung sprachen, wurden unterdrückt, und so unverfroren wurde diese Procedur in Anwendung gebracht, daß sie nach dem Urtheile

[1] Vgl. Dixon a. a. O. II, 72.

[2] Hierüber Näheres bei *Gardiner*, History of England I, 124. 125; *Gerard*, The Gunpowder Plot p. 26; The Month XC (1897), 353.

[3] The Month XC (1897), 353.

Jardines[1] einer wirklichen und offenen Fälſchung des Beweismaterials gleichkam, indem es wiederholt ſich traf, daß durch die unterdrückten Abſchnitte diejenigen, die zur Vorleſung kamen, einen vollſtändig veränderten Sinn erhalten hatten. Und dabei wurde nicht einmal ein Verſuch gemacht, ein ſolch ſchamloſes Verfahren vor den Augen der untergeordneten Gerichtsbeamten zu verheimlichen."

Jardine, der als Sachverſtändiger wie als unverdächtiger Beurtheiler hier angerufen wird, iſt denn auch mit der ganzen Art der Hochverrathsproceſſe unter Cecil zu wohl vertraut, um der officiellen Darſtellung der Pulververſchwörung Glauben beizumeſſen. Ueber die im King's Book gegebenen Erzählungen bricht er rückhaltlos den Stab. Ueber den für das Volk berechneten „Wahrhaftigen und vollſtändigen Bericht" ſpricht er nicht minder unumwunden ſich aus[2]: „Es iſt kein ‚wahrer' Bericht, denn viele Vorkommniſſe während der Unterſuchung werden abſichtlich entſtellt, und es iſt kein ‚vollſtändiger' Bericht, denn das geſamte wirkliche Beweismaterial und überdies viele Thatſachen und Umſtände, welche vorgelegen haben müſſen, ſind übergangen, dagegen ſind Einzelheiten eingefügt, die bei dieſer Gelegenheit ganz unmöglich geſchehen ſein können. Es iſt offenbar ein falſcher und unvollſtändiger Bericht, eine Erzählung künſtlich zuſammengeſtoppelt und entſtellt, um einem politiſchen Zweck zu dienen, darauf angelegt und genau berechnet, das Urtheil der Welt über die wirklich vorliegenden Thatſachen in die Irre zu führen."

Ja Jardine ſteht nicht an, zu verſichern, daß bei der Veröffentlichung des Proceſſes „offenbar jede Zeile mit der äußerſten Sorgfalt abgewogen und überlegt worden ſei, nicht in Hinſicht auf ihre Uebereinſtimmung mit der Wahrheit, ſondern hinſichtlich ihrer Wirkung auf den Geiſt der Leſer".

P. Gerards ablehnende Stellung gegenüber dem traditionellen Berichte von der Pulververſchwörung iſt ſomit hinreichend erklärt; all die angeführten Momente und Urtheile erprobter Kenner gereichen ſeinem Standpunkte zur Stütze. Allein für die Begründung ſeiner Zweifel und für die thatſächliche Richtigkeit ſeiner Aufſtellungen bietet dies alles noch keine Gewähr, um ſo weniger, da ſelbſt Jardine und Dixon trotz der Unbefangenheit ihres Urtheils über Cecil an den Grundzügen der hergebrachten

[1] Jardines ſchwer ins Gewicht fallende Worte (Criminal Trials II, 358) ſiehe bei *Gerard*, The Gunpowder Plot p. 23.

[2] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 164.

Verschwörungsgeschichte festgehalten wissen wollen. Als geschichtliche Wahrheit gelten darf eben noch nicht das, wozu Cecil und seine Werkzeuge an Raffinirtheit und Ehrlosigkeit etwa fähig gewesen wären, sondern nur das, was als thatsächlich geschehen sich nachweisen oder nach sichern Indicien als glaubwürdig sich hinstellen läßt. P. Gerard hat denn auch bereits vielseitigen Widerspruch und eine Zahl ansehnlicher Gegner gefunden. Einer der hervorragendsten, wenn nicht der erste, unter den jetzt lebenden Historikern Englands, Professor Dr. Gardiner[1], hat seiner Widerlegung ein eigenes Buch gewidmet, das durch gereiftes historisches Wissen wie durch noblen Ton sich auszeichnet. In allen Punkten hält Gardiner gerade den entgegengesetzten Standpunkt aufrecht von dem des P. Gerard, mit der einzigen Einschränkung, daß auch er das große Attentat nicht der Gesamtheit der Katholiken, sondern nur einigen wenigen verzweifelten Individuen zur Last legt.

Sollte sich nun auch wirklich herausstellen, daß P. Gerards Ausführungen über Entstehung und Verlauf der Pulververschwörung im wesentlichen an der bisherigen Darstellung nur wenig zu ändern vermöchten, so sind sie gleichwohl keineswegs ohne Werth und Verdienst. Es ist von hohem Interesse und gewährt einen belehrenden Einblick in das Verfahren der englischen Gerichte gegen die katholischen Bekenner unter den Tudors und Stuarts, den Argumenten P. Gerards etwas eingehender zu folgen. Dies soll im folgenden versucht werden.

---

[1] What Gunpowder Plot was. London 1897.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die San-José-Schildlaus[1].

Kaum iſt es der Alten Welt gelungen, über die von Nordamerika ihr geſchenkte Reblaus[2] in einem mörderiſchen Kampfe Herr zu werden,

[1] Literaturverzeichniß. Nur die hauptſächlichſten Arbeiten mögen in chronologiſcher Reihenfolge hier genannt werden:

1. *Comstock, J. H.*, Report Com. Agriculture 1880, p. 304—305; Pl. XII, fig. 7. (Originalbeſchreibung der San-José-Schildlaus.)

2. *Schwarz, E. A.*, The San José Scale at Charlottesville Va. (Insect Life VI [1894], 247—252.) (Amtlicher Bericht über die Lebensweiſe dieſer Schildlaus, ihre Schädlichkeit und ihre Bekämpfung.)

3. *Howard, L. O.*, Further Notes on the San José Scale. (Insect Life VII [1895], 283—295.) (Eingehender Bericht über die Lebensweiſe, die natürlichen Feinde und die Vertilgungsmittel.)

4. *Howard, L. O.*, and *Marlatt, C. L.*, The San José Scale. Its occurrences in the United States, with a full account of its life history and the remedies to be used against it. Washington 1896. (U. S. Departm. of Agricult., Divis. of Entomol., New series, Bullet. No. 3.) (Officielle Hauptpublication und Quelle für alle ſeitherigen ausländiſchen Berichte.)

5. *Cockerell, T. D. A.*, The San José Scale and its nearest allies. A brief consideration of the characters which distinguish these closely related injurious scale insects. Washington 1897. (U. S. Departm. Agricult., Divis. of Entomol., Technical series, Bullet. No. 6.) (Eine vergleichend ſyſtematiſche Arbeit über die San-José-Schildlaus und ihre Verwandten.)

6. *Howard, L. O.*, The San José Scale in 1896—1897. Washington 1898. (U. S. Departm. of Agricult., Divis. of Entomol., New series, Bullet. No. 12.) (Amtlicher Bericht.)

7. *Howard, L. O.*, Recent laws against injurious insects in North-America. Washington 1898. (U. S. Departm. of Agricult., Divis. of Entomol., New series, Bullet. No. 13.) (Sammlung der betreffenden geſetzlichen Beſtimmungen, die von den einzelnen Staaten der Union und von Britiſch-Nordamerika erlaſſen wurden.)

8. Die San José Schildlaus. Denkſchrift, herausgegeben vom Kaiſerl. Geſundheitsamt. Zweiter Abdruck. Berlin 1898.

9. *Froggatt, W. W.*, San José Scale. Sidney 1898. (Departm. of Agricult. of N. S. Wales. Miscellaneous publication No. 197.) (Bericht des Regierungsentomologen über die Verbreitung der Schildlaus in Auſtralien.)

10. *Bos*, Dr. *H.*, De San José Schildluis. (Tijdschr. v. Tuinbouw 1898. 233—242.)

Herrn L. O. Howard, State Entomologiſt in Waſhington, und Herrn W. W. Froggatt, Government Entomologiſt in Sidney, ſprechen wir hiermit unſern Dank aus für die freundliche Ueberſendung der einſchlägigen amtlichen Publicationen, die als Hauptgrundlage für die vorliegende Arbeit dienten.

[2] Siehe dieſe Zeitſchrift Bd. XLVII, S. 413 ff. u. 516 ff. und Bd. XLVIII, S. 47 ff.

der Milliarden verschlungen und die blühendsten Weinberge Südeuropas nahezu vernichtet hat — da erscheint vom Westen her schon wieder ein neuer Feind vor unsern Thoren, von dem man eine ernstliche Gefahr für unsere Obstbaumzucht befürchtet. Es ist die San-José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus Comstock). Um diesem Eindringling rechtzeitig zu begegnen, wurde im Anfang des verflossenen Jahres folgender Bundesrathsbeschluß erlassen:

Verordnung, betreffend die Einfuhr lebender Pflanzen und frischen Obstes aus Amerika.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w., verordnen im Namen des Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths, was folgt:

§ 1.

Zur Verhütung der Einschleppung der San-José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus) ist die Einfuhr lebender Pflanzen und frischer Pflanzenabfälle aus Amerika, ferner der Fässer, Kisten und sonstigen Gegenstände, welche zur Verpackung oder Verwahrung derartiger Waren oder Abfälle gedient haben, bis auf weiteres verboten.

Das Gleiche gilt von Sendungen frischen Obstes und frischer Obstabfälle aus Amerika, sowie von dem zugehörigen Verpackungsmaterial, sofern bei einer an der Eingangsstelle vorgenommenen Untersuchung das Vorhandensein der San-José-Schildlaus an den Waren oder dem Verpackungsmaterial festgestellt wird.

Auf Waren und Gegenstände der vorbezeichneten Art, welche zu Schiff eingehen und von dem Schiff nicht entfernt werden, findet das Verbot keine Anwendung.

§ 2.

Der Reichskanzler ist ermächtigt, Ausnahmen von diesem Verbote zu gestatten und die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln anzuordnen.

§ 3.

Gegenwärtige Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichem Insiegel.

Gegeben Berlin, den 5. Februar 1898.

Graf von Posadowsky. Wilhelm.

Jenseits des Oceans war man von diesem Beschlusse der deutschen Regierung vielfach unangenehm überrascht. Man schilderte die von der neuen Schildlaus für den deutschen Obstbau drohende Gefahr als ganz unbedeutend und suchte jene Maßregel als mißliebig darzustellen; ja man gab ihr sogar die pikante Deutung einer drohenden politischen Spannung

zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem Deutſchen Reiche. Der amerikaniſche Geſandte in Berlin mußte einen Proteſt gegen jene Verordnung überreichen, worauf man ihm jedoch zur Begründung derſelben die officiellen Publicationen ſeines eigenen Ackerbauminiſters[1] mittheilte, die ihm wohl unbekannt geblieben waren. Ein hervorragender amerikaniſcher Entomologe, John B. Smith, Profeſſor der Entomologie am Rutgers College in New Brunſwick und Staatsentomologe von New Jerſey, theilte in einer der angeſehenſten amerikaniſchen Zeitſchriften dieſen eigenartigen Vorfall ſeinen Landsleuten mit[2] und rechtfertigte den Standpunkt der deutſchen Regierung. Er wies auf die geſetzlichen Beſtimmungen hin, welche zur Bekämpfung der San-José-Schildlaus in zwölf Staaten der Union bereits beſtehen, ſowie auf das neue allgemeine Geſetz, das dem amerikaniſchen Congreß bereits vorliege und nicht minder einſchneidende Maßregeln enthalte als die Verordnung der deutſchen Bundesregierung. Schon ſeit mehr als einem halben Jahre hätten ſich von der deutſchen Regierung geſandte Sachverſtändige an verſchiedenen landwirtſchaftlichen Stationen Nordamerikas mit dem Studium der Frage beſchäftigt; wie wolle man es ihnen denn verargen, daß ſie dabei zu demſelben Schluſſe gekommen ſeien, der in Nordamerika ſchon ſeit mehreren Jahren durch die traurigſten Erfahrungen feſtſtehe, daß nämlich die weitere Ausbreitung jener Schildlaus eine ernſte Gefahr für den Obſtbau bedeute? Zudem ſei der deutſche Bundesrathsbeſchluß erſt dann erfolgt, nachdem jenes Inſect thatſächlich durch amerikaniſche Früchte auf deutſches Gebiet verſchleppt und auf den importirten Früchten nachgewieſen worden ſei. Die von den Amerikanern ſo übel aufgenommene Maßregel der deutſchen Regierung ſei daher nichts weiter als ein ſelbſtverſtändlicher Act der Nothwehr. — So lautete das Urtheil des amerikaniſchen Fachmannes in der North American Review.

Darüber, daß die San-José-Schildlaus ein ſehr gefährlicher Feind des Obſtbaues iſt, kann kein Zweifel mehr obwalten. Schon in der erſten größern officiellen Publication[3], welche das Ackerbauminiſterium von Waſhington 1896 über den neuen Schädling herausgab, leſen wir auf der erſten Seite: „Es gibt vielleicht kein Inſect, welches im ſtande iſt, die Intereſſen der Obſtzucht der Vereinigten

[1] Siehe Literaturverzeichniß Nr. 4. 6. 7.

[2] Germany's exclusion of American fruits. North American Review, vol. 166, No. 4, April 1898, p. 460—465.

[3] Nr. 4 des Literaturverzeichniſſes.

Staaten, oder vielleicht sogar der ganzen Welt, schwerer zu schädigen als die San-José- oder ‚verderbliche' Schildlaus." Und auf der zweiten Seite derselben Schrift heißt es: „Wir sind daher zu der Behauptung berechtigt, daß niemals eine ernstere Bedrohung der Obstzuchtinteressen unseres Landes bekannt geworden ist als diese. Es ist nicht unsere Absicht, hier unnöthige Besorgniß zu erregen, sondern bloß einzuschärfen, wie wichtig es ist, daß man die äußerste Vorsicht anwende, um die Einschleppung dieses Insects in neue Oertlichkeiten zu verhüten, und ebenso auch zu betonen, wie dringend nothwendig es ist, ernstliche Anstrengungen zu machen, um dasselbe überall dort auszurotten, wo es sich bereits festgesetzt hat."

Vom Jahre 1880, wo die San-José-Schildlaus als Aspidiotus perniciosus von Comstock beschrieben wurde [1], bis zu der eben citirten amtlichen Publication des Ackerbauministeriums zu Washington aus dem Jahre 1896 sind nicht weniger als 91 Arbeiten über das neue Insect erschienen, die seinen Namen „die verderbliche Schildlaus" als wohlbegründet erwiesen. Es ist daher der Mühe werth, daß wir uns den kleinen Uebelthäter hier etwas genauer ansehen und seiner Lebensweise und Verbreitung sowie den bisherigen Methoden seiner Bekämpfung unsere Beachtung schenken.

Die San-José-Schildlaus gehört zur Familie der Schildläuse (Cocciden). Wie einst die Helden des Alterthums und die mittelalterlichen Ritter eines Schildes sich bedienten, um sich gegen die Waffen des Feindes im Kampfe zu schützen, so bedient sich auch diese kleine Lausfamilie eines Schildes im Kampfe ums Dasein. Eine von den Thierchen selbst abgesonderte wachsartige Kruste von schildförmiger Gestalt bedeckt das erwachsene Weibchen, und je ein kleineres Schildchen bedeckt jedes Individuum der verschiedenen Entwicklungsstadien der Jungen. Dieser Schild ist für seinen Besitzer ein wichtiges Rüstzeug im harten Existenzkampfe: er macht das wehrlose Thierchen unkenntlich für seine Feinde, er schirmt seinen Schützling gegen die Unbilden der Witterung und verhindert das Austrocknen des zarten Leibes unter den Strahlen der Sonne. Nur die jüngste Larvenform hat noch keinen Schild, läßt sich denselben aber alsbald wachsen.

[1] Literaturverzeichniß Nr. 1.

Auch die ausgebildeten Männchen sind des Schildes bar, weil er ihnen für ihre bewegliche Lebensweise nur hinderlich wäre. An den jungen Larven und den alten Männchen kann man daher die wirkliche Gestalt und die zoologische Natur dieser schildtragenden Wesen frei erkennen, allerdings nur unter Mitwirkung eines guten Vergrößerungsglases. An ihnen bemerkt man sofort die systematische Verwandtschaft der Schildläuse mit den Blattläusen (Aphiden). Gleich den letztern, die allen unsern Lesern sattsam bekannt sind, und den eine Unterabtheilung der Blattläuse bildenden Rindenläusen (Phylloxeriden), unter denen wenigstens die Reblaus (Phylloxera vastatrix) einer traurigen Berühmtheit sich erfreut, gehören auch die Schildläuse zur Insectenordnung der Rhynchota oder Schnabelkerfe, und zwar zur Unterordnung der Phytophthires oder Pflanzenverderber.

Und sie tragen diese beiden Namen nicht umsonst; denn sie haben einen langen, fadendünnen Saugschnabel, dessen Länge meist die Körperlänge übertrifft; diesen Saugschnabel senken sie in die zarte Oberhaut des Pflanzengewebes hinein, entziehen ihm den Lebenssaft und üben dadurch ihr pflanzenverderbendes Handwerk. Bloß die erwachsenen Männchen haben keinen Saugschnabel. Sie brauchen auch keinen, weil ihr Leben als Imago nur wenige Stunden dauert und ganz in dem Fortpflanzungsgeschäfte aufgeht, das ihre einzige Bestimmung bildet; daher ist für diese ätherischen Wesen die Nahrungsaufnahme ein überwundener Standpunkt. Um so fleißiger und unersättlicher widmen sich die Weibchen und die Larven der Bethätigung ihres Saugschnabels. Kaum ist die junge sechsbeinige Schildlaus an das Tageslicht getreten, so sucht sie umhertastend ein saftiges Plätzchen, wo sie sich festsaugt und dann sitzen bleibt, bis sie erwachsen ist. Während sie noch damit beschäftigt ist, ihren Schnabel in das Gewebe des Zweiges zu versenken und hiermit ihre festsitzende Lebensweise zu eröffnen, beginnt bei der jungen San-José-Schildlaus bereits die Ausscheidung des schützenden Stoffes, der ihr zum Schilde gegen die Gefahren des Lebens werden soll: zuerst wachsen zarte weiße Wachsflocken von allen Seiten aus ihrem Rücken hervor; dann wird das Kleid immer dichter, verdeckt die orangefarbene Haut der Larve und erhärtet zu einem gräulichweißen Deckel von der Gestalt einer umgewendeten Muschelschale.

Die kleine Laus hat sich unterdessen unter ihrem Schilde buchstäblich immer breiter gemacht, bis ihr Körper fast kreisförmig geworden ist; sie ist nun eine echte Schildlaus, die ihren Namen mit Ehren trägt. Unter dem

ſchützenden Buckel ihres Schildes, deſſen Ränder ringsum an den Zweig ſich anlegen, ſaugt ſie unverdroſſen weiter, macht ihre verſchiedenen Häutungen durch und verpuppt ſich ſchließlich. Wird aus der Puppe ein Männchen, ſo ſprengt dieſes ſein Schilderhaus und tritt ins Freie, um ein Weibchen zur Fortpflanzung aufzuſuchen. Iſt die erwachſene Schildlaus dagegen ein Weibchen, ſo bleibt ſie auch als Imago unter dem Schilde, der mit ihr gewachſen iſt, ſitzen und wird daſelbſt befruchtet. Während jedoch andere Schildläuſe Eier legen, bringt die San-José-Schildlaus lebendige Junge zur Welt. Die ganze Keimesentwicklung der neuen Generation verläuft ſomit unter dem Schilde der Alten; ſtatt der einen alten Schildlaus iſt ſchließlich eine kleine Lausfamilie vorhanden, die unter dem Familienſchirm den Tag ihrer Geburt erwartet. Die Alte aber ſtirbt unterdeſſen nicht, wie viele andere eierlegende Schildläuſe zu thun pflegen, ſondern ſie lebt munter weiter und ſchickt während einer Periode von ſechs Wochen fortwährend eine Laus nach der andern hinaus in das feindliche Leben — im ganzen ungefähr 400.

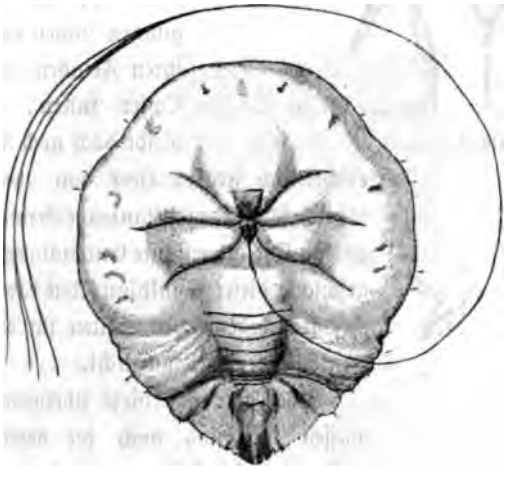


Fig. 1. (S. 64.)

Die hoffnungsvollen Sprößlinge machen es genau ſo, wie ihre Alten es einſt gemacht: ſie krabbeln umher auf den Zweigen, welche für ſie die Welt bedeuten, und ſuchen ſich ein ſaftiges Plätzchen und ſaugen ſich dort feſt und ſcheiden einen Schild aus und werden zu richtigen kleinen Schildbürgern und Schildbürgerinnen und trinken unter ihrem Schilde den Pflanzenſaft und häuten und verpuppen ſich unter ihm, bis ſie endlich fertige Schildlausmännchen oder Schildlausweibchen geworden ſind. Und ſo geht es weiter im Kreislauf des Lebens von Geſchlecht zu Geſchlecht. In Waſhington (Columbia-Diſtrict) folgen einander während ein und desſelben Sommers nicht weniger als vier ſolche Generationen. Durch genaue Zählung der von einem einzigen Weibchen ſtammenden Jungen haben Pergande und

Howard die Nachkommenſchaft einer einzigen alten San-José-Schildlaus im Laufe einer einzigen Sommerſaiſon berechnet: ſie erreicht das hübſche Sümmchen von drei Milliarden 216 Millionen 80400 Schildläuſen! Wenn nun auch viele der jungen Schildbürger keine gedeihlichen Exiſtenzbedingungen finden oder ihren Feinden zum Opfer fallen, ſo bleibt doch noch ein erſchrecklich großes Heer von unerſättlich ſaugenden Pflanzenverderbern übrig. Die intereſſante Entwicklungsgeſchichte dieſer Schildlaus hat daher ihre ſehr bedenklichen Seiten für die menſchliche Obſtbaumzucht.

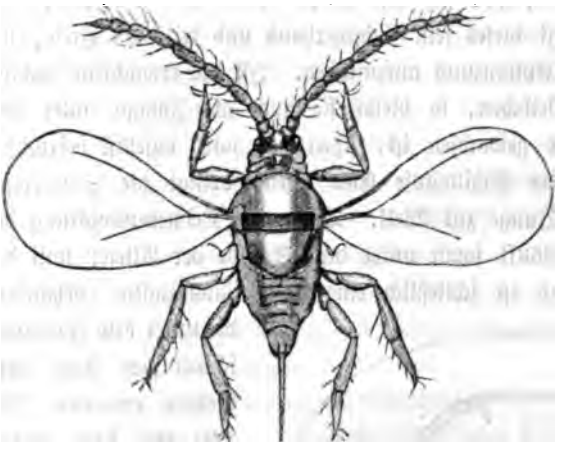


Fig. 2.

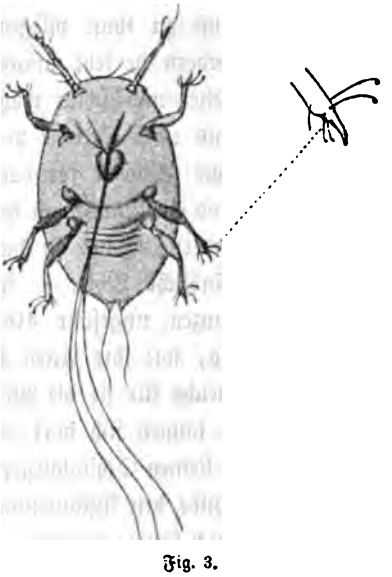


Fig. 3.

Bevor wir auf dieſe übergehen, müſſen wir uns noch die äußere Geſtalt von Aspidiotus perniciosus etwas näher anſehen mit Hilfe der beigegebenen ſtark vergrößerten Abbildungen, die aus Howards und Marlatts Werk[1] genommen ſind.

Die erwachſene weibliche San-José-Schildlaus (Fig. 1) iſt ein winzig kleines, gelbes Weſen; ſie mißt nur 1 mm in der Länge bei einer Breite von 0,8 mm. Das erwachſene Männchen (Fig. 2) iſt noch bedeutend kleiner und viel ſchmaler als das Weibchen: ſein Leib iſt nur 0,6 mm

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4.

lang. Es ist orangeroth, mit etwas dunklerem Halsschild. Außer den Beinen hat es als Extremitäten zwei 10gliedrige Fühler und einen langen Hinterleibsstiel, der zum Fortpflanzungsgeschäfte dient; dazu kommen noch zwei zarte, in gelben und grünen Regenbogenfarben schillernde Vorderflügel. Die Hinterflügel sind nämlich bei den Schildläusen verkümmert und ähnlich wie bei den Fliegen durch zwei Schwingkölbchen ersetzt; dadurch unterscheiden sich die Schildläuse von den vierflügligen Blattläusen. Die Augen der männlichen San-José-Schildlaus sind groß und gut entwickelt. Das Weibchen (Fig. 1) dagegen hat weder Beine noch Fühler noch Augen: es ist nichts als ein dicker Eiersack mit langem Saugschnabel. Figur 3 zeigt das neugeborene Junge, die noch freie, kleine Schildlauslarve, und zwar von der Unterseite; das Thierchen ist blaß orangegelb, mit einem sehr langen Saugschnabel, gut ausgebildeten Beinen und Fühlern und kleinen Augen. Seine Körperlänge beträgt nur 0,24 mm bei 0,1 mm Breite. Figur 4 veranschaulicht dieselbe junge Larve, nachdem sie sich zum Saugen festgesetzt hat und mit der Ausscheidung ihrer Wachshaut beginnt. Da wir bei einer Schildlaus nicht von ihrem Schilde abstrahiren dürfen, weist uns Figur 5 ein etwas schwächer vergrößertes Rindenstück mit drei verschiedenen Schildformen, zwischen denen junge Larven umherspazieren. Die großen, kreisförmigen Schilde gehören den alten Weibchen an. Ihr Durchmesser beträgt 1 bis 2 mm; sie sind also nur so groß wie das Käppchen

Fig. 4.

Fig. 5.

eines Stecknadelknopfes und nur ſchwach gewölbt; ihre Färbung iſt grau mit röthlicher Mitte. Die mittelgroßen, langgeſtreckten Schildchen beherbergen die Puppe der Männchen; das Schildkäppchen ſitzt bei ihnen ziemlich weit gegen das vordere Ende hin. Ihre Färbung iſt meiſt dunkler als jene der weiblichen Schilde. Die kleinen, rundlichen Schildchen endlich bergen die jungen Larven; ſie ſind weiß oder blaßgrau. Die unter dem Schilde erfolgende Entwicklung der Larve iſt ſehr verſchieden bei den künftigen Weibchen und den künftigen Männchen. Bei der weiblichen Larve verſchwinden bereits nach der erſten Häutung die Fühler, Beine und Augen vollſtändig; nur der Saugſchnabel bleibt. Auch fehlt dem Weibchen ein Puppenzuſtand. Bei der männlichen Larve geht es viel verwickelter zu. Nach der erſten Häutung verliert ſie die Fühler und Beine und behält außer dem langen Saugſchnabel nur die großen purpurrothen Augen. Durch die zweite Häutung bekommt ſie die Stummel ihrer künftigen Beine und Fühler und Flügel, verliert dafür jedoch ein für allemal den Saugſchnabel; in dieſem Stadium bezeichnet man ſie als „Vorpuppe“. Die dritte Häutung erhebt ſie dann zur echten Puppe, ein Entwicklungszuſtand, durch den die männliche Schildlaus ſich als ein Inſect mit vollkommener Verwandlung erweiſt; die künftigen Fühler, Flügel und Beine des Inſects ſind an der Puppe ſchon größer und vollkommener gegliedert; auch der Hinterleibsſtiel tritt bereits deutlich hervor; die großen rothen Augen ſind auch der Puppe geblieben, um ſich dann endlich nach Sprengung der letzten Bande dem Lichte des Lebens zu erſchließen.

Den Winter verleben die faſt erwachſenen Schildläuſe unthätig in ihrem Schilderhaus. Anfang April treten in dem Klima von Waſhington die geflügelten Männchen aus der Hülle hervor und paaren ſich mit den ſchildbedeckten Weibchen. Mitte Mai beginnen dieſe dann mit der Geburt der jungen Larven und ſetzen dieſelbe über einen Monat lang fort. Unterdeſſen iſt auch dieſe junge Generation in dem milden Frühlingswetter raſch herangewachſen, genährt von dem kräftigen Saftſtrome, den der Lenz in den Zweigen der Obſtbäume emportreibt. Auch ſie beginnen bereits ſich fortzupflanzen, und nun wimmelt es auf den befallenen Pflanzen von alten und jungen Schildläuſen in allen Größen und allen Geſtalten. So ſetzt dieſes Heer von Pflanzenverderbern, in geometriſcher Progreſſion ſtätig ſich vermehrend, ſeine verderbliche Thätigkeit fort bis zum Herbſte, wo die kalten Nachtfröſte ihm energiſch Halt gebieten.

Aus dieſer Lebensſkizze der San-José-Schildlaus wird es jedem begreiflich, daß ſie den Namen der „verderblichen" ſich wohl zu verdienen vermag. Und ſie hat ſich ihn leider auch thatſächlich ſchon ſeit ihrem erſten geſchichtlichen Erſcheinen reichlich verdient. Dasſelbe iſt noch nicht lange her. Unter ihrem wiſſenſchaftlichen Namen Aspidiotus perniciosus kennt man ſie erſt ſeit 1880, als San-José-Schildlaus ſchon einige Jahre früher.

Niemand weiß, von wannen ſie eigentlich kam. Sie machte ſich in den ſiebziger Jahren zum erſtenmal bemerklich durch die Verwüſtungen, die ſie in den Obſtgärten des San-José-Thales in Californien anrichtete; von dieſem ihrem erſten Fundort hat ſie auch ihren gewöhnlichen Namen erhalten. Aber die eigentliche Heimat dieſer verhängnißvollen Schildbürgerin iſt noch in tiefes Dunkel gehüllt. Keine Nation will ihr die Ehre des autochthonen Bürgerrechtes zuerkennen; alle verläugnen ſie hartnäckig und antworten auf die Frage, wer die kleine Hexe großgezogen und in die weite Welt hinausgeſandt habe, mit unſchuldsvoller Miene: „Ich habe es nicht gethan; die da hat's gethan." Anfangs gaben die Nordamerikaner Chile als deren Vaterland aus und behaupteten, ſie ſei von dort nach Californien im Jahre 1870 verſchleppt worden. In der That hatte man ſie in Chile bereits 1872 auf Tafelbirnen in großer Zahl gefunden; bei näherer Unterſuchung ſtellte ſich jedoch heraus, daß die betreffenden Bäume aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas nach Chile eingeführt worden waren; die Nordamerikaner mußten ihre Anſchuldigung gegen Südamerika wieder zurücknehmen, da ſich dieſelbe als ein circulus vitiosus herausſtellte. In Auſtralien, wo dieſe Schildlaus ebenfalls vorkommt, aber nicht ſo verheerend auftritt wie in den Unionsſtaaten, wurde ſie nach Maskells Angabe aus Japan eingeſchleppt. Die Japaner proteſtirten jedoch gegen dieſe Urheberſchaft, und der amerikaniſche Entomolog Koebele, der in officiellem Auftrage Japan bereiſte, um die San-José-Schildlaus zu ſuchen, fand ſie daſelbſt gar nicht einmal vor. Sie ſcheint daher in Japan ebenſowenig zu Hauſe zu ſein wie in China, auf welches man den Verdacht der Thäterſchaft ebenfalls zu lenken verſucht hatte. Auch auf Hawai, wo ſie ſich gleichfalls bemerkbar gemacht hat, iſt ihre Heimat nicht; denn der amerikaniſche Experte Koebele mußte dort ſelber conſtatiren, daß ſie auf californiſchen Pflaumen- und Pfirſichbäumen dahin gebracht worden ſei. Alſo man weiß nicht, woher dieſe verderbliche Schildlaus ſtammt. Der officielle amerikaniſche Bericht vom

Jahre 1896[1] kommt daher zu dem sehr unbestimmten und zweifelhaften Resultate bezüglich ihrer Nationalität: „Sie kann sich vielleicht als in Australien heimisch erweisen; sie kann auch von Japan, China oder irgend einem andern Theile von Ostasien oder von irgend einer der Inseln des Stillen Oceans gekommen sein.“ Ueber diesen Möglichkeiten wird man jedoch schwerlich die Thatsache vergessen, daß es Californien war, wo sie zuerst in verheerender Weise auftrat. So lange es derjenigen Nation, in deren Gebiet die San-José-Schildlaus zum erstenmal auftauchte, nicht gelingt, einen durch Zeugen bekräftigten Beweis dafür zu erbringen, daß die Uebelthäterin alibi zu Hause sei und an dem Orte ihrer amtlichen Verhaftung nur „auf der Durchreise“ sich aufgehalten habe, so lange wird man eben das Land des ersten öffentlichen Auftretens der San-José-Schildlaus auch als ihre Heimat ansehen müssen.

Der einzige Entlastungsgrund, den die Nordamerikaner zu ihrer Vertheidigung anführen können, ist, daß sie sagen: Dieses Subject hätte bei uns in Californien längst unter Polizeiaufsicht gestanden, wenn es dort zu Hause wäre. Unter dieser Polizeiaufsicht hat man nicht so sehr den vortrefflich geregelten entomologischen Beobachtungsdienst der landwirtschaftlichen Stationen zu verstehen, die von dem nordamerikanischen Ackerbauministerium auf dem ganzen Gebiete der Unionsstaaten bereits seit mehreren Jahrzehnten eingerichtet worden sind, als vielmehr die natürlichen Feinde jenes neuen Obstbaumschädlings, die ihm von der Weisheit des Schöpfers als Naturpolizisten an die Seite gegeben wurden. Alle schädlichen Insecten unterstehen in ihrer Heimat einer strengen Controlle der Naturpolizei; sie mögen sich in einzelnen Jahren, durch besondere Umstände begünstigt, noch so bedrohlich vermehren, so wird doch ihre Zahl in den folgenden Jahren durch ihre noch stärker sich vermehrenden natürlichen Feinde, namentlich durch Schmarotzerinsecten und Schmarotzerpilze, nicht bloß auf ihr ursprüngliches Maß wieder eingeschränkt, sondern meist sogar für längere Zeit unter das gewöhnliche Minimum desselben herabgedrückt. Diese alte Erfahrungsthatsache hat sich bei dem großen Nonnenfraße, der in den deutschen und österreichischen Nadelforsten vor zehn Jahren so schrecklich hauste[2], aufs neue bestätigt. Um so bezeichnender ist es, daß die San-José-Schildlaus bei ihrem ersten Erscheinen in Californien viele Jahre lang fast gar keine natürlichen Feinde

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 12.

[2] Siehe diese Zeitschrift Bd. XLV, S. 43 ff. u. 158 ff.

hatte und sich deshalb unbeschränkt vermehrte. Erst ganz allmählich begannen die kleinen einheimischen Schildlausfeinde auch diesem neuen Gaste ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; daher ist es zu erklären, daß die San-José-Schildlaus in den letzten Jahren wenigstens in den Weststaaten der Union, wo sie zuerst aufgetreten war, bereits minder verheerend wirkt als früher. Diese Erscheinung dürfte, wenn auch keinen evidenten Zeugenbeweis, so doch einen nicht zu unterschätzenden Indicienbeweis dafür liefern, daß die Vereinigten Staaten nicht die Heimat von Aspidiotus perniciosus sind. Ebenso scheint uns die Vermuthung nicht unbegründet, daß diese verderbliche Besucherin aus dem schildlausreichen Australien kam und von dort nach Californien importirt wurde. In Australien selber, wo sie, wie bereits oben erwähnt, ebenfalls vorkommt, konnte sie keinen so großen Schaden thun, weil dort eine überlegene Zahl von Polizisten an ihre Fersen sich heftete. Der fünfte Welttheil ist nämlich so reich an derlei kleinen Schutzleuten, daß die erfinderischen Amerikaner sogar auf den Gedanken verfallen sind, besonders verdiente Schildlausfresser und Schildlausschmarotzer aus Australien einzuführen, um der Vermehrung der amerikanischen Schildläuse entgegenzuwirken. Insbesondere war es ein australischer Marienkäfer, Vedolia cardinalis genannt, dessen Einfuhr und Zucht man in Californien seit 1888 ernstlich betrieben hat, um eine gleichfalls aus Australien eingeschleppte, dem Orangenbau Californiens sehr schädliche Schildlaus, Icerya Purchasi, erfolgreich zu bekämpfen[1]. Inwieweit es bisher gelungen ist, dieses sinnreiche Mittel auch gegen die San-José-Schildlaus anzuwenden, werden wir späterhin zu untersuchen haben.

---

[1] Vgl. hierüber die von der Division of Entomology des Ackerbauministeriums von Washington herausgegebene Zeitschrift Insect Life II, 70. 112. 142. 190. 384; III, 76. 98. 99. 189. 330. 354. 395. 439; IV, 134. 154. 164. 215. 226. 279. 336. 349; V, 50. 127. 139. 142; VI, 41. 134. 137. 193.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Auſonius und Paulinus von Nola.

Weltlicher und geiſtlicher Humanismus im vierten Jahrhundert.

Zwiſchen dem auguſteiſchen Zeitalter der lateiniſchen Literatur und der erſten Literaturblüthe der meiſten neuern europäiſchen Völker liegt ein Jahrtauſend und darüber: eine großartige Zeit an religiöſen, politiſchen und ſocialen Geſtaltungen, auch auf dem Gebiete profaner Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur durchaus nicht unfruchtbar, aber in mächtigem Ringen zwiſchen Verfall und Neugeſtaltung begriffen. Die goldene Periode des römiſchen Schriftthums ging ſchon mit Auguſtus zu Ende, die ſilberne mit Hadrian; von da ab war der Verfall ein raſcher und allgemeiner. Unter dem Druck blutiger Verfolgung, innerkirchlicher Kämpfe und Drangſale vermochte das Chriſtenthum nur langſam die Grundlagen einer neuen Bildung zu geſtalten. Drei Jahrhunderte vergingen, ehe es aus dem Dunkel der Katakomben hervortreten und ſich frei entwickeln konnte, und nahezu wieder ein Jahrhundert ſchwand dahin, ehe Julians Verſuch, das Heidenthum neu zu beleben, ſcheiterte und die faſt über das ganze Reich ſich erſtreckende Macht des Arianismus gebrochen war. Wohl wuchs in dieſen Kämpfen neben der verfallenden heidniſchen Literatur eine bedeutſame chriſtliche Literatur heran; aber ſie beſchränkte ſich zunächſt auf Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens gegen Heidenthum und Häreſie, Ueberſetzung und Erklärung der heiligen Bücher, nähere Formulirung der rechtgläubigen Lehre und Geſtaltung einer chriſtlichen Theologie. Auch die poetiſche Form wurde zunächſt dieſen Zielen dienſtbar gemacht. Klaſſiſch gebildete Chriſten wählten den hergebrachten epiſch-didaktiſchen Hexameter oder das elegiſche Diſtichon, um Heidenthum und Häreſie zu bekämpfen, die chriſtliche Offenbarung und deren Vorbereitung im Alten Bunde zu erklären und zu vertheidigen, die Erzählungen der Bibel den Gebildeten näher zu rücken und einzelne Lehrſtücke des Glaubens zu verherrlichen. Zu dieſem Zweck ſchrieb Commodian ſchon im 3. Jahrhundert ſeine „Unterweiſungen“ (Instructiones) und ſein Carmen Apologeticum, der ſpaniſche Prieſter Juvencus am Beginne des 4. Jahrhunderts ſeine verſificirte Evangeliengeſchichte. Aehnlichen Charakters ſind die kleineren anonymen Gedichte „Vom Lobe Gottes“, vom „Untergang Sodomas“ und von „Jonas“ und das dem Lactantius zugeſchriebene Gedicht vom Phönix. Der Kunſtwerth all dieſer Dichtungen iſt ein ſehr geringer, wenn ſie als erſte Klänge chriſtlicher Poeſie auch eine gewiſſe Pietät und Ehrfurcht beanſpruchen dürfen. Erſt gegen Ende des 4. Jahrhunderts treten chriſtliche Dichter auf, die auch von künſtleriſchem Geſichtspunkte aus höhere Anerkennung verdienen und ſich der äußern Form nach als glückliche Erneuerer der lateiniſchen Dichtung betrachten laſſen. Die hervorragendſten ſind Paulinus von Nola, Prudentius und Ambroſius — ein Gallier, ein Spanier und ein Römer. Als Schüler des Auſonius ſteht der erſtere noch in innigſter Beziehung mit der bisherigen heidniſchen Profanliteratur und läßt uns einen Blick in die ſeltſamen Literaturverhältniſſe werfen, aus welchen ſich die chriſtlich-lateiniſche Dichtkunſt herausgearbeitet hat.

1.

Während noch zu Ciceros Zeit Rom ſelbſt und Athen die Hauptſitze der Bildung waren, Marſeille nur als eine Inſel von griechiſcher Cultur in einem Ocean von Barbarei galt, erſtanden in der Kaiſerzeit, ſchon von Auguſtus an, zahlreiche Schulen in Afrika, Spanien und beſonders Gallien. Rhetorik und Rechtskunde wurden an denſelben wie in Rom vorgetragen, und junge Beamtenſöhne wie Söhne reicher Eingeborener konnten ſich daſelbſt vollſtändig für die juriſtiſch-militäriſche Beamtenlaufbahn vorbereiten. Unter den galliſchen Schulen genoſſen Bordeaux (Burdigala), Autun (Augustodunum) und Trier (Treviris) beſondern Ruf es. Wie Conſtantius Chlorus, ſo ließ ſich auch ſein Sohn Konſtantin d. Gr. die Förderung dieſer Schulen ſehr angelegen ſein. Die Aerzte, Grammatiker und Rhetoren wurden von den Municipalbeamtungen frei erklärt, ihnen dagegen die mit Privilegien verbundenen Ehrenämter zugänglich gemacht. Sie wurden durch beſondere Verfügungen gegen willkürliche Belangungen bei Gericht wie gegen perſönliche Bedrückung und Beleidigung geſichert. Auch waren ſie vom Kriegsdienſt, von Einquartierung und andern Laſten befreit, damit ſie um ſo ungehinderter ſich ganz dem Unterricht widmen könnten. Kaiſer Gratian ſtellte ſie ſogar den höchſten Civil- und Militärbeamten gleich und ließ ihnen anſehnliche Spenden an Korn, Wein und Oel zukommen. Wie ſich Diocletian den Rhetor Lactantius von Afrika her nach Nikomedia verſchrieb, ſo ließen ſpätere Kaiſer Lehrer der Beredſamkeit aus dem Orient, aus Rom und Spanien nach Gallien kommen.

Dieſe Rhetoren verſahen bis zu einem gewiſſen Grade auch das Amt officieller Publiciſten, welche bei feierlichen Anläſſen die großen Lobreden auf die Kaiſer hielten, die dann in zahlreichen Abſchriften im ganzen Reiche verbreitet wurden. So waren Eumenius von Autun und Nazarius die Lobredner des großen Konſtantin, Claudius Mamertinus derjenige Julians, Drepanius Pacatus verherrlichte Theodoſius I., Aurelius Symmachus die Kaiſer Valentinian I. und Gratian.

Zu dieſen kaiſerlichen Lobrednern und wohlbeſtallten und privilegirten Rhetorikprofeſſoren gehört auch Decimus Magnus Auſonius, 309 oder 310 in Bordeaux geboren. Sein Vater Julius Auſonius war Arzt, ein praktiſcher und genügſamer Mann, der das hohe Alter von 98 Jahren erreichte. Noch zu ſeinen Lebzeiten widmete ihm der Sohn die Verſe:

Cura dei, placidae functus quod honore senectae
undecies binas vixit olympiades,
omnia quae voluit qui prospera vidit, eidem
optavit quidquid contigit ut voluit:
non quia fatorum nimia indulgentia, sed quod
tam moderata illi vota fuere viro.

Gott ließ friedlich den Greis zweimal elf Olympiaden
Schauen, im Alter noch ſtets reichlich mit Ehren gekrönt.
Was er nur immer begehrte, das ſah er glücklich gelingen,
Und ſo, wie er erſehnt, ſah er ſein Wünſchen erfüllt:
Nicht daß allzu geneigt das Schickſal ihm ſchmeichelte, ſondern
Weiſe hat der Mann all ſeine Wünſche beſchränkt.

Die Mutter Aemilia Anonia ſtammte aus einer vornehmen Aeduer-Familie. Ihr Bruder Aemilius Magnus Arborius war ein ſehr angeſehener Rhetor an der Schule von Toulouſe. Ihm wurde der Neffe zu weiterer Ausbildung übergeben, nachdem er einige Zeit in Bordeaux ſtudirt hatte, wo ihn Macrinus im Lateiniſchen, Romulus, Corinthus und Meneſtheus im Griechiſchen unterrichteten. In der letztern Sprache brachte er es indes nicht weit. Auch für die lateiniſche Rhetorik begeiſterte er ſich erſt recht unter der Leitung ſeines Onkels in Toulouſe. Seinem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß er ſich ſeinen Beruf, nicht den des Vaters, zur Lebenslaufbahn erkor. Er blieb dieſer Wahl treu, als Arborius 330 in das neugegründete Konſtantinopel berufen wurde, und ſetzte ſeine humaniſtiſchen Studien in Bordeaux fort. Nach Vollendung derſelben erhielt er daſelbſt zuerſt einen Lehrſtuhl der Grammatik, dann der Rhetorik und war nebenher auch als Sachwalter thätig. Er vermählte ſich mit Attuſia Lucana Sabina, der Tochter einer vornehmen Bürgerfamilie, die ihm drei Kinder ſchenkte, dann aber — ſchon ſehr früh — ſtarb.

Dreißig Jahre lebte und wirkte Auſonius als Rhetorikprofeſſor in ſeiner Vaterſtadt, ohne ſich durch eine größere literariſche Schöpfung bemerkbar zu machen, doch als Lehrer ſehr geſchätzt und angeſehen; da wurde er von Kaiſer Valentinian I. — etwa um das Jahr 365 — an den Hof nach Trier berufen, um die wiſſenſchaftliche Erziehung des 353 geborenen Cäſars Gratian zu übernehmen. Am Kaiſerhofe ward er mit dem römiſchen Stadtpräfecten Aurelius Symmachus, dem begeiſterten Vertheidiger des alten Heidenthums, und andern hervorragenden Perſönlichkeiten bekannt. Er ſcheint auch in der erſten Zeit ſeines Trierer Aufenthalts an einem Feldzug wider die Alemannen theilgenommen zu haben, in welchem ihm ein junges Schwabenmädchen, Biſſula, als Beute zu theil ward. Der 60jährige verwittwete Profeſſor hat ſie in einigen Gedichtchen beſungen, die mehr komiſch als poetiſch wirken.

Die Gunſt des Kaiſers wie des Prinzen erwarb ſich Auſonius indes in ungewöhnlichem Grade. Seine ganze Familie wurde mit Ehren und Würden überſchüttet. Sein Sohn Heſperius wurde zum Proconſul von Afrika, dann zum Praefectus praetorio für Italien, Illyrien und Afrika ernannt, ſein Schwiegerſohn Thalaſſius zum Proconſul von Afrika, ſein greiſer Vater zum Präfecten von Illyrien, ſein Neffe Arborius zum Praefectus urbi, ſein Schüler Paulinus zum Conſul. Ihm ſelbſt wurde 378 die Präfectur von Gallien und 379 die Conſulwürde zu theil. Als ſein kaiſerlicher Schüler Gratian 383 ermordet wurde, war er noch in Trier, folgte indes bald ſeinem Sohne Heſperius nach Bordeaux und brachte den Reſt ſeines Lebens in vergnügter Muße theils in dieſer Stadt, theils in den Landhäuſern zu, die er ſich infolge der frühern kaiſerlichen Gunſt an den Ufern der Garonne hatte erwerben können. Er beſchäftigte ſich mit Studien und Poeſie, correſpondirte mit alten Freunden und ergötzte ſich an den Freuden des Landlebens. Sein Todesjahr iſt nicht genau bekannt; doch gehen die Andeutungen ſeiner Briefe nicht über das Jahr 393 hinaus. Er ſcheint alſo über 83 Jahre alt geworden zu ſein.

2.

Eine wirklich bedeutende Dichtung größern Umfangs hat Ausonius nicht hinterlassen. Seine Werklein (Opuscula) setzen sich aus lauter gelegentlichen Kleinigkeiten zusammen, von denen die meisten erst während und nach seinem Trierer Aufenthalt entstanden sind.

Seine geographische Weltanschauung hat er in einem Kranze kleiner Gedichte niedergelegt, in welchen er die Hauptstädte des damaligen Römerreichs nach ihrer Bedeutsamkeit aufzählt und kurz charakterisirt. Die ersten fünf sind: Rom, Konstantinopel, Karthago, Antiochien und Alexandrien. Dann folgt Trier mit den Versen:

Gallien heischet mein Lob schon längst, das waffengewalt'ge,
Und der Trierer Stadt, die thront nicht ferne des Rheines.
Sicher ruhet sie dort gleichwie im Schoße des Friedens,
Der die Kräfte des Reichs ernähret und kleidet und waffnet.
Weithin dehnt sich der Kranz der Mauern über die Hügel;
Breiten, ruhigen Stroms zieht dran die Mosel vorüber
Und bringt Waren herbei aus allen Ländern der Erde.

Auf die gallische Moselstadt folgen dann Mailand, Capua, Aquileja, Vienne, Sevilla, Athen, Catania, Syrakus, Toulouse, Narbonne und endlich Bordeaux, des Dichters Vaterstadt. Diese erhält eine etwas weitere Beschreibung, aber mit der schließlichen Versicherung, daß Rom doch alle heimischen Städte übertreffe, daß er Bordeaux liebe, Rom verehre, dort Bürger, in beiden Consul sei, dort eine Wiege, hier seinen curulischen Sessel stehen habe:

Diligo Burdigalam, Romam colo, civis in hac sum,
Consul in ambabus, cunae hic, ibi sella curulis.

Ein zweiter Kranz von Gedichten (Epicedion in patrem, De herediolo, Liber protrepticus in nepotem, Genethliacum ad Ausonium nepotem und Parentalia) macht uns mit der gesamten Familie, Verwandtschaft und Gevatterschaft des gallischen Rhetors bekannt. Die Parentalia allein umfassen 32 Nummern und widmen auch den Großmüttern, Tanten, Großtanten und Enkelinnen je ein aus altklassischen Erinnerungen gedrechseltes Compliment.

Ein dritter Kranz von 27 Gedichten feiert die Professoren von Bordeaux, bei welchen der Dichter seinen Unterricht genossen oder mit welchen er sonst in Verbindung stand. Es finden sich darunter mehrere der angesehensten Rhetoren und Literaten jener Zeit, wie Tiberius Victor Minervius, der zeitweilig auch in Rom und Konstantinopel wirkte, — Latinus Alcimus Alethius, der Lehrer Kaiser Julians, — des Dichters Oheim Arborius, der in Toulouse und Spanien und zuletzt in Konstantinopel thätig war, — Attius Paternus, dessen Wirken in Rom der hl. Hieronymus lobend erwähnt, — Attius Tiro Delphidius, den Ammian als hervorragenden Redner bezeichnet, — Alethio Minervius. Von den griechischen Professoren Romulus, Corinthus, Pyrrhus, Menestheus meldet er, daß sie sehr fleißig gewesen, aber mit geringer Frucht; daß er es aber selbst im Griechischen nicht weit gebracht, schreibt er seiner eigenen Ungeschicklichkeit und

Nachläſſigkeit zu. Eine eigentliche Charakteriſtik der verſchiedenen Perſönlichkeiten gibt Ausonius nicht; die Erinnerungsverſe halten ſich in allgemeinen Zügen des Lobes und der Bewunderung. Der Kranz ſchließt ſich um den Poeten, der nach ſeinem Ableben auch ein Plätzchen in der Reihe der berühmten Profeſſoren erhoffte — und wohl nicht das letzte.

Auch ſich ſelbſt hat Ausonius mit einem vierten Cyklus von Gedichten bedacht, der aber nicht ganz erhalten zu ſein ſcheint. Er führt den Titel: Ephemeris id est totius diei negotium, alſo etwa „Mein Tagewerk". Das erſte Gedichtchen ſchildert ſein Erwachen. Er erwacht nicht, wie ſein großer Zeitgenoſſe Ambroſius, ſchon beim Hahnenſchrei, ſondern erſt, da ſchon der volle Tag durch die Fenſter bricht und die Schwalbe im Neſte raſchelt. Er ißt und trinkt zu viel, drum ſchläft er wie ein Siebenſchläfer in den Morgen hinein, taub und blind, faſt wie der verzauberte Endymion. Er ſchilt ſich indes ſelbſt dafür und rüttelt ſich mit einer ſapphiſchen Strophe aus dem Schlummer. In einigen Jamben wird dann das „Aufſtehen" und die „Toilette" beſchrieben.

Auf, Burſche, reich die Schuhe mir
Und gib das linnene Gewand,
Und was zur Kleidung nöthig iſt,
Wie du's zum Ausgehn hältſt bereit.
Her mit dem friſchen Brunnenquell,
Daß ich waſch' Händ' und Augen klar,
Und öffne mir das Heiligthum,
Das keiner äußern Zier bedarf.
Denn fromme Worte, reines Flehn,
Das iſt der reichſte Gottesdienſt.
Ich zünde keinen Weihrauch an,
Noch bring' ich Honigkuchen dar.
Das Grasdach mit dem kleinen Herd
Sei überlaſſen eitlem Wahn.
Ich bete zu dem einen Gott
Und zu des höchſten Gottes Sohn,
Mit ihm von gleicher Majeſtät,
Dem Heil'gen Geiſte zugeſellt.
Und nun beginn' ich mein Gebet,
Und zitternd mein Gedanke fühlt
Der Gottheit hohe Gegenwart —
Wie? Glauben, Hoffen zitterten?

Es folgt nun das „Morgengebet", das in Hexametern abgefaßt iſt, das wir aber, der Genauigkeit halber, in Proſa wiedergeben müſſen.

Allmächtiger, mir nur durch geiſtige Erziehung bekannt,
Von den Böſen unerkannt und keinem der Frommen unbekannt,
Ohne Anfang und ohne Ende, älter als die Zeit,
Die war oder ſein wird, deſſen Form und Geſtalt
Kein Geiſt erfaſſen, keine Zunge ausſprechen kann,
Welchen zu ſchauen und deſſen Gebot gegenwärtig zu hören
Und zu deſſen väterlichen Seite zu ſitzen allein das Recht hat
Der Schöpfer der Dinge, die Urſache der zu ſchaffenden Dinge,
Das Wort Gottes ſelbſt, Gott das Wort, der Vorläufer
Der Welt, die er ſchaffen ſollte, gezeugt in jener
Zeit, da es noch keine Zeit gab, gezeugt, ehedenn
Das Licht und der ſtrahlende Morgenſtern den Himmel erleuchtete:
Ohne den nichts geſchehn, durch den alles gemacht,
Deſſen Thron im Himmel, deſſen Herrſchaft die Erde unterworfen
Und das Meer und das unbezwingbare Chaos der dunkeln Nacht:
Der nimmer raſtende, alles bewegende, das Starre belebende
Gott von dem ungezeugten Erzeuger, der, durch den Trug

Des stolzen Volkes beleidigt, die Heiden zur Herrschaft rief,
Um von der bessern Nachkommenschaft des adoptirten Stammes verehrt zu werden,
Den die Väter schauen durften, und in dessen Anblick
Es ihm gewährt war, den Vater zu schaun; der unsere Sünden
Trug, und die Schmach des harten Todes leidend,
Uns lehrte, daß der Pfad des ewigen Lebens wieder betretbar geworden,
Und daß nicht die Seele allein zurückkehrt, sondern mit dem ganzen Leib
In die himmlischen Lande eingeht und das leere Geheimniß
Des Grabes offen der öden Erde zurückläßt.

Sohn des höchsten Vaters und Heiland unsrer Welt,
Dem alle väterlichen Gewalten der Erzeuger übergeben,
Nichts aus Neid zurückbehaltend, und voll der Gaben,
Oeffne unsern Bitten den Weg und trag sie zu des Vaters Ohren!

Gib, o Vater, unbesiegliche Kraft gegen alle Sünden
Und wende ab von uns das schädliche Gift der bösen Schlange.
Es sei genug, daß die Schlange die Stammfrau Eva verdarb
Und ihr den getäuschten Adam zugesellte; wir, die späten Sprößlinge
Seiner Enkel, durch wahrhafte Propheten einst vorausgesagt,
Mögen die Schlingen meiden, welche die todbringende Schlange flicht.
Oeffne den Weg, der mich aus den Banden des kranken Leibes
In die Höhe führt, wo die Milchstraße des reinen Himmels
Sich über die wandelbaren Wolken des windigen Mondes erhebt,
Wo die frommen Vorfahren hingingen und wohin einst unversehrt
Auf vierspännigem Wagen entrafft über die Lüfte
Elias drang und vor ihm mit dem wirklichen Leibe Enoch.

Gib mir, o Vater, den erhofften Hauch des ewigen Lichtes,
Wenn ich nicht auf steinerne Götter schwöre, und zu *einem* Altar
Des hehren Opfers aufschauend, tadellose Opferspenden
Des Lebens bringe; wenn ich dich anerkenne als Vater
Des eingebornen Herrn und Gottes und beiden vereint
Den Geist, der über des Meeres Wogen schwebte.
Schenke mir, o Vater, Verzeihung und läutere die gekreuzigte Brust,
Wenn ich dich nicht in Fibern der Thiere, noch in vergossenem Blute
Suche, noch im Geheimen der Eingeweide nach Göttlichem forsche,
Wenn ich, dem Irrthum zugänglich, der Sünde mich enthalte,
Und wenn ich mehr wünsche, als mir's getraue, gut und rein erfunden zu werden.
Nimm die geständige Seele gnädig auf, wenn ich die gebrechlichen Glieder
Verwünsche, und wenn ich still bereue, und wenn tiefe Furcht
Die Sinne quält, und wenn die wunde Seele die Qualen
Der Hölle vorausfühlt und des Jenseits Peinen leidet.
Gib, Vater, daß unsere Wünsche sich auf dieses unser Gebet erfüllen;
Daß ich nichts fürchte noch begehre; daß ich das für genug halte,
Was genug ist; daß ich nichts Schändliches wolle, noch mir selbst
Ursache der Scham sei; daß ich keinem thue, was ich zu gleicher Zeit
Mir nicht gethan wünschte; daß ich durch keine wahre Frevel verletzt,
Noch durch zweifelhafte befleckt werde. Wenig voneinander abzustehen
Scheint der vermuthliche und der wirkliche Schuldige. Böses zu thun

Sei mir keine Macht und Gutes zu thun ruhige Vollmacht.
Genügſam ſei ich in Speiſe und Kleidung; lieb ſei ich den Freunden
Und immer Vater ohne dieſes Namens Schädigung.
Nicht an der Seele mög' ich leiden, nicht am Leibe; alle Glieder
Mögen ruhig ihres Amtes walten, noch geſtörter Gebrauch
In irgendwelchen Theilen etwas Verlorenes miſſen laſſen.
Möge ich des Friedens genießen, ſicher wandeln, Wunder der Erde
Keine erwarten. Und wenn des Tages letzte Stunde kommt,
Möge das Leben guten Gewiſſens den Tod weder fürchten noch wünſchen.
Wenn ich durch deine Huld rein von Verborgenem erfunden werde,
Werde ich alles verachten, da die einzige Wonne ſein wird,
Dein Urtheil zu erhoffen. Wenn der Tag ſeine Friſt
Verſchiebt und verzögert, treibe fort von mir die grimme Schlange,
Die mit ſchmeichleriſchen Täuſchungen mir nachſtellt.
Dieſe frommen, aber ob trauriger Schuld ſchüchternen Bitten
Empfiehl, o Sohn, verſöhnlich bei dem ewigen Vater,
Heiland, Gott und Herr, Geiſt, Glorie, Wort,
Sohn, Wahrer vom Wahren, Licht vom Licht,
Ewig mit dem Vater dauernd, in alle Zeiten herrſchend,
Den die harmoniſchen Lieder des Sängers David feiern:
Und im Wechſelgeſang durchrauſcht die Lüfte das Amen.

Wieder im leichtern jambiſchen Tempo wendet ſich der Dichter den weltlichen Tagesgeſchäften zu.

Zu Gott iſt nun genug gefleht, —
Obwohl der Sünder nie genug
Zu Gott ſich betend wenden mag. —
Gib mir das Kleid zum Ausgehn, Burſch!
Ich muß die Freude grüßen gehn
Und Abſchied nehmen — wechſelweis.

In ſiebenfüßigen Jamben beſchreibt der Dichter dann eine Einladung zum Schmaus, in Diſtichen die nöthigen Beſtellungen beim Koch. In Hexametern folgt endlich die Schilderung der Nacht und der Träume, die den Dichter beläſtigen. Dazwiſchen ſind wohl längere Lücken anzunehmen, da weder das weitere geſellige Leben noch die Studien und Arbeiten des Dichters beſchrieben ſind.

Das Gebet läßt keinen Zweifel übrig, daß Auſonius wirklich Chriſt, und zwar rechtgläubiger Katholik, nicht etwa Arianer oder Semiarianer war; denn die Gottheit Chriſti iſt wiederholt und mit voller Klarheit betont. Dagegen machen es manche Stellen, wie auch die einleitenden Jamben, wahrſcheinlich, daß der Dichter in ſeiner Jugend noch das Heidenthum mitmachte oder durch ſeine Erziehung und den Verkehr mit Heiden noch ſtark davon beeinflußt wurde. Die übrigen Stücke zeichnen den behaglichen Weltmann, doch ohne heidniſches Colorit. In den phantaſtiſchen Träumen tritt dazu eine lebhafte und ſinnliche Poetennatur zu Tage. Der Theaterpomp, die Gladiatorenſpiele und die unſaubern Dinge, von denen er träumt, erinnern an den ſittlichen Verfall, der noch als Folge des nur halb überwundenen Heidenthums die römiſche Welt beherrſchte. Wenn er

aber beim Erwachen freut, daß dies alles nur Traum, iſt das indes doch ein hen, daß in ihm eine beſſere Geſinnung jene Einflüſſe überwand, wenn auch leicht nicht ohne Kampf und Schwanken.

Auch in der von Schmeicheleien überfließenden Rede, womit Auſonius als ähriger Greis ſeinem kaiſerlichen Zögling Gratian für die Ehre des Conſulats kte, bekannte er ſich ziemlich deutlich als Chriſt. Dagegen bewegt ſich ein dicht auf den Antritt ſeines Conſulats in altheidniſchen Formen:

Iane, veni: novus anne, veni: renovate, veni, Sol,
Consulis Ausonii Latium visure curulem.

3.

Das Schablonenhafte, das die biographiſchen Gedichte des galliſchen Rhetors ierrſcht, zeigt ſich nicht weniger in ſeinen anderweitigen Verſuchen. Da bezuen uns die ſieben Weiſen von Griechenland in ſteifen Monologen, worin ihre lannten Sprüche zu 230 Verſen breit geſchlagen werden, Memorialverſe über : römiſchen Kaiſer zuſammen und dann Doppeldiſtichen über die einzelnen von iſar bis auf Antonius Heliogabalus, Epitaphien auf die Haupthelden der Ilias, ronomiſch-aſtrologiſche Verſe auf die ſieben Wochentage, die Monate, die Solien, die römiſchen Feſtſpiele und Feſte. Im Griphus ternarii numeri ſuchte im Himmel und auf Erden alle Dinge auf, in welchen ſich irgendwie die reizahl finden läßt, und widmete die wunderliche Zuſammenſtellung ſeinem reunde, dem römiſchen Stadtpräfecten Symmachus. Im Technopaegnion lieferte Hexameter, die ſich von rechts nach links wie von links nach rechts leſen laſſen; iran reihen ſich Gedächtnißverſe (Hexameter) über die Glieder des Leibes, die ötter, die Speiſen, die griechiſch-römiſche Geſchichte, die Buchſtaben des Alphats und grammatiſche Fragen, die ſämtlich auf ein einſilbiges Wort ausgehen, e barockſte Spielerei, die man ſich denken kann. Vielleicht hat ihn, außer der rgebrachten Verehrung für Catull und Martial, dieſe wunderliche Neigung zum arocken mitverführt, aus lauter ganz anſtändigen Phraſen Vergils ein Hochzeitsdicht (Cento nuptialis) zuſammenzuſtoppeln, das an Obſcönität mit den mutzigſten Stücken jener beiden Dichter wetteifert. Auch in ſeinen Epigrammen ndet ſich dieſe abſurde Künſtelei mit dem kraſſeſten Schmutz beiſammen.

Nicht nur das längſte, ſondern auch das bedeutendſte und anſprechendſte erk des Auſonius iſt das Gedicht, das er wohl in der erſten Zeit ſeines Trierer ufenthalts auf die Moſel verfaßt hat — Mosella — das erſte Moſellied. Er bt mit einer kurzen Skizze ſeiner Fahrt an. An der „nebligen“ Nahe gefiel ihm nicht. Bei Bernkaſtel wurde es ſchon etwas beſſer. Bei Neumagen ging m vollends das Herz auf.

Lieblich erinnerte mich an die Pracht der ſtrahlenden Heimat,
An Bordeaux, was rings dem forſchenden Blicke ſich darbot:
Hoch am Uferrand die Giebel der ragenden Villen,
Grün von Rebenlaub die Hügel und murmelnd vorüber
Rauſchend der freundliche Strom, die hurtig fließende Moſel.

Sei mir gegrüßet, o Strom, an Land und Bewohnern ſo herrlich,
Welchem Hof und Palaſt des Kaiſers die Belgier danken,
Strom, am Hügelrand mit duftenden Reben beſtanden,
Strom, vom reizenden Grün der herrlichſten Wieſen umſäumet,
Schiffbar wie das Meer, flußgleich hinwälzend die Fluthen,
Hurtig, und hell wie ein See mit klar durchſichtigem Spiegel,
Bächen auch kommſt du gleich mit deinen ſprudelnden Wellen,
Und dein kühles Naß iſt friſchen Quellen vergleichbar,
Alles vereinſt du in dir, was Quellen, Bäche und Flüſſe,
Seen und ſelbſt das Meer, in Fluth und Ebbe ſich wandelnd.
Freundlich rinnſt du dahin, haſt nicht mit brauſenden Winden,
Nicht vom kämpfenden Stoß verborgener Klippen zu leiden,
Nicht zwingt ſeichterer Grund, den raſchen Lauf zu beeilen,
Noch drängt trennendes Land ſich zwiſchen den fließenden Spiegel
Und bedroht deinen Namen, indem eine Inſel den Fluß theilt.

Ein tiefes Naturgefühl und gute Beobachtung vereint ſich in der Schilderung des Abends:

O welch ein köſtliches Bild, wenn die dunkelnden Hügel ſich ſpiegeln
Unten im bläulichen Fluß, die Tiefe des Betts ſich belaubet
Und der ganze Strom ſich ſchmückt mit Rebengeländen!
O welch farbige Pracht, wenn Heſper verlängert die Schatten
Und in ein grünes Geländ' verwandelt die liebliche Moſel!
Schwimmend kräuſeln ſich dann die Hügel, es zittert des Weinlaubs
Spiegelbild, und es ſchwillt der Trauben Laſt in den Wogen.
Und es zählet getäuſcht der Schiffer die grünenden Stöcke,
Der auf der Fläche dahinſchwebt in dem winzigen Nachen,
Mitten wo ſich das Bild der Hügel vereint mit dem Strome,
Und wo die Grenze des Stromes zerfließt in die ſpielenden Schatten.

Die Beſchreibung iſt oft zu künſtlich und holt zu breit aus, um überall zu feſſeln. Bald werden in langer Reihe die Fiſche der Moſel aufgezählt und einzelne geſchildert, wozu ſchon Symmachus die Bemerkung machte: „Ich war doch oft bei dir zu Tiſch, und obwohl ich das meiſte andere bewunderte, was damals im Prätorium aufgetragen wurde, habe ich doch dieſe Art Fiſche nie wahrgenommen. Wann ſind dir dieſe Fiſche in deinem Buch geboren worden, die ſich auf den Schüſſeln nicht fanden?“

Nach klaſſiſchen Reminiscenzen wird darauf das Flußthal weiter gezeichnet und mit griechiſchen, thraciſchen und aquitaniſchen Landſchaften verglichen. Dann wird von den Faunen, Satyrn und Najaden erzählt, wie ſie die Schulpoeſie in allen Flüſſen, Seen und Meeren wiederfand, von dem Leben und Treiben der Schiffer, vom Fiſchfang, aber wieder mit gelehrten Verbrämungen und Vergleichen, die ſich bis nach Aſien und Aegypten verſteigen. Schließlich kommt der Dichter auch wieder auf ſich zurück, ſeine Abſtammung, ſeine Studien, ſeine Würden und ſein Conſulat. Die weitere Schilderung von Land und Leuten, Städten und Burgen verſpricht er zwar, hat aber das Verſprochene nicht eingelöſt. Und ſo läßt ſich aus ſeinem Moſelgedicht kein deutliches Bild von dem damaligen Trier und ſeiner Kaiſerpfalz gewinnen.

Von den „Epiſteln“ des Auſonius iſt nur ein kleiner Theil erhalten, ein ar Familienbriefe an ſeinen Vater und an ſeinen Sohn Heſperius, einige an n Dichter Theon, ſieben an den Rhetor Axius Paulus, einen ſeiner intimern reunde, andere an den Dichter Tetradius, an den Praefectus praetorio Probus id an Symmachus. All dieſe Briefe zeugen von großer Beleſenheit in den ten klaſſiſchen Schriftſtellern, von einem feinen Formgefühl für Ausdruck und letrik, von einem gewiſſen poetiſchen Gefühl; aber viel Poeſie enthalten ſie nicht. m meiſten Intereſſe haben noch die ſieben Epiſteln an ſeinen Schüler Paulinus, er wieder nicht wegen ihres Inhalts, ſondern mehr wegen des Gegenſatzes, in elchem Paulinus zu ihm ſteht.

4.

Meropius Pontius Anicius Paulinus war zu Bordeaux im Jahre 353 boren mithin ſechs Jahre älter als der Cäſar Gratian, 43 Jahre jünger als uſonius. Seine Familie gehörte nach dem Zeugniß des hl. Ambroſius zu den ornehmſten von ganz Aquitanien; Baronius vermuthet ſogar, daß ſie von der imiſchen Familie der Anicier abzuleiten ſei. Auſonius ſtand wohl ſchon in den fünfzigen und war längſt der gefeiertſte Rhetor zu Bordeaux, als ihm der geweckte knabe zur Erziehung übergeben wurde. Er wandte ihm die Liebe und Sorge ines Vaters zu und behielt ihn in treueſtem Andenken, als die Berufung zum Prinzenerzieher ihn (um 365) nach Trier führte. Paulinus ſchreibt ihm ſeine ganze Bildung und ſeine raſche Beförderung zu, und das wäre nicht möglich, wenn ſie nicht auch fürder in lebhaftem geiſtigen Verkehr geblieben wären. Sicher iſt, daß er ſchon ein Jahr vor Auſonius, 378, im Alter von erſt 25 Jahren, mit der Würde eines Conſuls bekleidet wurde, und zwar auf Betreiben des Auſonius, durch die Gunſt des jungen Kaiſers, deſſen Vater Valentinian I. 375 das Zeitliche geſegnet hatte.

Paulino Ausonius. Metrum sic suasit, ut esses
Tu prior, et nomen praegrederere meum,
Quamquam et Fastorum titulo prior, et tua Romae
Praecessit nostrum sella curulis ebur.

Daß Paulinus wirklicher Conſul war und die Gerichtsbarkeit eines ſolchen beſaß, geht klar aus einem ſeiner Gedichte an den hl. Felix von Nola hervor:

Te duce, fascigerum gessi primaevus honorem
Teque meam moderante manum, servante salutem,
Purus ab humanae caedis discrimine mansi.

Nach Ablauf ſeines Conſulatsjahres kehrte er in die Heimat zurück und von da nach Spanien, wo er an der Chriſtin Therasia eine mit allen Tugenden geſchmückte Gattin fand. Er ſelbſt verſchob noch den Empfang der heiligen Taufe und empfing dieſelbe erſt im Jahr 389 von dem Biſchof Delphinus in Bordeaux. Inzwiſchen ſcheint er ſeine literariſchen Studien fortgeſetzt und gelegentlich auch etwas gedichtet zu haben. Er brachte unter andern Senecas drei Bücher „Von den Königen“ in Verſe und wurde dafür von Auſonius höchlich belobt. Indeſſen

führte der Tod eines Bruders ſchwere Wirrſale über ihn herein. Wie er in einem Gedichte an den hl. Felix erzählt, wurde er fälſchlich als Brudermörder angeklagt und in einen Proceß verwickelt, der ihn zuletzt ſelbſt mit dem Tode bedrohte, und er ſchreibt es nur der Fürbitte des Heiligen zu, daß ſein väterliches Erbgut aus den Klauen des Fiscus, ſein Leben aus der drohenden Gefahr errettet wurde. Dieſe Erfahrungen aber wie die Mahnungen ſeiner frommen Gattin führten ihn zu einer ernſten Einkehr in ſich ſelbſt, und nach dem Empfang der heiligen Taufe reifte in ihm der Gedanke, ſich gänzlich von der Welt zurückzuziehen. Im Jahre 390 begab er ſich vorläufig mit ſeiner Frau nach Spanien, wo er ebenfalls begütert war, und lebte hier, wie es ſcheint, die nächſten vier Jahre bereits in einer Art religiöſer Zurückgezogenheit.

Sein greiſer Lehrer Auſonius, nunmehr ein Achtziger, aber noch immer ein behäbiges, vergnügtes Weltkind, ſchrieb um dieſe Zeit viermal an ihn; doch einer ſeiner Briefe ging verloren, die drei andern langten erſt verſpätet zuſammen an und trafen Paulinus in einer ganz andern Geiſtesverfaſſung, als ſie der eitle, lebensluſtige Rhetor früher an ſeinem Schüler gewohnt war. Paulinus antwortete ihm:

Viermal kehrte zurück geplagten Schnittern der Sommer,
Viermal ſchimmernd in Reif ſtarrte der Winter von Froſt,
Seit kein Wort, kein Laut aus deinem Mund mich erfreute,
Keine Zeile von dir ſpendete Freundesbericht,
Bis zuletzt dein Brief voll glückverheißender Botſchaft
Hat das entbehrte Geſchenk mir um ſo reicher gebracht.
Denn drei Briefe zugleich entfalteten bunt ihre Blüthe,
Und ein jeder der drei war ein melodiſcher Sang.
Süßes hatte gemiſcht und Bittres mit allerlei Klagen,
Tadel und ängſtliche Furcht ſorgliche Liebe und Huld.
Aber die Güte des Vaters ging mehr mir zu Herzen als alle
Strenge des Richters; was herb, ward durch das Süße mir mild.
Doch davon ſpäter, nicht jetzt; ich werd' im heroiſchen Versmaß
Mich vertheidigen noch feierlich, wie ſich's gebührt.
Leichter indeſſen voraus laſſ' ich hinhüpfen die Jamben,
Daß ſie in richtigem Tact führen das Wechſelgeſpräch.
Im elegiſchen Maß noch laß mich herzlich dich grüßen,
Wie ſchon oft zum Beginn: alsdann ſei deſſen genug!

Wie? Vater! Soll den abgedankten Muſen ich
Von neuem weihen meinen Dienſt? —
Nicht den Camönen, nicht Apoll ſchlägt mehr das Herz,
Das einmal Chriſtus ſich geweiht.

Einſt haben gleichen Eifers, doch nicht gleich an Kraft,
Wir eins gemeinſam angeſtrebt,
Phöbus in Delphis heil'ger Grotte aufgeweckt,
Der Muſen Gottheit anerkannt,
Der Redekunſt Geſchenke, die uns Gott verliehn,
Von Hainen, Bergen uns erfleht.

Jetzt treibt die Seele höh're Kraft, ein größ'rer Gott,
Und fordert andern Brauch von uns.
Die Gaben, die er uns geſchenkt, heiſcht er zurück,
Auf daß dem Vater leben wir.
Verboten iſt uns eitle Muße, eitle That
Und leerer Fabeln eitler Sang,
Auf daß wir ſein Geſetz erfüllen ganz und treu
Und ſchauen ſeiner Wahrheit Licht,
Das ſchlauer Philoſophenwitz, Rhetorenkunſt
Und Dichterphantaſie umwölkt.
Sie füllen nur mit eitlem Tand und Trug das Herz,
Sie bilden nur die Zunge aus;
Sie bringen nichts, was wahres Heil verleiht,
Noch was die Wahrheit uns enthüllt.
Wie ſollten ſie beſitzen, was da wahr und gut,
Die nicht der Fülle Kern erfaßt,
Des Wahren, Guten Born und Urquell: Gott,
Den keiner außer Chriſtus ſchaut!
Er iſt der Wahrheit Licht, des Lebens Weg,
Des Vaters Geiſt, Arm, Kraft, Gewalt,
Des Rechtes Sonne, der Gottheit Blüthe, des Guten Quell,
Der Weltenſchöpfer, Gottes Sohn,
Der Sterblichen Leben und des Todes Untergang,
Der Meiſter, der uns Tugend lehrt;
Er, unſer Gott und unſertwillen Menſch zugleich,
Er zog ſich aus und zog uns an,
Und zwiſchen Gott und Menſch, geſellend beiden ſich,
Schloß er den ew'gen Freundſchaftsbund.
Wenn er einmal in unſer Innerſtes
Läßt flammend ſtrahlen ſeinen Glanz,
Nimmt er des matten Leibs Gebrechen fort von uns,
Gibt neue Jugendkraft dem Geiſt,
Erſchöpfet, was an keuſcher Freude jemals nur
Uns hat erhoben und entzückt.
Drum fordert er mit vollem Herrſcherrecht auch ganz
Das Herz von uns und Mund und Zeit.
Ihm gelte Denken, Glauben, Leſen und Verſtehn,
Ihm Furcht und Liebe: ſo will er's.
Den eiteln Drang, der auf des Erdenlebens Bahn
Uns voller Mühſal treibt voran,
Verſcheucht der Glaube an die ſel'ge Ewigkeit,
Der nicht als weltlich und gering
Der Erde Güter wegwirft, als veracht' er ſie,
Vielmehr in Chriſti Gotteshand
Sie als viel theurer für den Himmel übergibt,
Der reichſten Lohn dafür verheißt,
Der das Verſchmähte nimmt als Hinterlage auf
Und mit den größten Zinſen mehrt.

Er trügt uns nicht. Was ihm als Schuldner anvertraut,
Gibt reichlich er gemehrt zurück;
Freigebig wie nur Gott erſtattet er das Gold,
Das du verſchmäht, mit Wucherzins. —
O klage nicht, ich ſei jetzt ſäumig und verkehrt,
Sei nimmer treu der Frömmigkeit:
Wie kann's den Chriſten fehlen je an Frömmigkeit?
Denn gegenſeitig ſchließt ſich's ein:
Fromm ſein heißt chriſtlich ſein, und unfromm ſein
Der Herrſchaft Chriſti ſich entziehn.
Da dieſer Lehr' ich huldige, wie könnt' ich nun
Unfromm ſein, Vater, gegen dich,
Dem ich das Heiligſte an Namen, Pflicht und Recht
Verdanke ja nach Gottes Rath?
Dir dank' ich Bildung, Würde und Gelehrſamkeit,
Des Ruhms, des Amts, der Zunge Schmuck,
Von dir begünſtigt, aufgezogen und belehrt,
Mein Gönner, Meiſter, Vater, dir!
Doch daß ſo lange fern ich weile, klageſt du
Und zürnſt mir mit der Liebe Groll.
Nun, ſei es nützlich, nöthig oder frei beliebt,
In jedem Fall iſt klein die Schuld.
Verzeih dem Liebenden, ſuch' ich das, was mir frommt,
Und freu dich, leb' ich, wie mir's paßt!

Nun geht der Brief, wie früher angekündigt, ins heroiſche Versmaß über und widerlegt in 228 Hexametern mehr die einzelnen Vorwürfe, welche Auſonius gegen die neue Lebensweiſe des Freundes und ſeine Trennung von ihm und der Heimat geltend gemacht hatte. Auf die liebenswürdigſte Weiſe ſucht Paulinus in dem greiſen Lehrer dieſelben religiöſen Anſchauungen zu erwecken, die ihn ſelbſt nunmehr beſeelen. Er weiſt ihn von den Muſen und den Träumereien der antiken Poeſie auf Gott, ſeine Macht, Schönheit und Herrlichkeit, auf das künftige Leben, auf das ernſte Gericht, das unſer harrt, auf die Nothwendigkeit, ſich auf die Ankunft Chriſti vorzubereiten. Er hätte den ehrwürdigen Greis, der dem Grabe ſchon ſo nahe ſtand, nicht ſchöner und freundlicher zu einem wahrhaft chriſtlichen Lebensende in die richtige Stimmung verſetzen können, als es hier geſchieht.

Als Auſonius ſich damit nicht zufrieden gab, ſondern den Freund ſelbſt zurückforderte und mit neuen, faſt etwas bittern Vorwürfen beſtürmte, kam Paulinus auf die frühern religiöſen Ausführungen nicht mehr zurück, verſicherte ihn aber um ſo inniger ſeiner unwandelbaren Dankbarkeit, Liebe und Treue, die ihn nicht nur durch ſein übriges Pilgerleben hienieden, ſondern weit über das Grab hinaus begleiten werden.

Ich werde dich durch alle Zeit, die Sterblichen
Vergönnt und zugemeſſen iſt,
Solang des ird'ſchen Leibes Hülle mich umfängt,
In jedem Erdtheil wiederſehn,

Nicht weit von dieſem Erdtheil, noch dem Auge fern,
In meinen Fibern halt' ich dich,
Im Herzen ſchau' ich dich, umfang' dich treuen Sinns,
Mir gegenwärtig überall.
Und wenn ich, aus des Leibes Kerker einſt befreit,
Von dieſer Erde bin entſchwebt,
Auf welchen Stern mich unſer Vater auch verſetzt,
Bewahr' ich dich in meinem Geiſt,
Und mag der Tod mich löſen auch von meinem Leib,
Von deiner Liebe nimmermehr.
Denn, da die Seele, die von himmliſchem Geſchlecht,
Der Glieder Sinken überlebt,
Muß ihre Neigung und Empfindung ſie zugleich
Feſthalten mit dem Lebenshauch;
Wie ſie nicht ſterben kann, ſo auch vergeſſen nicht,
Lebendig ſtets und eingedenk.

Dieſes letzte Gedicht ſtammt aus dem Jahre 393. Es war der Abſchiedsgruß des Schülers an ſeinen Lehrer, den er hienieden nicht mehr ſehen ſollte. Auſonius ſtarb vermuthlich in einem der nächſten Jahre. Noch in demſelben Jahre aber empfing Paulinus, nach langem Widerſtreben, durch den Biſchof Lampius zu Barcelona die heilige Prieſterweihe. Es war indes ſeines Bleibens in Spanien nicht. Schon in ſeinen Knabenjahren war er einmal nach Nola in Campanien gekommen. Nach Ablauf ſeines Conſulats beſuchte er die Stadt wieder; wie Muratori annimmt, zeitweilig als Conſular mit der Verwaltung Campaniens betraut. Die Wunder, die ſich damals am Grabe des hl. Felix ereigneten, erregten ſeine Aufmerkſamkeit und weckten in ihm eine beſondere Andacht zu dieſem Heiligen, den er fortan als ſeinen beſondern Schutzheiligen verehrte. Er ließ einen prächtigen Weg zu der Kirche anlegen, wo deſſen Gebeine ruhten, und neben derſelben ein ſtattliches Haus für Pilger und Kranke errichten. Nachdem er aber Prieſter geworden, beſchloß er, ſich mit Therasia für immer an jener ehrwürdigen Stätte niederzulaſſen. Er verkaufte alle ſeine Güter in Gallien und Spanien, vertheilte alle ſeine Habe an die Armen, zog 394 nach Nola und führte daſelbſt ein zurückgezogenes, klöſterliches Leben. In Gallien mit Sulpicius Severus, dem Lebensbeſchreiber des hl. Martinus, in Mailand mit dem hl. Ambroſius bekannt geworden, trat er von Nola aus auch mit den hll. Auguſtin und Hieronymus und andern hervorragenden Männern der Kirche in Verkehr. Er nahm das früher vernachläſſigte Studium des Griechiſchen wieder auf, um die Werke des hl. Clemens ins Lateiniſche zu überſetzen. Er verlegte ſich auch mit größtem Eifer auf das Studium der Heiligen Schrift. Als 409 der Biſchofsſtuhl zu Nola durch Tod erledigt war, wurde er zum Biſchof dieſer Kirche erhoben und verwaltete dieſes Amt in ſegensreichſter Weiſe, hervorleuchtend beſonders durch Liebe und Barmherzigkeit, bis zu ſeinem Tode im Jahre 431.

Der Poeſie iſt Paulinus auch als Prieſter nicht abtrünnig geworden. Bis zu ſeiner Erhebung zum Biſchof verfaßte er alljährlich auf das Feſt des hl. Felix ein meiſt längeres Gedicht, worin er zunächſt Leben, Thaten und Wunder ſeines

Schutzheiligen besang, dann aber auch weiter ausholte und die mannigfaltigsten religiösen und poetischen Motive mit hereinzog. Seine Dichtung gewann damit einen ebenso concreten und localen als fruchtbaren Stützpunkt, und zwar durchaus nicht zufällig. Wie er selbst in einem dieser Gedichte sehr schön ausführte, verkörperte sich in den Gräbern der Martyrer und Heiligen zumeist der großartige Sieg, welchen die Lehre des Kreuzes über die Mächte des Abgrunds davongetragen. Wie das Blut Cyprians dem christlichen Karthago seine Blüthe verliehen und den öden Sand Libyens befruchtet, so ward das campanische Nola, früher ein Sitz des schändlichsten Venus- und Bacchusdienstes, durch das Wirken des hl. Felix von der finstern Macht der Dämonen befreit. Die epischen Theile dieser Festgedichte sind sehr lebendig und anschaulich, die lyrischen voll echter, ungekünstelter Begeisterung. In drei schwungvollen Psalmenparaphrasen eröffnet Paulinus diese Art der Dichtung, welche von da ab die ausgedehnteste Pflege fand. In dem Hochzeitsgedicht auf Julianus und Ja stellte er dem unwürdigen Cento nuptialis des Ausonius eine Dichtung gegenüber, welche die Würde und Weihe der christlichen Ehe in den zartesten Accorden verherrlicht. Das Abschiedsgedicht an den Dacierbischof Nicetas besingt in gewandten sapphischen Strophen das christliche Missionswerk. Ein Lehrgedicht an Jovius widerlegt beredt die falschen Vorstellungen vom heidnischen Schicksal. Das Trostgedicht an die Eltern des verstorbenen Knaben Celsus bekennt in erhabenem Schwung den Glauben an die Auferstehung.

An Vertrautheit mit den Klassikern, besonders Vergil und Horaz, kommt Paulinus seinem Lehrer Ausonius zum wenigsten gleich, an Gewandtheit in Sprache und Ausdruck erreicht er ihn meist, an eigentlichem poetischen Geist und Schönheitsgefühl übertrifft er ihn bei weitem. Er hat die antiken Versformen (Hexameter, Distichon, Epoden, sapphische Strophe) wirklich gewandt und lebendig mit dem neuen christlichen Stoff durchdrungen und beseelt. Von der Breite und Weitschweifigkeit, welche die ganze rhetorische Bildung jener Zeit beherrschte, vermochte freilich auch er sich nicht loszumachen. Die meisten seiner Gedichte entbehren darum der vollen künstlerischen Einheit und Abrundung. Aber sie sind reich an den schönsten Ideen und Gefühlen, und mit Recht sagt Buse:

„Zum erstenmal hatten Heidenthum und christlicher Glaube, der Geist der Welt mit dem Geiste Christi in den bevorzugtesten Männern der Zeit auf dem Felde der Poesie sich gemessen. Und wenn auch, was Kunst und Gefeiltheit der Sprache angeht, der Rhetor Ausonius den Vorzug verdienen mag, so gibt doch die Wahrheit und Größe der Gedanken, die dem Christenthum eigenthümliche Zartheit und der Reichthum der Empfindungen, endlich der milde und weiche Fluß der Darstellung, der in den dazwischen gestreuten Sentenzen seine Kraft erhält, unläugbar dem Paulin die Palme des Sieges."

A. Baumgartner S. J.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Recenſionen.

rveier Studien. Quellenkritiſche Unterſuchungen zur Karolinger-Geſchichte. Von Profeſſor Dr. **Georg Hüffer** in München. gr. 8°. (X u. 232 S.) Münſter i. W., Aſchendorff, 1898. Preis *M.* 5.

Zwei anziehende Mönchsgeſtalten aus Corveys Heldenzeitalter führen ein dieſe hochintereſſanten Unterſuchungen über Geſchichtſchreibung und Geſchehniſſe Karolingerzeit. Gerold, der letzte des Adaling-Geſchlechts, das ſeit alter Zeit Godelheim geſeſſen, hatte noch die Tage des großen Karl geſehen. Kapellan Hofe Ludwigs des Frommen und Archidiaconus sacri palatii, hatte dieſer roß aus altem Sachſenſtamme den chriſtlichen Glauben wie die vom Franken-he her ſich verbreitende römiſche Bildung in vollen Strömen in ſich auf-ommen. Naher Freund eines Rhabanus Maurus und eines Hilduin von .-Denis, Kenner und Liebhaber der klaſſiſchen Literatur und Sammler koſt-er Bücherſchätze, zählte er zu den auserwählteſten Geiſtern der karolingiſchen üthezeit. Da erkor er ſich, bereits in gereiften Mannesjahren, das ſtille Corvey Stätte ſeines Wirkens. Um 847 war es, daß er ſein reiches Erbe wie ſeine rthvolle Bücherei dem noch jungen und armen Corveyer Gotteshauſe zu . Stephan und Veit zum Geſchenke brachte. Von dieſen Büchern kennt und itzt man heute noch zwei: es iſt eine Handſchrift der Briefe des jüngern inius und eine andere der Annalen des Tacitus, welche durch merkwürdige igung um 1517 in die Hände jenes großen Förderers der Geiſtesbildung auf . Peters Thron, Leos X., gelangen ſollten. So allein wurden die fünf erſten icher der Annalen des Tacitus für die Welt gerettet.

Noch etwa 30 Jahre des Wirkens ſollten dem fleißigen Mönche in Corvey :gönnt ſein, dürftig vielleicht an äußerem Glanz, aber um ſo reicher an wirk-her Fruchtbarkeit. Es war das Wirken des Lehrers und Bildners. Der dank-re Schüler, der ihm die Grabſchrift geſetzt, feiert die reichen Schenkungen, durch :liche Gerold den Glanz des Kloſters gehoben, aber mehr noch die Lehrthätigkeit, rch welche er das Kloſter beglückt habe.

Dieſer Schüler, der Mönch Agius, gleich jenem aus edlem Sachſengeſchlecht, leich ihm um 847 der Kloſtergemeinde beigezählt, iſt des Lehrers ſchönſtes Ehren-nkmal geworden. Etwa um 830 geboren, muß er in jungen Jahren ins Kloſter ekommen ſein. Was er unter Gerolds Leitung gewann, war eine für jene Zeit iche Kenntniß der Schrift wie der Literatur, aber auch eine für uns noch be-

deutſame Befähigung als Geſchichtſchreiber. Auch Gerold war Geſchichtſchreiber geweſen. Von den Reichsannalen, welche Karls d. Gr. Liebling Einhard, einſetzend um das Jahr 741, bis 820 weitergeführt und Hilduin dann bis Ende 829 fortgeſetzt hatte, exiſtirt eine auch ſachlich bedeutſame Umarbeitung über den Zeitraum 741 bis 802: es ſind die fälſchlich ſogen. Annales Einhardi. Bislang war ihr Verfaſſer nicht gekannt. Aber von einem Sachſen müſſen ſie geſchrieben ſein, und zwar einem, der genau in den Lebensverhältniſſen ſich befunden hat, wie ſie bei Gerold ſich nachweiſen laſſen. Hüffer erbringt mit hoher Wahrſcheinlichkeit den Beweis, daß Gerold der wahre Verfaſſer iſt.

Gerolds Schüler Agius, dem Hüffer ſein Bürgerrecht im ſtillen Kloſter an der Weſer erſt wieder verſchaffen mußte, ſtammt aus der Gegend von Paderborn und iſt der erſte Geſchichtſchreiber des Paderborner Landes. Auf Bitten des dortigen Biſchofs Biſo hat er die Uebertragung der Reliquien des hl. Liborius um 836 durch eine Schrift verherrlicht. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruf aber hatte Agius ſchon 875 begründet durch die ſchöne Lebensbeſchreibung Hathumods († 874), der erſten Aebtiſſin von Gandersheim, in deren Kloſter er öfter als Arzt gekommen, und mit welcher eine edle Seelenfreundſchaft ihn verband. In Agius endlich erkennt Hüffer auch den Poeta Saxo, und dieſer iſt nun endlich in ſeinen wirklichen Lebensverhältniſſen als der 891 aus dem Leben geſchiedene Corveyer Mönch mit Sicherheit nachgewieſen.

Wenig indes würde das alte Corvey kennen, wer mit einem Blick auf ſeine Bücherſchätze, ſeine Kloſterſchule und ſeine gelehrten Mönche ſich begnügen wollte. Dieſes ſtille Gotteshaus an der Weſer ſchließt in ſich ein gut Stück Geſchichte des ganzen Sachſenlandes. So kommt es, daß auch den Werken ſeiner Geſchichtſchreiber nicht eingehend nachgeforſcht werden kann, ohne daß der Blick ſich erweitern müßte auf die ganze Kette der Ereigniſſe in jenen blutigen Tagen. Eine Glanzſtelle im Gedichte des Poeta Saxo auf die Thaten Karls d. Gr., wo der Dichter in 47 Hexametern den Friedenstag von Salz beſingt, welcher dem Sachſenvolk ſein altes Recht verbürgt und mit dem Frieden die Segnungen des Chriſtenthums geſichert habe, wird für Hüffer der Ausgangspunkt zu einer überaus ſchwierigen, aber lohnenden Unterſuchung. Der Friede von Salz, von der kritiſchen Forſchung bis dahin als Fabel verlacht, wird von Hüffer als Thatſache nachgewieſen. Von dieſem Angelpunkte ausgehend, weiß er dann die ganze älteſte Geſchichte der weſtfäliſchen Kirche auf neuen Fundamenten aufzubauen. Seine Ausführungen ſind von großer Bedeutung, dabei das Muſter einer eindringenden, doch ſchonenden Kritik, wie ſie methodiſche Pflicht iſt, jener wahren conſervativen Kritik, welche die Schärfe der kritiſchen Sonde gebraucht, nicht um zu zerſetzen und zu negiren, ſondern um echtes, weiterverwendbares Material zu gewinnen zu feſterem Aufbau. Es iſt lohnend, die Grundriſſe der kirchlichen Entwicklung des Sachſenlandes nach dem Ergebniß dieſer Unterſuchungen ſich vorzuführen.

Karls d. Gr. erſter Sachſenzug 772, bei welchem die Eresburg zerſtört und eine Anzahl Geiſeln mit fortgeführt wurden, geht über die Bedeutung einer Strafexpedition nicht hinaus, mag er auch mit Rückſicht auf die ſpätern Züge als eine Art von Vorbereitung und Aufklärungsverſuch erſcheinen. Bei Karls

ufenthalt in Rom zu Oſtern 774 bildete die Bekehrung des wilden Sachſen-
olkes den Gegenſtand der Unterredung mit dem Papſte. Am Oſtermontag in
St. Peter machte der Beſieger der Longobarden das feierliche Gelübde, im Lande
er Sachſen dem Apoſtelfürſten ein Bisthum zu gründen. Zurückgekehrt, nahm
: mit aller Kraft die Unterwerfung des unbändigen Nachbarvolkes in die Hand.
Groß war der Erfolg, groß die Zahl der Beſiegten, welche von ſeinen Miſ-
ionären Lehre und Taufe empfingen. In anmuthiger Gegend, da wo heute die
Stadt Osnabrück ſich erhebt, ließ der Sieger das erſte Chriſtenkirchlein aus Holz
ufrichten, dem hl. Petrus zu Ehren. Biſchof Agilfrid von Lüttich weihte es
och 775. Das folgende Jahr ſah neue Erhebung der Sachſen, aber auch neue
Siege Karls. Im Sommer 777 tagte eine Reichsverſammlung zu Paderborn
nd im Anſchluß daran der Rath der Biſchöfe, in ihrer Mitte Wilchrad von Sens,
er Vicar des Papſtes für das weſtfränkiſche Reich. Hier wurden für die kirch-
iche Organiſation des Sachſenlandes feſte Grundlagen vereinbart, das ganze Land
n acht Sprengel eingetheilt, die einzelnen Sprengel aus Gauen zuſammengeſetzt,
ber noch ohne Namen, da es an Städten, geſchweige denn an Biſchofsſitzen bis-
ang gebrach. Dieſes Netz der parochiae episcopales, das von nun an über
ganz Weſtfalen ſich ausbreiten ſollte, wurde in einem königlichen Capitulare
ekannt gegeben und damit rechtsbeſtändig. Noch aber wurden den einzelnen
Sprengeln dieſes weiten Miſſionsgebietes nicht beſondere Oberhirten vorgeſetzt;
er größere Theil war vorerſt der Obſorge Sturmis, des heiligen Abtes von Fulda,
ur Miſſionirung anvertraut.

Allein was jetzt rüſtig geſchaffen wurde, zerſtörte ſchon bald wieder eine
eue Erhebung. Sturmi ſelbſt ſchied im December 779 aus dem Leben. Eine
Neuordnung, wirkſamer als bisher, wurde als nothwendig erkannt. Jeder Sprengel
ollte ſeine beſondere Oberleitung erhalten, aber noch nicht einen eigenen Biſchof.
Entweder ſollte der Biſchof einer Nachbardiöceſe die Miſſionsleitung übernehmen
der ein tüchtiger Prieſter als Miſſionsoberer das Predigtwerk überwachen. Wie
s ſcheint, erging hierüber, nach vorhergehender Verſtändigung mit dem König,
n der erſten Hälfte 780 ein beſonderes praeceptum des Papſtes. Noch vor
Ablauf des Sommers ſammelten ſich dann die Großen des Reiches um Karl zu
inem Reichstag zu Lippſpringe, unter ihnen Lul von Mainz. Es galt einen
neuen Abſchnitt in der kirchlichen Organiſation Weſtfalens. Osnabrück erhielt
inen eigenen Miſſionsobern, den Friſen Wiho, Bremen den Northumbrer Wille-
had, Alkuins Freund und Landsmann. Auch Minden wurde, wie es ſcheint,
ſchon jetzt ein eigener Miſſionsoberer geſetzt. Münſter und Verden verblieben
noch unter Utrecht, Südweſtſachſen unter Köln, Paderborn unter dem jungen
Bisthum Würzburg, Halberſtadt unter Hersfeld-Mainz; für Elze-Hildesheim ver-
wiſchen ſich noch die Spuren.

An der neugekräftigten Organiſation rüttelten jedoch bald auch neue Stürme.
Dem Theilaufſtand von 782 folgte Karls blutiges Strafgericht, und dieſes hin-
wieder entzündete den allgemeinen Aufſtand der Sachſen und Oſtfrieſen. Mit
dem Siege im Draingau 784 begann die Niederwerfung. Widukind und viele
ſächſiſche Edle nahmen 785 die Taufe; es war der Anfang zu einem ungetrübten

Frieden von ſieben Jahren. Karl hatte den ganzen Winter über im Sachſenland gelegen und auf der von ihm wieder erbauten Eresburg 785 Oſtern gefeiert. Hier ernannte er am 3. April den erſten Biſchof für Weſtfalen, Wiho von Osnabrück. Während des kurz darauf folgenden Reichstags zu Paderborn erhielt dieſer die biſchöfliche Weihe. Karl ſelbſt führte ihn in das Bisthum ein, wo am 20. Juni 785 die aus der Zerſtörung neu erſtandene Kirche geweiht und die von Soiſſons hergebrachten Reliquien der hll. Criſpin und Criſpinian feierlich beigeſetzt wurden.

In der Freude über die Bekehrung des wilden Heidenvolkes und auf des Königs Wunſch hatte der Papſt für den Juni 786 ein allgemeines Tribuum in der Chriſtenheit ausgeſchrieben. An dem Tage, an welchem es ſchloß, dem Feſt des Apoſtelfürſten, dem 29. Juni, beſtellte Karl zu Mainz durch königliche Urkunde auf Alkuins Empfehlung den Northumbrer Suitbert (wohl zu unterſcheiden von dem viel ältern Suitbert von Kaiſerswerth) zum Miſſionsobern für den Sprengel von Verden und, wohl am gleichen Tage, den Kloſterabt Bernrad für den von Münſter. Anfangs 787 ging Liudger, vom König aus Italien zurückgerufen, gleichfalls als Leiter der Miſſion in die fünf, ſpäter mit Münſter vereinigten Frieſengaue. Einen wichtigern Markſtein verzeichnet noch das gleiche Jahr 785 am 13. Juli; an dieſem Tage wurde Willehad zum erſten Biſchof von Bremen geweiht. So war für Osnabrück und Bremen und wahrſcheinlich auch für Minden die kirchliche Entwicklung zur Reife gediehen, und alle drei Bisthümer verehrten St. Peter den Apoſtelfürſten als Patron.

Allein es fehlt viel, daß dieſe Entwicklung eine ungeſtörte geblieben wäre. Blutige Kriegszüge folgten fort und fort bis 799. Patto, der zweite Biſchof von Verden, ſtarb zurückgezogen in ſeiner odenwäldiſchen Abtei zu Amorbach; Erkambert von Minden verbrachte viele Zeit im Kloſter Fulda; Willehad von Bremen ſtarb im November 789 und blieb viele Jahre ohne Nachfolger. In Münſter übernahm 793 Liudger an des verſtorbenen Bernrad Stelle die Leitung; aber Paderborn blieb unter Würzburg, und für Halberſtadt wie Hildesheim fehlt jede Spur. Erſt im Sommer 798, während Karl ſiegreich zu Herſtelle lagert, wird Liudgers jüngerer Bruder Hildegrim zum Miſſionsobern von Halberſtadt ernannt und vom Kaiſer ſelbſt in Begleitung St. Liudgers in ſeinen Sprengel eingeführt. Aber annoch war dieſer ein unfruchtbares Erdreich; ſeit ſpäteſtens 804 waltet Hildegrim als Biſchof zu Chalons-ſur-Marne.

Endlich waren aber auch die trotzigen Sachſen des Blutvergießens müde. Es kam zu einer friedlichen Verſtändigung. Karl ſicherte dem Volke die Beibehaltung ſeiner alten Rechtsgewohnheiten zu; das Sachſenrecht wurde ſchriftlich fixirt. Dafür unterwarfen ſie ſich ſeiner Herrſchaft und nahmen bereitwillig das Chriſtenthum an. Auf ſeiner Heimkehr zu Salz unweit Neuſtadt an der fränkiſchen Saale verkündete Karl im Beiſein vieler edlen Sachſen um die Mitte Mai 803 die Lex Saxonum; den friedlichen Eingang derſelben bildete der in Form eines Capitulare gehaltene Text des Sachſenfriedens. Heute iſt dieſer Prolog der Lex Saxonum verloren; allein im alten Corvey fand er ſich und er hat dem Poeta Saxo für den Bericht vom Salzer Frieden zur Vorlage gedient.

In Salz war es auch, bei dieſem entſcheidenden Staatsacte, daß die kirchliche Organiſation des Sachſenlandes ihren Abſchluß erreichte. Als 77[illegible] theilung in acht Sprengel erfolgte, war eine genaue Grenzumſchreibung nicht möglich geweſen; man hatte mit Zuweiſung einer Anzahl von Gauen ſich begnügen müſſen. Die Unbeſtimmtheit der Abgrenzung bildete aber auf die Dauer ein Hinderniß geordneter Verwaltung. Jetzt nach 26 Jahren und bei geſichertem Frieden erfolgte aufs neue eine Geſamtaction für die Kirche Sachſens, die endgiltige, nach Flüſſen und Gebirgskämmen genau beſtimmte Abgrenzung der kirchlichen Sprengel. Unter dem 15. Mai 803 wurden demgemäß acht Circumſcriptionsdiplome für die acht Biſthümer ausgefertigt. Für Osnabrück, Bremen, Verden und Halberſtadt iſt es dem Scharfſinne Hüffers gelungen, dieſelben noch nachzuweiſen. Nun war die Kirche des Sachſenlandes lebensfähig geworden. Am 30. März 804 empfing Liudger von Münſter die biſchöfliche Weihe; 805 folgte Willerich für das langverwaiſte Bremen, 806 Hathumar für Paderborn; um 809 kehrte Hildegrim mit Verzicht auf ſein weſtfränkiſches Biſthum nach Halberſtadt zurück. Nur bei Hildesheim und einem neunten, gleichfalls von Karl bereits ins Auge gefaßten Biſthum für (das nordalbingiſche) Sachſen, dem Biſthum Hamburg, hat ſich die Entwicklung bis in die Tage Ludwigs des Frommen hinein verzögert.

Den Dank für die Wohlthat chriſtlicher Geſittung, welche der Tag von Salz geſichert, hat das alte Sachſen redlich erſtattet. Als der größte der Sachſenherrſcher, Otto I., im Begriffe ſtand, durch Niederwerfung der Ungarn auf dem Lechfeld 955 Karls d. Gr. Werk wieder neu erſtehen zu machen, gelobte er, ähnlich wie einſt der große Karl in Rom, als Siegesdank die Gründung eines Biſthums in der Oſtmark Sachſens. Wie einſt Karl ſeiner Heimat gethan, ſo wollte auch er die Slawenwelt an Elbe und Oder, welche ſein Schwert bezwungen, dem Segen der Chriſtengemeinſchaft im Herzen gewinnen. Auch er wie Karl gründete an Stelle des einen, den er gelobt, im Lande der Jüten und Slawen acht biſchöfliche Sprengel.

Dies alles ſind Umriſſe und Schlußergebniſſe; ſie vermögen nicht, dem Leſer eine Vorſtellung zu verſchaffen von der ſcharfſinnigen Forſchung, der Feinheit kritiſcher Kunſt und dem umfaſſenden Wiſſen, welche aufgeboten werden mußten, um aus ſprödem Material ſie herauszuhauen. Der Verfaſſer hat das Meiſterſtück geleiſtet, aus einem verunechteten Bremer Diplom drei echte Stiftungsbriefe, zum guten Theile erhalten, wieder herauszufinden, ein gefälſchtes Verdener Diplom in zwei echte Gründungsdiplome aufzulöſen, in dem unechten Osnabrücker Ludwigsdiplom das echte Circumſcriptionspräcept von 803 und Spuren der beiden erſten Stiftungsbriefe nachzuweiſen und auch aus der Halberſtadter Chronik die Bruchſtücke des Circumſcriptionsdiploms von 803 u. ſ. des älteſten Stiftungsbriefes herauszuleſen. Dabei macht der Verfaſſer über die Natur und Abſicht ſolcher Verunechtungen (S. 151, Anm. 1, und S. 182, Anm. 2) überaus zutreffende Bemerkungen.

Wird Hüffers tief eindringenden Unterſuchungen die Beachtung und unbefangene Nachprüfung zu theil, welche ſie verdienen, ſo werden ſie zweifelsohne

zum großen Theil ſich Zuſtimmung erzwingen, und dies würde einem völligen Neuaufbau der älteſten Kirchengeſchichte Weſtfalens gleichkommen. Eine Nachprüfung wird um ſo einladender gemacht, als für dieſe ſchwierigen, quellenkritiſchen Unterſuchungen eine Feinheit literariſchen Geſchmackes und ein Maß ſprachlicher Sorgfalt aufgewendet iſt, wie es ſich auch bei darſtellenden Werken hiſtoriſcher Art nur ſelten findet. So muß es ſelbſt dem Laien zum Vergnügen werden, den vielverſchlungenen Pfaden wiſſenſchaftlicher Forſchung zu folgen. Man darf dies wohl als ein äußeres Merkzeichen begrüßen, daß hier eine voll ausgereifte Frucht jahrelanger, liebevoll gepflegter Arbeit vorliegt. In der That findet ſich der Kritiker nur ſelten in der Lage, über eine neue literariſche Erſcheinung ſo uneingeſchränkt und ohne jeden Rückhalt ſeine Freude ausſprechen zu können, wie es bei dieſem Werke der Fall iſt.

Otto Pfülf S. J.

Die Metaphyſik als Wiſſenſchaft. Nachweis ihrer Exiſtenzberechtigung und Apologie einer überſinnlichen Weltanſchauung von Dr. **Matthias Kappes**, a. ö. Profeſſor der Philoſophie und Pädagogik an der k. Akademie zu Münſter i. W. gr. 8°. (60 S.) Münſter, Aſchendorff, 1898. Preis *M.* 1.50.

Dem Kampf gegen die Metaphyſik tritt man am erfolgreichſten durch ruhige und klare Darlegung der Begriffe entgegen. Das hat Dr. Kappes angeſtrebt, und es iſt ihm wohl gelungen. Er zeigt, wie der Unwille gegen die metaphyſiſche Wiſſenſchaft vielfach an eine falſche Definition anknüpft, und berichtigt die herrſchenden irrigen Vorſtellungen, indem er auf die ariſtoteliſche Begriffsbeſtimmung zurückgeht und ſie als die einzig richtige darthut.

Jetzt kann er auch leicht und ſchlagend beweiſen, daß kein Syſtem, auch nicht der Materialismus und der Monismus, ohne Metaphyſik durchkommt. Denn die Metaphyſik iſt eben nicht allein die Wiſſenſchaft von dem Tranſcendenten, ſondern die Wiſſenſchaft von den höchſten und letzten Gründen des Seins; jedes Syſtem muß aber von der Erfahrung ausgehen und an ihrer Hand dieſe Gründe irgendwie beſtimmen. Gut ſchildert hierauf der Herr Verfaſſer die traurigen Folgen der Metaphyſikſcheu für Wiſſen und Leben und beweiſt die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Seinslehre durch eine Analyſe der Vernunft- und Willensanlagen im Menſchen, welche er unter dem Namen „metaphyſiſcher Trieb" zuſammenfaßt.

Nunmehr ſchreitet er zur Beantwortung der Frage, auf welchem Wege ſich die Metaphyſik bewegen müſſe, um als wirkliche Wiſſenſchaft eine allſeits befriedigende Weltanſchauung begründen zu können. Verſchiedene Richtungen werden klar, wenn auch nur im Vorübergleiten, beleuchtet und an der Hand von Schriftſtellern der verſchiedenſten Meinungen als Irrpfade nachgewieſen. Das Ergebniß ſammelt ſich im Ruf: Zurück auf Ariſtoteles! Gerade hier hätten wir übrigens eine eingehendere Widerlegung des Neo-Kantianismus gewünſcht. Die anregende Broſchüre ſchließt mit einer Anpreiſung der allſeitigen Bedeutung der Philoſophie.

Dr. Kappes faßt ſeine Schrift auf als Einleitung zu einem größern metaphyſiſchen Werke. So erklären wir uns die Unvollſtändigkeit bei Aufzählung der

gegneriſchen Syſteme und die bündige, etwas fragmentariſche Widerlegung. Er ſetzt, wie es ſcheint, die Kenntniß der ganzen modernen Bewegung voraus und bietet eine orientirende Ueberſicht über die maßgebendſten Richtungen. So verſtehen wir auch, daß er ſeine eigene Auffaſſung nur andeutet und ihr Verhältniß zur neu-ſcholaſtiſchen Entwicklung weder näher beleuchtet noch durch Literaturnachweiſe documentirt. Immerhin wäre unter dieſen Umſtänden dem Untertitel der Schrift beſſer eine andere Faſſung gegeben worden.

Der Herr Verfaſſer verfügt über eine recht klare, durchſichtige Sprache, welche bei einem ſolchen Gegenſtand doppelt wohl thut. Er ſucht auch dem Leſer Ruhepunkte zu bieten und ſeine Phantaſie angenehm anzuregen durch paſſende Dichtercitate. Wir hätten ſie ſparſamer eingeſtreut; allein man darf um den Geſchmack nicht rechten. Geſchickt ſind auch aus den Schriften zahlreicher moderner Philoſophen Ausſprüche, welche die Meinungen des Herrn Verfaſſers ſtützen, in die Darſtellung verwoben. Freilich würde ein Leſer, welcher Pfleiderer, Schopenhauer u. a. nicht genauer kennt, nach den angeführten Stellen günſtiger über dieſe Denker urtheilen, als der Herr Verfaſſer es beabſichtigt.

Kräftige Unterſtützung ſeiner hübſchen Auseinanderſetzung hätte der Herr Verfaſſer auch gefunden in Merciers Origines de la psychologie contemporaine, in Ollé-Laprunnes La philosophie et le temps présent, in Carbonelles Confins de la science et de la philosophie und in Brauns Einleitung zur zweiten Auflage der Kosmogonie.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Das Thier in der Philoſophie des Hermann Samuel Reimarus. Ein Beitrag zur Geſchichte der vergleichenden Pſychologie von Dr. phil. **Carl Chriſtoph Scherer.** 8°. (183 S.) Würzburg, Göbel, 1898. Preis *M.* 2.50.

Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), gewöhnlich der ältere Reimarus genannt, zur Unterſcheidung von ſeinem Sohne Johann Albrecht Heinrich Reimarus, welcher die ſpätern Ausgaben der Werke des Vaters beſorgte, war Profeſſor am Johanneum zu Hamburg, wo er 40 Jahre lang als Lehrer der orientaliſchen Sprachen wirkte. In religiöſer Hinſicht zählte er leider zu jenen Freidenkern ſeiner Zeit, welche die chriſtliche Religion durch eine „reine Naturreligion" erſetzen wollten. Es ſind vornehmlich vier größere Schriften, die Reimarus der Nachwelt hinterlaſſen hat. Unter dieſen iſt die „Vernunftlehre" (1. Aufl. 1756) erkenntniß-theoretiſchen Inhalts. Die „Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion" (1. Aufl. 1754) ſuchten ein Syſtem der rein natürlichen Gotteserkenntniß und der aus ihr entſpringenden rein natürlichen Gottesverehrung zu begründen. Demſelben Zwecke diente auch ſeine „Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", eine von heftigen Angriffen gegen die Offenbarungsreligion erfüllte Schrift; die berüchtigten „Wolfenbüttler Fragmente" ſtellen nur ein Bruchſtück derſelben dar. Erſt 1814 ward H. S. Reimarus von ſeinem Sohne als der wirkliche Verfaſſer jenes Werkes ausdrücklich bezeichnet, welches ihm den traurigen

Ruhm eines Vorkämpfers gegen das poſitive Chriſtenthum verſchaffte und ihm auch das Lob moderner Freidenker wie David Friedrich Strauß eintrug. Einen beſſer begründeten Ruhm erwarb ſich Reimarus durch ein anderes Werk, das leider unvollendet blieb. Es ſind dies die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe“ (1. Aufl. 1760). Hier zeigt ſich Reimarus als ein feiner Naturbeobachter und ſcharfſinniger Denker, der die Erſcheinungen des Thierlebens zu erforſchen und auf beſtimmte Geſetze zurückzuführen ſuchte. Seinem Zwecke nach ſteht auch dieſes Werk des Reimarus in innigem Zuſammenhang mit deſſen Anſchauungen über die natürliche Gotteserkenntniß; das Daſein eines perſönlichen, allweiſen und allgütigen Schöpfers nachzuweiſen, iſt der von Reimarus an mehreren Stellen ausdrücklich betonte Endzweck jener thierpſychologiſchen Studie; Ausfälle gegen das Chriſtenthum ſind in derſelben vermieden, abgeſehen von einer flüchtigen Bemerkung, daß man Gott durch Anerkennung ſeiner in den Geſchöpfen geoffenbarten Weisheit und Güte mehr verherrliche als durch Darbringung von Hekatomben. Damals mochte auch dieſes Werk jener freidenkeriſchen Richtung, welcher ſein Verfaſſer huldigte, einigermaßen Vorſchub leiſten; heute dagegen iſt die ganze Sachlage eine andere geworden. Die modernen Freidenker ſind weſentlich Atheiſten, wenngleich ſie ſich lieber „Moniſten“ nennen. Sie wollen von einem perſönlichen, allmächtigen und allweiſen Schöpfer ebenſo wenig wiſſen als von einem Gott, der ſich der Menſchheit auf wunderbare Weiſe geoffenbart hat. Allerdings gab es auch ſchon zu des Reimarus Zeiten namentlich unter den franzöſiſchen Naturaliſten nicht wenige, denen die theiſtiſche Weltauffaſſung bereits nicht mehr freiſinnig genug war, und die daher die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes läugneten. Wie Reimarus über dieſe Klaſſe von Freidenkern dachte, zeigen folgende, auf de la Mettries kraſſen Materialismus bezügliche Worte: „Laſſet andere ſich über eine Welt ohne und wider die Betrachtung der weiſeſten Abſichten des Schöpfers auf die Lebendigen etwas in natürlichen Dingen zu wiſſen dünken: ihre Wiſſenſchaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinauslaufen oder wenigſtens zu ihrer innern Gemüthsberuhigung und Glückſeligkeit nichts beitragen. Laſſet ſie ſogar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreich verächtlich und lächerlich zu machen ſuchen: ſie verrathen mehrentheils dadurch nur den letzten Verſuch einer ſchon verzweifelten Atheiſterei, welche der Schule, die ihnen dienſame und unwiderlegliche Lehren der Weisheit geben will, zu ihrem eigenen Verderben ſpottet“ (Abhandl. v. d. vorn. W. d. nat. Rel. 6. Aufl. S. 282. Vgl. Scherer S. 23).

Es iſt jedenfalls eine eigenthümliche Fügung des Schickſals oder richtiger der Vorſehung, daß derſelbe Mann, der einſt durch ſeine Anpreiſung der rein natürlichen Gotteserkenntniß die chriſtliche Offenbarung zu bekämpfen ſuchte, für ſpätere Zeiten zum Vertheidiger der chriſtlichen Weltanſchauung gegenüber dem Freidenkerthum geworden iſt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Schrift des Reimarus über die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion ſowie ſeine ſpätere thierpſychologiſche Studie über die Kunſttriebe der Thiere auch einen apologetiſchen Werth beſitzen, den man gegenüber den moniſtiſch-atheiſtiſchen

Theorien der Gegenwart um ſo höher anſchlagen darf, da das letztgenannte Werk des Reimarus wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit ein hohes Anſehen unter den modernen Gegnern der chriſtlichen Weltauffaſſung genießt.

Schon wiederholt iſt von verſchiedenen Seiten die Aufmerkſamkeit auf die thierpſychologiſchen Studien des ältern Reimarus hingelenkt worden. Vertreter von diametral entgegengeſetzten philoſophiſchen Denkrichtungen glaubten in ihnen eine Beſtätigung ihrer eigenen Anſchauungen zu finden; alle aber waren darin einig, daß die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe“ auch noch für die Gegenwart einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth beſitzen. Wilhelm Wundt hatte in der erſten Auflage ſeiner „Vorleſungen über die Menſchen- und Thierſeele“ (1863, S. 490) den ältern Reimarus als den „Begründer der heutigen Thierpſychologie“ bezeichnet. Allerdings verſtand er unter „heutiger“ Pſychologie nicht die ſogen. moderne (vulgäre) Thierpſychologie, welche das Thierleben willkürlich vermenſchlicht, ſondern vielmehr jene wiſſenſchaftliche Pſychologie, welche zur Erklärung der Erſcheinungen des Thierlebens keine höhern Factoren annimmt, als hierfür wirklich erforderlich ſind, und welche deshalb den Thieren keine Intelligenz zuerkennt. Aber nicht wenige moderne Pſychologen haben jener Bemerkung Wundts, welche ſie ohne nähere Prüfung acceptirten, einen irrthümlichen Sinn untergelegt und daher Reimarus für den Begründer der modernen Thierpſychologie erklärt. Dagegen wurde in unſerer Schrift „Inſtinct und Intelligenz im Thierreiche“ (Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach, 69, S. 34 ff.) von uns der Nachweis erbracht, daß Reimarus nicht bloß nicht der Begründer, ſondern vielmehr ein entſchiedener Gegner jener das Thierleben vermenſchlichenden modernen Pſychologie ſei; ſeine thierpſychologiſchen Anſchauungen ſchließen ſich im weſentlichen denjenigen der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie an und ſtellen vielfach eine folgerichtige Weiterentwicklung derſelben dar. Es war jedoch in jener Schrift nicht möglich geweſen, die Anſichten des Reimarus über Inſtinct und Intelligenz der Thiere eingehend zu behandeln. Dafür hat der Verfaſſer der vorliegenden Studie, Dr. Carl Chr. Scherer, die Thierpſychologie des Reimarus zum Gegenſtand einer ſorgfältigen Specialunterſuchung gemacht. Das Ergebniß derſelben verdient die Beachtung aller, die ſich für die Geſchichte der Thierpſychologie und insbeſondere für die Stellung des Reimarus zur ſogen. modernen Thierpſychologie intereſſiren.

In der Einleitung ſeiner Schrift gibt Scherer eine kurze Lebensſkizze des Reimarus und beſpricht deſſen wiſſenſchaftliche Bedeutung und Stellung. Dann behandelt er eingehend die Anſchauungen des Reimarus:

1. Ueber das Thier nach ſeiner metaphyſiſchen Seite (S. 13—47).

2. Ueber die Pſychologie des Thieres (S. 48—183).

1) Nach Reimarus iſt erſt das Thier ein lebendiger Organismus, während er die Pflanze für eine kunſtvolle organiſche Maſchine hält, deren Thätigkeit zwar über die Geſetze der anorganiſchen Materie hinausgehe, aber nicht von einem innern Thätigkeitsprincip (Lebensprincip) beſtimmt werde. Dieſer Auffaſſung der Pflanze entſpricht es, daß Reimarus auch die vegetativen Thätig-

keiten im Thiere und im Menſchen bloß auf einen complicirten Mechanismus zurückzuführen ſucht; erſt die pſychiſchen Thätigkeiten gelten ihm daher als eigentliche „Lebenshandlungen“. Seine Anſicht über das Weſen des thieriſchen Lebensprincips geht dahin, daß dasſelbe als einheitliches Princip der pſychiſchen Bethätigung eine einfache Subſtanz ſein müſſe. Dieſe Anſchauungen des Reimarus über das Weſen des Thieres ſind offenbar von der Carteſianiſchen Philoſophie beeinflußt. Die Seele des Menſchen und die des Thieres gilt ihm nicht, wie der ſcholaſtiſchen Philoſophie, als Weſensform des Körpers und als Princip des vegetativen Lebens, ſondern bloß als Princip der pſychiſchen Thätigkeiten, während das vegetative Leben auf einem ſelbſtändigen organiſchen Mechanismus beruht, der allerdings in inniger Wechſelbeziehung und Wechſelwirkung zu der Seele und ihren Thätigkeiten ſteht. Hierbei blieb ihm nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe das Räthſel ungelöſt, weshalb der Menſch durch ſein Selbſtbewußtſein nicht bloß ſeine Seele, ſondern auch ſeinen Leib zum eigenen „Ich“ rechnet, obwohl der Leib nur die Hülle und die Wohnung, aber keinen *ſubſtantiellen Beſtandtheil* jenes „Ich“ bildet. Dieſes Räthſel konnte eben nur durch die ſcholaſtiſche Auffaſſung der Seele als *ſubſtantieller Weſensform des ganzen Menſchen* befriedigend gelöſt werden.

Den Vorzug der *Geiſtigkeit* will Reimarus mit Recht nur der menſchlichen Seele zuerkennen, nicht der thieriſchen, da dieſe ſich in ihren Thätigkeiten nicht über die Sphäre des Grobſinnlichen zu erheben vermag. Nur der Menſch beſitzt nach Reimarus Vernunft und Sittlichkeit, das Thier nicht.

Auch über den *Urſprung* des Thieres hat Reimarus ſeine Anſichten geäußert. Er war ein entſchiedener Gegner der Urzeugung (generatio aequivoca), deren Unhaltbarkeit und endgiltige Widerlegung durch die moderne Forſchung er mit richtigem Inſtincte vorherſah, obwohl ſie damals noch in vielen Beobachtungen über die erſt kürzlich entdeckten mikroſkopiſchen Lebeweſen eine Stütze zu finden ſchien. Noch weit energiſcher erklärte ſich Reimarus gegen den Grundgedanken des Materialismus, der die ganze Welt mit ihrer wunderbaren Ordnung aus dem blinden Walten mechaniſcher Kräfte entſtehen läßt. Dieſe damals von dem „neuen Demetrius“ (de la Mettrie) mit großer Kühnheit verfochtene Weltanſchauung gilt ihm nur als ein unglückſeliger Rückfall in den flachen, geiſtloſen Materialismus eines Epikur und Lucrez. Reimarus würde ſich in dieſem ſeinem richtigen Urtheil wohl auch dann nicht haben beirren laſſen, wenn er vorhergeſehen hätte, daß man ein Jahrhundert ſpäter Epikur und Lucrez als geiſtige Väter der modernen darwiniſtiſchen Weltanſchauung feiern würde.

Reimarus war als ernſter Denker von der Wahrheit der teleologiſchen Weltanſchauung völlig durchdrungen. Sie iſt ihm der Leitſtern zum tiefern Verſtändniß ſämtlicher Naturerſcheinungen. Dieſe teleologiſche Weltanſchauung, die er von der ſcholaſtiſchen Philoſophie herübergenommen hatte, führte ihn denn auch in ſeiner Unterſuchung über die *Zweckbeſtimmung des Menſchen und des Thieres* zu faſt denſelben Anſchauungen, die von Thomas von Aquin und den andern großen Denkern des chriſtlichen Mittelalters vertreten worden waren. Der Zweck des thieriſchen Lebens iſt bloß das ſinnliche Wohlſein des Indi-

viduums, die Erhaltung der eigenen Art und die harmonisch geordnete Wechselwirkung der verschiedenen Arten untereinander, wodurch das Gleichgewicht der Naturordnung aufrecht erhalten wird. Dagegen reicht die Zweckbestimmung des Menschen weit hinaus über das irdische Leben und seine sinnlichen Bedürfnisse. Der Mensch ist nach Reimarus durch seine Vernunft und seine sittliche Anlage „zu einer höhern, reinern und dauerhaftern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als er in diesem Leben erhalten kann, bestimmt". Dadurch, daß man diese höhere Bestimmung des Menschen läugnet, würde man ihn nicht bloß seines edelsten Vorzuges vor dem Thiere berauben, sondern ihn zugleich auch zum unglücklichsten und friedlosesten aller Geschöpfe machen. Die philosophischen Systeme eines Schopenhauer und E. v. Hartmann haben diese Wahrheit später in trauriger Weise bestätigt.

2) Scherer behandelt die Thierpsychologie des Reimarus, die den Hauptgegenstand seiner Studie bildet, in vier Kapiteln, von denen das erste das Triebleben, das zweite das Nervensystem, das dritte die specifischen Triebe und das vierte die Kunsttriebe des Thieres umfaßt.

Das Wort „Trieb" hat bei Reimarus eine sehr weite Bedeutung; es bezeichnet bei ihm nicht bloß das sinnliche Begehren, sondern „jedes natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen". Genau genommen ist somit dieser Begriff identisch mit demjenigen, was wir „Kraft" oder „natürliche Anlage zu gewissen Thätigkeiten" nennen. Schon die Scholastik unterschied zwischen einem appetitus naturalis und elicitus; es kann daher nicht eine kühne Neuerung genannt werden, wenn Reimarus den Begriff des Triebes ebensoweit ausdehnt. Sowohl die Begriffsbestimmung selber als die Anwendung derselben ist bei ihm eine weit correctere und sachlich zutreffendere, als bei jenen neuern Philosophen, welche nach Schopenhauers Vorgang sämtliche Gesetzmäßigkeit in der Natur als Willen, d. h. als formelles Streben erklären, wodurch die ganz verschiedenen Begriffe von „Kraft" und „Wille" willkürlich verwechselt werden, eine Verwechslung, die der unklaren, phantastischen Weltanschauung des modernen Pantheismus als Grundlage dient.

Reimarus unterscheidet im Thiere mechanische Triebe, Vorstellungstriebe und willkürliche Triebe. Die mechanischen Triebe gehen nicht aus dem psychischen Princip hervor; sie beruhen auf erblichen Nervenmechanismen, welche in sich selber somatischer Natur sind, obwohl sie in inniger Beziehung zu vielen psychischen Vorgängen, insbesondere zu den sogen. Instinkthandlungen, stehen. Die „mechanischen Triebe" des Reimarus sind somit das Princip jener Thätigkeiten, welche die moderne Physiologie und Psychologie als Reflexthätigkeiten bezeichnet. Die „Vorstellungstriebe" des Reimarus sind wesentlich gleichbedeutend mit „sinnlichen Erkenntnißfähigkeiten". Die willkürlichen Triebe endlich, die sich nach Reimarus in Affectentriebe und Kunsttriebe gliedern, sind Triebe im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Affectentriebe unterscheiden sich dadurch von den Kunsttrieben, daß sie sich im Innern der Thierpsyche abspielen, während die letztern auf die zweckmäßige Verrichtung bestimmter äußerer Thätigkeiten hingerichtet sind.

Daher bezeichnet bei Reimarus das Wort „Kunſttrieb“ dasſelbe, was wir „Inſtinct im engern Sinne“ nennen.

Was Reimarus über das Nervenſyſtem und die Sinnesorgane der Thiere zu melden weiß, darf ſelbſtverſtändlich nicht mit dem Maßſtab der heutigen zoologiſchen Kenntniſſe gemeſſen werden. Einen Geruchsſinn ſchreibt er mit Recht nicht bloß jenen höhern Thieren zu, welche eine Naſe beſitzen, ſondern auch vielen niedern Thieren, insbeſondere jenen Inſecten, die ſich bei manchen ihrer Thätigkeiten durch den Geruch leiten laſſen. Als Organ der Geruchsempfindung bei den Inſecten glaubte er die „Luftgefäße“ (Tracheen) derſelben in Anſpruch nehmen zu müſſen. Dies iſt allerdings ein Irrthum; denn die Geruchsempfindungen dieſer Thiere ſtehen in gar keiner Beziehung zu deren Athmungswegen. Scherer fügt in einer Anmerkung bei, nach Erichſon (nicht Erichſohn) ſeien die Poren der Fühler der Inſecten als Geruchsorgane anzuſehen; im übrigen lehre die heutige Zoologie, daß mit Sicherheit nur den Wirbelthieren Geruchsorgane zugeſchrieben werden können. Auch dies iſt nicht ganz zutreffend. Durch die Unterſuchungen von Leydig, Kraepelin, Hauſer, Forel, Ruland, vom Rath ꝛc. iſt es hinlänglich nachgewieſen, daß die als „Riechkolben“ oder „Geruchszapfen“ beſchriebenen, namentlich an den Fühlern und Taſtern der Inſecten zahlreich und mannigfach vertretenen nervöſen Endorgane dem Geruchsſinne dieſer Thiere dienen (vgl. hierüber auch „Die Fühler der Inſecten“ in dieſer Zeitſchrift, Bd. XL, S. 79 ff.).

Daß nicht bloß den höhern Thieren, welche Ohren beſitzen, ſondern auch vielen Inſecten Schallempfindungen zugeſchrieben werden müſſen, hat bereits Reimarus auf Grund der damaligen biologiſchen Beobachtungen richtig erkannt. Was die Organe dieſes Sinnes anlangt, wußte man zu jener Zeit noch nichts darüber. Seither ſind, was Scherer unbekannt geblieben iſt, viele verſchiedenartige Bildungen als Gehörorgane bei Gliederthieren beſchrieben worden; am zuverläſſigſten dürften wohl die ſogen. tympanalen Organe in den Vorderſchienen der Heuſchrecken u. ſ. w. dieſem Sinne als Werkzeuge zugetheilt werden. Daß nach der heutigen Zoologie höchſt wahrſcheinlich allen Inſecten Schallempfindungen und Gehörorgane zuzuſchreiben ſeien, wie Scherer angibt, iſt nicht richtig. Die Exiſtenz eines Gehörſinnes iſt bei vielen Inſecten noch ſehr zweifelhaft. Auch bei jenen Arten, welche auf beſtimmte Töne oder Geräuſche offenbar reagiren, muß immer erſt noch durch ſorgfältige Unterſuchung feſtgeſtellt werden, ob die Luftſchwingungen, die auf unſer Ohr als Schallwellen wirken, bei jenen Inſecten nicht bloß eine Erſchütterung der Taſthaare und dadurch eine dem Taſtſinn zugehörige Empfindung veranlaſſen. Gerade der Taſtſinn iſt der bei den Inſecten am ſicherſten nachgewieſene und am weiteſten verbreitete Sinn. Ihm dienen die zahlreichen, über den Körper zerſtreuten und am dichteſten auf den Gliedmaßen ſtehenden Taſthaare, was ſowohl Reimarus als Scherer unbekannt geblieben iſt.

Daß nicht bloß die Wirbelthiere, die ein dem menſchlichen ähnlich gebildetes Auge beſitzen, ſondern auch viele Inſecten und andere wirbelloſe Thiere im Beſitze von Sehorganen ſind, wird bereits von Reimarus hervorgehoben. Er kannte

ſchon die Netzaugen der Inſecten und berichtet über die manchmal ſehr große Zahl ihrer Facetten nach den Beobachtungen damaliger Forſcher. Auch die einfachen Augen vieler Weichthiere (Mollusken) werden bereits von ihm erwähnt. Den Geſchmacksſinn will Reimarus allen Thieren zuerkennen. Ueber die Organe desſelben ſagt Scherer in einer (auf Hertwigs Zoologie ſich berufenden) Anmerkung, nach der heutigen Forſchung ſeien eigene Geſchmacksorgane nur bei Wirbelthieren bekannt. Wir glauben dagegen, daß die als Geſchmacksbecher beſchriebenen eigenthümlichen nervöſen Endorgane, die an Unterkiefer und Zunge vieler Inſecten ſich finden, mit hinreichender Sicherheit als Geſchmacksorgane in Anſpruch genommen werden dürfen.

Die Function des thieriſchen Nervenſyſtems geht nach Reimarus nicht in bloßer Reflexthätigkeit auf, ſondern erhebt ſich zu einer wenngleich oft dunkeln und unklaren Empfindung und Vorſtellung, deren erſtere mit Hilfe des beſeelten Centralorgans (Gehirns) zu ſtande kommt, während letztere nach Reimarus von der Seele im Gehirne allein entworfen wird, wo ſich nach ihm der Sitz der Seele befindet.

In dem Abſchnitt über die ſpecifiſchen Triebe behandelt Scherer die Lehre des Reimarus über die pſychiſchen Vermögen des Thieres, welche er in das Vorſtellungs-, Gefühls- und Strebevermögen eintheilt. Die thieriſche Vorſtellung iſt nach Reimarus das innere Bild des äußern Objects. Damit eine klare Vorſtellung zu ſtande komme, iſt es erforderlich, daß die vorſtellende Pſyche ihre „Beachtung“ auf eben jenen Gegenſtand oder Eindruck hinlenke, welcher vorgeſtellt werden ſoll. Was Reimarus als Vorſtellung bezeichnet, müßte daher eigentlich als „ſinnliche Wahrnehmung“ bezeichnet werden, ſoweit es auf gegenwärtige Objecte ſich bezieht. Gedächtniß, inſofern dasſelbe ein Wiedererkennen der frühern Eindrücke als früherer umſchließt, will Reimarus den Thieren nicht zuerkennen, ſondern bloß eine unklare Vorſtellung des Vergangenen, die mit der Wahrnehmung des Gegenwärtigen ſich vermiſcht. Zu einem wirklichen Wiedererkennen iſt nämlich ein formelles Abſtractionsvermögen erforderlich; das Thier iſt jedoch nach Reimarus unfähig zu abſtractem Erkennen; daher hat es keine Begriffe und vermag keine intelligenten Schlüſſe zu bilden. Kurz, den Thieren fehlt das Denkvermögen mit allem, was damit zuſammenhängt. Reimarus widerlegt die Annahme eines Thierverſtandes oder einer Thiervernunft in zutreffender Weiſe durch die abſurden Folgerungen, die ſich aus jener Annahme ergeben; insbeſondere weiſt er hin auf die Thatſache, daß die complicirteſten Handlungen der Thiere von ihnen ohne die Möglichkeit einer vorhergehenden Erfahrung oder Ueberlegung vollkommen verrichtet werden, und daß ihnen andererſeits der Culturfortſchritt fehlt. Als ein weſentlicher Vorzug des menſchlichen Erkenntnißvermögens vor dem thieriſchen gilt ihm die Reflexionsfähigkeit des Menſchen. Auf dem Vermögen, über ſich ſelber und über ſeine Beziehungen zur Außenwelt zu reflectiren, beruht das Selbſtbewußtſein des Menſchen und ſeine ganze vernünftige Handlungsweiſe, ferner die Bildung der Sprache und wiſſenſchaftlicher Syſteme. Dieſes ſelbe Vermögen bildet endlich auch die Grundlage der auf der Willensfreiheit beruhenden ſittlichen Ordnung, die ohne Ueberlegungsfähigkeit undenkbar iſt.

Reimarus kommt daher bei ſeiner Unterſuchung über das thieriſche Erkenntnißvermögen zu dem Schluſſe, daß dasſelbe trotz mancher Aehnlichkeiten mit dem menſchlichen ſich doch *weſentlich* von ihm unterſcheide und eine weſentlich tiefere Stufe einnehme. Scherer weiſt an dieſer Stelle auch darauf hin, daß neuerdings *Wundt* zu demſelben Ergebniſſe gelangt ſei wie Reimarus, daß nämlich den Thieren nur jene einfachern, niedern pſychiſchen Proceſſe zukommen, welche er Aſſociationen nennt, während ihnen die logiſchen Denkproceſſe fehlen. Weiterhin beleuchtet Scherer durch einige Beiſpiele die zutreffende Art und Weiſe, wie Reimarus die ſcheinbar intelligenten Handlungen mancher Thiere auf einfachere Erkenntnißvorgänge zurückführt, ganz ähnlich, wie es in neueſter Zeit durch Wundt und andere Gegner der vulgären Thierpſychologie geſchehen iſt.

Eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung in der Thierpſychologie des Reimarus hat das *Gefühlsvermögen* des Thieres. Er ſchreibt ihm „*eine genaue innere Empfindung*“ von den eigenen körperlichen Zuſtänden und Bedürfniſſen zu, durch welche ſeine zweckmäßigen äußern Thätigkeiten ausgelöſt werden. Die in inniger Beziehung zu den Vorſtellungen befindliche innere Empfindung des Thieres wird vielfach angeregt durch „äußere Empfindung“, d. h. durch die auf dasſelbe wirkenden äußern Sinneseindrücke. Reimarus hat hier die wichtige Rolle gebührend gewürdigt, welche das thieriſche Gefühlsvermögen bei Auslöſung der inſtinctiven Thätigkeiten ſpielt.

Die beiden ebenerwähnten Vermögen, das Vorſtellungs- und das Gefühlsvermögen, ſind ihrem natürlichen Zwecke nach dazu beſtimmt, das thieriſche *Strebevermögen* in Thätigkeit zu ſetzen. Die Aeußerungen desſelben bezeichnet Reimarus als „*Willkürtriebe*“. Die aus dieſen Trieben entſpringenden Thätigkeiten geben nicht aus Ueberlegung und freier Wahl, ſondern aus dem ſinnlichen Begehrungsvermögen hervor. Das Thier iſt bei ſeinen willkürlichen Thätigkeiten trotzdem nicht eine von „blindem Inſtinct“ getriebene Maſchine, weil ſein Streben durch das ſinnliche Gefühl und die ſinnliche Vorſtellung geleitet und in ſeiner Ausführung beſtimmt wird.

Reimarus theilt die Willkürtriebe des Thieres ein in natürliche und abartende Triebe; letztere werden durch die menſchliche Dreſſur bewirkt. Die natürlichen Triebe theilt er weiterhin ein in den allgemeinen Trieb der Selbſtliebe und in die beſondern Triebe, die ſich in letzter Inſtanz aus der Selbſtliebe herleiten. Die Liebe der Thiere zu ihren Jungen, welche manchmal mächtiger als die Selbſtliebe ſich äußert, ſteht dadurch in Verbindung mit dieſer, daß jenen Thieren die Fürſorge für ihre Jungen durch eine „innere natürliche Determination“ [illegible] angenehm gemacht worden iſt.

Die beſondern Triebe des Thieres äußern ſich nach Reimarus theils als [illegible]triebe, theils als *Kunſttriebe*. Erſtere ſind die passiones brutorum, die [illegible] ſinnlichen Regungen der Zuneigung und Abneigung, des Zornes, der Kampfluſt u. ſ. w. Während der [illegible] ſeinen Abſchluß findet in der pſychiſchen Regung ſelber, iſt der Kunſttrieb auf die zweckmäßige Ausübung einer beſtimmten Thätigkeit gerichtet. Selbſtverſtändlich ſteht der Kunſttrieb in [illegible] Zuſammenhang mit dem [illegible] und bildet nicht ſelten

nur die äußere Bethätigung des erſtern, z. B. bei der Brutpflege der Thiere. Deshalb will es uns ſcheinen, daß die Unterſcheidung beider ſich nicht ſtreng durchführen läßt und daß man insbeſondere den Begriff des Inſtinctes nicht auf den Kunſttrieb allein beſchränken darf.

Das originellſte und wohl auch das werthvollſte in der Thierpſychologie des Reimarus iſt ſeine Erörterung der thieriſchen Kunſttriebe. Daß die Thiere erbliche, angeborene Fertigkeiten zur Verrichtung ihrer wichtigſten willkürlichen Lebensthätigkeiten beſitzen, iſt eine biologiſche Thatſache, für deren Nachweis Reimarus eine für den damaligen Stand der Forſchung ſehr beträchtliche Fülle von Material zuſammengeſtellt hat. Sowohl für die allgemeinen Bedürfniſſe des Thierlebens, für die Selbſterhaltung und Fortpflanzung, als auch für die ſpeciellen Bedürfniſſe und Zwecke der einzelnen Thierarten dienen eine große Menge von erblichen Kunſtfertigkeiten. Reimarus ſtellt die pſychologiſchen Eigenthümlichkeiten derſelben in 15 Geſetzen überſichtlich zuſammen, deren Entdeckung ſeinem Scharfſinne alle Ehre macht. Des nähern müſſen wir hierüber auf Reimarus ſelbſt und auf Scherers Abhandlung verweiſen.

Welches iſt ſonach die wirkliche Anſicht des Reimarus über die pſychiſche Begabung des Thieres und insbeſondere über die Natur des Inſtinctes? Scherer behandelt dieſe Frage als Zuſammenfaſſung der vorhergehenden Erörterungen in einem eigenen Abſchnitte (S. 153—174). Er glaubt, Reimarus habe die Thierpſychologie dadurch „reſtlos“ erklärt, daß es ihm gelungen ſei, eine befriedigende Erklärung der thieriſchen Kunſtthätigkeiten zu bieten. Da aber eben dieſe Thätigkeiten die inſtinctiven Thätigkeiten im eigentlichen und engſten Sinne des Wortes ſind, ſo dürfen wir wohl ſagen, Reimarus habe das thierpſychologiſche Räthſel dadurch ſo befriedigend gelöſt, daß es ihm gelungen iſt, eine annehmbare Erklärung des Inſtinctes zu geben.

Die Kunſtthätigkeiten des Thieres hängen nach Reimarus erſtens innig zuſammen mit dem morphologiſchen und anatomiſchen Baue desſelben, beſonders aber mit der ſpecifiſchen Eigenart ſeines Nervenſyſtems. Zweitens ſind ſie bedingt durch die ſinnlichen Erkenntniß- und Gefühlszuſtände des Thieres, durch welche die inſtinctiven Thätigkeiten ausgelöſt werden. Ihre eigentliche Wurzel haben ſie jedoch in dem dritten und hauptſächlichen Elemente, in der innern, ſpecifiſch eigenartigen Determination des thieriſchen Strebevermögens. Auf den Nachweis dieſer „natürlichen Determinationen“ legt Reimarus ein beſonderes Gewicht. Gerade in dieſem Punkte beſteht der fundamentale Unterſchied der Naturanlage des Menſchen von jener des Thieres: ſtatt der allſeitigen Veranlagung des erſtern beſitzen die Thiere einſeitigere, dafür aber auch weiter ausgebildete Determinationen, welche ſie zur vollkommenen Ausführung erblicher Kunſtfertigkeiten befähigen, ohne daß hierzu Erfahrung, Belehrung oder Ueberlegung von ſeiten des Thieres erforderlich wäre.

Wenn wir daher nach der Definition des Inſtinctes bei Reimarus fragen, können wir Scherer völlig beiſtimmen, wenn er (S. 171) den Satz aufſtellt: „Die angeborene, ſpecifiſche Determination des pſychiſchen Kunſttriebes iſt ſomit deſſen innerſtes Weſen.“ Jene

2217

Determination iſt primär im ſinnlichen Strebevermögen des Thieres gelegen, ſecundär in der entſprechenden Veranlagung des ſinnlichen Erkenntnißvermögens. Letztere darf aus der Definition des Inſtinctes nicht ganz ausgeſchloſſen werden, weil ſonſt der Inſtinct zu einem blinden Mechanismus würde, was er nach Reimarus keineswegs iſt. Daher ſtimmt auch die von Reimarus gegebene Begriffsbeſtimmung des Inſtinctes mit der von uns gegebenen überein: Der Inſtinct iſt die zweckmäßige, ſpecifiſch determinirte, erbliche Anlage des ſinnlichen Erkenntniß- und Strebevermögens im Thiere. (Vgl. Der Trichterwickler S. 128 ff.; 159 ff. und Inſtinct und Intelligenz im Thierreich S. 26. Da in der Ausübung des Inſtinctes die Bethätigung des ſinnlichen Erkenntniß- und Gefühlsvermögens der Bethätigung des Strebevermögens vorangeht, hielten wir es für zweckmäßig, auch in der Definition des Inſtinctes erſtere voranzuſetzen.)

In einem Schlußkapitel behandelt Scherer das Verhältniß der Thierpſychologie des Reimarus zur ſogen. modernen Thierpſychologie. Es kann kein Zweifel beſtehen, daß Reimarus nicht der Begründer, ſondern vielmehr der entſchiedenſte Gegner eben dieſer vulgären Pſychologie iſt, welche dem Thiere kritiklos Verſtand und Vernunft zuſchreibt und den weſentlichen Unterſchied der thieriſchen und der menſchlichen Seelenfähigkeiten läugnet. Auch auf die Uebereinſtimmung, die zwiſchen den thierpſychologiſchen Anſchauungen eines Thomas von Aquin und eines Reimarus ſich findet, macht Scherer aufmerkſam, indem er beſonders hervorhebt, daß jener Meiſter der Scholaſtik die Kunſtfertigkeiten der Thiere ebenfalls in letzter Inſtanz auf beſtimmte innere Veranlagungen (determinationes naturae) zurückführte, zu denen Reimarus in ſeinen Betrachtungen über die Kunſttriebe der Thiere einen ebenſo gründlichen als geiſtreichen Commentar geliefert hat. Scherer hat daher durch ſeine ſorgfältige Studie über die Thierpſychologie des Reimarus den von uns bereits früher kurz begründeten Satz eingehend beſtätigt, daß die Thierpſychologie des Reimarus ſich weſentlich anſchließe an die Auffaſſungen der mittelalterlichen Scholaſtik.

In einem nebenſächlichen Punkte können wir dem Herrn Verfaſſer allerdings nicht ganz beiſtimmen. Er iſt der Anſicht, wir hätten in unſerer Schrift „Inſtinct und Intelligenz im Thierreich“ die Behauptung aufgeſtellt, daß „die Geſamtheit der thieriſchen Thätigkeiten aus dem Inſtincte zu erklären ſei“. Daher erörtert er die Frage, ob vielleicht auch Reimarus behaupte, „daß das thieriſche Leben nichts aufweiſt, was nicht als eine Inſtinchandlung ſich darſtellt“ (S. 181). Scherers Antwort hierauf lautet: „Mit nichten!“ Hier dürfte wohl ein Mißverſtändniß von ſeiten des geehrten Herrn Verfaſſers vorliegen. Wir haben nämlich „mit nichten“ die uns von ihm zugeſchriebene Behauptung aufgeſtellt. Allerdings war von uns die Frage: „Werden die willkürlichen äußern Thätigkeiten der Thiere ausſchließlich von Inſtinct geleitet?“ — entſchieden bejahend beantwortet worden. Aber dieſe Frage hat auch Reimarus und Scherer mit ihm ebenſo entſchieden bejaht. Die vermeintliche Differenz unſerer Anſchauungen von denen des Herrn Verfaſſers iſt darauf zurückzuführen, daß letzterer die willkürlichen Thätigkeiten der Thiere

t ſämtlichen Thätigkeiten derſelben verwechſelte, und daß er ferner überſah, e es ſich bei jener Frage nur um das leitende Princip der thieriſchen illkürthätigkeiten handelte, nicht aber um die einzelnen Elemente dieſer jätigkeiten. Daß z. B. die Sinneswahrnehmung des Thieres in ſich betrachtet ne „Inſtincthandlung" ſei, ſondern nur ein Element derſelben, war von uns §. 19, Anm. 2) ausdrücklich hervorgehoben worden. Hiermit dürfte jenes Mißſtändniß wohl aufgeklärt ſein.

E. Wasmann S. J.

eltenmorgen. Dramatiſches Gedicht in drei Handlungen von E. Hlatky. I. Im Himmel: Der Sturz der Engel. II. Im Paradieſe: Der Sündenfall. III. Auf der Erde: Das erſte Opfer. 12°. (68, 122 u. 132 S.) Freiburg, Herder, 1896—1897. Preis *M.* 4.20.

Nach beendeter Leſung des vorliegenden Werkes könnte jemanden der edanke kommen, ob man nicht auch einmal eine Broſchüre ſchreiben ſolle mit m Titel: „Steht unſer heutiges Publikum auf der Höhe literariſcher Bildung?" n einem ſeichten, prickelnden Roman, bei dem der Geiſt wenig zu thun hat und e Phantaſie gewaltſam in Spannung gehalten wird, genügt ja noch allenfalls s literariſche Intereſſe und Verſtändniß der Mehrzahl; zum Genuß einer modernen perette, eines Berliner Schwankes oder einer Pariſer Sittenkomödie langt auch enfalls noch die geiſtige Spannkraft und Schwungfähigkeit. Heißt es aber, bei nem Werke mitſchaffen, den Geiſt thätig ſein laſſen und ihn mit höhern und chtigern Dingen beſchäftigen als einer erlaubten oder unerlaubten Liebſchaft mit indernisſen, ſo iſt der größte Theil unſeres Publikums nicht mehr zu haben. eine Bildung iſt nicht allſeitig, tief und reich genug, um als Grundlage für n Intereſſe an höhern Dingen zu dienen. Was zu dieſer Verflachung und bſtumpfung geführt hat, können wir hier nicht unterſuchen; jedenfalls trifft aber n in letzter Zeit wieder auf den Schild gehobenen Roman ein gutes Theil der chuld. Ehe der Roman die Ehre hatte, die „Belletriſtik" ſchlechthin zu ver- ten, war es anders. Es gab eine Zeit, wo auch die Laienwelt ſich mit theo- giſchen Stoffen abgab und ihnen das nöthige Verſtändniß entgegenbrachte, um it Genuß einer künſtleriſchen Behandlung derſelben gerecht zu werden. Es aren gewiß nicht bloß Geiſtliche, welche Dante und Milton berühmt gemacht iben, abgeſehen davon, daß die beiden Dichter ſelbſt Laien waren. Aber wie el Laien werden heute Hlatkys Weltenmorgen leſen? Wie viele ihn genießen? lag indes die Zahl der Leſer auch noch ſo gering ſein, ſo begrüßen wir die ichtung dennoch aus vollſter Seele als ein Pfand dafür, daß trotz allem unſere tholiſche Literatur in aufſteigender Linie ſich bewegt. Dichtungen wie dieſer Weltenmorgen" erſcheinen nicht alle Jahrzehnte; dafür aber haben ſie auch, trotz ſcheinenden Mißerfolges beim großen Haufen, ein längeres Leben als ein raſch rühmtes Bändchen Tageslyrik oder ein zerleſener bändereicher Roman. Sagen ir es nur gleich heraus, ein abſolutes Meiſterwerk iſt Hlatkys Trilogie noch keines- egs; ſie beſitzt aber immerhin nach Form und Inhalt einen ſolchen Grad iterariſcher Tüchtigkeit und Vollendung, daß ſie vollauf geeignet iſt, einen reifen,

gebildeten und anspruchsvolleren Geist zu fesseln und zu befriedigen, falls dieser Geist ihr durch Ernst und Wissen gewachsen ist. Wer für Gedankendichtung religiöser Art, d. h. für das Höchste, an das die Dichtung sich jemals gewagt hat und wagen kann, kein Interesse hat oder „eine zu starke Vermengung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen" fürchtet, der wird das Buch am besten ungelesen lassen.

In „drei Handlungen" will der Dichter uns die Geschichte des Falles der Engel, der Sünde der Stammeltern im Paradies und des ersten Mordes auf Erden vorführen. Die Wahl der dramatischen Form kann eine ziemlich unglückliche genannt werden; eigentlich dramatisches Interesse entwickelt sich erst in der dritten Handlung und auch hier noch schwach genug, um an sich als Träger der Aufmerksamkeit zu genügen. Es sind mehr Dialoge als Dramen, was uns Hlatky bietet, wie ja auch die Ideenentwicklung weitaus vor der eigentlichen Handlung in den Vordergrund tritt. Selbst die Dialoge sind nicht immer sehr glücklich, weil bisweilen die Personen sich nicht so sehr zu ihrer eigenen Aufklärung unterhalten, sondern hauptsächlich den Leser bei ihren Ausführungen im Auge haben. Man findet sich indes mit der nicht ganz entsprechenden Wahl des Darstellungsmittels rasch ab, sobald man erst in den Bannkreis der hohen und fesselnden Gedanken getreten ist, deren Inhalt und Beziehungen uns vermittelt werden sollen.

Erst auf Drängen des Freundes ist der Dichter an sein Werk gegangen:

Er sprach: „Dem ew'gen Lichte zugewandt
Sing höhres Leben abwärts schau'nder Zeit!"
„Ich, ungeübt, alt, ohn' Gelehrsamkeit?"
Drauf er: „In Schwachen stark ist Gottes Hand!

Stillemsig baun im Meere die Korallen,
Bis hoch, trotz Wogendrang, die Insel blaut:
Ans Werk auch du — doch wie ein Mensch: mit Beten!"

Großartig setzt die erste Handlung ein mit einer Offenbarungsrede der noch verschleierten Gottheit an die Engelwelt, welche sich ihre ewige Seligkeit noch erst verdienen muß. Es sei uns gestattet, hier eine Stelle mitzutheilen, welche den Ton des Ganzen angeben soll. Ich habe, sagt Gott,

. . . auf die Stimme meiner Güte
Gehört, die will, daß außer meiner Gottheit
Noch Mitgenießer meiner Wonnen seien,
Und hab' in meiner ew'gen Unbegrenztheit
Ein Werdendes, ein Endliches erwogen.
Und was ich da vor allen Zeiten frei
Im Geist ersonnen und gefaßt, es ward
Im Geist durchs Wort zur freigewollten That:
Aus Nichts erschaffen liegt in mir die Welt! —
Ein Werk und Bild des dreipersönlich Einen
Liegt sie in mir als Wahres, Gutes, Schönes,
Nach Maß und Art geordnet und bezielt.

Nun ruh' ich aus von allem meinem Werke,
Und überſchau' mit Schöpferwohlgefallen,
Was ſegnend ich als Dreiverſchiednes ſchuf:
Als Geiſterwelt, Natur und Menſchendaſein.
Die eine reich an Freien, Untheilbaren,
An Unvergänglichen, die wiſſend, wollend,
Und freuens-leidensfähig Glück und Glanz
Von mir verlangen und in Himmeln ewig
An meiner Gottheit ſich erlaben ſollen.
Die andre unbewußter Kräfte voll,
Die zeitenräumlich ſich zum Stoff verdichten,
Und fort und fort — mein Werdewort aushallend —
In flücht'ger Liebe ſich zu immer neuen
Gebilden der Vergänglichkeit verbinden,
Um dort im Aethermeer als Weltenwandler,
Als Werder oder ſchon gewordne Sonnen —
Als Lichtgewalt'ge, deren Strahlenhände
Sich kaum berühren — in verſchlungnem Reigen
Mit mondumflogenem Gefolge mich,
Die Sonne aller Sonnen, zu umkreiſen.
Und als das Dritte ſchuf ich auf der Erde
Aus untheilbarem Geiſt und einem Theilchen
Natur nach meinem Ebenbild den Menſchen,
Beſtimmt, zu leiten in die Zeitlichkeit
Das Ewige und Heilige, um ſelber
Ins Ewige und Selige mit Leib
Und Seele einzugehn: ſo Geiſt- und Stoffwelt
Aufs innigſte lebendig zu verbinden u. ſ. w. (S. 2 ff.).

Es iſt hocherfreulich, zu verfolgen, wie der Dichter im weitern Verlauf der ıdlung" die Schöpfungsgeſchichte von einem gemäßigt modernen Standpunkt zur Darſtellung bringt; wie treffend oft in einem einzigen Vers ein Syſtem eine kosmologiſche Thatſache zum Ausdruck gelangt. Alles aber überragt Gedanke von der Stellung des menſchgewordenen Wortes zu der dreifachen pfung ſowohl als zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf. Es iſt rein unmöglich, Gedankenreihen aufmerkſam in ſich aufzunehmen, ohne für die Perſon des nenſchen, die unendliche Weisheit, Güte und Erbarmung des Heilsplanes wahre Begeiſterung zu empfinden. Man hat geſagt: Dogma in Verſen iſt keine Poeſie. Das iſt richtig; aber wenn das Dogma wie hier in ſeinen iedenſten, höchſten und tiefſten Beziehungen vorgeführt wird, ſo trifft, wie ſonſt wo, die Definition des Schönen zu: splendor veri, „der Glanz des ren". Es iſt nicht die abstracte eine Wahrheit, welche dem Leſer hier trocken ittelt wird, ſondern die Harmonie der Einzelwahrheiten unter ſich und ihre eit in Gott und Jeſus Chriſtus. Und das alles wendet ſich nicht an den and als etwas dem Leſer Fremdes, ſondern an ſein Gemüth als das ihm nſte und Nächſte. Der Genuß ſetzt freilich eine gewiſſe philoſophiſche und ogiſche Schulung voraus; aber das thut auch Dante und manch andere

Dichtung. Die Hauptſache iſt und bleibt: dem reifen Geiſt wird hier ein hoher Genuß edelſter und reinſter Art geboten, den man ſich gerne wieder ein zweites und drittes Mal geſtattet, weil man meiſt neue, zuerſt nicht bemerkte Schönheiten entdeckt. Der eigentliche Literaturfreund wird freilich noch weiter gehen und z. B. Vondels Lucifer zum Vergleich herbeiziehen, um zu ſehen, wie der große Holländer denſelben Stoff in einem ſtrengen Drama zur Darſtellung brachte.

Die zweite „Handlung" liegt unſerem Verſtändniß und der gewöhnlicheren Dichtungsart ſchon bedeutend näher. Wir haben es hier nicht mehr mit reinen Geiſtern und bloßen Wahrheiten zu thun, es ſtehen uns Menſchen von Fleiſch und Blut gegenüber, unſere Stammeltern in ihrer erſten Unſchuld. Da iſt es nun überaus feſſelnd, die betreffenden Theile des Verlorenen Paradieſes mit der Dichtung Hlatky's zu vergleichen. Die letztere ſteht unverkennbar trotz all ihrer poetiſchen Selbſtändigkeit in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniß von der erſtern. Motive, die dort nur angeſchlagen ſind, werden hier ausgeführt; Dinge, auf welche der Engländer als Epiker einen beſondern Nachdruck legt, kann der Dramatiker nur andeuten. Mit ungetheiltem Genuß wird man bei Hlatky das unſchuldige und doch pſychologiſch ſo vertiefte Liebesleben verfolgen, deſſen Grundgedanke die gegenſeitige Ergänzung der Geſchlechter bildet. Wie fallen dabei wieder helle Lichter auch auf ſo manche modernen Fragen! Wer den erſten Theil mit ſeinen hohen Speculationen geleſen hat, wird es kaum für möglich halten, wie zart und nahezu ſpielend der Dichter den Verkehr der unſchuldigen Eltern zum Ausdruck zu bringen weiß. Sollte jemand ſogar etwas Tändelndes darin finden, ſo würden wir das begreifen, wenn auch nicht als zutreffend bezeichnen. Wie die erſte „Handlung" mit dem gewaltigen Sturz der Engel, ſo endet dieſe zweite mit dem tragiſchen Fall der erſten Eltern, deſſen Entſetzen dem Leſer nahe gebracht wird.

Mitten in die irdiſche Umgebung werden wir für die dritte „Handlung" verſetzt. Hlatky bezeichnet ſie als „das erſte Opfer". Adam hat ſeine beiden Söhne nebſt den übrigen Kindern zu einem beſtimmten Tage berufen, an dem das erſte geſellſchaftliche Opfer dargebracht werden ſoll. Die ganze Handlung hat einen ſocialen Untergrund. Wie wird ſich die Familie zur Geſellſchaft auswachſen, und wie ſollen in dieſer Geſellſchaft die verſchiedenen Organe ſich für das Ganze bethätigen? Hlatky hat den originellen Gedanken, Adams beide Söhne zu Trägern der beiden großen Geſellſchaftsmächte zu machen, d. h. Kain mit der königlichen, Abel mit der prieſterlichen Würde zu bekleiden. Kain will ſich mit ſeinem Antheil nicht begnügen: auch er will opfern, und als der Himmel ſeine Gabe nicht annimmt, wächſt der Neid und Haß zum Brudermord ſich aus. Sehr gut gelungen iſt dem Dichter die Perſönlichkeit Kains. Auf Schritt und Tritt muß der Leſer an die Entwicklung der Weltgeſchichte und den in derſelben zum Ausdruck kommenden Kainscharakter denken. Insbeſondere war es ein glücklicher Griff, das Faſcinirende in dieſem Charakter durch die alles, ſelbſt das beſſere eigene Gefühl überwindende Liebe Lilliths zur Darſtellung zu bringen. Abel iſt vielleicht etwas gar zu fromm; aber dieſe Charakteriſtik war wiederum nöthig, weil Abel zu dem verheißenen Erlöſer in Beziehung gebracht werden

te. Wir können uns hier auf das Nähere nicht einlaſſen. Der Theologe :d nicht jeden Ausdruck auf die Goldwage legen dürfen; auch wird man viel- ht mit der einen oder andern Idee des Dichters nicht ganz einverſtanden ſein. :r aber überhaupt ſich an die Leſung eines ſolchen Buches macht, dem wird auch vorübergehender Widerſpruch den Genuß eher heben als ſtören. Auch einige achliche Härten und ſtörende Reime werden uns den Genuß ebenſowenig verderben die eine oder andere ſachliche Länge. Wir ſchließen mit einem herzlichen ückwunſch an den Dichter, der uns hier zum erſtenmal und zwar mit einer ſo en reichen Gabe beſchenkt hat. Wer ein ſolches Erſtlingswerk zu ſchreiben mochte, ob er gleich „ungeübt und alt" iſt, von dem dürfen wir noch wahr- t Großes erwarten.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

ficium festorum Nativitatis et Epiphaniae Domini eorumque octavarum necnon festorum eo tempore occurrentium, ex Breviario et Missali Romano pro majore recitantium commoditate digestum. 12°. (272 p.) Ratisbonae, Pustet, 1899. Preis *M.* 1.60; geb. in Leder mit Goldſchnitt *M.* 2.80.

In Nachahmung des Officium hebdomadae sanctae hat der Puſtetſche Ver- nun auch die Officien und die Meſſen der Weihnachtszeit aus Brevier und ßbuch in einer handlichen Ausgabe zuſammengeſtellt. Dieſelbe bietet in correcter ebergabe die Meßformulare und die kirchlichen Officien von der erſten Weihnachts- per angefangen bis zur Octav von Epiphanie einſchließlich. Das geſchmackvoll) würdig ausgeſtattete Büchlein, das man bequem in der Taſche mit ſich tragen :n, wird gewiß manchem Prieſter eine willkommene Gabe ſein.

e Seligkeit des Himmels. Von P. Fl. J. Boudreaux S. J. Nach der 8. engliſchen Auflage überſetzt von G. P. 8°. (180 S.) Kevelaer, Butzon & Bercker, 1898. Preis *M.* 1.80.

Obgleich unſere ascetiſche Literatur reich beſtellt iſt, ſo finden ſich dennoch der erke, welche über die Mittelmäßigkeit hinausgehen, nicht ſehr viele. Für eine te Ueberſetzung eines in Wirklichkeit guten Werkes auf dieſem Gebiete dürfen wir shalb immer noch dankbar ſein. Eine ſolche zeigen wir hier an. Vielleicht dürfen ir die Arbeit des 1894 ſchon verſtorbenen P. Boudreaux einfachhin klaſſiſch nennen: um wird ſich ein anderes Buch, das über den Himmel handelt, dieſem an die eite ſtellen können. Das Original erſchien zuerſt zu Baltimore 1871 und hat :ute ſchon acht Auflagen erlebt; überſetzt wurde The Happiness of Heaven ins :eutſche, Franzöſiſche, Italieniſche, Spaniſche, Portugieſiſche, Holländiſche und

Däniſche. Das ſind ebenſoviele beredte Zeugen für die Vortrefflichkeit des Buches. Was aber „Die Seligkeit des Himmels" ſo koſtbar macht, iſt erſtens die katholiſche Lehre über den Himmel, welche hier in ihrer ganzen Tiefe rein und unverfälſcht vorgetragen wird, und zweitens die edle Form der Darſtellung, die frei von jeder Uebertreibung und ſentimentalen Ueberſchwänglichkeit leicht faßlich und allgemein verſtändlich den reinen Wein in echtem Kryſtall kredenzt. Die Ueberſetzung verdient ebenfalls Lob; ſie entſpricht dem Inhalte des Buches. Noch mehr Lob verdient Druck, Ausſtattung und insbeſondere der prächtige Einband, in dem uns das Werk vorliegt: alles dies wird den rührigen Verlag von Butzon und Bercker in Kevelaer nicht wenig empfehlen.

Sacerdos rite institutus piis exercitationibus menstruae recollectionis, auctore P. Adulpho Petit S. J. Series prima. Tertia editio. 12°. (268 p.) — Series altera. Tertia editio. (340 p.) — Series tertia. (372 p.) — Series quarta. Altera editio. (387 p.) — Series quinta. (456 p.) Brugis et Insulis, Desclée, De Brouwer et Socii, 1894—98. Preis *Fr.* 6.25.

Dieſe Bändchen hat ein ſeeleneifriger und erfahrener Exercitienmeiſter für diejenigen Prieſter herausgegeben, welche durch eine allmonatliche Geiſtesſammlung die Früchte der heiligen Exercitien ſich möglichſt ſichern wollen. Und hierzu ſind die für die einzelnen Geiſteserneuerungen gebotene Betrachtung über eine Glaubenswahrheit, die Erwägung über einen Theil des prieſterlichen Lebens und die Gewiſſenserforſchung über beſonders belangreiche Punkte in ſehr hohem Grade geeignet. Alles iſt ganz und gar auf das Leben des Prieſters berechnet, der hier ſeinem Stande gemäß zu wahrhaft gründlicher Tugend und kernhafter Frömmigkeit angeleitet wird. Die Darſtellung iſt deutlich und überſichtlich, die Sprache leichtverſtändlich, die typographiſche Ausſtattung ſehr gefällig. So hat denn auch gleich das erſte Bändchen, beſonders in Belgien, einen ſo großen Anklang gefunden, daß nicht nur bald neue Auflagen desſelben erſchienen, ſondern daß ihm zudem auf Verlangen des Clerus ſtets neue Bändchen — series, wie der Verfaſſer ſie nennt — folgen mußten. Dem jüngſt erſchienenen fünften Bändchen ſind auch ausführliche Regiſter und Ueberſichten beigegeben, wodurch die Benützung ſämtlicher Bändchen ſehr erleichtert wird. Wie dieſelben jetzt vorliegen, bieten ſie übrigens — weit über den urſprünglichen Zweck hinaus — Stoff genug auch für die tägliche Betrachtung des Prieſters. Und hierzu werden ſie thatſächlich ſchon von zahlreichen Prieſtern in Belgien benutzt. Dies wird ohne Zweifel auch in Deutſchland geſchehen, wenn das vortreffliche Werk hier nur einmal erſt bekannt geworden ſein wird.

Ausgewählte Werke von P. L. von Hammerſtein S. J. Billige Volksausgabe. Band 1: I. Edgar oder Vom Atheismus zur vollen Wahrheit. II. Das Glück, katholiſch zu ſein. 1. und 2. Lieferung. 8°. (128 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1898. Preis jeder Lieferung à 64 S. 50 *Pf.*

Um P. von Hammerſteins vielgeleſene apologetiſche Schriften noch leichter zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung eine billige Volksausgabe der wichtigſten derſelben unternommen. Von September 1898 ſoll alle 14 Tage eine Lieferung erſcheinen. Auf 45 Lieferungen, die ſich in ſechs Bände vertheilen, iſt das Unternehmen berechnet. Der II. Band ſoll die Sonn- und Feſttagsleſungen bringen, der III.—V. Band die drei Theile der „Begründung des Glaubens", der VI. die Charakterbilder aus dem Leben der Kirche.

angelium und Arbeit. Apologetische Erwägungen über die wirtschaftlichen Segnungen der Lehre Jesu. Von Simon Weber, Doctor der Theologie, Docent an der Universität Freiburg i. Br. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 210 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 2.50.

Fast gleichzeitig mit Winterſteins Lehre Christi vom Erdengut (vgl. darüber se Zeitschrift Bd. LV, S. 448) erschien diese vorzügliche Arbeit des Freiburger ologeten. Obwohl beide Schriften in manchen Punkten sich berühren, so ist doch großen und ganzen jede für sich so eigenartig mit Rücksicht auf den behandelten genstand und die Art und Weise der Ausführungen, daß man in der einen die gänzung der andern erblicken darf. Neben die Lehre vom Erdengut, wie Winter- n sie behandelt, tritt hier die Arbeitslehre Jesu. Der Einwurf, daß Jesus ein nd der Arbeit gewesen sei oder in seiner Lehre wenigstens das Arbeitsleben nachlässigt habe, findet siegreiche Widerlegung. „Die verdienstvollen Vertreter der holischen Apologie haben zwar den Nachweis erbracht, daß das Christenthum in ter geschichtlichen Entfaltung sich als Hort der Civilisation und Cultur erwiesen . Eine eingehende apologetische Darstellung der Arbeitslehre Jesu selbst wurde bei aber nicht angestrebt, wenn man es auch nicht versäumte, die Stellungnahme su zur Arbeit durch einzelne biblische Angaben zu charakterisiren." Damit ist s Ziel, welches der hochwürdige Herr Verfasser sich stellte, bezeichnet, und jeder rechte Beurtheiler wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß er seine ufgabe nach Form und Inhalt des Gebotenen glänzend gelöst habe.

räses-Büchlein der Marianischen Kongregationen. Von Jos. Martin, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der kirchl. Obrigkeit. 16°. (79 S.) Ravensburg, Dorn, 1898. Preis 60 *Pf.*

An Handbüchlein für Congreganisten verschiedener Stände ist eine große An- l vorhanden. Dagegen wurde der Mangel eines „Präsesbüchleins" für die Leitung Congregationen längst empfunden, und darum ist das vorliegende Schriftchen t Freuden zu begrüßen. Nach einem kurzen historischen Rückblick auf Geschichte b Entwicklung der Congregationen (Kap. 1) werden Wesen und Natur, Zweck und uptmittel derselben näher bestimmt und die Fragen, für welche Orte und Bevöl- ungsklassen die Congregationen sich besonders eignen, und bei welcher Gelegenheit Errichtung am besten geschieht, beantwortet (Kap. 2). Es folgen die gesetzlichen stimmungen über die kirchliche Errichtung und Aggregation (Kap. 3) und die noth- ndigsten Angaben über Organisation (Kap. 4), Aufnahmeritus (Kap. 5), Anschaffung schiedener Gegenstände (Kap. 6) und Leitung der Congregationen (Kap. 7). Ein iteres Kapitel (8) gibt Auskunft über eine Reihe praktischer Fragen: Ortswechsel Congreganisten, Stoff für Congregationsvorträge ꝛc.; Kap. 9 bespricht das Ver- ltniß von Congregation und dem Pfarrgottesdienst, Kap. 10 die Congregationen Pensionaten, und Kap. 11 gibt endlich einen Wink für die Unterhaltungen der ngreganisten. All dies ist auf 77 Seiten abgehandelt. Was gesagt wird, ist chweg recht praktisch und verräth die Hand des alten erfahrenen Präses. Ueber zelne Punkte kann man ja anderer Ansicht sein. Sicher wird mancher Präses mit uns bedauern, daß der Verfasser vieles so gar knapp behandelt und nicht ch reichlicher aus dem Schatze seiner Erfahrungen geschöpft hat. Hoffen wir des, daß das „Büchlein" sich einmal zum Buche auswachsen wird. Unter

den S. 52 empfohlenen Sodalitäts-Büchlein fehlt noch das neueste: „Sodalis Marianus. Verfassung, Statuten und Gebräuche der Congregationen." Wien 1897, im selben Verlag (Austria, Wien VII, 2, Schottenhofgasse 3), bei dem seit vier Jahren auch das treffliche Centralorgan der Congregationen, die „Sodalen-Correspondenz", erscheint, die wir allen Präsides aufs beste empfehlen können.

Aus Feindesmund. Anerkennung des Centrums, insbesondere seiner socialpolitischen Thätigkeit, durch die Gegner. Von Dr. H. Roby. 8°. (64 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1898. Preis 70 *Pf.*

Ueber die bisherigen Leistungen des Centrums, seine Vorzüge vor andern Parteien, seinen Werth und seine Nothwendigkeit für die Katholiken Deutschlands findet sich hier eine reiche Auswahl der interessantesten Zeitungsausschnitte u. dgl. aus der Presse der verschiedensten Parteien und Länder zu einer Flugschrift zusammengestellt. Zugleich werden die Grundsätze und Auffassungen hervorgehoben, welche bis heute dem Centrum seine Stärke und Größe verliehen haben und, so Gott will, auch künftig verleihen werden.

Der Socialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Von Victor Cathrein S. J. Siebente, neu durchgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. (Dreizehntes und vierzehntes Tausend.) 8°. (XVI u. 302 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 2.20.

Der Umstand, daß diese Schrift, nachdem sie in 12000 Exemplaren über Deutschland hin verbreitet und in acht europäische Sprachen übersetzt ist, abermals einer neuen, starken Auflage bedurfte, beweist am besten, wie trefflich dieselbe in der einen großen Frage der Gegenwart zu orientiren geeignet ist. Von den berufensten Organen der verschiedenen Richtungen ist die Gediegenheit und Brauchbarkeit derselben anerkannt. Der Name des Verfassers ist schon durch seine übrigen zahlreichen Arbeiten, besonders durch seine eben in dritter Auflage erscheinende vorzügliche „Moralphilosophie", hinreichend bekannt. Es genügt daher der wiederholte Hinweis darauf, daß diese siebente Auflage eine neu bearbeitete und bedeutend vermehrte ist.

Vita Sancti Willibrordi a Thiofrido Abbate Epternacensi conscripta. Ex Cod. Gothano a Van Werweke descripta. Edidit, recensuit, Commentariis instruxit J. Schmitz. [Programm des Großherzoglichen Athenäums zu Luxemburg, herausgegeben am Schlusse des Schuljahres 1897—1898.] 4°. (X u. 112 S.) Luxemburg 1898.

Thiofrid, Abt von Echternach 1083—1110, Rheinländer von Geburt, aber schon seit 1059 in der Abtei nachweisbar, ist einer der wenigen Luxemburger Schriftsteller früherer Zeit, deren Werke auf uns gekommen sind. Von den Arbeiten des gelehrten Mönches scheinen noch sechs erhalten zu sein; unter ihnen ist das umfangreichste, aber auch literarisch gereifteste die Vita Willibrordi. Da dieselbe in der Hauptsache nur die Umarbeitung der von Alkuin 300 Jahre früher verfaßten Lebensbeschreibung darstellt und deshalb für die Geschichtsforschung geringe Ausbeute versprach, so sind bisher nur kleine Bruchstücke derselben in den Druck gekommen. Hier liegt, nach einem in Gotha vorhandenen Codex des 12. Jahrhunderts, das ganze Werk zum erstenmal gedruckt vor mit einem Glossarium, einem Facsimile der letzten Seite der Handschrift und einem ungewöhnlich reichen Apparat von Erläuterungen. Kann das Werk für die Zeiten Willibrords auch nur wenig in Betracht kommen, so hat dasselbe um so größere Bedeutung für die Kenntniß der Bildungsstufe des

Echternacher Klosters im 11. Jahrhundert wie für die gelehrte Richtung der Lütticher Schule, mit welcher Echternach nahe Verwandtschaft zeigt. Der Herausgeber nimmt von dem Werke Veranlassung, über den Umfang des Studiums der Klassiker wie der Kirchenväter, über griechische und hebräische Sprachstudien, über Reimprosa und stilistische Eigenheiten, über Pflege der Rechts- und Heilkunde in den mittelalterlichen Klöstern sich zu verbreiten. Auch die wachsende Ausbildung der Dialektik findet S. 72, Anm. 71 eine, vielleicht von Einseitigkeit nicht ganz freie Würdigung. Der Commentar ist sehr fleißig gearbeitet und reich an mannigfaltiger Belehrung. Um so mehr muß bedauert werden, daß er wegen Mangels an Uebersichtlichkeit nur schwer, so wie er es verdiente, zur Geltung kommen kann. Es würde sich empfohlen haben, einen größern Theil desselben als sachliche Einleitung dem Text vorauszuschicken und dann jedem Kapitel des Textes die nothwendigen Erläuterungen unmittelbar folgen zu lassen. Jetzt ist das Studium erschwert, wird sich aber, wenn man die Mühe nicht scheut, ergiebig erweisen.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Bäumker, o. ö. Professor an der Universität Breslau, und Dr. Georg Frhr. von Hertling, o. ö. Professor an der Universität München.

Band II, Heft V: **Die philosophischen Abhandlungen des Ja'qûb Ben Ishâq Al-Kindi.** Zum ersten Male herausgegeben von Dr. Albino Nagy. gr. 8°. (XXXIV u. 82 S.) Münster, Aschendorff, 1897. Preis *M.* 4.50.

Diese Abhandlungen Al-Kindis und eines seiner Schüler — das zweite macht der Herr Herausgeber wenigstens wahrscheinlich — sind freilich philosophisch größtentheils ziemlich werthlos, aber, trotz des Fehlens der arabischen Originaltexte, für die Geschichte der Scholastik von nicht geringer Bedeutung. Dr. Nagy classificirte sorgfältig die Handschriften der alten lateinischen Uebersetzung, stellte mit großem Fleiß den Text her und ergänzte ihn durch gelehrte Anmerkungen. Sehr erwünscht sind die Verweise auf Aristoteles und Albertus Magnus. — Nun noch einige Bemerkungen. Wir sprachen eben vom geringen philosophischen Werthe der Texte. Eine Stelle müssen wir ausnehmen, nämlich S. 51 ff. die Darlegung des Zusammenhangs der prima intellecta mit der Induction. Sie ist sehr wichtig. — Al-Kindi beruft sich für seine vier Arten des Intellects auf Plato und Aristoteles. Der Herr Verfasser bemerkt, daß bei diesen Philosophen sich eine solche Theilung nicht vorfinde (S. XVIII). Hiergegen möchten wir einwenden, daß nicht nur ältere, sondern auch neuere Erklärer den *νοῦς παθητικός* im dritten Buche über die Seele nicht dem *νοῦς δυνάμει*, über den Aristoteles vor dem fünften Kapitel handelt, gleichstellen wollen. Hier hat schon Theophrast im sogen. ‚Themistius' de anima (§ 1) das Richtige geahnt. So findet sich denn nach dieser Auffassung des Aristoteles der Sache nach doch eine Theilung in vier Arten: 1. der *νοῦς*, der alles erst werden soll; 2. der *νοῦς ποιητικός*; 3. der *νοῦς ἐνεργείᾳ* und 4. der *νοῦς παθητικός*; letzterer ist dann nicht zu verwechseln mit dem intellectus possibilis der Scholastiker, verträgt sich aber wohl mit der Bemerkung Al-Kindis: Et hunc intellectum assimilavit Aristoteles sensui (S. 3). Bei Plotin findet sich unseres Wissens nirgends eine Eintheilung, die mit der unsrigen etwas zu thun hätte. Von einer *νόησις ἐπίκτητος* spricht er einmal in einem andern Zusammenhang und in anderem Sinne. Der *νοῦς ἐπίκτητος* des Alexander von Aphrodisia aber gibt nur einen neuen Namen einem dem Aristoteles wohlbekannten Gegenstand.

Das Leben des Generals de Sonis. Nach seinen Aufzeichnungen und Briefen von Mgr. Baunard, Rektor an der kathol. Universität zu Lille. Nach der 44. Auflage des franz. Originals frei bearbeitet von L. van Heemstede. Autorisirte Übersetzung. Mit einem Porträt. 8°. (X u. 406 S.) Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei, 1898. Preis *M.* 3; eleg. geb. *M.* 4.

Bereits vor sieben Jahren ist in diesen Blättern (Bd. XLII, S. 494) des heldenmüthigen christlichen Offiziers eingehend gedacht worden, dem Abbé Baunard in vorliegender Biographie ein so würdiges Denkmal gesetzt hat. Schon damals war das Werk in über 30 Auflagen durch ganz Frankreich verbreitet; heute zählt es deren die 44ste. Es ist ein neues Verdienst des rühmlich bekannten Uebersetzers, ein so ausgezeichnetes Werk in ansprechender Form und gefälliger Ausstattung dem deutschen Leser zugänglich gemacht zu haben. Möge es unter der gebildeten Männerwelt Deutschlands Beachtung und Verbreitung finden!

Der selige Hroznata. Von Isidor Grüner, Capitular des Stiftes Tepl, Pfarrer in Chotieschau. 8°. (VIII u. 120 S.) Warnsdorf, Opitz, 1898. Preis 50 *Pf.*

Von der Entstehung des berühmten Prämonstratenserstiftes Tepl wird man auch in Deutschland gerne etwas hören. Der um 1217 verstorbene Gründer war ein wackerer Rittersmann, einer der Großen des Reiches unter König Ottokar. Nach dem frühen Tode von Weib und Kind widmete er erst sein großes Vermögen, dann seine eigene Person dem unmittelbaren Dienste Gottes, um in diesem Dienste endlich auch das Leben hinzugeben. Die Riten-Congregation gestattete durch Decret vom 14. September 1897 die kirchliche Verehrung, und im Juni 1898 wurden in der Stiftskirche zu Tepl feierlich des Seligen Reliquien gehoben. Das freundlich ausgestattete Büchlein feiert den Seligen zuerst in einem längern Gedichte, gibt dann eine gewandte Uebersetzung der ältesten, in der Stiftsbibliothek aufbewahrten Lebensbeschreibung, welche etwa 40 Jahre nach dem Tode des Stifters entstanden ist, und schließt mit zehn an die Ereignisse im Leben des Seligen anknüpfenden Betrachtungen. Das Leben des Seligen bietet so hübsche Momente und der Verfasser zeigt in den „Betrachtungen" eine so volksthümliche und zu Herzen gehende Schreibweise, daß man sich freuen würde, hätte er statt der bloßen Uebersetzung eine selbständige, auf weitern historischen Nachrichten bauende Arbeit zu liefern unternommen. Indes, was er thatsächlich geliefert hat, ist allen Dankes werth und erscheint wie ein freundlicher Brudergruß aus dem katholischen Böhmen.

Lady Georgiana Fullerton. Ihr Leben und ihre Werke. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Raimund von Fugger, Geheimem Kammerherrn Sr. Heiligkeit des Papstes. 12°. (VII u. 536 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 5.

Die Romane und Novellen Lady Fullertons gehören neben jenen der Gräfin Ida Hahn-Hahn und der Fernan Caballero zu dem Schönsten, was die neuere katholische Belletristik aufzuweisen hat. Sie haben ihr einen ehrenvollen Platz neben den größten Novellisten Englands erworben; ein Gladstone und eine Miß Martineau haben ihnen sozusagen widerwillig den höchsten Beifall gezollt, und selbst die Tauchnitz Edition hat es nicht für geschäftlich rentabel erachtet, die durch und durch „ultramontane" Schriftstellerin aus den British Authors wegzulassen. Während aber bei vielen modernen Schriftstellern die Werke nur der künstlerisch übertünchte

nes an sich unwürdigen oder völlig trostlosen Geisteslebens sind, ist bei
leben noch ungleich schöner, harmonischer und gehaltvoller als ihre schönsten
Sie ist ein Frauencharakter, den sich Damen der höchsten Stände zum
nehmen können, und an dem, vermöge der Allgemeinheit der christlichen
Frauen aller Stände sich erbauen, stärken und bilden können. Denn anstatt
auenemancipation zu declamiren, stieg diese erlauchte Frau in thätiger
d Barmherzigkeit auf das Niveau der ärmsten Dienstmagd herab, und an-
Götzen der modernen Welt zu opfern, stellte sie ihren reichen Geist, ihre
e Bildung und ihre zarte Poesie ganz und gar in den Dienst der christ-
ahrheit und Charitas. Mit großer Sympathie wird man es begrüßen,
Repräsentant eines hohen deutschen Adelsgeschlechts es übernommen hat,
öne, reiche Leben, den Ausdruck einer echt christlichen, modernen Bildung,
her Sprache allgemein zugänglich zu machen. Die Sorgfalt, mit welcher
vorhandene einschlägige Literatur verwerthet hat, um die zu Grunde
französische Biographie zu vervollkommnen, hat den Werth des Buches
ig erhöht. Möge es recht viele Leser und namentlich Leserinnen finden
mit jenem Geiste durchdringen, der Leben und Werke dieser edlen Con-
beseelt!

eisebuch. Licht und Dunkel in Natur und Geist. Von Johannes
örgensen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hen-
iette Gräfin Holstein-Ledreborg. Mit zwei Originalzeichnungen
on Francesco Mogens Ballin. 8°. (XIII u. 299 S.) Mainz,
irchheim, 1898. Preis *M.* 2.80.

as Reisebuch" hat der bekannte dänische Convertit einige Zeit vor seiner Con-
schrieben. Dasselbe stellt sich dar als das Werk eines geistreichen Dichters,
dem trüben Dunkel des Unglaubens nach Licht und Glauben, dem Frieden
en Seele ringt. Aufrichtig, wie er ist — stellenweise nur zu aufrichtig —,
seine richtigen, halb richtigen und falschen Gedanken und Vorstellungen,
ungen und Reflexionen über Natur und Kunst, über Sinnlichkeit und Heilig-
Leser mit dem ungezwungensten Freimuth zum besten. Es wetterleuchtet
urch von guten Beobachtungen, treffenden Bemerkungen. In der Schilderung
indrücke, welche der dänische Reisende in Deutschland und Italien empfunden,
derselbe als einen seinen und scharfen Beobachter. Wenn auch die Chronik
endet, man scheidet nicht trostlos, selbst wenn man nicht wüßte, daß
sich dennoch glücklich durchgerungen. Das Reisebuch ist dem Gesagten
icht für jedermann geschrieben, nicht bloß nicht für die Jugend. Aber für
theologisch gebildete Leser bietet es ein hohes psychologisches Interesse.
rden auch das Irrthümliche und Schiefe, das noch mit unterläuft, als
kennen. Hier sei nur bemerkt, daß die Erklärung im Vorwort zu dem
er den Ablaß auch selber noch einer Erklärung bedarf; so wie sie liegt,
im wenigsten ungenau und irreführend. — Die Uebersetzung rührt her
echt dänischen Dame, der Gräfin Holstein-Ledreborg. Billig muß man
dern über die Gewandtheit, mit welcher sie die fremde Sprache hand-
d man wird gerne über einige Unebenheiten und Fehler hinwegsehen.
eingestreuten italienischen Phrasen finden sich wenige lapsus calami.
d Ausstattung des Buches sind gar fein, die beiden Zeichnungen Fran-
zig schön.

Kürschners Jahrbuch. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für jedermann 1899. 8°. (XX u. 469 S.) Berlin, Leipzig, Eisenach, Hilger Verlag. Preis *M.* 1.

Wiewohl diese Blätter wegen Mangels an Raum auf eine Besprechung der zahlreichen Kalender überhaupt verzichten müssen, aber auch Jahrbücher, Jahresmappen u. dgl. nicht regelmäßig zur Anzeige bringen können, möge doch auf den neuen Jahrgang von „Kürschners Jahrbuch" mit einigen Worten hingewiesen werden. Eine solche Fülle des Allgemeinwissenswerthen auf einem so engen Raum zu vereinen, ist ein Bravourstück, das dem Verfasser wohl niemand nachmachen wird. Es hält fast schwerer, zu sagen, was man in dem Buche nicht finden würde, als anzugeben, was es enthält, da man kurz sagen kann: es enthält so ziemlich alles, worüber man in einem Nachschlagebuch überhaupt Auskunft begehren wird. Fast alle Gebiete des Wissens und der Technik sind hier vertreten. Das Neueste nimmt dabei stets eine hervorragende Stelle ein, so insbesondere die ungemein zahlreichen statistischen Daten. Aber auch das erprobte Gemeinnützige kommt nicht zu kurz, wie z. B. die auf die Monate vertheilten Belehrungen über Hauswirtschaftliches darthun bis hinab auf die Weihnachtsrecepte für Aachener Printen und echten Speculatius! Dieser zweite Jahrgang enthält neben den alten Partien, die in jedem Jahrgang wiederkehren müssen, auch staunenswerth viel neuen Stoff. Wie dem vorigen Jahrgang, sind auch diesem wiederum 850 Illustrationen beigegeben, großentheils Porträts. Und das Buch mit dem allem kostet — eine Mark.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von J. Spillmann S. J. Zweite Hälfte: Japan, China und Indien (Ost- und Südasien). Zweite, vermehrte Auflage. Mit einer kolorierten Karte der Kiau-Tschou-Bucht. 4°. (XII u. 572 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 9.60.

Zu guter Stunde erscheint die vorliegende Neuauflage, da ja Indien, Japan, namentlich aber China augenblicklich und ohne Zweifel auch für die nähere Zukunft das Interesse von uns Europäern ganz besonders in Anspruch nehmen. Der Band bietet eine Fülle gut gesichteten Materials. Aus Zeitschriften, Reisewerken und aus den Berichten von Augenzeugen, die oft mehr als die Hälfte ihres Lebens in den beschriebenen Ländern zugebracht haben, sind die geographischen, ethnographischen und culturellen Thatsachen der ost- und südasiatischen Reiche ebenso sorgfältig als geschickt zu einem Gesamtbild von Land und Leuten verarbeitet worden. Die Darstellungsweise erhebt sich in erfrischendem Wechsel je nach dem behandelten Stoff und mitunter nach den benutzten Quellen von der einfachen, nüchternen Beschreibung bis zur glanzvollen, poetisch vollendeten Schilderung. Der reiche Bilderschmuck trägt ebenso zur Unterhaltung wie zur Belehrung bei. Wie seine Vorgänger ist auch dieser Band, obwohl nach dem Titel zunächst für die Jugend bestimmt, doch allen, ja selbst solchen noch zu empfehlen, die über Asien aus geographischen Handbüchern oder Specialschriften unterrichtet sind, aber auch einmal ein wohlgelungenes Gesamtbild von den Reichen des fernen Ostens zu erhalten wünschen.

Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Joh. Adolf Heyl. 8°. (848 S.) Brixen, Buchhandlung des Kath.-polit. Preßvereins 1897. Preis *M.* 8.

Mit viel Interesse und Verständniß für das Leben des Volkes ist der reiche Schatz an Volkssagen, wie er in den Thälern Tirols vielleicht üppiger als anderswo

ich noch erhalten hat, hier zusammengetragen. Nach den geographischen Fundorten sind die Sagen in sieben Abschnitte getheilt, wozu als achter noch zwanzig Sagen aus dem Salzburgischen kommen. „Bräuche und Meinungen" werden, ohne in irgend einer Weise Vollständigkeit anzustreben, in zwölf Nummern nebenbei mitgetheilt. Quellenverzeichniß und Ortsregister sind gleichfalls werthvolle Beigaben. Derbheiten und irgend anstößige Partien sind ausgeschieden oder zu Andeutungen abgeblaßt. Der Umstand, daß die Sammlung das ganze Tiroler Gebiet umfaßt und, was die Hauptzüge angeht, einen hohen Grad von Vollständigkeit beanspruchen darf, gibt demselben für die Volkskunde und zum Theil selbst für die historische Forschung einen unbestreitbaren Werth. Dieser wird erhöht durch die große Sorgfalt, welche auf die Sammlung verwendet worden ist, sowohl durch Heranziehung der bereits gedruckten Literatur wie durch Auswahl der Berichterstatter und gegenseitige Vergleichung der Berichte. Viele dieser Sagen lesen sich recht artig und sind noch ganz durchweht vom Hauche sinniger Volkspoesie. Die auf 45 Seiten beigegebenen Erläuterungen scheinen manchmal etwas weit hergeholt und der Verfasser zu leicht geneigt, ganz harmlosen, leicht erklärbaren Gebräuchen und Erzählungen tiefsinnigen mythologischen Ursprung unterzulegen. Wo in den Sagen christliche und heidnische Elemente sich vermischen oder entfernte Analogien zu Offenbarungswahrheiten sich entdecken lassen, ist im Ausdruck große Vorsicht geboten, um nicht zu falschen Auffassungen eine Handhabe zu bieten. Wünschte man an vereinzelten Stellen dieses mehr beachtet, so ist doch kein Zweifel, daß der Verfasser nur das Richtige hat zum Ausdruck bringen wollen.

Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß. Bearbeitet von Joseph M. B. Clauß. Lieferung III. IV. V. Zabern, Fuchs, 1897—1898. Die Lieferung à 64 S. Lex.-8°. *M.* 1.

Wenn von diesem trefflichen Werke, dessen Erscheinen seiner Zeit in diesen Blättern (Bd. LIII, S. 104) mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde, heute drei weitere Lieferungen zur Anzeige gelangen, so ist dies der Beweis eines zwar nicht raschen, aber doch rüstigen und sichern Voranschreitens. Der volle Werth des Unternehmens wird natürlich erst hervortreten und sich Anerkennung verschaffen, wenn das Ganze vollendet vorliegt, und dies wird, nach dem bisherigen Verlaufe zu urtheilen, wohl sicher noch 4—6 Jahre in Anspruch nehmen. Allein „Gut Ding will Weil' haben", und was bis jetzt geleistet ist, macht in jeder Hinsicht den Eindruck des Gediegenen. Der Verfasser hat sich gut umgesehen und bewährt neben eisernem Fleiß auch weiten Blick und vielseitiges Interesse. Schon jetzt, wiewohl das Verzeichniß der Namen erst bei Enfisheim angelangt ist, können die fünf inhaltreichen Hefte die mannigfachsten und ersprießlichsten Dienste leisten. Möge nur dem strebsamen Bearbeiter statt nörgelnder Verkleinerung von allen Seiten jene wohlwollende Förderung zu theil werden, welche sein Unternehmen verdient und auch aller Voraussicht nach reichlich lohnen wird.

Pigeons Voyageurs par Enrico Melillo, Inspecteur des Postes. Traduit de l'Italien par Hubert Schmidt, Assistant supérieur des Postes Impériales à Bühl (Grand-Duché de Bade). 8°. (44 p.) Strasbourg, Propre librairie du traducteur, 1898. Preis 50 *Pf.*

Das Schriftchen gibt eine Zusammenstellung bemerkenswerther Nachrichten über die Verwendung der Tauben im Verkehrsdienste seit den ältesten Zeiten bis

zur Gegenwart, eine Geschichte der Taubenpost im kleinen Stil. Die vielen hübsch Notizen lesen sich ungemein interessant; genaue Quellenangaben werden freil meist vermißt. Wenn S. 41 wiederholt wird, die Heilige Schrift des Alten Tes mentes berichte oft von den Botendiensten der Tauben, so wäre man auf Bel stellen gespannt gewesen. Der fleißige Uebersetzer, welcher bereits vor einigen Jahr ein anregendes Schriftchen über das altrömische Postwesen dem deutschen Publik zugänglich machte, hat mit dieser neuen Uebertragung, welche unter der Aufschr „Brieftauben" gleichzeitig auch in deutscher Sprache erscheint, einen glücklich Griff gethan.

Die ersten Jahre im Lehrerberufe. Ein Geleitsbüchlein für junge Lehr Von einem deutschen Seminarlehrer. 12°. (VIII u. 276 S.) Paderbor Ferd. Schöningh, 1898. Preis *M.* 1.80.

Ein exemplarischer Aspirant des Lehrerstandes, von kreuzbraven Eltern e zogen, von einem tüchtigen Religionslehrer auf seinen Beruf vorbereitet, tritt a dem Seminar in die Praxis und legt unter den günstigsten collegialen, behördlich und localen Verhältnissen durch musterhafte Thätigkeit an der Schule eines Dorf die Grundlage zu seinem Lebensglück. Innerhalb dieses Rahmens werden ei Reihe trefflicher Winke für den Beginn des Lehrerlebens an die Hand gegeb freilich in manchen wichtigen Punkten auch nicht mehr als eben „Winke". A ausgedehnten Citaten aus Schriften, welche dem jungen Lehrer ohnehin leicht zu gänglich sind, scheint des Guten zu viel gethan; auch scheint unter der Umhüllu mit vielen schönen Reden die Wirkung des Gedankens manchmal zu leide Doch ist das Büchlein vom besten Geiste beseelt, liest sich leicht und kann r gut wirken.

Gymnasiasten und Hochschüler. Zeitbild von Conrad von Bolan 12°. (VIII u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 1.3

Einer der wundesten Punkte im Leben unseres Volkes ist es, den ein dienter Volksschriftsteller sich hier zum Vorwurf genommen hat. In Form hafter Dialoge, die jedoch zu einer ansprechenden Erzählung sich zusammensch werden die Gefahren veranschaulicht, durch welche an unsern heutigen höhern S auch wohlveranlagte und gut erzogene Jünglinge sich bedroht sehen. Wohl im Dienste der rasch sich entwickelnden Erzählung die psychologischen Vorg den Hauptpersonen oft in so kurzen Fristen und so unvermittelt sich vo wie es im Leben nur ausnahmsweise geschieht; allein diese psychologischen A selbst wie die gegebenen Sittenschilderungen sind nur allzusehr aus dem L Leben herausgegriffen. Daß bei dem Bilde des jetzigen Universitätsleben deutung der katholischen Corporationen so gar nicht gedacht wird, kan dauern. Doch war es dem Erzähler zunächst um das negative Resulta [redacted] der Nutzlosigkeit der Gymnasiastenverbindungen wie des Corpslebens [redacted] enen Warnungen auch in ihrer ganzen Ausdehnung n [redacted] lich anwendbar sein, sie sind doch in ihrer [redacted] echtigt. Christlichen Eltern, welche über st [redacted] lichen Müttern möchte die Schrift zu [redacted] sein.

rirte Erzählungen für Mädchen. Jeder Band (kl. 4°) mit ruckbildern und elegant gebunden. Preis *M.* 2.50.

ı früher empfohlene Serie von Erzählungen für Mädchen bringt i neue, ebenso hübsch ausgestattete Bändchen. Beide Stücke sind in fließendem Stile geschrieben.

das Grafendorli glücklich wird. Erzählung für junge Hedwig Dransfeld. (190 S.) Die Erzählung ist eine Fortändchens und schildert die weitern Schicksale des „Grafendorli" — erheiratung natürlich. „Du hast viele Aussichten für die Zukunft ner der Hochzeitsgäste Dorlis Erlebnisse zusammen. „Zuerst schien du Nonne werden, dann eine Sängerin wie Charlotte Lee, und : dir sogar der Titel einer waschechten Lady aus dem englischen du auf einem ehrsamen Magister hängen geblieben bist, scheint ılicher Abschluß für ein solch vielversprechendes Leben." — Nun, die „glückliche Braut" mit dem „ehrsamen Magister" wirklich glückder ruhige Charakter desselben allerdings mehr Hoffnung gibt als :rzlose englische Lord oder das Los einer Concertsängerin oder gar : wirklichen Beruf.

harter Prüfung. Erzählung für junge Mädchen. Von Hedld. (203 S.) Um die Ehre der Familie zu retten und den Bruder : zurückzuhalten, opfert Luise Nigra ihr Vermögen, damit aber auch eine Heirat und wird Dorflehrerin in einem elenden Neste. Zum Opfer rettet sie nicht bloß ihren Bruder, sondern findet auch Ge: ganz verweltlichte Gutsherrin, eine ungetaufte und ganz ungläubige in, so einzuwirken, daß sich dieselbe nach harten Prüfungen bekehrt. ıckliche Ergebnisse knüpfen sich an dieses Opfer. Für sich gewinnt e sich immer mehr läutert und statt von rein weltlichen, von übergründen leiten läßt, „in ihrer treuen Pflichterfüllung den Frieden, ıuschenden Leben der Großstadt niemals zu theil geworden wäre". m Schlusse: „O Gott, ein ganzes Leben reicht nicht hin, um für enug zu danken und zu lieben."

ıd andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend. Von ig. Mit einem Titelbild. 12°. (IV u. 140 S.) Freiburg, 898. Preis brosch. *M.* 1; geb. *M.* 1.30.

orliegenden Erzählungen können in jeder Beziehung als wahrhaft ichnet werden. Sie haben literarischen und pädagogischen Werth. eine Charakterzeichnung, mit wahrer Meisterschaft durchgeführt, ist rau Holle". Fast noch besser gefällt uns aber „Muhme Rehlen", sie „ihren Isaak geopfert", d. h. ein wunderschönes Kleid, das eben lodistin kam, und für das sie monatelang die Pfennige zusammen. Die beiden Großmütter", die, als Wickelkinder zur Zeit der frantion getrennt, sich endlich im hohen Alter von 78 Jahren wiederliebst, und die arme „Buckelige" endlich ist reich an schönen Zügen ren. Ganz besonders sei noch lobend hervorgehoben, daß die Vere Erzählungen meist im bürgerlichen Leben spielen läßt, in Kreisen, elfen und wo auch die heranwachsenden Mädchen frühzeitig um das en müssen. Jene Erzählungen, die sich immer in den vornehmsten

Kreisen zwischen Gräfinnen und Baroneſſen in den ſchönſten Toiletten und reizendſten Boudoirs bewegen, ſind leider nur zu geeignet, den Kopf heranwachſender Mädchen mit den tollſten Träumereien zu erfüllen, während ihnen hier geſunde Nahrung für Geiſt und Herz geboten wird. Das Wort „reifere“ auf dem Titel hätte getroſt wegbleiben können.

Neue Communionandenken des B. Kühlen'ſchen Kunſtverlags zu M.-Gladbach.

Die B. Kühlen'ſche Kunſtanſtalt hat drei neue Communionandenken auf den Markt gebracht, auf welche wir hier aufmerkſam machen möchten. Zwei derſelben unterſcheiden ſich nur durch das Format (das größere Nr. 50 zu 30 Pfg., das kleinere Nr. 50½ zu 18 Pfg.). Ihr Mittelſtück bildet auf goldgemuſtertem Grunde die Geſtalt des Heilandes, das Brod in der Linken, die Rechte zum Segen erhoben, nach einem Gemälde der Freiin von Oer. Die Umrahmung enthält oben und unten ein Spruchband inmitten von Rebzweigen, rechts und links aber je zwei Engel nach Fra Angelico. Die Ecken füllen zart ausgeführte Griſaillebildchen, der hl. Tarciſius, die Communion des hl. Aloyſius, Melchiſedechs Opfer und der Mannaregen. Die zwei Blätter empfehlen ſich ebenſoſehr durch ihre würdige Darſtellung wie durch angenehme Farbengebung und vortreffliche techniſche Behandlung. Das dritte der Bilder (Nr. 51 zu 15 Pfg.) beſteht unter Beiſeitelaſſung der Einfaſſung bloß aus der mittlern Darſtellung der beiden andern; es iſt gleichfalls ein recht paſſendes Communionandenken.

Miscellen.

Wiederaufleben der Myſterienſpiele in der Bretagne. Am 11. September 1898 wurde zu Treguier, einem der vier alten Biſchofsſitze der Nieder-Bretagne, auf öffentlichem Platze von einfachen Bauersleuten eines der alten Myſterienſpiele wieder aufgeführt. Es brachte dies bei der Bevölkerung einen tiefen Eindruck hervor, und ein außerordentlicher Erfolg wurde erzielt. In mehr als einer Hinſicht iſt dieſes provinzielle Vorkommniß von weiter gehender Bedeutung, und ganz mit Recht hat es in England wie in Frankreich großes Intereſſe geweckt.

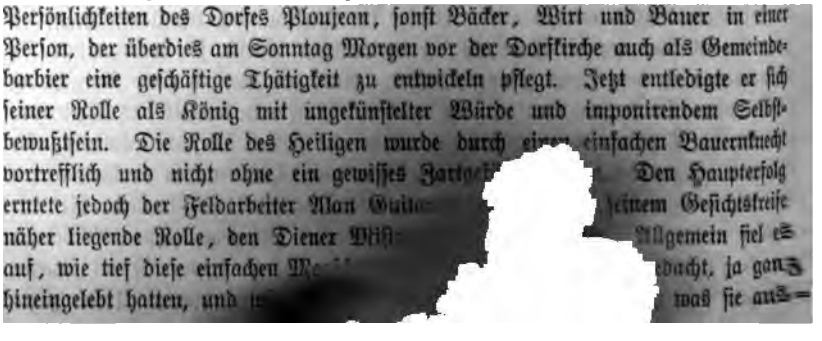
Die altbretoniſche Sprache, nahe verwandt dem in Wales von den Einheimiſchen geſprochenen Welsh, nur reicher und ausgebildeter in ihren Formen, gehört wie dieſes der ſüdlichen Gruppe der keltiſchen Sprachen an und iſt eine der wenigen, die ſich bis auf die Gegenwart erhalten haben. Wie immer in den höhern Geſellſchaftskreiſen das Franzöſiſche vorgedrungen iſt, das Volk der Bretagne hängt noch zähe an ſeiner altererbten Sprache und ſeiner reichen, herrlichen Literatur. Iſt doch die Bretagne die Heimat mancher der

etiſcheſten unſerer mittelalterlichen Sagen, wie der vom Zauberer Merlin oder m König Artus und ſeiner Tafelrunde. Gerade die Gefeiertſten unter den en Barden waren Kinder der Bretagne, und ihre Sagen, Lieder und Melodien ben ſich fortgeerbt durch die Jahrhunderte. Neben den Helden haben aber ch die Heiligen geblüht, und reicher noch als an wehmüthigen Ruinen von rchen und Klöſtern iſt die Bretagne an frommen Sagen und Legenden wie ſchlicht-ernſten Aufzeichnungen über Tugenden und Wunder gotterwählter Bre- ıen. Selbſt nach den Stürmen des 16. Jahrhunderts hat die Bretagne noch ımal eine Blüthezeit ihrer heimiſchen Literatur erlebt. Nicht nur Predigt- und :bauungsbücher, ſondern auch geiſtliche Dramen und religiöſe Geſänge in bre- niſcher Sprache verbreiteten ſich in unerſchöpflichem Reichthum über das ganze ınd. Noch im Laufe des 17. Jahrhunderts erglänzten zwei heiligmäßige Geiſt- he, der Weltprieſter Le Nobletz de Kerodern und P. Julien Maunoir S. J., s fruchtbare und begabte heimiſche Dichter. Eigentliche Myſterienſpiele ſind hon aus dem 13. und 14. Jahrhundert erhalten; im 15. und 16. erreichte die Myſteriendichtung ihre höchſte Blüthe. Auch als im Laufe des 16. Jahrhunderts ie Aufführung der geiſtlichen Spiele durch Beſchluß des Parlaments wie durch Erlaß des Epiſkopates unterſagt wurde, blieben dieſe im Herzen und in der Hand des ſchlichten Volkes, viel geleſen und von vielen auswendig gewußt. Sie haben ihr gutes Theil dazu beigetragen, daß die Bretonen mit unvergleichlicher Zähigkeit wie an der Liebe zur Heimat ſo an Glauben und Königthum feſt- gehalten haben, mit einem Feuereifer, welcher oft an Leidenſchaft grenzte.

Seit den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts hat man begonnen, dem wiſſenſchaftlichen Studium und einer planmäßigen Pflege des Altbretoniſchen ſich zuzuwenden. Volksgeſänge und Volkserzählungen, Sagen und Lieder nebſt ihren Singweiſen voll von Kraft und lebensvoller Poeſie wurden geſammelt und in immer neuen Auflagen herausgegeben. Keltiſche Zeitſchriften traten ins Leben zur Behandlung der alten Sprache und Geſchichte, ja eine neue bretoniſche Dich- tung — etwa der neuprovençaliſchen vergleichbar — blühte kraftvoll auf. Als ein epochemachender Schritt in dieſem auf die Erhaltung einer hiſtoriſch wie linguiſtiſch gleich intereſſanten Sprache gerichteten Beſtreben iſt es nun gelungen, auch das alte Myſterienſpiel wieder aus dem Schlummer zu wecken. Damit iſt Hoffnung gegeben, daß der Kampf für Erhaltung der Sprache nicht mehr Sache weniger Liebhaber aus den gebildeten Kreiſen bleibt, ſondern allmählich zur Sache eines ganzen Volkes werden wird. Einige der älteſten noch erhaltenen Myſterien hatte bereits der um die Kenntniß der bretoniſchen Poeſie ſo hochverdiente La Villemarqué in den Druck gelangen laſſen. Auch der Verſuch einer Aufführung iſt vor etwa 10 Jahren ſchon gemacht worden. Man hatte damals das Myſterium von der hl. Tryphine dazu auserſehen, allein mit dieſem Verſuche entmuthigende Reſultate eingeerntet. Anders diesmal! Von zwei Dichtern des neubretoniſchen Parnaß, dem verdienten Anatole Le Braz und Charles Le Goffic, war die An- regung ausgegangen; bei dem Maire des Dorfes Ploujean (unweit Morlaix) fanden ſie verſtändnißvolles Entgegenkommen, und die Bauern dieſes Dorfes ſtudirten ſich mit Eifer in die ihnen zugedachten Rollen hinein. Unter zahl-

reichen noch erhaltenen Mysterien war das des hl. Gwennolé, oder wie die Bollandisten zum 3. März ihn benennen, Winwaloe (Guingaloeus) auserwählt worden, auf welches bereits 1848 ein bewährter Kenner, Luzel, aufmerksam gemacht hatte. Künstlerische Vorzüge waren es jedoch nicht, welche diese Wahl empfahlen; denn wie die alten Lebensbeschreibungen dieses Heiligen, so bietet auch das auf ihren Bericht aufgebaute Mysterium wenig Handlung und noch weniger Entwicklung oder Bewegung; es ist fast nur ein Aneinanderreihen von Wundern. Allein der hl. Gwennolé, als Gründer und erster Abt des einst (nahe beim Hafen von Brest gelegenen) berühmten Klosters Landevenec, als Schüler des gefeierten hl. Budoc, als Großneffe eines einheimischen Königs und als König Gralons Bekehrer und Seelenleiter, faßt in seiner Person alles zusammen, was dem Bretonen heilig und ehrwürdig ist. Ueberdies hat er nach der Legende eine Invasion fremder Feinde, welche er als Strafe Gottes vorausgesagt, nachdem sie wirklich erfolgt war, wunderkräftig zurückgetrieben. Alles, was der Brust des echten Bretonen am tiefsten eingegraben ruht: Begeisterung für den Glauben, Liebe zur Heimat, Ehrfurcht und Sehnsucht für das christliche Königthum, wurde durch die Gestalt des Heiligen in seiner bevorzugten Stellung zu König Gralon mächtig wachgerufen.

Eine erste öffentliche Aufführung dieses Stückes war im Dorfe Plouzean vor bescheidenem Zuschauerkreis zur Befriedigung ausgefallen, bevor man es wagte, an die Hauptvorstellung in der Bischofsstadt, gleichsam im Angesichte des ganzen Departements, zu denken. Nun aber wurde zu Tréguier der große freie Platz vor der Kathedrale (Levée genannt) als Standort für das einfache Bühnengerüste ausersehen, rings umsäumt von mächtigen Ulmen, im Hintergrund das ehrwürdige Gotteshaus. Aus Stadt und Land waren Hunderte und Tausende erschienen, um zu schauen und zu lauschen, und das Herz zu erheben, als die naturwüchsigen Schauspieler fromm ihr Spiel begannen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Vom Himmel hernieder strahlte freundlicher Sonnenschein; vor der Bühne wogte es wie ein Meer von alterthümlichen weißen Hauben, wie Bäuerinnen und auch Städterinnen der Bretagne sie heute noch als Schmuck ihres Haupts lieben; auf den Brettern aber glitzerten und funkelten im Sonnenlichte die künstlerisch ausgewählten, ungemein malerischen Trachten der improvisirten Theaterhelden. Die Hauptrolle des Königs Gralon spielte Parkik, eine der wichtigsten


Persönlichkeiten des Dorfes Plouzean, sonst Bäcker, Wirt und Bauer in einer Person, der überdies am Sonntag Morgen vor der Dorfkirche auch als Gemeindebarbier eine geschäftige Thätigkeit zu entwickeln pflegt. Jetzt entledigte er sich seiner Rolle als König mit ungekünstelter Würde und imponirendem Selbstbewußtsein. Die Rolle des Heiligen wurde durch einen einfachen Bauernknecht vortrefflich und nicht ohne ein gewisses Pathos [illegible] Den Haupterfolg erntete jedoch der Feldarbeiter Alan Gu[illegible] seinem Gesichtskreise näher liegende Rolle, den Diener Wi[illegible] Allgemein fiel es auf, wie tief diese einfachen M[illegible]dacht, ja ganz hineingelebt hatten, und [illegible] was sie aus-

chen oder zur Darstellung brachten. Dies hinderte keineswegs, daß bei den ischen Scenen ihre ganze Urwüchsigkeit ungezwungen wieder zum Durchbruch und sie auch hier im stande waren, ihr Publikum fortzureißen.

Wenn dieser Erfolg, groß und vollendet wie er war, nicht vereinzelt bleibt, dern ein Wiederaufleben der alten geistlichen Spiele unter dem Volke der etagne in größerem Maßstabe nach sich zieht, so wird dies nicht bloß auf flege und Erhaltung einer mit dem Aussterben bedrohten Sprache mächtigen influß üben. Vereint mit verwandten Erscheinungen in andern Ländern würde darauf hinwirken, eines der ergiebigsten Mittel der Volksbelehrung, Volksgötzung und Volkserziehung wieder gangbar zu machen.

Ein amerikanisches Urtheil über den Roman Quo vadis? Schon vor einiger Zeit erschien in Hartlebens Verlag (Wien, Pest, Leipzig) in Buchform eine deutsche Uebersetzung des von Sienkiewicz in polnischer Sprache geschriebenen Romans Quo vadis? Jetzt wird in der „Alten und Neuen Welt" wiederum eine Uebersetzung desselben in verkürzter Form veröffentlicht. In Nordamerika erregte seinerzeit das Erscheinen dieses Romans großes Aufsehen, zumal da eine Controverse darüber entbrannte, wie die Katholiken sich zu dem Roman zu stellen hätten. Eine Reihe katholischer Blätter, wie der Catholic Telegraph in Cincinnati, Catholic Standard in Philadelphia, Catholic Union and Times in Buffalo, New World in Chicago, erklärten sich schließlich gegen den Roman. Die von Arthur Preuß redigirte und von den amerikanischen Katholiken sehr hoch geschätzte Zeitschrift The Review brachte dann in ihrer Nummer vom 19. Mai d. J. eine ausführliche Kritik des Romans, die wir in möglichst wortgetreuer Uebersetzung hier folgen lassen.

Männer von nüchternem Urtheil erklären jetzt offen, daß das Buch unziemliche Stellen enthalte. Wir behaupten, ganze Kapitel des Romans wären besser niemals geschrieben worden und sollten niemals gelesen werden, weil sie das Gefühl eines jeden keuschen Gemüthes stoßen. Es gibt nämlich Sachen, welche man nach dem hl. Paulus unter Christen nicht einmal nennen soll, und dieser Abscheu vor Unkeuschem und Lüsternem gilt auch für das 19. Jahrhundert. Gleich das einleitende Kapitel muß einen gewissenhaften Katholiken von dem Buche abschrecken, wofern er nicht gewichtige Gründe hat, die Lesung fortzusetzen, da der Inhalt dieses Kapitels die Phantasie beschmutzt und böse Gedanken erweckt.

Neros Gastmahl, die unsittliche Scene auf der schwimmenden Insel, welche Vinicius nachher der Lygia erzählt, und die andern verbrecherischen Lustbarkeiten der verkommenen Höflinge werden in mehreren Kapiteln geschildert, und es macht auf uns den Eindruck der größten Oberflächlichkeit, wenn eine katholische Zeitschrift schreibt: Man ist geneigt, die allzu realistischen Stellen in der Erzählung zu entschuldigen, wenn man an den Zweck denkt, den der Verfasser offenbar dabei im Auge hatte. Mehr als [illegible] Seiten verrathen auf den ersten Blick das moralische Gift, welches [illegible] reizt. Schreiber dieses ist der Meinung, daß [illegible] den heidnischen Orgien nicht absichtlich aufgehalten oder [illegible] Christen als Köder gebraucht habe, um die Leser in den ekel[illegible]nischen Roms zu locken; aber man staunt, daß der Verfasser

es wagt, die Lasterhaftigkeit des wollüstigen Petronius und der Höflinge so innig mit seiner Erzählung zu verflechten und so auf die niedrig-sinnlichen Neigungen seiner Leser zu wirken. Es werden oft ganze Seiten, dann ein einzelner Satz oder eine Phrase und selbst bloße Worte in die Erzählung hineingeworfen, um schlechte Empfindungen nicht nur anzudeuten, sondern einfachhin wachzurufen. Moralischer Schmutz kann niemals den Stoff zu einem vorzüglichen Roman abgeben; auch kann ein farbenprächtiger Hintergrund mit Scenen aus dem ersten Christenthum einem Buche, das unsittliche Ideen enthält, seinen üblen Duft nicht benehmen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist das Buch sicher gefährlich.

Man hat den Gedanken ausgesprochen, eine purgirte Ausgabe des Quo vadis? zu veröffentlichen. Dadurch würde das Buch allerdings weniger schädlich, aber dennoch keineswegs ein Kunstwerk auf dem Gebiete der Dichtung werden. Um dies zu zeigen, müssen wir die Hauptzüge der Erzählung hier kurz wiedergeben. Den Grundton des „wundervollen" Romans bildet die wahnsinnige Liebe des Vinicius, eines römischen Soldaten, zu Lygia, einem christlichen Mädchen von barbarischer Abstammung. Diese Liebe erscheint in der Darstellung als so gewaltig und tief, so beständig und wachsend, so sinnlich und oft sündhaft, so voll Wahnsinn und Raserei, und dann allmählich durch christliche Ideen geläutert, so machtlos und von so allgemeinem Interesse für die ewige Stadt: daß die schlauen Rathschläge des Petronius und sein Einfluß am kaiserlichen Hof, die Eifersucht der Poppäa und der ungelegene Tod ihres Kindes, der geheime Gottesdienst der Christen und die Intriguen des griechischen Philosophen Chilo, die Lehren der hll. Petrus und Paulus, die Verfolgung der Christen und der Brand Roms — daß alles das nur dazu dienen muß, die Vereinigung dieser beiden liebenden Herzen entweder zu verhindern oder zu ermöglichen. Das ist ja natürlich das Ziel bei einem jeden Sensationsroman und deshalb auch bei Quo vadis? Es besteht gar kein Zweifel, daß Vinicius' Liebe zu dem Mädchen eine sinnliche, selbstsüchtige und zuweilen sogar eine sehr verbrecherische ist. Der Verfasser hat sich bemüht, Lygia als eine christliche Heldin darzustellen, doch ist ihm dieser Versuch unserer Meinung nach gänzlich mißlungen. Lygia ist ein unschuldiges, unerfahrenes Kind, das dem Vinicius erklärt, sie glaube nicht an Nero als den Weltenlenker, sondern an den Gott der Christen; im übrigen jedoch haben die christlichen Grundsätze sie noch nicht völlig durchdrungen. Lygia ist keineswegs frei von der Eitelkeit ihres Geschlechtes und freut sich, die Bewunderung eines Mannes zu finden, der in sie vernarrt ist. Worte sinnlicher Liebe wirken wie Zauber auf ihr Herz, das doch der Voraussetzung gemäß von Gottes- und Christusliebe brennt. Durch die geheimnißvollen Intriguen des Petronius kommt sie an den Hof des Cäsars, um dort das Eigenthum des Vinicius zu werden und an seiner Seite ihre unschuldigen Augen an schamlosen Orgien zu weiden. Sie ist sich der Gefahr, die ihr in diesem Palaste droht, wohl bewußt. Ihr Benehmen gegen Vinicius ist kindisch; berauscht von seiner Schmeichelei, wird sie durch die gewaltsame Dazwischenkunft ihres treuen Sklaven, des mächtigen Ursus, noch eben dem Verderben entrissen. Eine christliche Jungfrau würde anders gehandelt haben. So handelte eine hl. Agnes nicht. Der hl. Franz von Sales gibt Rathschläge, wie ein Christ sich in solchen Gelegenheiten benehmen soll. Gebet, Furcht Gottes, der Gedanke an den Gekreuzigten, an die Ewigkeit sollen da die christliche Seele stärken. Aber nichts dergleichen finden wir bei Lygia. Nachdem das Mädchen dem Vinicius entrissen ist, will sie von ihm fliehen; er jedoch entdeckt den geheimen Ort, wo die Christen ihren Gottesdienst halten, und es wird ein Plan gebraut, um sie zu entführen. Es

folgt eine sensationelle Scene, wobei Ursus die abscheuliche Gewaltthat des Vinicius wieder vereitelt. Der berühmte Gladiator Croton wird getödtet und Vinicius, welcher die Lygia entführen wollte, verwundet. Doch Lygia erkennt ihren Geliebten und ruft in ihrer Feindesliebe dem Ursus zu: „Tödte nicht!" — und Vinicius bleibt verschont und wird von den Christen aufs liebevollste aufgenommen und von Lygia selbst verpflegt. Ihre Zuneigung zu dem Schurken, welcher ihr Ehre und Tugend rauben wollte, aber jetzt unter dem Einfluß und der Macht christlicher Liebe steht, wächst täglich, und ihre aufopfernde Pflege wird zu einem Heilmittel für Vinicius' Wunden. Vinicius ist allerdings noch selbstsüchtig, „ein echter Römer, von der Wölfin genährt", aber eine Veränderung zum Bessern geht doch in ihm vor. Indes fängt Lygia an unruhig zu werden wegen ihrer zarten Liebe zu Vinicius und erhält von Crispus einen scharfen Verweis. Der hl. Petrus hat die Unterhaltung beider mitangehört und verweist seinerseits dem Crispus seine zu große Strenge, erinnert alle an das Gesetz der Liebe und versichert Lygia, daß in ihrer Liebe nichts Sündhaftes sei; doch solle sie Vinicius' Umgang meiden, bis er den wahren Glauben angenommen. Auch der hl. Paulus schärft Liebe und Erbarmen ein. Lygia verbirgt sich ein zweites Mal, und es gelingt Vinicius wiederum, ihr Versteck zu finden. Statt sie wieder mit Gewalt zu entführen, wendet sich Vinicius jetzt direct an den hl. Petrus, welcher voll Liebe der Lygia das Geständniß entlockt, daß sie Vinicius liebt, und dann seine Hände über ihren Häuptern ausbreitet mit den Worten: „Liebet einander im Herrn und zu seiner Ehre, denn in eurer Liebe ist nichts Sündhaftes!" Darauf folgt mehr als ein inniges tête-à-tête, das durch die ermuthigenden Worte des Papstes sanctionirt worden zu sein scheint. Wenn ein katholischer Priester nach diesem fingirten Beispiele der Liebe des hl. Petrus sich richten wollte, so könnte er Verliebten größere Freiheit gestatten, als es die Grundsätze der Moraltheologie erlauben. Der süße Honigmonat vor der Heirat wird abgekürzt durch den großen Brand Roms, wobei Vinicius seine Geliebte wie ein Wahnsinniger durch einige ritterliche Heldenthaten zu retten sucht. Bevor ihm das noch gelingt, fordert die Einäscherung der Stadt Opfer der Rache. Die Christen werden gehetzt, eingekerkert, hingeschlachtet, und die Heiden schwelgen in den Leiden der verhaßten Secte. Auch Lygia befindet sich unter den Gefangenen. Vinicius steht unsägliche Angst um sie aus und wendet sich an den hl. Petrus, der ihn tauft und ihm das feierliche Versprechen gibt, daß Lygia gerettet werden soll. Die Jungfrau hat eine schmachvolle Tortur zu bestehen; sie wird zwischen die Hörner eines Auerochsen gebunden, und Ursus muß gegen die grausame Bestie im Amphitheater kämpfen. Der starke Lygier ringt so gewaltig mit dem Stier, daß die Zuschauer seine und Lygias Freilassung verlangen zur unbeschreiblichen Freude des Vinicius. Ihre Gesundheit ist bald wieder hergestellt, und die beiden Verliebten leben in himmlischer Glückseligkeit zusammen auf der Insel Sicilien, während in Rom die hll. Petrus und Paulus gemartert werden, Petronis Selbstmord begeht und Nero meuchlings ermordet wird.

Nach diesen Umrissen kann man sich leicht vorstellen, wie bezaubernd die Lesung des Quo vadis? sein muß. Denn alles gipfelt ja in dem endlichen Erfolg, daß Lygia und Vinicius sich kriegen, und all die großen und aufregenden Ereignisse der letzten Tage Neros, der hll. Petrus und Paulus müssen dazu beitragen, dieses eine große Ziel des modernen Sensationsromans entweder zu fördern oder aufzuhalten. Die Liebesgeschichte muß als ein künstlerisches Mittel offenbar dazu dienen, Einheit in die Erzählung zu bringen, welche sich mit der

Zeit Neros befaßt; aber dieſe Liebesgeſchichte ſteht überall ſo ſehr im Vordergrunde, daß ſie die großen Zeitereigniſſe ganz zu beherrſchen und ſich unterzuordnen ſcheint.

Wenn ſo in dem Buche die kluge Ueberlegung fehlt, ſind wir gezwungen, uns zu fragen, ob denn die Chriſten, beſonders die heiligen Apoſtel und Martyrer, wirklich vom Geiſte Chriſti durchdrungen ſind. Die Begegnung des hl. Petrus mit Nero, das Martyrium der Apoſtelfürſten und die Folterung der ſterbenden Chriſten bekunden das große Genie des Verfaſſers, welcher uns den zukünftigen Triumph des Chriſtenthums über das heidniſche Rom ſchildert. Aber wir haben oft ſagen hören, daß der Charakter des hl. Petrus den Erwartungen der Katholiken nicht entſpricht. Es zeigt ſich eine gewiſſe Unentſchiedenheit in der Anſprache des hl. Petrus, Mangel an Vertrauen und Freudigkeit, wenn er die Chriſten in ihren Leiden zu tröſten hat. Wir können uns nicht erinnern, daß das unblutige Opfer der heiligen Meſſe, aus welchem die Chriſten ihre Stärke ſchöpften, oder der Empfang der heiligen Sacramente, die Taufe abgerechnet, irgendwo genannt wird. Die Uebung des Gebetes, beſonders in der Verſuchung, iſt durch und durch chriſtlich, und zu unſerem Staunen fehlt ſie bei Lygia gänzlich. Andere chriſtliche Tugenden und Uebungen und die Bekämpfung der böſen Leidenſchaften werden kaum je erwähnt. Nur die eine Lehre von der Liebe wird eingeſchärft, und wir haben ſchon gezeigt, wie weich, wie überzärtlich und verkehrt dieſe Liebe iſt. Der Verfaſſer ſcheint des Heilandes Wort von Selbſtverläugnung, vom Abhauen der Hand und Ausreißen des Auges, wenn ſie einen ärgern, ganz vergeſſen zu haben. Es ſteckt unechte Religion in Quo vadis?

Wir wagen zu ſagen, daß dieſes Buch von zwei Klaſſen von Männern und Frauen begierig geleſen wird. Erſtens von jenen niedriggeſinnten jungen und alten Leuten, welche den Schleier von den unreinen Myſterien heidniſcher Entſittlichung zu lüften begehren, aber doch auch zugleich ihre Abſicht mit der Bewunderung für die erſten Chriſten bemänteln möchten. Zweitens von jenen zwar etwas höher ſtehenden, aber ſentimentalen Charakteren, welchen es bei ihrer Weichheit und Süßlichkeit an der gehörigen chriſtlichen Strenge, Energie und Abtödtung fehlt, von der die Welt ſagt: „Herr, dieſe Rede iſt zu hart!“ Für keine dieſer beiden Klaſſen von Leſern taugt Quo vadis? Andere von mehr geläutertem und gebildetem Geſchmack werden ſich vom Buche abwenden.

Wir möchten mit dem Tribut des Lobes nicht zurückhalten, welches die Gewandtheit und der kraftvolle Genius verdienen; dieſelben treten in dem Geſamtplan, in der Wiedergabe und Entwicklung gewiſſer Charaktere und in einigen vorzüglichen Schilderungen offen zu Tage. Aber wir fragen den Leſer, ob denn ſchließlich das Buch jenes große Lob verdient, mit dem Tauſende es überſchüttet haben. Der Catholic Telegraph ſagt: Das Volk muß wiſſen, daß es kein Kunſtwerk iſt, und daß katholiſche Eltern die Pflicht haben, das Buch von ihren Kindern fernzuhalten. Möge der unbedachte und rückhaltloſe Beifall, wie er Quo vadis? geſpendet wurde, allen Katholiken eine Lection ſein, daß wir ſorgfältig prüfen, bevor wir ein Buch wie Quo vadis? als „geiſtliche Leſung“ empfehlen. Wie zeitgemäß iſt da die Warnung, welche Erzbiſchof Elder den katholiſchen Inſtituten, Schulen, Collegien ꝛc. ſeiner Diöceſe gibt, doch nicht die Verantwortung auf ſich zu nehmen, daß es von den ihnen anvertrauten Untergebenen geleſen werde, und es namentlich nicht als Prämium zu verſchenken oder in ihre Bibliotheken zu ſtellen!

Ein kaiserlicher Gönner der Mission von China. Bei dem ungewöhnlichen Interesse, welches die Ereignisse der neuern Zeit für das Werk der deutschen Missionäre in China geweckt haben, wird ein noch unbekanntes Schreiben weiland Kaiser Leopolds I. aus dem Jahre 1664 der Bedeutung oder wenigstens der historischen Merkwürdigkeit nicht entbehren:

Dem Ehrenwerthen, frommen, getreuen Uns geliebten P. Johannes Paulus Oliva, Generalobern der Gesellschaft Jesu.

Leopold durch Gottes gnädiges Erbarmen Erwählter römischer Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches ꝛc.

Ehrenwerther, Frommer, Getreuer, Geliebter! Schon Unserem erlauchten Großvater und Vater, Ferdinand II. und Ferdinand III. hochseligen Andenkens, war es ein Herzenswunsch, daß das Evangelium Christi unter den Heidenvölkern soweit als nur möglich verbreitet werde, besonders aber in dem unermeßlichen Reiche von China. Deshalb hat auch vor zehn Jahren Ferdinand III. eine Summe dafür ausgeworfen, tausend Gulden jährlich, daß Väter der Gesellschaft Jesu in jene Mission geschickt und in derselben unterhalten werden könnten. Ebendeshalb ist es aber auch für Uns eine ganz besondere Freude, daß in unsern Tagen ein weit besserer und sicherer Weg sich geöffnet hat, um nicht nur den Chinesen, sondern auch noch vielen andern Heidenvölkern das Evangelium zu verkündigen. Wir haben nun aber von anderer Seite Kenntniß erhalten, daß alle Seewege, auf welchen die apostolischen Arbeiter in jene Missionen geschickt werden müßten, durch die häretischen Holländer gesperrt gehalten werden und die zum Unterhalte jener Mission bestimmte Summe ohne offenbare Gefahr des Verlustes über das Meer nicht gesendet werden könne. Dagegen aber seien mehrere Patres der Gesellschaft auf dem Landwege glücklich aus Europa nach China und von dort wieder nach Europa zurückgekommen. In Anbetracht alles dessen halten Wir es für das Ersprießlichste, daß die alljährlich Auszahlung zur gelangende Summe hinfort für die Reise zu Land angewiesen werde, und daß dementsprechend künftig nichts mehr von derselben nach Portugal geschickt, sondern dieselbe ungetheilt von der deutschen Assistenz des Ordens in Verwaltung genommen werde, und dies ist Unsere ganz bestimmte Willensmeinung. Um deren Ausführung für die Zukunft noch fester zu verbürgen, erklären Wir Uns durch Gegenwärtiges zum Begründer und Protector der Fundation für besagten Landweg nach jenen Missionen, dessen Eröffnung durch die Patres der Gesellschaft schon Ferdinand II. und Ferdinand III. seligsten Andenkens so sehr gewünscht haben, wie Wir denn auch diese Unsere gnädigste Willensentschließung durch besonderes Schreiben gleichzeitig dem Heiligen Vater dem Papste darlegen lassen mit der Bitte um Bestätigung, damit dieses herrliche Werk des Evangeliums (hoc tam insigne opus Evangelii) um so gründlicher gefördert und etwa sich erhebende Hindernisse durch die Autorität des Heiligen Stuhles beseitigt werden.

Damit dies alles jedoch desto leichter und glücklicher durchgeführt und für die Zukunft sichergestellt werden könne, bitten Wir Euch freundlichst, es möchtet

auch Ihr dieſe Unſere ſo wohlgemeinte Fundation in jeder Weiſe fördern, di Verwaltung der beſagten jährlichen tauſend Gulden der deutſchen Aſſiſtenz in de von Uns bezeichneten Weiſe übertragen, ſofort wenn die gegenwärtig nach Chin abgehenden Patres durch Rußland glücklich in Perſien angelangt ſind, weite Patres (socios) beſtimmen, welche durch Rußland (Moscovien) oder die Türk ihnen auf dem Fuße folgen; endlich, damit dies alles beſſer ausgeführt werd einen eigenen Pater zu Wien anſtellen, der daſelbſt reſidire, die Angelegenheit der chineſiſchen Miſſion mit der ganzen Kraft betreibe, und das für dieſelbe a gewieſene Geld verwalte. Daß Ihr dies getreulich thun werdet, vertrauen W um ſo feſter, da es nur zur größern Ehre Gottes, zur Ausbreitung des Evan geliums, zur Rettung ſehr vieler Seelen, endlich auch zu Unſerer beſondern B friedigung und zur Ehre, zum Wachsthum und größern Verdienſte Eurer G ſellſchaft vor Gott gereichen kann, und Wir ſehen hierüber baldigſt einer An wort von Euch entgegen. Indeſſen umfangen Wir Euch und Eure ganze u liebwerthe Geſellſchaft aufs innigſte mit Unſerer gewohnten ganz beſondern kaiſe lichen Gnade.

Gegeben in Unſerem Schloß zu Ebersdorff am 17. September 1664, i 7. Jahre Unſerer Regierung als römiſcher Kaiſer, im 10. als König von Ungar im 9. als König von Böhmen.

Leopold.

Gegengezeichnet von Johannes Joachim Graf von Sinzendorff.
Ausgefertigt von Chriſtophor Abele, Doctor beider Rechte.

Rückſichten auf die leicht erregbaren Empfindlichkeiten der Krone Portug und die noch immer beſtehenden großen Schwierigkeiten des Landweges hielt den Ordensgeneral P. Oliva für jetzt zurück, auf dieſe ſo weitblickenden u edelſinnigen Gedanken des Kaiſers einzugehen. Er konnte ſich aber nicht verſag in einem vertrauten Briefchen an den kaiſerlichen Beichtvater P. Miller unter d 1. November 1664 ſeiner Bewunderung Ausdruck zu geben über „jenes gro Herz, das des Kaiſers Bruſt beſeele“, und das „unter einer ſo erdrückenden L von Sorgen noch Raum finde für ſo väterliche, ſo hochherzige, ſo ſeeleneifri Abſichten und Pläne“.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Von der Denkfreiheit und der Lehrfreiheit.

In der polemiſchen Abhandlung Prof. Paulſens gegen Prof. Willmann[1] haben wir mit freudigem Erſtaunen eine äußerſt ſeltene Pflanze gefunden: eine Definition des freien Denkens.

Es iſt nämlich freies Denken „das Urrecht des Geiſtes, ſich im Denken allein durch Gründe der Vernunft beſtimmen zu laſſen“[2]. Dieſes Wort weckte einen Gedanken, der beim Studium moderner Philoſophen ſich uns ſchon zuweilen aufdrängen wollte: ob es nicht am Ende nur himalayahohe Wälle von Mißverſtändniſſen ſeien, wodurch das freie Denken wider chriſtlichen Idealismus und katholiſche Weltanſchauung ſich abſperrt. Man wird doch wohl nicht meinen, daß die Vertreter der katholiſchen Weltanſchauung die angegebene Definition mit Schrecken von ſich wieſen. Kann man ihnen im Ernſte nachſagen oder einem Gelehrten, wie Prof. Willmann, zumuthen, daß er oder daß wir entweder von gar keinen Vernunftgründen uns leiten laſſen oder abſichtlich und gewohnheitsmäßig in den Grundfragen des Lebens, wie auch ſonſt, von Gründen der Unvernunft? Gibt es ein Drittes zwiſchen Gründen der Vernunft und Gründen der Unvernunft? Oder ſoll das „allein“ — „allein durch Gründe der Vernunft“ — die unüberbrückbare Kluft zwiſchen den freien und den unfreien Geiſtern aufthun? Aber welcher Art ſind denn die Gründe, die dann bei uns nebenher gehen? Wiederum entweder gar keine Gründe oder doch irgend welche; wenn letzteres, abermals entweder Gründe der Vernunft oder der Unvernunft. Was würde man dazu ſagen, wenn jemand definirte: Freies Hören iſt das Urrecht des Ohres, ſich beim Hören lediglich durch Schallwellen beſtimmen zu laſſen? Was iſt denn unfreies Hören? Gibt es Leute, die ſich darauf ſteifen, außer Klängen und Tönen auch noch

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LVI, S. 14 ff.
[2] Deutſche Rundſchau Bd. 96, S. 195.

Farben und Düfte zu hören, ſo dürfte demgegenüber betont werden, daß davon bisher nichts bekannt iſt, und daß auch fürderhin zu hoffen ſteht, ein jeder der fünf Sinne werde in ſeinem Häuschen und bei ſeinem Leiſten bleiben trotz des „farbigen Gehörs“ und ähnlicher intereſſanten Dinge.

Der beregte Gedanke wird leider wohl eine Täuſchung ſein, ſo bereit er auch war, eine Hoffnung zu werden. Nicht bloß um Mißverſtändniſſe handelt es ſich, ſondern um Gegenſätze, und zwar zumeiſt um Gegenſätze in der Erkenntnißtheorie. Der Zuſammenhang bei Paulſen macht das völlig klar. „Allein durch Gründe der Vernunft“ ſoll bedeuten: und nicht durch „äußere Autorität“ [1].

Seltſam, das reiche hiſtoriſche Wiſſen Prof. Paulſens iſt doch ſeinem ganzen Inhalte nach ganz und gar aus der „äußern Autorität“ glaubwürdiger Bezeugung gefloſſen, mag auch die Glaubwürdigkeit jedes Zeugen noch ſo kritiſch, „allein“ durch Vernunftgründe, geprüft worden ſein. Aber davon ſoll bei Beſprechung des Kantſchen Verſuches, Wiſſen und Glauben zu verſöhnen, noch weiter gehandelt werden. Hier iſt zunächſt nur die bittere Enttäuſchung zu conſtatiren, welche die gedachte Definition uns bereitet. Sie gibt ſich als Definition freien Denkens, iſt aber im Grunde eine Definition des Unglaubens. Sie bezeichnet von vornherein das Glauben als unvernünftig, während wir das Glauben von glaubhaft Bezeugtem für äußerſt vernunftgemäß halten.

Und überdies ſcheint ein noch tieferer Gegenſatz zum Vorſchein zu kommen.

„Sich allein durch Vernunftgründe beſtimmen zu laſſen“, iſt unſeres Erachtens nicht ein Urrecht, ſondern eine Pflicht des „Geiſtes“. „Beſſerer Einſicht“ zu folgen, wird doch wohl Pflicht ſein. Allein dieſe Pflicht des Geiſtes bindet den freien Willen. Wenn aber durchgängig und mit Emphaſe von „freiem Denken“ die Rede iſt, ſcheint die Denkfreiheit als ein Urrecht und Hauptvorzug des Verſtandes gedacht zu werden, gleich als wäre der Verſtand ein freier Herr im Reiche der Wahrheit, während er doch Unterthan der objectiven Wahrheit iſt.

Die eigentliche Denkfreiheit, die Vollfreiheit des Verſtandes, wie ſie das Ideal und Idol der modernen Philoſophie iſt, ſchließt nicht bloß die Abhängigkeit von „äußerer Autorität“ aus, ſondern auch die von der objectiven Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge und der Naturgeſetze. Das iſt volle Autonomie der Vernunft, echter Subjectivismus.

[1] Deutſche Rundſchau Bd. 96, S. 195.

„Die Wurzel und Blüthe der ganzen modernen Weltanſchauung" ſei „die Autonomie der Vernunft", der Idee nach am vollkommenſten in Kants Kritik „repräſentirt", ſchreibt neuerdings ein Vertreter der modernen Philoſophie[1]. Wir entnehmen ihm noch die folgenden Sätze: „Kant allein war es vorbehalten, die Welt der Objectivität aus den Angeln zu heben und ein für allemal das Ich zum Ausgangspunkt zu machen. Erſt mit ihm beginnt der wahre Anfang der neuern Philoſophie."[2] „Neu und modern iſt die wiſſenſchaftliche Erhebung des Subjects über die Natur und alles Objective überhaupt. Früher hing der Menſch entweder von der Natur oder von der Offenbarung oder von beiden zugleich ab. Jetzt iſt es gerade umgekehrt. . . Wie er (der Menſch) die Mathematik oder Kunſt aus ſich erzeugt, ſo trägt er . . . ſogar die Geſetze, nach welchen er die Natur auffaßt, in ſeinem Verſtande. Der Menſch iſt alſo nach allen Seiten, der theoretiſchen wie der praktiſchen, autonom."[3] „Da wir aber im Princip von keiner Objectivität oder Autorität, weder von der Natur noch von der Offenbarung, mehr abhängen wollen, ſo bleibt nichts anderes übrig als die Autonomie des Subjects."[4]

Dieſe Befreiung des Verſtandes oder des Wahrnehmens überhaupt, des ſinnlichen wie des geiſtigen, aus dem Unterthanenverband der objectiven Wahrheit müßte ſich concret wie folgt geſtalten. Die ganze ſichtbare, farbige, tönende Welt, dieſe große und ſchwere Maſſe, iſt lediglich eine Projection, man möchte ſagen, ein Projectil meiner Sinne, auch die Städte, auch die Muſeen, auch die Theater — alles. Demnach hat es als überwundene Illuſion zu gelten, wenn wir wähnen, denſelben Planeten bezw. dieſelbe Stadt zu bewohnen, die gleichen Gemälde zu ſehen, die gleiche Muſik zu hören. Jeder bewohnt ſeine Projection, ſieht und hört die von ihm projicirten ſchönen Sachen. Wir haben gar keinen Anlaß, zu behaupten, nicht die Spur eines Mittels, um zu beweiſen, unſere Nebenmenſchen projicirten etwas mit unſern Projectionen Uebereinſtimmendes oder auch nur dieſen Aehnliches, geſchweige daß es denkbar wäre, wir projicirten in einer Art angeborener Verſchwörung viribus unitis dieſe mannigfaltigen Objecte. Wie man ſich vollends Forſchung und Unterricht auf dieſer Culturſtufe

---

[1] Gideon Spicker, Der Kampf zweier Weltanſchauungen (Stuttgart 1898) S. 141.

[2] Ebd. S. 140. [3] Ebd. S. 143.

[4] Ebd. S. 145. Der Autor ſpricht an den angeführten Orten meiſtentheils zuſtimmend, theilweiſe referirend. Wider den extremſten Idealismus vgl. S. 152 u. a.

der Denkfreiheit vorzustellen hätte, übersteigt alle Vorstellungskraft. Die Knaben in der Schule wähnen, Worte des Lehrers zu hören, projiciren thatsächlich Gehörsempfindungen nebst allem übrigen in das Schulzimmer; der Gelehrte erwartet in seiner Studirstube mit Ungeduld ein neues Werk, um dann dessen Inhalt in projicirte Druckbogen zu projiciren. Im socialen Leben stehen die Menschen einander gegenüber wie wechselseitige Auswürflinge . . . u. s. f.

Damit man nicht glaube, unser gebundenes Denken vermöge die „Wurzel und Blüthe der modernen Weltanschauung" nicht zu würdigen, oder gefalle sich in polemischen Uebertreibungen, wollen wir eine prachtvolle Sentenz Schopenhauers folgen lassen, für die große Vorliebe zu haben wir gestehen müssen. In den trüben Fluthen unverständlicher Wortmassen, welche die moderne Philosophie besonders seit Kant ausströmen ließ, ist sie eine Perle an Klarheit:

„Sieh doch das große, massive, schwere Zeughaus an! Ich sage dir: Diese harte, lastende, weitläufige Masse existirt doch nur im weichen Brei der Gehirne; nur dort hat sie ihr Dasein und ist außer demselben gar nicht zu finden; dies mußt du zu allererst begreifen." [1]

Die Aufforderung, solches „zuallererst zu begreifen", ist in der That reizend.

Gegensätze in der Erkenntnißtheorie, wie sie zwischen diesem subjectiven „Idealismus" und dem objectiven Idealismus der christlichen Weltanschauung bestehen, benehmen der Discussion jeden gemeinsamen Boden; damit wird auch die Möglichkeit einer Verständigung in weitere Fernen gerückt, als bewohnte man verschiedene Weltkörper.

Die Denkfreiheit, welche nicht bloß die äußere Autorität als unberechtigte Beschränkung von Urrechten der Vernunft verwirft, sondern auch die mit Einsicht in objective Wahrheit verbundene Denknothwendigkeit [2] ausschließt, können wir nicht als Recht und Vorzug des Geistes, schon gar nicht als Verstandesvorzug schätzen; ebensowenig wie wir Kurzsichtigkeit als einen Vorzug des Gehörs anzusehen im stande sind, da dieselbe weder ein Vorzug ist noch dem Gehör anhaften kann. Dem Zwange ob-

[1] E. Grisebach, A. Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß (Leipzig 1893) IV, 97; J. Frauenstädt, Aus A. Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß (Leipzig 1864) S. 330.

[2] Wenn wir im folgenden der Denkfreiheit um der Antithese willen Denknothwendigkeit gegenüberstellen, so ist diese stets im oben bezeichneten Sinne zu nehmen.

jectiver Evidenz gegenüber kann keinerlei Freiheit ein Vorzug sein noch auch dem Drucke besserer Gründe gegenüber. Und wenn überdies der Verstand so frei sein möchte, statt sich dem objectiven Thatbestande als dessen geborener Unterthan zu unterwerfen, zu diesem allerlei hinzuzufügen, so könnte er damit nichts hervorbringen als Fälschungen.

Der Moraltheologe Ballerini sagt irgendwo, darin zeige sich, wie wunderbar die moderne Philosophie alles auf den Kopf stellt, daß sie den Willen, der frei ist, für unfrei erklärt; zum Ersatz dafür aber das Denken, die unfreie Thätigkeit einer unfreien Kraft, mit Freiheit begabt.

Jedermann weiß, daß er denken oder auch nicht denken, an dieses oder jenes, so oder anders denken kann, wie er will, weil der Denkende eben zugleich einen freien Willen hat. Jedermann weiß aber auch, daß der freie Wille, ja selbst der unfreie Wille, in der Außenwelt und an der Außenwelt die mannigfaltigsten Veränderungen vorzunehmen vermag, die sinnliche Wahrnehmung aber und das Einsehen des Verstandes die Außenwelt, ja jedes ihrer Objecte so nehmen müssen, wie es ist, nicht das Geringste daran durch Wahrnehmung oder Einsicht ändern können, sich schlechthin anzupassen, zu fügen, zu unterwerfen haben. Denn da jede Wahrnehmung vom Object ihren Inhalt bezieht, erscheint sie insofern rein passiv und receptiv, mag sie als Act der Sinne oder des Verstandes auch so activ sein, als nur immer beliebt.

Wenn wir behaupten, der Verstand sei eine Fähigkeit, die nicht frei sein könne, weil sie in ihrer Bethätigung dem Zwange der Nothwendigkeit unterworfen sei, so folgt daraus weder die große Calamität, daß, sobald das anerkannt würde, es überhaupt keinen Streit mehr geben könne; noch folgt daraus, daß alle Meinungsverschiedenheiten aus dem wider bessere Einsicht stürmenden Willen abzuleiten seien, noch endlich, daß freie Meinung und Meinungsäußerung schlechthin vom Uebel wären.

Unermeßlich groß ist schon von Haus aus der Unterschied der menschlichen Verstandeskräfte, der Unterschied der Anlagen. Auch gleich gute Naturanlagen differenziren sich weiterhin nach dem Vorwalten von Verstandesschärfe oder Verstandesweite, von Willensenergie, von Phantasie, von Gemüth, nach den Mischungsverhältnissen der Temperamente zu Abstufungen unzähliger Grade und zumal zu buntester Vielfältigkeit geistiger Eigenart. Zu diesen ursprünglichen Unterschieden kommt, daß selbst gleiche Fähigkeiten bei gleichem Bildungsgang, gleicher Bethätigung und gleicher Berufsarbeit sich ungleichartig entfalten: um wie viel mehr, wenn alle diese

Momente differenzirend wirken und die differenzirten Wirkungen wieder alle möglichen Combinationen eingehen! Da genügt es, daß eine Frage mäßig complicirt sei, damit ihr gegenüber die Verschiedenheit der Auffassungen so zur Geltung komme, daß die größte Mannigfaltigkeit der Lösungen nichts Erstaunliches haben kann. Das sind aber viele Fragen des praktischen Lebens, und wie überaus complicirt sind erst die des öffentlichen, des socialen Lebens! Sehr selten dürfte die Geisteshöhe und Bildungsweite sein, welche socialen oder politischen Problemen wahrhaft gewachsen erscheint. Uebrigens ist gerade das Gebiet der hohen Politik ein hinreichender Beweis dafür, wie der Verstand unter dem Banne des Willens steht mit dessen Zu- und Abneigungen, dessen Liebe und dessen Haß.

Wir geben gerne zu, daß die vorstehenden Ausführungen ziemlich überflüssig scheinen mögen, da sie gegen eine thörichte Furcht gerichtet sind, die im Grunde niemand hegt. Oder kann man im Ernste befürchten, aus dem Satze, daß die Verstandesthätigkeit als solche nicht frei ist, folge, auf allen Gebieten geistigen Schaffens und Lebens solle Kirchhofsruhe herrschen; befürchten, jede Einschränkung der Denkfreiheit führe dahin, daß es keinen gelehrten Streit, keine politische Meinungsverschiedenheit mehr geben könne und der Fortschritt der Forschung jeglichen Antriebes entbehren müsse? Der freien Meinungsäußerung bliebe ein unermeßlicher Spielraum, wenn auch ein kleiner Bezirk umfriedet würde, der nämlich der religiös-sittlichen Grundwahrheiten.

Allein das ist nun gerade der strittige Punkt. Denn freies Denken ist das „Urrecht" des Unglaubens.

Alle philosophische Fachgelehrsamkeit wird nichts dagegen ausrichten, daß man an den Willen als das leitende Princip denkt, sobald von Freiheit menschlichen Thuns die Rede ist. „Freies" Denken kann deshalb nichts anderes heißen, als daß der freie Wille der Einsicht nicht zu folgen brauche, sondern ihr in gewissen Fällen die Wege zu weisen befugt sei. Wer weiß es nun *besser*, was wahr ist, der Verstand oder der Wille? So dürfte die Gefahr naheliegen, daß in jenen „gewissen Fällen" der Wille wider *bessere Einsicht* angehe.

Und welche sind nun die gedachten Fälle? Das Urrecht des Geistes, sich nicht durch „*äußere Autoritäten*" bestimmen zu lassen, beantwortet die Frage deutlich genug. Die äußere Autorität über uns alle, zugleich der Ausgangspunkt aller weitern Autorität über uns ist der Schöpfer des Weltalls, oder wie die größte Autorität, die je auf Erden erschien, ihn zu nennen uns gelehrt hat: unser Vater im Himmel.

Man kann sich des bangen Gedankens kaum erwehren, daß jenes Urrecht wider ihn gerichtet ist, so daß freies Denken schließlich auf das Recht des Willens hinauskäme, ihn wider bessere Einsicht zu läugnen: sein „nicht zu achten". Wir erörtern Gedanken und öffentliche Meinungen, Definitionen und deren Consequenzen; über Einzelne zu urtheilen oder irgendwie persönlich zu werden, liegt uns durchaus fern.

Aeußerungen von katholischer Seite, die gegen die Denkfreiheit gerichtet sind, pflegt man die Einschränkung hinzuzufügen, daß die unbegrenzte Denkfreiheit als Uebel bezeichnet wird, d. i. jene zumal, welche den Atheismus in Wort und Schrift freigibt. Aber alle Vorsicht von unserer Seite kann nicht verhindern, daß bei bloßer Erwähnung dieser Frage die Grundwellen der Leidenschaft sich zu zornigen Drohungen aufbäumen; ein andermal haben sie zur Folge, daß mit „vornehmer Ruhe" erklärt wird: Es ist zu spät; wir, die führenden Geister der Nation, sind in corpore für den Atheismus. Hat doch jüngst bei einer akademisch hochofficiellen Gelegenheit ein Universitätsprofessor behauptet[1], den Atheismus von der Lehrfreiheit ausschließen bedeute die Erledigung fast aller Lehrstühle an den Facultäten aller deutschen Universitäten. Das ist nun freilich thatsächlich unseres Erachtens weder wahr noch gerecht, kann aber jedenfalls als qualificirtes Zeugniß und fachmännisches Gutachten nicht wohl einfachhin abgelehnt werden.

Die Ergänzung der Denkfreiheit, ihre sociale Expansion, ist die eben erwähnte Lehrfreiheit.

Alle Verbreitung von Ideen ist eine sociale Function, und wenn diese Ideen die Weltanschauung betreffen, eine solche von höchster Wichtigkeit, allgemein menschlichem Interesse und verantwortungsvoller Tragweite. Das gesprochene Wort wirkt unmittelbarer; die höchste Kraft des Geisteslebens, die Ueberzeugung, vibrirt darin. Aber auf weitere Kreise und über den Tod des Sprechers hinaus wirkt das gedruckte Wort. Wie immer nun

[1] „Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert" von Prof. Dr. G. Kaufmann. Leipzig 1898. „Dieser Vortrag ist auf dem fünften deutschen Historikertag am 13. April 1898 in Nürnberg ... auf Grund von Stichworten frei gehalten und konnte deshalb nicht wörtlich genau zum Abdruck gebracht werden" (S. 2). S. 35: „Man fordert die Beseitigung der Atheisten aus der Reihe der Universitätslehrer.... Würde mit diesem Satze Ernst gemacht, es würden von den Docenten, die zur Zeit an deutschen Universitäten lehren, in den philosophischen, juristischen und mediciniſchen Facultäten nicht viele übrig bleiben, und auch manchem Theologen würde man aus seinen Schriften den Proceß machen können."

Weltanſchauungen verbreitet werden mögen, durch Wort oder Schrift, ſtets iſt der Zweck der, daß aus der Ueberzeugung eines Einzelnen die Ueberzeugung von vielen werde.

Deshalb beſagt Lehrfreiheit mehr als Denkfreiheit. Dieſe iſt zunächſt ein philoſophiſches, erkenntnißtheoretiſches Problem, jene zugleich ein ſociales. Deshalb bedeutet ſchrankenloſe Lehrfreiheit mehr als ſchrankenloſe Denkfreiheit. Die Denkfreiheit iſt ſchrankenlos, wenn ſie jede Läugnung der religiös-ſittlichen Wahrheiten (das iſt es ja doch, was zumeiſt dabei herauskommt) als ihr Recht beanſpruchen darf; die Schrankenloſigkeit freier Lehre bezieht ſich aber nicht bloß auf das, *was* gelehrt wird, ſondern auch auf die *zu belehrenden Kreiſe*; unbegrenzte Lehrfreiheit in Sachen der Weltanſchauung bedeutet die Verbreitung der Religionsloſigkeit durch die Geſamtheit der menſchlichen Geſellſchaft hindurch.

Da wir hier genöthigt ſind, die ſo empfindliche Saite der Lehrfreiheit zu berühren, möge die Verſicherung geſtattet ſein, daß wir die Dinge lediglich ſo betrachten und nehmen, wie ſie liegen und ſind, aber nicht daran denken, Vorſchläge zu machen, wie es etwa „anders werden könnte“. Und damit man uns das wirklich glaube, rücken wir mit dem perſönlichen Geſtändniß heraus, daß wir gar keine wiſſen. Um Vorſchläge oder etwas dergleichen machen zu können, muß man aus einer beſtimmten Lage einen unter den gegebenen Umſtänden möglichen Ausweg ſehen; wir ſehen aber keinen. Das aber ſind wir wohl im ſtande zu ſagen, warum es unſeres Erachtens keinen Ausweg gibt.

Belehrung erfolgt durch Wort *und Schrift*; die Lehrfreiheit bedarf der Ergänzung durch *Preßfreiheit*. Unter der Flagge der Preßfreiheit werden aber auch hunderttauſend Dinge von Stapel gelaſſen, die mit Belehrung nichts zu thun haben.

Unterſcheiden wir die beiden großen Gebiete der Literatur: das eine umfaßt alles, was belehren will, fachwiſſenſchaftliche oder populärwiſſenſchaftliche Literatur; das andere alles, was erfreuen, ergötzen, unterhalten will, die ſogen. „ſchöne“ Literatur.

Faſſen wir nun auf beiden Gebieten jene modernen Richtungen ins Auge, welche erſtens ſchrankenloſer Freiheit am meiſten bedürfen, welche zweitens die größten moraliſchen Fernwirkungen und Maſſenwirkungen zu erzielen geeignet erſcheinen, thatſächlich erzielt haben und fürderhin erzielen werden. Auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete deckt die Lehrfreiheit und Preßfreiheit alle Verbreitung von Religionsloſigkeit; auf dem Gebiete der

n" Literatur ſchützt die Preßfreiheit auch die Maſſenverbreitung all erſten Ausartungen des ſogen. Realismus, Naturalismus, Verismus, rt und in Bild, mögen nun alle die „freien" Romane und No- und Dramen für „freie" Bühnen noch auf dem Standpunkte ſtehen, s Laſter das Allerergötzlichſte ſei, oder ſchon da angelangt ſein, daß lgen der Laſterhaftigkeit noch intereſſanter ſeien als dieſe ſelbſt.

us dem gegenwärtigen Betrieb dieſes Zweiges der „ſchönen" Literatur ſich nun zwei Thatſachen, die unſerer Meinung nach unläugbar id auch gar nichts Erſtaunliches haben, weil ihre Gründe am Tage ebenſo wie die Geſetze, nach denen ſie kommen mußten.

ie erſte Thatſache iſt, daß ſolche „Freiheit" bezw. publiciſtiſche Un- eit ſich immerfort und unaufhaltſam ſteigert.

as Geſetz von Nachfrage und Angebot waltet hier in der That wie um. Nachfrage nach — wir müſſen uns euphemiſtiſch ausdrücken — vir: nach ſtarkem Pfeffer veranlaßt das Angebot, wo dieſes nicht eht. Iſt er conſumirt, entſteht Nachfrage nach ſtärkerem, und ſo Das iſt ja das Elend der Morphiniſten, daß ſie unaufhörlich ſtärkere iufigere Injectionen zu nehmen ſich unwiderſtehlich getrieben fühlen. enußfähigkeit des ganzen Menſchen nach ſeiner ſinnlichen Seite ſteht t umgekehrtem Verhältniß zu der Stärke und Häufigkeit der Genüſſe, zugemuthet werden; die Fähigkeit, zu genießen, wandelt ch Ueberdruß, Ekel, Erſchöpfung allmählich um in Unfähigkeit, nießen. Es iſt wie die Rache der Seele an den Sinnen und Nerven, eſe ſchließlich verſagen und ſiech werden. Der Drang nach Glück in der geiſtigen Seele und hat daher ſeine hohen Anſprüche, ſeine ichkeit. Wo immer das Glück im Sinnengenuß allein geſucht wird d in Bezug darauf beſteht kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen ium oder der Unſittlichkeit in Wort und Bild —, dort zwingt die ichkeit des Glückſeligkeitsdranges beſtändig nach Stärker und Mehr äufiger, worüber die beſchränkte Genußfähigkeit der Sinne und der zunächſt überreizt wird, um dann zu erſchlaffen. Und ſo wird der ſein eigener Henker — oft genug auch der ſeiner Nachkommen. Man ſo viel von erblichen Belaſtungen mit Neuroſen und womit nicht och, weil ſie eben ſo maſſenhaft vorkommen. Im Leben der In- n kann dieſes pſychophyſiſche Geſetz unaufhaltſamer Steigerung aus denen Gründen Ausnahmen unterliegen oder durch Umkehr außer geſetzt werden; aber im ſocialen Leben muß es wirkſam ſein, ſobald

Maſſennachfrage und Maſſenangebot in vollſter Oeffentlichkeit vor ſich gehen und alles, was ſtärker iſt als alles Bisherige, ein Maſſenpublikum findet.

Uebrigens iſt bei dem gegenwärtigen Stande der gedachten Literatur der Grad oder die Intenſität des „Naturalismus“ nicht das eigentlich Kennzeichnende. Was könnte überhaupt ſcheußlicher ſein als viele Erzeugniſſe der Aufklärungs- oder der pſeudo-humaniſtiſchen Literatur? Auch wiſſen wir ſehr wohl, daß ſelbſt im Mittelalter unglaubliche Licenzen vorgekommen ſind. Die heutige Eigenart fügt aber zu dem böſen Inhalt noch weiteres hinzu: zuvörderſt die Schamloſigkeit offenſter Publicität in den Begleiterſcheinungen an Annoncen, Placaten, Reclamen, techniſch vollendeten oder doch „merkwürdigen“ Illuſtrationen; ſodann den Phariſäismus, der die „Kunſt“ vorſchützt; ferner die grenzenloſe Verbreitungsfreiheit bis in die unterſten Volksſchichten und bis in das jugendliche Lebensalter, an die Grenze der Kinderſtube; endlich zweifelloſe Wirkungen des geſamten Urſachencomplexes, nämlich deutliche Spuren pſychophyſiſcher Raſſenentartung, die in epidemiſcher Pſychopathie, zahllos abgeſtuften Neuroſen, immer häufigerer Paralyſis und andern ähnlichen Krankheiten auch deshalb als ſolche zu Tage tritt, weil dieſe übeln Dinge faſt durchgehends erbliche Zuſtände ſind.

Maſſenhafte Producte der „ſchönen“ Literatur, in dem bewußten Charakter einander überbietend, laſſen dieſe erſte Thatſache unaufhaltſam anſteigender Unſittlichkeit klar zu Tage treten.

Die zweite Thatſache beſteht darin, daß unter den gegenwärtigen Verhältniſſen wenig Dinge ſo vollkommen ausſichtslos ſein dürften als alle Bemühungen, hierin Wandel zu ſchaffen.

Welch ein Hohngelächter geht durch die „freie“ Preſſe, wenn irgendwo irgend ein ſchüchterner Verſuch gemacht wird! Und was würde es erſt geben, wenn das Wagniß einer durchgreifenden Maßregel auch nur geplant würde? Die öffentliche Meinung iſt eine Weltmacht geworden, und was ſie unerträglich findet, vermag keine einzelne Großmacht durchzuführen. Alle Gegenmaßregeln ſind überdies unwirkſam, weil ſie gar leicht umgangen werden können und dazu für das, was ſie bekämpfen wollen, zumeiſt noch Reclame machen. Endlich iſt es eine Unmöglichkeit, durch ſtaatliche Maßregeln oder Maßregelungen dem Uebel beizukommen, geſchweige es an der Wurzel zu faſſen. Die betreffenden Strafgeſetze, über welche die Staaten verfügen, ſind dem beregten Uebel gegenüber wie das Gewehr in der Hand des Sonntagsjägers. Das jagdbare Wild braucht ſich nur

hier und da in acht zu nehmen und kommt zumeist mit dem Schrecken davon. Geschieht aber wirklich einmal etwas Außerordentliches, so wird das schmerzliche Erstaunen des erlegten Wildschweines noch übertroffen durch das bestürzte Erstaunen des „glücklichen" Jägers. Und was die Censur betrifft, so ist keine andere überhaupt möglich als Präventiv- oder Repressivcensur. Erstere ist heute gerade so undenkbar, wie wenn der Staat etwa die Insectenvermehrung beaufsichtigen wollte; letztere wird zwar von vielen gründlich gehaßt, aber von niemandem ernstlich gefürchtet.

Aus der Nothwendigkeit, mit der das beregte sociale Uebel wächst, verbunden mit der Unmöglichkeit, ihm irgendwie Einhalt zu gebieten, ergibt sich eine Lage, aus der man schwer einen Ausweg finden dürfte.

Freilich, wenn die öffentliche Meinung davon durchdrungen zu werden begänne oder es doch wenigstens ertrüge, daß die religiös-sittlichen Grundwahrheiten als ein sociales Heiligthum, als sacrosanct angesehen würden und sociale Thätigkeiten, die zu deren Mißachtung verführen, als ein Frevel an der Menschheit, dann könnte man diese künftige Möglichkeit als Ausweg ansehen.

Hier tritt uns aber die Lehrfreiheit entgegen und verschließt diesen Ausweg vollkommen. Denn ihre vornehmste sociale Function ist Verbreitung von Religionslosigkeit.

So überaus wichtig alle Fachforschung für den Culturfortschritt ist, und so sehr auch der Werth hoher Geistesbildung geschätzt werden mag, es kann doch keine einzelne fachmännische Ausbildung noch hochgesteigerte geistige Cultur ein sociales Interesse sein, das alle gleichmäßig angeht, noch deren weitestmögliche, schrankenlose Verbreitung eine allgemeine sociale Aufgabe. Wohl aber gilt dies im vollsten Sinne von der Weltanschauung. Diese ist ein allgemein menschliches, sociales Interesse und für unbeschränkbare Verbreitung bestimmt; sie ist der gemeinsame Boden alles socialen Lebens; sie zu verbreiten, ist eine ebenso unausbleibliche und unerläßliche als folgenschwere sociale Thätigkeit.

Wie nun die Denkfreiheit wesentlich das Recht auf Unglauben besagt, so erscheint die Lehrfreiheit vorab als Verbreitung von Unglauben.

Dadurch allein verfällt wiederum ihrerseits die Lehrfreiheit dem Verhängniß, daß auch sie eine hilflose Haltlosigkeit der socialen Zustände verursachen muß, aus der es keinen Ausweg zu geben scheint.

Sie verfällt zunächst dem Gesetze nothwendiger, unaufhaltsamer Steigerung.

Dieſe Fortſchrittsbewegung, die keine menſchliche Macht aufzuhalten vermag, verläuft ſo, daß zunächſt immer mehr von den Beſtandtheilen des „alten Glaubens“ geläugnet wird, bis nichts mehr übrig bleibt, was noch geläugnet werden könnte. Die jeweiligen Nachfolger, welche in Geiſtesfreiheit ihre Vorgänger ausſtechen wollen, müſſen weiter gehen als dieſe, gründlicher aufräumen; thun ſie das nicht, ſo ſind ſie überholter Standpunkt, rückſtändig oder gar rückläufig.

Iſt nichts mehr zu läugnen, ſo wird ferner erſtens die „Gewißheit“ befeſtigt, indem man die Läugnungen der religiös-ſittlichen Wahrheiten in immer wuchtigern Worten ausſpricht, welcher Fortſchritt ſchließlich zu den äußerſten Roheiten führen muß; zweitens werden immer rückſichtsloſer alle Conſequenzen gezogen. Deshalb iſt ja die Weltanſchauung der gemeinſame Boden des ſocialen Lebens, der tragende Grund aller ſocialen Ordnung, weil ſich aus ihr mit zwingender Klarheit ergeben muß, warum es Pflichten und Rechte gibt, die ohne Ausnahme für alle Menſchen gleich bindend ſind, worin das Glück menſchlichen Lebens beſteht, das die Anſprüche eines jeden zu befriedigen geeignet und jedermann ohne Ausnahme erreichbar iſt. Eigenthumsrecht, Ehe, Erziehung, Rechte und Pflichten der Obrigkeit in Bezug auf die Untergebenen, der Untergebenen in Bezug auf die Obrigkeit, der Eid als höchſte Bürgſchaft für die Erfüllung ſocialer Pflichten wie als Bürgſchaft für die Wahrheit gerichtlicher Ausſage — alle dieſe Grundlagen ſocialen Lebens wurzeln bekanntlich in der Weltanſchauung, und je radicaler dieſe geändert wird, um ſo gründlichere Arbeit hat die dann nothwendige „Umwerthung“ aller bisherigen Werthe und Umgeſtaltung aller Zuſtände zu leiſten. Deshalb iſt das anarchiſtiſche Nie Dieu ni maitre genau das, was man in der Logik ein Enthymem nennt: Kein Herr über alle, alſo ſchon gar nicht Herren über Einzelne. Ein gleiches gilt von Nietzſches: „Nichts iſt wahr, alles iſt erlaubt.“ Wenn nichts wahr iſt, dann iſt auch kein Geſetz wahr; dann kann kein Geſetz bindend, kann nichts verboten, alles muß erlaubt ſein.

Wenn nichts mehr zu läugnen übrig bleibt und alle Conſequenzen gezogen ſind, kann der Fortſchritt des freien Lehrens noch in die Breite und Weite gehen, alle Volkskreiſe durchdringen. Das freie Denken dringt hinab in die tragenden Schichten des Geſellſchaftslebens, in die unteren Volkskreiſe, und hinaus in deſſen Zukunft, indem es der Jugend nicht vorenthalten werden darf. Der Atheismus der Aufklärung war vorwiegend eine fürſtliche Poſe, gehörte zu vornehmer Art. Es konnte nicht ausbleiben,

ß er von da in die abhängige Welt der Beamten und Bediensteten hinab-
angte. In der unabhängigen Welt der Gelehrten, der Schriftsteller,
instler und Kapitalisten wurde der Atheismus die Zierde des liberalen
ourgeois. Keine, aber auch gar keine Macht der Welt konnte verhindern,
ß diese Weltanschauung bis in die Kreise der Proletarier sich ver-
eitete. Und wenn die Lehrfreiheit den Atheismus auf den Universitäten
r herrschenden Weltanschauung gemacht hat, so muß er auch die Mittel-
id Volksschulen erobern.

Hier sind wir nun bei dem Punkte angelangt, wo über die Männer
on Bildung und Besitz" erhebliche Angst kommt. Was diese ihnen ein-
bt, läuft etwa auf die nachstehende Weisheit hinaus: Wenn der Unglaube
s Proletariat beherrscht, so geht auf der Straße, wenn er die Jugend
herrscht, im Hause alles drunter und drüber; dem „Volke" also und der
reifen Jugend muß die Religion erhalten werden, — ob sie nun wahr
: oder nicht, denken die einen; ob sie gleich falsch ist, die andern. Das
eße aber offenbar die Heuchelei zum Princip der Volksbelehrung und der
ugenderziehung machen wollen, ein ebenso verwerfliches als aussichtsloses
eginnen. Es ist ein unverbrüchliches Menschenrecht, daß die Welt-
schauung für alle gleich, zudem für alle gleich verständlich sein müsse,
len gleich bindende Pflichten auflege, gleich erreichbares Glück darbiete.
in solches unverbrüchliches Menschenrecht läßt seiner nicht spotten. Vom
in socialen Standpunkte aus wird man sagen können, daß alle Privilegien
r privilegirten Stände des ancien régime, auf einen Haufen gelegt, nicht
naturwidrig, antisocial und inhuman gewesen sind als die schöne Blüthe
s Liberalismus, welche den Unglauben als das Privileg der Gebildeten an-
ht. Wie vollkommen unhaltbar diese sociale Schichtung nach entgegengesetzten
eltanschauungen ist, wurde ja bald genug offenkundig. Heute dürfte diese
einung so ziemlich abgethan sein. Die Volkshochschul-Curse u. a. zeigen das
utlich. Freilich weiß man nicht, ob man nicht hoffen soll, daß sie Er-
terungen über die eigentliche Weltanschauung möglichst aus dem Wege gehen
öchten. Denn uns ist es ganz unmöglich, einen Culturfortschritt und eine
ciale Wohlthat darin zu sehen, wenn etwa ein Schüler Haeckels die Welt-
schauung seines Lehrers in die weitesten Volkskreise zu tragen sucht und z. B.
e vollkommen denkfreien Worte des Meisters erklärt: die christliche Vor-
ellung von Gott sei die Vorstellung von einem „gasförmigen Wirbelthier" [1].

[1] Vgl. Haeckel, Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissen-
haft (3. Aufl. Bonn 1893) S. 33.

Wenn es nun aber ganz unmöglich ist, die Heuchelei zum Prin der Volksbelehrung und der Jugenderziehung zu machen, so erübrigt n daß die Weltanschauung der Denk- und Lehrfreiheit auch der socialen (samtordnung zur Grundlage diene und dem Jugendunterricht die Ri linien weise.

Diese Weltanschauung ist aber nichts als eine Summe von Lä nungen.

Die Aufgabe stellt sich demnach wie folgt dar. Aus den bloßen blanken Negationen von Gott, Seele und Unsterblichkeit sind in zwingen Schlußfolgerungen, die jeder versteht und denen keiner widersteht, folge Dinge abzuleiten: gewisse Pflichten und Rechte mit einem für alle Mens in allen Lagen bindenden Charakter, Aufschluß über die für alle gl Lebensaufgabe, das für alle erreichbare Lebensglück; mit einem Wort: Gesetze, nach denen alle Menschen lebenslänglich und unter allen ständen brav, friedfertig, liebevoll, gehorsam, glücklich sein müßten, sonders das „Volk" und die Jugend.

Die Freidenkerei vieler Generationen hat allgemach manche Zeitgeno mit solcher Denkschwäche belastet, daß man gefaßt sein muß, hierauf beliebten Gemeinplatz zu hören: „Als ob alle, die an Gott glauben, leb länglich brav, liebevoll und so weiter wären." Nein, meine geistrei Herren, nicht alle, die an Gott glauben, sind lebenslänglich brav und weiter. Aber daraus, daß sehr viele Kranke trotz ärztlicher Pflege ste folgern wollen, daß der Verzicht auf ärztliche Pflege Kranke gesund ma müsse, wäre doch etwas allzu freies Denken. Wir behaupten: Wenn der hohen Ausbildung der Alpinistik jedes Jahr in den Bergen so Unglücksfälle sich ereignen, wie viele würden erst geschehen, wenn alle sichtsmaßregeln fehlten! Denn Gründe der Vernunft sagen uns, ein nothwendiger logischer Nexus bestehe zwischen vernünftiger Vorsicht Steigerung der Sicherheit. Mit diesem Grundsatz ausgerüstet, sehen uns nun in der Welt der Thatsachen um. Bei gefährlichen Hochto wird entweder die nöthige Vorsicht beachtet oder nicht. Wird sie beac so verläuft die Sache entweder gut oder nicht. Jedesmal, wenn eine ge liche Hochtour, mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt, glücklich verläuft, wahrheitet sich zweifellos das Gesetz vom logischen Nexus zwischen Vor und Sicherheit. Verläuft sie aber trotz aller Vorsicht übel, oder führt sie zu einer Katastrophe, wäre es höchst thöricht, zu sagen, daraus ergebe daß gedachter logische Nexus eine Fabel sei und ohne alle Vorsicht

t gegangen wäre. Umgekehrt: wo Hochtouren ohne alle Vorsicht aus-
führt wurden und glücklich gelangen, wird niemand darin einen Beweis
für sehen wollen, daß zwischen tollkühner Verwegenheit und Sicherheit
1 logischer Nexus bestehe und kein solcher zwischen Vorsicht und Sicher-
it; wenn aber in solchem Falle ein Unglück eintritt, wird jedermann be-
chtigt sein, zu sagen: Es mußte so kommen.

Zwischen der Ueberzeugung vom Dasein Gottes einerseits, anderer-
its individueller Moral und socialer Ordnung besteht das gleiche Band
gischer Consequenz, ein logisch nothwendiger Zusammenhang wie zwischen
orsicht und Sicherheit. Wo neben dieser Ueberzeugung die individuelle
loral zu wünschen übrig läßt oder die sociale Ordnung schadhaft wird,
nn unmöglich die Ueberzeugung vom Dasein Gottes dafür verantwort-
ch gemacht werden. Wo aber das individuelle oder sociale Leben sich
ach den Normen, die der Theismus darbietet, gestalten, dort sind dessen
orzüge auf Gott zurückzuführen.

Sodann behaupten wir, zwischen dem Atheismus einerseits, anderer-
its individuellem Epikureismus oder socialer Anarchie bestehe ein logischer
exus wie zwischen Verwegenheit und Gefährdung der Sicherheit. Da-
ider bewiesen atheistische „Heilige" ebensowenig als atheistische Muster-
aaten; dawider bewiese nur eine klare Darlegung davon, wie aus bloßem
theismus sich nothwendig opferbereite Nächstenliebe ergebe und unbeug-
are Ehrfurcht vor dem Recht, oder wenigstens der Nachweis dafür, daß
ese sich aus jenem ergeben könnten. Noch einmal: vorsichtige Wanderer
ifft auch dann kein Tadel, wenn sie ein Unglück ereilt; tollkühne Wage-
alse aber, auch wenn sie davonkommen; keine Thatsache der Welt
rmag zu beweisen, daß Vorsicht Unsinn, Verwegenheit das Richtige sei.

Vielleicht wird die Bemerkung den Rückzug decken sollen: Demnach
äre die Ueberzeugung vom Dasein Gottes eine sociale Vorsichtsmaßregel?
Vir entgegnen: Für manche mag sie ein Rettungsseil sein; für uns ist
e eine Denknothwendigkeit und ein Herzensbedürfniß. Denknothwendig-
iten aber lügen nie, und Herzensbedürfnisse ebensowenig.

Vielleicht thun wir aber ungebundenem Denken Unrecht, wenn wir
ie Weltanschauung, die es hervorbringt, bloß als eine Summe von Läug-
ungen ansehen. Schaltet man aus dem Weltanschauungschaos der mo-
ernen Philosophie alle Systeme aus, deren Name durch vorgesetztes A sie
ls reine Negationen vorstellt, wie Atheismus, Agnosticismus, Akosmismus
. s. w., so bleibt doch noch manch positives „mus" übrig, wie Pan-

theismus, Monismus, Materialismus, tranſcendentaler Idealismus u. ſ. w. Schon gut; wie ſchlecht ſich dieſe miteinander in abstracto vertragen und wie noch viel ſchlechter in concreto, iſt bekannt; wir denken auch darauf noch zurückzukommen, obgleich Prof. Paulſen meint, nur ganz verbundene Köpfe könnten der modernen Philoſophie aus ſolch reich entfalteter Vegetation einen Vorwurf machen. Hier iſt bloß noch das eine zu bemerken: Wenn mehrere Freidenker in einer poſitiven Weltanſchauung übereinſtimmen, ſo mag dieſe Uebereinſtimmung ein Irrthum, eine Einbildung, ein Zufall, eine Verſchwörung oder was immer ſein. Eines iſt ſie gewiß nicht, nämlich die Wirkung einer zwingenden Nothwendigkeit, der ſie ſich unterwarfen. Denn ſonſt hätten ſie aufgehört, abſolute Freidenker zu ſein.

Ja im Grunde können Freidenker überhaupt gar nicht wiſſen, daß und ob die Begriffe und Urtheile, aus denen ihre Weltanſchauung beſteht, übereinſtimmen. Die Gleichheit der Begriffe und Urtheile, die zwei Freidenker in ihrem Verſtande haben, kann unmöglich durch unmittelbare Vergleichung conſtatirt werden. Denn niemand kann den Kopf eines andern aufſetzen, den Verſtand eines andern anziehen, um in den unmittelbaren Beſitz von deſſen Ideen zu gelangen; außerdem müßte er dazu noch gleichzeitig den eigenen Kopf und Verſtand behalten, um die Prüfung der beiderſeitigen Ideen auf ihre Gleichheit vorzunehmen, was allzuviel der Gymnaſtik wäre.

Will man die Gleichheit der Begriffe durch Dialoge zwiſchen den Freidenkern feſtſtellen laſſen, kann die Einſicht: „Wir haben gleiche Begriffe", das Ergebniß von Beſprechungen ſein? Aber ſie können ja nicht den Mund aufthun oder jedenfalls kein Sätzchen ſagen, ohne vorauszuſetzen, daß ſie gleiche Begriffe haben.

Wenn zwei Kinder ganz allein heranwüchſen, von denen das eine richtig ſähe, das andere blau für grün und grün für blau: wie könnten dieſelben, auf ſich allein angewieſen, jemals darüber ſich verſtändigen, ob das Gras grün oder blau ſei? Die Verſtändigung wäre unmöglich, weil deren Vorausſetzung nicht vorhanden iſt, daß beide normal ſehen.

Ebenſo iſt die Vorausſetzung aller Verſtändigung durch menſchliche Rede die, daß man mit gleichen Worten gleiche Begriffe verbinde; die Vorausſetzung hiervon, daß man irgend welche gleiche Begriffe habe. Steht das in Frage, oder iſt das zu beweiſen, ſo läßt ſich dies mit Worten, Reden, Dialogen ebenſowenig erreichen, wie durch Worte und Austauſch von Worten bewieſen oder gefunden werden kann, daß die Sprache über-

haupt und im allgemeinen irgend einen Sinn zu haben vermag oder zu haben pflegt.

Wenn nun die Gleichheit der Begriffe weder durch diese selbst und deren Vergleichung, noch durch deren äußere Zeichen, die Worte, bewiesen werden kann, woher kommt sie und unsere Gewißheit davon? Aus den Ursachen der Begriffe und Urtheile.

Nur diejenigen wissen, daß sie identische Begriffe haben, welche davon überzeugt sind, daß ein und das nämliche Object eine immer gleichartige Zwangsgewalt auf jedes Wahrnehmen ausübt. Durch ihre objective Realität üben die Dinge auf den Inhalt unserer Begriffe eine Zwangsgewalt aus, und durch ihre objective Evidenz die Thatbestände auf den Inhalt unserer Urtheile. Solche Zwangsgewalt anzuerkennen, ist aber Preisgabe des absoluten Freidenkerthums.

Selbst wenn jedoch die Denkfreiheit eine einheitlich positive Weltanschauung zu lehren vermöchte, so dürften trotzdem zwei Eigenschaften, die Paulsen den Systemen aller Philosophen bis auf den heutigen Tag, ja der Wahrheit überhaupt, beilegt, ausreichen, um die Denk- und Lehrfreiheit als lediglich verneinende Geister zu kennzeichnen. Die Wahrheit ist immer im Flusse und *stets*, auch heute, nur ein provisorischer Zustand [1]. Das ist die erste Eigenschaft. Hier kommt uns ein Wort von Wilhelm Wundt in den Sinn: nur das sei „Wissen", worin sich die Ueberzeugung eingeschlossen finde, daß *künftige Urtheile* das Wissen *nicht umstoßen können* [2]. Aus der ewigen *Wandelbarkeit* der Weltanschauung nach Paulsen und der bewußten *Unwandelbarkeit* alles *Wissens* nach Wundt ergibt sich, daß noch niemals etwas in diesen Dingen gewußt wurde, nicht heute gewußt wird, noch je gewußt werden wird, was Faust als „herzverbrennende" Einsicht bezeichnet hat.

Paulsen sagt ferner, die Kirche und die christliche Philosophie mit ihr befinde sich in dogmatisch gebundener Anschauung, weil sie „die Auskunft stets abgelehnt" habe, es gebe eine „doppelte Wahrheit", eine „religiöse" und eine (ihr entgegengesetzte, versteht sich) „wissenschaftliche". Danach wäre eine weitere Eigenschaft der Freidenker-Wahrheit, daß sie „doppelt" sein könne. Aber nein, die moderne Philosophie wird nicht von ferne mit doppelter Wahrheit auskommen, sie muß sie vielmehr dutzendweise auf Lager halten. Es läge nahe, sie nach den Hörsälen zu numeriren; aber

[1] Deutsche Rundschau Bd. 96, S. 191. [2] Logik I, 371.

auch das genügt ſchwerlich, es erübrigt Wahrheit von Fall zu Fall, von Stunde zu Stunde.

Aus proviſoriſchen Wahrheiten ergeben ſich proviſoriſche Pflichten und Rechte, aus doppelter Wahrheit zweifaches Maß und Gewicht für Pflichten und Rechte. Nur aus einer gleichen, bleibenden, zwingenden Weltanſchauung folgen gleiche, bleibende, zwingende Rechte und Pflichten; nur eine ſolche Weltanſchauung vermag bleibende Grundlage und zwingendes Band der ſocialen Ordnung zu ſein. Die abſolute Denkfreiheit aber und die ſchrankenloſe Lehrfreiheit müſſen als zerſtörende Mächte in das individuelle Leben, ſeine Richtung und ſein Glück, in das ſociale Gefüge, ſeinen Beſtand und ſeinen Frieden eingreifen: ſie können *nur* als ſolche wirkſam werden.

Unſer Standpunkt geht davon aus, daß die religiöſe und chriſtliche Weltanſchauung keine freigedachte iſt, ſondern im erklärten Sinne eine Denknothwendigkeit. Wie an die Denkfreiheit die Lehrfreiheit ſich anſchließt, ſo an die Denknothwendigkeit die Lehrnothwendigkeit. Und wie für die Freidenker, welche Tragweiten und Verantwortungen zu ſehen und zu wägen bedacht ſind, das „Volk" und die Jugend zur peinlichſten Verlegenheit werden müſſen, ſo vermeinen wir gerade dieſen das Beſte zu geben, was wir haben: unſere Ueberzeugungen, hohe Lebensaufgabe und hohes Lebensglück.

R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.

Die Controverſe über die Pulververſchwörung.

(Fortſetzung.)

II.

Daß der ſchlaue Staatsſecretär Jakobs I., Robert Cecil, in Vorbereitung und Stand der Pulververſchwörung eingeweiht war, lange bevor Lord Monteagle am 26. October 1605 den geheimnißvollen Brief ihm einhändigte, hat, wie vor 30 Jahren Hepworth Dixon, ſo auch jetzt P. Gerard aufs beſtimmteſte behauptet. „Es muß wohl beachtet werden," ſchreibt letzterer[1], „daß die Regierung, welcher man eine ſolch kindliche und

[1] What was the Gunpowder Plot? p. 77.

uldbare Einfalt zutrauen möchte, vielleicht die argwöhnischste und spürnasigste
ır, die je in diesem Lande die Herrschaft führte. Für die Aufrechthaltung
eser ihrer Herrschaft baute sie ja vorzüglich auf die gute Ausbildung und
Virksamkeit ihres Auskundschaftsapparates. Von einem frühern Staats-
cretär, Walsingham, hat P. Parsons einmal geschrieben, daß er ‚un-
meßliche Summen aufwandte für Spionage', und es kann kein Zweifel
in, daß sein jetzt im Amte befindlicher Nachfolger seine Griffe mit gutem
ewinn studirt hatte. Einem seiner Lobredner zufolge war dieser ein
Meister im Handwerk sowohl für auswärtige Spionage wie für die im
genen Land'."

Ueber das ganze Land hin arbeitete in der That ein vortrefflich aus-
ebildetes, seit Jahrzehnten bewährtes Spionirsystem, und der große Meister,
er uneingeschränkt über dasselbe verfügte, kannte in der Anwendung seiner
Mittel keine Scrupel irgend welcher Art. Die ganze Zeit seiner Amts-
ührung, vor allem die Reihe der großen Staatsprocesse, die unter ihm
eführt worden sind, erbringen dafür den Beweis. Es scheint demnach
ndenkbar, daß ein Complot, das durch mehr als $1^1/_2$ Jahre sich hinzog,
ı das viele eingeweiht waren, bei dem längst verdächtige Männer und,
ie Cecil selbst sich ausdrückt, „verzweifelte Existenzen" an der Spitze
anden und das in manchen Stücken dazu noch mit großer Unvorsichtig-
it geführt wurde, seinem Geierblicke entgangen sei. Warnungsbriefe, die
on verschiedenen Seiten, auch vom Auslande her, bei ihm einliefen, liegen
och vor[1]. Freilich Einzelheiten enthielten dieselben nicht; sie sprachen nur
on einem drohenden Complot der Papisten. Zum Theil kamen diese
Warnungen von erkauften Priestern im eigenen Land. Es war genug,
m Cecil vorsichtig zu machen.

Die Maßregeln, welche er unter solchen Umständen ergriff, geben zu
enken. Mehrmals vertagte er ohne greifbaren Grund das Zusammen-
eten des Parlamentes. Dagegen verschärfte er von Monat zu Monat
as Verfahren wider die Katholiken, welche in Wahrheit noch fast die
älfte der Bevölkerung ausmachten. „In der Zwischenzeit", so schildert
ingard[2] den Verlauf des Sommers 1605, „nahm die Verfolgung, welche
ahres zuvor begonnen hatte, täglich an Schärfe zu. Die nächtlichen
Haussuchungen, um Priester zu entdecken, wurden wieder aufgenommen

[1] *Gerard* l. c. p. 98 f.
[2] A History of England: James I., chapt. 1.

mit all dem Zubehör von Schädigung, Beschimpfung und Chicane, welche schon unter Elisabeth dabei hergebracht waren. Die Gefängnisse waren mit Gefangenen überfüllt; mehrere Missionspriester wie auch Laien wurden wegen Uebertretung der Kirchengesetzgebung hingerichtet, andere zum Tode verurtheilt. Der anglikanische Staatsclerus war unter Androhung von Kirchenstrafen gehalten, alle, welche innerhalb ihrer Pfarrbezirke die Theilnahme an ihrem häretischen Gottesdienst mieden, zur Anzeige zu bringen. Alle sechs Wochen war Gerichtstag, um die Anzeigen entgegenzunehmen und die Schuldigen zu verurtheilen. Die hergebrachten Strafen wurden mit einer so unerbittlichen Strenge zur Ausführung gebracht, wie man es in frühern Verfolgungen noch nicht erlebt hatte. Durch wiederholte Confiscation alles beweglichen Eigenthums und zweier Drittheile des gesamten Grundbesitzes wurden die Gottesdienstweigerer, welche dem guten Mittelstand angehört hatten, bis in den Boden hinein ruinirt. Um auch die höhern Klassen in gleiches Elend zu bringen, erhielten auf Anregung des Staatssecretärs die Bischöfe Befehl, die reichern und eifrigern Katholiken innerhalb ihrer Diöcesen zu excommuniciren, ihre Namen der obersten Staatsbehörde einzuliefern und den Proceß de excommunicato capiendo einzuleiten. Hierdurch verfielen die so Betroffenen der Gefängnißstrafe und dem Verlust aller bürgerlichen Rechte, unfähig, Schulden, Zins oder Schadenersatz gesetzlich einzufordern, Kauf oder Verkauf abzuschließen, durch Act oder Testament Güter zu übertragen. Um den Schrecken der Katholiken noch zu vermehren, wurde das Gerücht verbreitet, in der nächsten Session des Parlamentes sollten Maßregeln zur vollständigen Ausrottung des alten Glaubens gesetzlich vereinbart werden. Dieses Gerücht schien bestätigt zu werden durch beschimpfende Aeußerungen über die Katholiken, welche der König bei seinen täglichen Unterhaltungen hören ließ, durch die unheilkündenden Weisungen des Staatssecretärs beim obersten Gerichtshof (im Star-chamber) und durch die friedhässige Sprache des Bischofs von London in seiner Predigt bei St. Paul's Croß am 5. August."

Während so die Katholiken planmäßig zur Verzweiflung getrieben wurden, ließ Cecil in den Provinzen, namentlich den vorwiegend katholischen, militärische Vorbereitungen treffen zur sofortigen Niederwerfung jedes etwa versuchten Widerstandes. „Schon seit langer Zeit", schreibt Dixon[1], „waren Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden, und nur Verblendung ...

[1] Der Tower von London II, 163.

konnte den Augen Catesbys und Percys die Vorbereitungen, welche man traf, um ihr Spiel zu vernichten, verborgen halten. Schon während der Sommer- und Herbstmonate würden scharfe Augen eine ungewöhnliche Bewegung unter den Bürgermilizen bemerkt haben. In jeder Grafschaft waren die Truppen einberufen, die Compagnien verstärkt und die Waffen inspicirt worden. Die Statthalter in den Provinzen waren aufgefordert worden, persönlich diese Rüstungen zu überwachen, während in denjenigen Grafschaften, welche solche Beamte nicht hatten, die tüchtigsten Mitglieder des königlichen Rathes mit dieser Aufgabe betraut wurden. Hätte der feindliche Feldherr Spinola Kent bedroht, so würde es kaum größerer Rüstungen bedurft haben. In Warwickshire wurden die Vorsichtsmaßregeln mit besonderer Umsicht betrieben. Lord Compton, der königliche Statthalter, erhielt genaue Befehle von White Hall, Truppen und Waffen zu besichtigen und persönlich danach zu sehen, daß alles in Kriegsbereitschaft wäre. Edmund Nicholson, der berühmte Waffenschmied, wurde von London abgeschickt, um die Truppen in Warwickshire mit Flinten und Piken zu versehen; einige von den Soldaten wurden damals in der Nähe von Norbrook einexercirt."

Von solchen äußern Anzeichen jedoch auch abgesehen, trug die Enthüllung durch Lord Monteagles Brief das Gepräge des künstlich Gemachten zu offen an der Stirne, um sie ernst zu nehmen. Selbst Gardiner, welcher sie als die wirkliche Entdeckung der Verschwörung noch festhalten will, sieht sich genöthigt, den Vorgang als eine Theaterscene zu erklären. Nach ihm wäre jedoch der Zweck der Komödie gewesen, die Verschwörer von einer unheilvollen Sache zur rechten Zeit noch abzuschrecken und sie zu retten. Allein solche Deutung ließe das Verhalten unerklärlich erscheinen, welches die Regierung auf die Nachricht hin einzuhalten für gut fand. Fünf volle Tage vergingen, ehe der König von dem Briefe etwas erfuhr, und auch dann noch blieb die Regierung in starrer Ruhe und Unthätigkeit. Das war leicht erklärlich, wenn Cecil alles wußte und seiner Sache sicher war, unerklärlich aber und unverantwortlich, wenn er einem unbekannten und doch in nächster Nähe drohenden Complot gegen das Leben des Königs gegenüberstand. Er selbst fühlt sich daher auch genöthigt, dem Berichte, welchen er nach Entdeckung der Verschwörung, am 7. November, an die auswärtigen Gesandten richtete und welcher nicht unter die Augen des Königs kam, die bestimmte Versicherung beizufügen[1]: „Nicht als ob ich nicht aus-

[1] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 110. Auch im King's Book und andern officiellen Actenstücken wird zu verstehen gegeben, daß Cecil es an

reichend unterrichtet gewesen wäre, daß die meisten von diesen jetzt flüchtigen (Verschwörern) — die alle offenkundige Gottesdienstweigerer waren — mit noch vielen andern der gleichen Sorte eine Verschwörung unter den Händen hatten, um bei diesem Zusammentritt des Parlaments loszuschlagen." Diese Kenntniß muß aber, soll sie die Unthätigkeit der Regierung wirklich erklären, eine sichere und bis ins einzelne gehende gewesen sein. Dafür fehlt es auch nicht an einem positiven Anhaltspunkt. Am 9. November hatte man endlich mit Hilfe der Folter dem standhaften Guy Faukes die Namen aller Mitverschworenen abgerungen. Er hatte sie, darf man die erhaltenen Protokolle als echt ansehen, in zwei Gruppen getheilt: die fünf, die zuerst in der Mine arbeiteten, und die übrigen Mitwisser. Von niemand anders als von ihm konnte man überhaupt Aufschluß über diesen Sachbestand erhalten. Der einzige Zeuge außer ihm, Tho Winter, wurde erst am 12. November verhört und sprach sich nicht darüber aus. Und doch lag der Regierung um diese Zeit bereits eine Liste vor, welche die Verschwörer genau nach drei Klassen abtheilt: die fünf, welche zuerst in der Mine arbeiteten, die zwei, welche später zur gleichen Arbeit herangezogen wurden, und die übrigen, welche Geldbeiträge leisteten. Diese Liste, von welcher am 14. November den auswärtigen Gesandten eine Abschrift ausgefertigt wurde, ist noch jetzt erhalten; sie trägt keine Spur, welche sie als Protokoll eines Geständnisses oder einer Zeugenaussage erscheinen ließe. Dr. Gardiner[1], der ihre Entstehung am 10. November annimmt, muß selbst gestehen, daß wir heute „außer stand sind, die Quelle nachzuweisen, aus welcher diese genaue Kenntniß geschöpft sein könnte".

Gegen das Zusammenwirken all dieser Momente scheint Gardiners Beweisgang P. Gerard gegenüber keineswegs durchschlagend. Aus den Verhören, welche der Attorney General, Edward Coke, mit Faukes anstellt oder anstellen läßt, weist Gardiner zwar mit großem Geschicke nach, daß Coke über den wirklichen Verlauf der Verschwörung sich im dunkeln befunden habe. Allein dies zugegeben, so folgt daraus keineswegs, daß auch Cecil sich darüber im dunkeln befand. Er hat auch bei andern Staatsprocessen Coke absichtlich über manches im dunkeln

Wachsamkeit und Scharfblick nicht habe fehlen lassen und seit drei Monaten einen Complot gegen das Parlament auf der Spur gewesen sei. Nur den Plan im besondern habe er nicht gekannt; vgl. l. c. p. 109.

[1] What Gunpowder Plot was p. 47. 51.

gelassen[1]. Dies konnte seiner Politik vortrefflich dienen, konnte manches andere an den Tag bringen, was wissenswerth und verwerthbar war, und sicherte dem Staatssecretär eine Ueberlegenheit über seine Werkzeuge und Mitarbeiter, die für diese etwas Ueberwältigendes gehabt haben muß.

Die weitergehende Vermuthung, daß Cecil nicht nur mit dem Complot der Pulververschwörung seit langem bekannt, sondern auch dessen eigentlicher Anstifter oder wenigstens Ausgestalter gewesen sei, bezeichnet P. Gerard selbst nur als eine „wahrscheinliche". Er glaubt aber, daß zu einem solchen Verdachte schwerwiegende Momente vorhanden seien. Als Cecils Werkzeug dabei erscheint ihm Percy, dessen früherer Lebenswandel, mag auch die Anschuldigung wegen Bigamie des ausreichenden Beweises entbehren, jedenfalls kein sehr vertrauenerweckender war[2]. Auch Catesbys Persönlichkeit und Handlungsweise scheinen P. Gerard ein gewisses Mißtrauen in die Ehrlichkeit seiner Absichten zu rechtfertigen — wie es scheinen möchte, mit Unrecht. Mehr Anlaß zu Verdacht bietet allerdings Percy mit der notorischen Zweideutigkeit seines Wandels, seinen unklaren Beziehungen zum Hof und speciell zum Staatssecretär und seinem tonangebenden Hervortreten bei allen Unternehmungen der Verschworenen. Nimmt man hinzu die staatsmännischen Grundsätze und Gepflogenheiten Cecils, der selbst mitten unter den katholischen Priestern und bei den nächtlichen Gottesdiensten seiner müde gehetzten Opfer willfährige Werkzeuge wie Ausspäher zu finden und thätig zu erhalten wußte, so wird es schwer, den Verdacht auszuschließen.

Daß eine solche Vermuthung keineswegs als willkürlich oder weit hergeholt zu gelten habe, zeigt ein Brief aus London vom 10. December 1605, also fünf Wochen nach Entdeckung des Complots[3]: „Diejenigen, welche genauern Einblick (practical experience) haben in die Art, wie hier die Dinge vor sich gehen, betrachten es als ausgemacht, daß bei dieser Geschichte faules Spiel gespielt wurde und daß einige aus dem Staatsrathe im geheimen das Netz gesponnen haben, um diese armen Männer zu verstricken, gerade wie Walsingham als Staatssecretär es in andern Fällen gemacht hat."

---

[1] Vgl. Dixon a. a. O. II, 73 über den Proceß Georg Brookes: „Vieles wurde Coke vorenthalten . . . aber er erhielt Winke genug, daß Brookes Leben verwirkt sei. . . ."

[2] Vgl. Dixon a. a. O. II, 129.

[3] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 43.

Verstärkt wird dieser Verdacht durch zwei besondere Umstände. Die Zahl der Verschworenen war eine geringe; die Gefahr eines Volksaufstandes mußte als ausgeschlossen gelten; Cecil selbst erging sich, während die flüchtigen Verschwörer noch in Freiheit waren und sich zum Widerstand rüsteten, im wegwerfendsten Spott über den Wahnsinn ihres Beginnens. Er nannte sie „ein paar Hanswurste". Selbst gegen einen großen Volksaufstand wären die getroffenen Vorbereitungen zureichend gewesen. Es mußte daher ein leichtes sein, die wenigen, schlecht bewaffneten Flüchtlinge lebendig einzubringen. Stand die Regierung einem dunkeln Complot gegenüber, dessen Verzweigungen und dessen wirkliche Tragweite sie noch nicht kannte, so war es für sie von der höchsten Bedeutung, vor allem der Häupter habhaft zu werden. Daß aber Percy eines dieser Häupter sei, war fast die erste sichere Thatsache, die in der Nacht auf den 5. November offenbar geworden war. Gleichwohl geschah von seiten der Regierung nichts, um seiner Geständnisse und Enthüllungen sich zu versichern. Als drei Tage nach der Entdeckung endlich auf seine Einbringung ein Preis öffentlich ausgesetzt wurde, war das Häuflein der Flüchtigen von bewaffneter Macht bereits umzingelt. Fünf derselben wurden, wiewohl keiner von ihnen sich zur Wehr gesetzt hatte, durch Schüsse niedergestreckt, unter ihnen gerade die Häupter Catesby und Percy. Es war nur ein Zufall, daß der Schuß, welcher Tho Winters Schulter durchbohrte, und die Stichwunden, die man ihm beibrachte, diesem letzten Zeugen nicht auch noch den Mund verschlossen. Der Schütze, der, hinter einem Baum versteckt, seine Schüsse so gut gezielt hatte, wurde durch eine stattliche Pension für Lebenszeit belohnt. Für den Fall, daß Cecil durch diese feige Tödtung von verbrauchten Werkzeugen und unbequemen Mitwissern befreit wurde, ist seine Freude erklärlich; andernfalls aber konnte dieser Ausfall der Expedition weder dem Interesse noch der Ehre der Regierung entsprechend sein. Die Werkzeuge seiner Arglist mit in den Ruin ihrer Opfer zu verstricken, gehörte auch sonst zu Cecils Künsten[1]. Der berühmte Bischof von Dublin Peter Talbot, hat es daher 1658 in seinem Polititians Catechisme unumwunden ausgesprochen: „Es steht außer Zweifel, daß Percy und Catesby als man sie niederschoß, ganz gut hätten lebendig gefangen werden können Aber Cecil wußte wohl, daß diese zwei Unglücklichen über die Geschichte etwas weniger zu seinem Vortheil berichtet haben würden, als wie nachher

[1] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 153.

er selbst es öffentlich darstellen ließ. Deshalb wurden sie aus dem Wege geschafft, wiewohl sie außer ihrem Degen weder Angriffs- noch Vertheidigungswaffen hatten und daher leicht zu Gefangenen gemacht werden konnten."

Dies sprang so sehr in die Augen, daß die Regierung selbst es für geboten hielt, der öffentlichen Meinung in dieser Hinsicht Aufklärung zu ertheilen. Im officiellen Bericht im King's Book läßt sie sich darüber vernehmen[1]: „Wiewohl verschiedentliche Proclamationen des Königs mit aller nur möglichen Eile diesen Verräthern nachgeschickt wurden, um die Abscheulichkeit ihres blutigen Mordplanes bekannt zu machen und die Nothwendigkeit einzuschärfen, wenn irgend möglich, Percys Leben zu erhalten, so geschah es doch durch die weite Entfernung des Weges (die etwa 100 Meilen betrug)[2], den schlechten Zustand der Wege und die Kürze der Tage, daß die Liebe und der Eifer der guten Unterthanen des Königs der Eile seiner Proclamationen [durch Tödtung Percys und der übrigen Verschwörer] zuvorkamen."

Immerhin läßt aus solchen Indicien ein sicherer Schluß sich nicht gewinnen, zumal bei derlei Begebenheiten außerordentlich viel von kleinen Nebenumständen abhängt, welche zu controlliren wir nicht mehr in der Lage sind. Schwerer dürfte es in die Wagschale fallen, daß die Pulververschwörung genau in die Zeit fiel, wie es der Regierung erwünscht war, und genau so entdeckt wurde, wie es in ihre Pläne paßte[3], und an sich genau jene Ungeheuerlichkeit und Verabscheuungswürdigkeit zur Schau trug, wie die Regierung zur Rechtfertigung ihres Systems es brauchte. Die Absicht, auch den Clerus und namentlich die Jesuiten mit dem Complot in Verbindung zu bringen, gelang freilich nicht so leicht und nicht in der Ausdehnung, wie Cecil es wünschte[4]. Allein die Sache war doch fein genug

[1] *Gerard* l. c. p. 154.

[2] Diese Entfernung hinderte nicht, daß man in weniger als 24 Stunden in London über den Untergang der Verschwörer eingehende Kunde hatte.

[3] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 49 f.

[4] Cecil selbst schreibt darüber vertraulich (*Gerard* l. c. p. 181. 259): „Fast alle Angeklagten bestreiten mit aller Entschiedenheit, daß die Priester etwas von der Sache gewußt haben, und weigern sich aufs bestimmteste, als Ankläger gegen dieselben zu dienen, soviel man auch die Folter bei ihnen anwenden mag." — Die einzige Ausnahme macht der Diener Catesbys, Th. Bates, welcher in der Beicht gefragt haben will, ob sein Eid der Geheimhaltung ihn verpflichte, und vorgibt, in dessen Heilighaltung vom Beichtvater bestärkt worden zu sein. Das angebliche Geständniß, das erst nach dem Tode des Geständigen zum Vorschein kam, ist jedoch sehr verdächtig.

angelegt, um eine Verbindung schließlich herstellen und, auch solange sie noch nicht hergestellt war, eine solche behaupten zu können. Die Hauptsache war, die öffentliche Meinung oder vielmehr den Fanatismus des Volkes gegen die Katholiken bis zur hellen Gluth zu schüren. Welch geschickte Handhaben die Pulververschwörung dazu bot, zeigt die Rede des Attorney General bei der Gerichtsverhandlung am 27. Januar 1606[1]:

„Was den Inhalt der Anklage selbst betrifft, so ist derselbe so exorbitant, so alles übersteigend, und begreift er so vielfältige blutige und schauderhafte Verbrechen in sich, daß er gar nicht mehr erschwert werden könnte, sei es nach Ziel, Gegenstand oder Umstand. Eine dreifache Erwägung macht dies klar. Erstens handelt es sich um ein Verbrechen primae impressionis, d. h. sine nomine, ohne daß eine erschöpfende Benennung möglich wäre, d. h. eine solche, die irgend ausreichend wäre, es richtig zu bezeichnen, und die bei irgend einem Gesetzkundigen sich finden ließe, welcher je über Criminalrecht geschrieben hat. Die höchste Art von Verrath, welche diese nur ausdenken konnten, nannten sie crimen laesae maiestatis, d. i. ‚Verletzung der Majestät des Fürsten'. Hier liegt nun aber eine Art von Verrath vor, für den es einen passenden Namen nicht mehr gibt; denn er zielt nicht auf ‚Verletzung', sondern auf ‚Tödtung' des Königs ab, und nicht des Königs allein, sondern seines ganzen Königreiches, non regis, sed regni, d. i. auf Zerrüttung und Zerstörung der Verfassung und grundlegenden Einrichtungen dieses altberühmten und glorreich blühenden Königreiches, ja auf Ausrottung unseres Namens und unserer ganzen Monarchie. Zweitens ist es ein Verbrechen sine exemplo, nie dagewesen, weder in der Geschichte, noch selbst in der Dichtung, nicht einmal bei den großen Tragikern, die doch die ganze Kraft ihres Genies aufboten, möglichst gräßliche und schaudererregende Mordscenen zu ersinnen. Drittens ist das Verbrechen auch sine modo, ohne alles Maß, über allen Grad der Verworfenheit hinaus, vergleichbar der mathematischen Linie, welche theilbar ist ins Unendliche."

Damit hatte man endlich eine Beschönigung für das barbarische Strafverfahren, wie es seit Jahrzehnten schon an Priestern und andern treuen Katholiken nur um ihres religiösen Bekenntnisses willen so oft vollstreckt worden war und nach Cecils Wunsch in der Zukunft noch unerbittlicher vollstreckt werden sollte. Denn bisheran hatte eine solche widerliche Grausamkeit nicht verfehlen können, bessere Elements der Nation bis ins Innerste zu empören. Der Attorney General ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die entdeckte Verschwörung nach dieser Richtung hin auszubeuten[2]:

[1] A Complete Collection of State Trials and Proceedings for High-Treason I (4th edit. London 1776), 235.

[2] A Complete Collection of State Trials I (4th edit. London 1776), 248.

„Lassen Sie mich diese meine Rede beschließen mit einem Hinweis auf die underungswürdige Milde und Mäßigung unseres Königs. Diese Hochverräther haben alle ihre Vorgänger im Hochverrath an Schuld und Bosheit übersen. Demgemäß hätte crescente malitia auch die Strafe sich erschweren sen. Allein der König will das durch das Gesetz für Hochverrath bestimmte :afmaß nicht überschreiten, noch neue Foltern und Qualen für sie erfinden. hat vielmehr allergnädigst geruht, das gewöhnliche Gerichtsverfahren und die :tzliche Strafe ihnen zu gewähren, wenngleich dieselbe tief unter dem steht, s ihrem Vergehen gebührt. Und in der That ist auch schon die Strafe, welche s Gesetz für Hochverrath, oder was gleichbedeutend ist, für das crimen laesae iiestatis vorgesehen und angeordnet hat, einer eindringenden Betrachtung rth. Wenn der Hochverräther seinen geordneten Proceß gehabt hat, überführt d verurtheilt ist, so muß er zunächst vom Gefängniß zur Richtstätte geschleift rden als einer, der nicht mehr verdient, auf die Erde zu treten, aus der er nommen ist. Und wie er entgegen der Ordnung der Natur gehandelt hat, so ll er selbst rücklings geschleift werden, an den Schweif eines Pferdes festgebunden. nd da Gott das Haupt des Menschen als den obersten und höchsten Bestandeil geschaffen hat, als seine Zierde und seinen Stolz, so soll er geschleift werden, s Haupt nach unten, so dicht als möglich am Erdboden, weil unwürdig, die ie Luft zu athmen. Aus dem gleichen Grunde soll er alsdann gedrosselt werden, n Halse aufgehängt zwischen Himmel und Erde, als unwürdig beider oder auch r eines derselben, damit die Augen der Menschen ihn schauen und ihn verhten. Bei lebendigem Leibe noch soll er alsdann heruntergeschnitten werden....[1] eine Eingeweide und die innern Organe sollen aus seinem Leibe herausgerissen d verbrannt werden, nachdem er solch schauderhaften Verrath in seinem Innern pfangen und gehegt hat. Alsdann soll noch sein Haupt abgeschlagen werden, s solchen Anschlag ausgeheckt hat, und endlich soll sein Leib geviertheilt, die heile aber an belebten Plätzen öffentlich ausgehängt werden zum Anblick und bscheu der Vorübergehenden und zum Fraß für die Vögel der Lüfte."

Cecil persönlich, welchen die Entdeckung und Vereitelung der Verwörung als Retter des Vaterlandes erscheinen ließ, gewann durch diebe ungeheuer, nicht nur an Einfluß auf den König, sondern auch an opularität bei den Massen. Als ihn mit Rücksicht auf die hier erworbenen erdienste der König am 20. Mai 1606 durch Verleihung des Hosenandordens auszeichnete, gestaltete sich die Feier für den früher so wenig eliebten Staatssecretär zu einem großen Triumphe.

Gewiß ist also, daß die Pulververschwörung in der Gestalt, wie sie or das große Publikum gebracht wurde, sowohl Cecil persönlich wie der

[1] Die folgenden Worte über die weitere Tortur der Verstümmelung bringen die teuflische Grausamkeit des Verfahrens in einer so drastischen Weise zum Ausdruck, daß es nicht gerathen schien, sie hier wiederzugeben.

Regierung außerordentliche Dienste geleistet hat. Unabhängig von der einer Mitschuld des listigen Staatssecretärs am Entstehen und Au derselben glaubt daher P. Gerard noch die weitere Frage aufwer müssen, ob diese Gestalt, welche die officiell zubereiteten Berichte de schwörung zugetheilt haben, dem wahren Verlaufe der Dinge au spricht. In nicht wenigen Angaben dieser Berichte vermeint er sprüche zu erkennen; in den meisten Fällen stimmen die Zeitangaben s In Bezug auf eines der nächstliegenden Facta, die Festnahme de Faukes, herrscht die sonderbarste Verwirrung[1]; nicht ein Bericht hier mit dem andern. Die Pläne, welche den Verschworenen für de eines Gelingens des Complots zugeschrieben werden, erscheinen zu teuerlich, unfertig und undurchführbar, als daß man sie solch geri und welterfahrenen Männern glaubt zutrauen zu können. Ueberau fallend erscheint, daß niemand außer Sir Knyvet die großen Pul räthe — es sollen 36 Fässer gewesen sein[2] — mit eigenen Aug sehen, niemand von dem weitern Verbleib derselben etwas gehö Nirgends in den so zahlreichen und ausführlichen Verhören begegne der Frage nach der Herkunft dieser Pulvermasse, wann, wo und vo das Pulver sei geliefert oder angekauft worden; nirgends findet s Wort darüber, ob thatsächlich ein Theil des Pulvers durch Feuc unbrauchbar geworden sei, wie die Verschwörer es befürchtet hatten; ni eine Andeutung, wann und wie die Fässer aus dem Parlament seien entfernt worden, was doch ohne Arbeit mehrerer Menschen un Aufsehen nicht geschehen konnte. Ja selbst über die Zahl der Fäss das Quantum des Pulvers gehen die Berichte vielfältig auseinander gegen steht fest, daß noch am Tage der Entdeckung, um die Mittag des 5. November, die Lords direct oberhalb des furchtbaren Pulve zu friedsamer Berathung sich versammelten, und daß der zu so unhei Anschlage mißbrauchte Raum unterhalb ihres Sitzungslocales noch w der 70 nächsten Jahre ohne alle Aengstlichkeit als Magazinraum an leute vermiethet wurde.

Mit dem allem würde wohl stimmen, was der französische G in London gleich in den ersten Tagen nach der Entdeckung, jedenfal

[1] Vgl. Month XC (1897), 236 f.

[2] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 78. 79. Ein Höfli kobs I., Joh. Barclay, spricht in seiner Conspiratio Anglicana von „9000 des besten Pulvers". Month XC, 462.

r dem 9. November, an seine Regierung nach Paris berichtete[1]: der lan sei gewesen, daß, „wenn der Staatsrath mit noch einigen andern rds in ihrem Sitzungssaal beisammen wären, ein Faß mit Pulver unter mselben entzündet werden und der größere Theil der Anwesenden, wenn icht alle, in die Luft gesprengt werden sollten". Wenige Tage später, m 13. November, hatte man in den diplomatischen Kreisen in Paris die zuverlässige Nachricht" — so schrieb der dort stationirte englische Gesandtshafts-Attaché D. Carleton —, daß an dem ganzen Lärm nichts sei, oder och „nichts weiter als ein Faß mit Pulver, das man in der Nähe des ofes entdeckt habe".

Manches in den berichteten Vorgängen könnte dagegen geradezu nbegreiflich erscheinen, wenn wirklich die Pulververschwörung das geesen, als was man sie ausgegeben hat. Den Hauptnachdruck legt indes '. Gerard auf die Unvereinbarkeit und innere Unmöglichkeit dessen, was n officiellen Berichte über die Anlegung der Mine und die unterirdischen rbeiten erzählt wird. Sollte aber in einem Punkte, der mit so viel Gewissenheit ausgemalt wird, die Darstellung der Regierung sich als Lüge weisen, so würden auch die übrigen Theile des Berichtes alle Glaubürdigkeit einbüßen.

Auch Dr. Gardiner[2] muß zugeben, daß der unterirdische Gang, welcher rgeblich von Percys Wohnung zur Mauer des Parlamentsgebäudes gehaben wurde, zum allerwenigsten 7—8 Fuß in der Länge betragen habe. abei mußte derselbe Raum genug bieten, die Pulverfässer, Balken u. s. w. ndurchzuschaffen; um ihn anfangen zu können, mußte erst die Mauer im eller der Wohnung Percys oder das Fundament des Hauses selbst durchrochen, der Gang mußte im Innern durch Stützen und Holzwerk gegen instur gesichert werden. Das Ausgraben eines so langen Ganges ergab er ganz bedeutende Massen lockerer Erde; diese wie Steine und Schutt us der durchbrochenen Mauer mußten, ohne Aufsehen zu erregen, aus der gen Wohnung hinausgeschafft und anderswo untergebracht werden. Aber ur an einer einzigen Stelle, im Geständniß, das Faukes am 8. November bgelegt haben soll, ist hiervon die Rede, und dies in einer Weise, welche ie Schwierigkeit nicht zureichend löst. „Am Tage vor Weihnachten," so uten die Worte, „da sie eine Masse von lockerer Erde hatten, die aus

[1] *Gerard* l. c. p. 140, wo in der Anmerkung der Bericht des Gesandten urch gute Argumente gestützt wird.

[2] What Gunpowder Plot was p. 97.

der Mine kam, schafften sie dieselbe in den Garten des Hauses." Gardiner[1] selbst, welcher dem Tunnel wenigstens 8 Fuß Länge und je 5 Fuß in Höhe und Breite zuschreiben zu müssen glaubt, berechnet demgemäß die Erde auf 200 Kubikfuß. Dazu kommen noch die Steine aus der Mauer. Eine solche Masse konnte auch nach ihm nicht in einem kleinen Garten untergebracht werden.

Eine andere Schwierigkeit bietet die Natur der Arbeit, welche zu leisten war. Fünf Edelleute, von welchen keiner in Erdarbeiten erfahren war, sollen in 14 Tagen einen solchen Tunnel zu stande gebracht haben. Wohl hatte Faukes jahrelang als Soldat gedient und mag von Schanz- und Minirkünsten einige Kenntniß besessen haben. Man hatte ihn ja eigens mit Rücksicht auf seine Vertrautheit mit solchen Dingen ausgewählt[2]. Allein Faukes hatte außerhalb der Mine Wache zu halten und das Haus zu beaufsichtigen. Gleichwohl verlief alles ohne Unfall oder Aufenthalt, wie die leichteste Sache von der Welt. Die Mauer des Hauses verschwindet von selbst; man hört nichts vom Rutschen der Erde oder vom Einsturz der gegrabenen Höhlung, noch auch vom Eintreten des Wassers wenigstens zur Zeit der Fluth; und doch führte der Lauf der Themse in ziemlicher Nähe vorüber, und das Parlamentsgebäude lag nicht hoch.

Das Auffallendste aber ist, daß trotz der vorgeblichen Geständnisse niemals irgend jemand diesen unterirdischen Gang oder auch nur Spuren von demselben entdeckt oder bezeugt oder näher beschrieben hat. Auch an der Mauer des alten Parlamentsgebäudes, das später bloßgelegt, dessen Fundamente entfernt, aber vor der Entfernung noch untersucht und beschrieben wurden, hat man jene denkwürdige Oeffnung nicht gefunden, welche die sieben Verschworenen bis in die Mitte der drei Meter breiten Grundmauer geschlagen hatten. Ebensowenig ist bekannt, daß bei einer genauern Durchsuchung der Wohnung Percys Spuren von Verletzung der Mauer oder von einer unterirdischen Arbeit irgend welcher Art wären entdeckt worden. Im Gegentheil muß es als feststehend angenommen werden, daß weder vor noch nach den angeblichen Geständnissen etwas dergleichen vorgefunden wurde.

[1] L. c. p. 103: vgl. Month XC (1897), 239.

[2] Tho Winter wenigstens referirt den Auftrag Catesbys (*Gardiner* l. c. p. 60): Withal, you may bring over some confidant gentleman such as you shall understand *best able for this business*, and [he] named unto me Mr. Faukes. Zuvor hatte Winter geltend gemacht (l. c. p. 59): want of one to carry the mine.

Dabei erscheint es fast unglaublich, daß diese sieben vornehmen Herren, welche zum Theil der eleganten Gesellschaft der Hauptstadt angehörten, eine solch herkulische Arbeit sollten auf sich genommen haben, ohne von dem Gewölbe etwas zu wissen, welches in ihrer allernächsten Nähe unter dem Hause der Lords sich hinzog und welches sie ja zu unterwühlen im Begriffe standen. Dieses Gewölbe war an Privatleute zu Geschäftszwecken vermiethet und war allen zugänglich, die Kohlen kaufen wollten. Es lag in der nächsten Nachbarschaft von Percys Wohnung, und doch hatten sie von demselben keine Vorstellung. Erst durch das Geräusch der beim Kaufe eingeladenen Kohlen über ihren Häuptern werden sie auf diesen äußerst wichtigen Umstand aufmerksam.

Aber während sie bei ihrer angestrengten Arbeit in der Tiefe für ein wenig gewaltsames oder intensives Geräusch so feinhörig sind, konnten sie ganze Wochen hindurch Erde ausgraben, Stützen einrammen, Balken befestigen, an dicken Mauern herumhauen und -bohren, ohne daß die Erde den Schall weitergeleitet, ohne daß jemand in der Nachbarschaft oder die Verkäufer über ihren Köpfen etwas vernommen oder Verdacht geschöpft hätten.

Endlich werden solche außergewöhnliche Vorräthe von Schießpulver in einem über der Erde liegenden Raume untergebracht, zu welchem drei Eingänge führen, deren einer nur unter der Controlle der Verschwörer stand. Mehrere fremde Personen konnten zu jeder beliebigen Zeit diesen Raum betreten und die vornehmen Herren bei ihrer Arbeit sehen, wie sie mit Reisigbündeln und Holzscheiten die 36 Pulverfässer bargen und Steine und Eisenbarren darüber deckten. Und dieser Raum mit seiner gefährlichen Befrachtung wurde monatelang ohne jede Beaufsichtigung, ohne jede Controlle gelassen, fremder Neugierde zugänglich, während die Verschwörer hunderte von Meilen entfernt waren!

Um diese Schwierigkeiten noch lebhafter zum Verständniß zu bringen, hat P. Gerard nach zeitgenössischen Abbildungen des ehemaligen Parlamentsgebäudes Pläne und Grundrisse anfertigen lassen und hat gegenüber unrichtigen Localtraditionen überzeugend die Stelle nachgewiesen, wo das von Percy gemiethete Haus in Wirklichkeit gestanden haben muß[1]. Er glaubte auch behaupten zu können, daß noch eine ziemliche Anzahl bewohnter

[1] P. Gerards Resultat wird durch seinen Gegner Dr. Gardiner (What the Gunpowder Plot was p. 77) bestätigt.

Häuser in der Nähe, daß von Percys Haus zum Hause der Lords immerhin noch einige Entfernung und daß bis zur Themse ein ansehnlicher Weg gewesen sei.

Dr. Gardiner seinerseits hat nach bedeutend spätern, aber, wie er glaubt, genauern Abbildungen die Localitäten reconstruirt. Nach ihm lag die Seite des Parlamentsgebäudes mit Percys Wohnung ziemlich einsam und verödet; die Themse war weit näher als nach der Annahme P. Gerards. Auch weist Gardiner in der Nähe ein unbebautes Grundstück nach, wo füglich die aus der Mine zu Tag geförderte Erde abgelagert werden konnte. Gegen die Annahme einer ganz vereinsamten Lage von Percys Wohnung hat P. Gerard hinwieder triftige Momente geltend gemacht; es steht außer Zweifel, daß noch eine Anzahl anderer Personen in Percys nächster Nachbarschaft Wohnung hatten. Im übrigen jedoch scheint Gardiners Reconstruction sehr annehmbar und gibt eine überraschend gute Erklärung der verschiedenen Ortsangaben in den Berichten. Allein über wahrscheinliche Vermuthungen kann man im einzelnen nicht mehr hinauskommen, und selbst alle diese Vermuthungen als feststehend zugegeben, sind die Einwürfe und Schwierigkeiten P. Gerards damit nur zum kleinsten Theile gelöst. Gardiner selbst gesteht dies zu. Bei der unsichern Kenntniß, die wir von den Oertlichkeiten, und bei den dürftigen Angaben, die wir über die Vorgänge haben, wird es auch unmöglich sein, dieselben je befriedigend zu lösen.

Unberechtigt wäre es jedoch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß somit die Sache selbst unmöglich gewesen und der Bericht sicher erlogen sei. Geringe Besonderheiten der örtlichen Verhältnisse konnten ausreichen, um alles das möglich zu machen und selbst leicht möglich zu machen, was dem, welcher mit den Besonderheiten des Ortes nicht bekannt ist, unausführbar erscheint. Zwar werden solche eigenthümliche Ortsverhältnisse nicht angedeutet. Dessen bedurfte es aber auch nicht bei einer Sache, die jedermann offenbar oder zur Prüfung zugänglich war; es läßt sich also daraus nicht schließen, daß solche günstige Ortsbedingungen nicht vorhanden waren. Das, was die Berichte bezeugen, konnte bei günstigen örtlichen Voraussetzungen jedenfalls geschehen, und wenn die Berichte äußerlich hinreichend verbürgt sind, so nöthigen sie zu dem Schlusse, daß die Eigenart der localen Verhältnisse solche Vorgänge zuließ.

Hier ist demnach mit allen Schwierigkeiten, welche P. Gerard geltend macht, nichts auszurichten. Nichts von all dem, was in dem officiellen Berichte sich findet, erscheint in der Weise unmöglich, daß es ein inneres

kriterium für die Fälschung des Berichtes abgeben könnte. Auch wäre es ganz und gar zwecklos gewesen, die Minen-Episode zu erdichten. Nicht das Graben der Mine, die von den Verschwörern selbst als unbrauchbar aufgegeben wurde, machte ja das Verbrechen aus, sondern die Anhäufung des Pulvers unter dem Hause der Lords mit der Absicht der Sprengung. Falls nur dieses nachgewiesen war, blieb eine weitere Ausschmückung durch die Geschichte der Mine ohne Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Der obere Nil und seine Erforschung.

Chartum ist wieder in den Händen der Europäer! Wie Ohrwalder[1] und Slatin Pascha[2] nach ihrer Flucht aus der Gefangenschaft der Mahdisten es vorausgesagt, haben sich dieselben mit dem Muthe des Fanatismus gewehrt, mußten aber dem kriegsgeübtern Feinde unterliegen. Zu Hunderten ließen sich die verblendeten Leute rund um die schwarze Flagge des Chalifa durch die Kugeln der Maximkanonen niederschießen, und so wurde die Schreckensherrschaft Abdullahis endgiltig zu Boden geschmettert[3]. Allerdings, die ehemalige Hauptstadt Gordons am Zusammenflusse des Blauen und des Weißen Nils ist nur mehr als ein Haufen zusammengestürzter Lehmhäuser aufgefunden worden. Aber das Hauptzugangsthor zu den sogen. Aequatorialprovinzen steht jetzt wieder offen.

Damit dürfte sich ein neuer, wenn auch anders gearteter Entscheidungskampf nahen. Ob es beim geographischen Entdeckungseifer, beim kaufmännischen Wettbewerb, beim diplomatischen Federkriege bleiben, oder ob schließlich noch einmal das Schwert über die Theilung und den Besitz der ungeheuern Ebenen des obern Nilbeckens entscheiden werde, läßt sich heute noch gar nicht errathen.

Jedenfalls dürfte es jetzt an der Zeit sein, wenigstens einen kurzen Blick auf die bisherige Erforschungsgeschichte des obern Nils zu werfen.

[1] Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan. Innsbruck 1892.

[2] Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig 1896. [3] Times, 7. Oct. 1898.

Wir werden daraus ersehen, wie das Nilproblem niemals aufgehört hat, die Wißbegierde, die Gewinnsucht und den Wagemuth der Menschen gleichmäßig zu reizen; welche Opfer und Anstrengungen die Erforschung auch nur eines Theiles der Oberfläche unseres Planeten erfordert und welch ein außerordentliches Feld der Thätigkeit sich jetzt am obern Nil dem Forscher, dem Kaufmanne und dem Feldherrn eröffnet.

Das Becken des obern Nils, d. h. das ganze Gebiet von Chartum bis zu den centralafrikanischen Seen, insoweit es seine Gewässer dem Nil zuführt, zeigt eine netzartige Verworrenheit der einzelnen Wasserläufe. Was hat der Kagera mit dem Kivira und der Kivira mit dem Bahr el Djebel eigentlich gemeinsam? Und welches Gewirr von Flüssen im Gebiete des Bahr el Gasal! Wir sehen nur, daß alle die Abflüsse von Seen und Sümpfen, die Ströme und Bäche einer tiefen Grabenrinne bald zueilen bald zuschleichen, bis endlich etwas südwärts von Faschoda nur ein einziger großer Strom daraus wird, der nunmehr die Kraft hat, die glühende Ebene bis Chartum siegreich zu durcheilen. Dieses Wassernetz südlich von Faschoda oder noch mehr die Stromzweige im Gebiete der großen Seen mit dem einzigen Namen „Nil" zu belegen, ist eigentlich nur ein geographischer Gebrauch.

So zeigt schon ein oberflächlicher Blick auf den Oberlauf des Nils, daß es nicht zu verwundern ist, wenn seine Quelle sich Tausende von Jahren dem forschenden Wanderer entzog, ja daß die Frage nach der eigentlichen Nilquelle heute noch nicht widerspruchslos gelöst ist.

Wenn wir uns zur Orientirung im obern Nilbecken umsehen, so ist es gut, zunächst zwei große hydrographische Systeme zu unterscheiden, nämlich das Plateau der großen Seen und die ungeheure Nilebene, die sich von Lado bis Chartum ausbreitet.

Das Seenplateau, dessen Areal 490000 qkm beträgt[1], theilt sich in das Gebiet des Victoria-Nyansa und das der beiden Albert-Seen, welche beide Gebiete durch den Kivira verbunden sind. Der Victoria-Nyansa nimmt mit etwa 68000 qkm zwei Fünftel seines gesamten Zuflußareals ein[2]. Die bis jetzt gefundenen Tiefen sind nicht unbedeutend. In der Speke-Bucht wurden 5—7 m, weiterhin mehr als 10 m[3], in der Ugowe-

[1] E. v. Martonne. Die Hydrographie des obern Nilbeckens. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XXXII (Berlin 1897), 303 ff.

[2] Stuhlmann. Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Kap. 30, S. 727.

[3] Baumann. Durch Massai-Land zur Nilquelle S. 143.

Bucht dicht an der Küste etwa 2 m[1] gelothet; südlich von Ukerewe will man sogar über 90, nördlich davon über 40 m gelothet haben. Die Mitte des Sees ist noch fast gar nicht erforscht. Im Norden und Süden ziehen sich Inseln das Ufer entlang. Die große Sesse-Insel Stanleys wurde durch die Aufnahme von P. Brard, aus der Gesellschaft der Weißen Väter, in mehrere Inseln aufgelöst und mit Uhr und Kompaß aufgenommen[2].

Die Zuflüsse des riesigen Sees kommen hauptsächlich aus Westen, Süd- und Nordosten. Im Westen strömt der als eigentlicher Quellfluß des Nils betrachtete Kagera[3]. Aus den drei Gebirgsflüssen Nyavarongo, Akenyaru und Ruvuvu sammelt er seine Gewässer. Alle drei sind wilde Ströme, deren Zuflüsse bald in sumpfigen Mulden, bald in wilden Schluchten dahineilen, mitunter auch in bedeutenden Wasserfällen zur Tiefe stürzen. So fand v. Götzen unter 2° 30′ zwei 5 m hohe Wasserfälle[4]. Der Ruvuvu ist nach Baumann[5] bei Ruanilo etwa 35 m breit und 3 m tief. Die Ufer sind 3 m hoch, können aber zur Regenzeit kaum die schäumende Wassermasse zurückhalten. Der Mittellauf des Kagera hat nur geringes Gefäll, flache, mit Papyrus bedeckte, sumpfige Ufer und zahlreiche Nebenseen[6]. Der Unterlauf hingegen neigt sich rasch gegen den See zu. Bei Kitangule ist der Fluß 60—90 m breit und 10—12 m tief[7]; durch einen 100 m breiten Papyrusgürtel eilt er mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 3—4 km dem Nyansa zu. Die braungelben Wasser des Kagera lassen sich von seiner Mündung, die bei 1° 5′ südl. Breite liegt, noch weit in den See hinaus verfolgen[8]. Es scheint sicher, daß der See früher eine größere Ausdehnung hatte; das ganze Thal des Kagera ist bis Kitunguru mit Anschwemmungsschichten überdeckt[9]. Dasselbe kann man im Süden beim Smith-Sund und Emin-Golf beobachten[10].

---

[1] *Pringle*, Geogr. Journal 1893 II, 137.

[2] Die Sesse-Inseln. Petermanns Mittheilungen 1895, S. 169.

[3] Als Nilquelle faßte ihn Baumann auf, der am 19. September 1892 am Ursprung des Kagera stand. Baumann würde also der erste Europäer sein, der die Quellen des Nils gesehen hat.

[4] Durch Afrika von West nach Ost S. 151.

[5] Durch Massai-Land S. 145.

[6] Stuhlmann a. a. O. S. 228; *Scott Elliot*, Geogr. Journ. 1894, p. 349 ff.

[7] *Stanley*, Through the Dark Continent I, 450.

[8] P. *Guillermin*, Revue Française 1894, p. 198.

[9] *Scott Elliot*, Geogr. Journ. 1894, p. 349 f.

[10] Schynse, Mit Stanley und Emin durch Deutsch-Ost-Afrika (Berlin 1894), S. 10; Peterm. Mitth. 1891, S. 219; Stuhlmann, Mit Emin Pascha S. 696.

Die südöstlichen Zuflüsse des Victoria sind mit dem Kagera gar nicht zu vergleichen. Da in ihrem Quellgebiet die Regenmenge eine viel geringere ist, versiegen sie während mehrerer Monate, und nur kleine Tümpel bleiben im Flußbette stehen[1]. Schon deshalb würde die Behauptung der Neuausgabe von Daniels „Handbuch", daß der Schimiju — auf den Karten Simiu — und nicht der Kagera als Nilquelle zu betrachten sei, hinfällig sein[2].

Die nordöstlichen Zuflüsse, welche größtentheils aus der gewaltigen Gebirgsmasse des Elgon kommen, werden in dem Sir und dem Nsoia gesammelt. Sie führen viel vulkanischen Schutt mit und bauen in dem See große Deltas auf[3].

Wenn man nun bedenkt, daß die jährliche Verdunstung auf etwa 30 cbkm berechnet wird[4], daß ferner der nach Norden ausfließende Kivira um ein Drittel den einfließenden Kagera an Wassermenge übertrifft, so ist ersichtlich, welch eine ungeheure Wasserzufuhr die tropischen Regen jährlich dem Victoria-See zu leisten haben, wenn sie sein Becken gleichmäßig gefüllt halten sollen.

Das Gebiet des Victoria-Nyansa und das der beiden Albert-Seen wird durch den Kivira verbunden. Er verläßt den Victoria über die 150 m breiten und 4 m hohen Ripon-Fälle[5]. Rasch eilt er dann über die Jsamba-Schnellen[6] einer an Sümpfen und Nebenseen, wie dem Gita Nsige und dem Kiodja, reichen Ebene zu. Mit der Wendung gegen Westen wird der Lauf wilder. Von den Karuma-Schnellen bis zu dem wunderschönen, 40 m hohen Murchison-Wasserfalle[7] fällt der Kivira 400 m, also auf den Kilometer 3—4 m, ab. Dann fließt er 500 m breit ohne besonders wahrnehmbare Stromgeschwindigkeit dem Albert-See zu[8].

Das eigenthümliche System der beiden Albert-Seen, welche in einen tiefen Grabenbruch eingesenkt sind und keinen bedeutendern Zufluß erhalten, umfaßt etwa 115 200 qkm, wovon auf die beiden Seen selbst

[1] Baumann, Durch Massai-Land S. 141; Fischer, Am Ostufer des Victoria-Nyansa; Peterm. Mitth. 1895, S. 4.

[2] Handbuch der Geographie I (1895), 562.

[3] *Pringle*, Geogr. Journ. 1893 II, 136.

[4] E. v. Martonne, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1897, S. 325 *C. W. Hobley*, Geogr. Journ. 1898, p. 362.

[5] *Speke*, Journal of the discovery of the source of the Nile p. 466.

[6] *Speke* l. c. p. 464.

[7] *Speke* l. c. p. 568; Baker, Der Albert-Nyansa S. 288.

[8] *Gordon*, Proceedings of the Roy. Geogr. Soc. 1877, p. 49.

8820 qkm entfallen. Die Verbindung stellt der Semliki her. Wie beim Victoria-See, sind auch hier mehrjährige Schwankungen des Wasserstandes anzunehmen. Während 1878 eine große Anschwellung von Wilson[1] festgestellt wurde, während in diesem Jahre in Lado Ueberschwemmungen in ungewohntem Maße eintraten[2] und auch der Tanganyika einen so hohen Stand erreichte, daß er einen Abfluß nach Westen gewann, berichtet Stuhlmann[3] nach Angaben Emin Paschas von einer Senkung, die 1888 etwa 3 m betrug, und glaubt, daß die Senkungsperiode sich bis 1891 erstreckte. Nach Gedge[4] sind die Eingeborenen von Kavirondo der Meinung, daß eine 25jährige Niveauschwankung stattfinde.

Der Kivira tritt bei der Nordostecke in den Albert-Nyansa ein, dessen Abfluß unter dem Namen Bahr el Djebel nach Norden strömt und das Seengebiet mit der großen Nilebene verbindet. Bis 14 km oberhalb Wadelai ist das Thal von hohen Wänden umrandet[5] und die Stromgeschwindigkeit sehr groß[6]. Plötzlich nimmt das Gefälle ab, das Thal erweitert sich, und der Fluß wird von mehreren Inseln in zahlreiche sumpfige Arme gespalten[7]. Bei Dufile beginnen wieder die Felspartien. Von Dufile bis Lado beträgt auf 200 km die Senkung 180 m, das mittlere Gefälle 1,20 m auf den Kilometer. Auf dieser Strecke sind 7 Stromschnellen bekannt[8]. Von Lado an wird der Fluß ruhig.

Nunmehr tritt der Fluß in das riesige mittlere Nilbecken. Aus einem Areal von 1 198 000 qkm, von denen 776 000 qkm westlich und nur 442 000 qkm östlich von der Hauptader liegen, zieht der Bahr el Djebel alle Wasser an sich. Die Ebene ist aber so flach, daß die meisten Flüsse in ihrem Unterlaufe fast gar kein Gefälle mehr haben, sondern nur ganz langsam der Centralmulde zuschleichen. Dadurch entsteht eines der merkwürdigsten Sumpfgebiete, welche man auf der Erdoberfläche beobachten kann. Sumpfige Nebenseen begleiten überall den Flußlauf. Die geringste Anschwellung genügt, um die Flüsse aus ihrem Bette zu bringen. Papyrus- und Ambatch-Wälder dehnen sich so weit aus, daß nur die Palmen, die

[1] Globus XXXIV (1878), 381.
[2] Junker, Reisen in Afrika II, 76; Marno in Peterm. Mitth. 1881, S. 421.
[3] A. a. O. S. 582.
[4] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. 1892, p. 323.
[5] Junker a. a. O. III, 496.
[6] *Gordon*, Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. 1877, p. 48.
[7] Junker a. a. O. S. 497.
[8] *Peney*, Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris VI (1863), 1 ss.

hier und dort stehen, in der trostlosen Wasserödе den festen Boden ver-muthen lassen [1].

Dadurch wird die freie Wasserfläche oft sehr verengert. So beträg nach Marno die Breite des Bahr el Djebel an dem Zusammenfluß mi dem Bahr el Gasal 50 m, die Breite des Bahr el Gasal unweit des Zu sammenflusses 100, etwas oberhalb 50, stellenweise nur 20 Schritte. Hie ist nun das Land der gefürchteten Grasbarren, Sedd (Sett) genannt Aus den verflochtenen, wurzelkräftigen Wasserpflanzen, welche mit Stau und Schlinggewächsen überdeckt und verbunden werden, entsteht ein fest Boden, der auf dem Wasser schwimmt. Diese schwimmenden Inseln werde beim Hochwasser den Strom hinabgeschleppt, häufen sich an den Biegunge und thürmen sich aufeinander, so daß der Fluß nach Breite und Tie verstopft wird. Selbst das beste Dampfschiff kann gegen diese Pflanzen schranke machtlos sein [2].

Nördlich von Gaba Schambe tritt der Bahr el Djebel unter de Namen Kir in eine Art Centralsenkung. Noch mehr als im Süden steh hier alle Zuflüsse durch Sickerwasser oder Seitenarme miteinander in Ve bindung. Nicht selten sind bei 60 000 qkm überschwemmt. So ist leicht glaublich, daß während der Regenzeit das Land sich in einen g waltigen, unpassirbaren Sumpf verwandelt [3].

Auf den Karten sieht man als linken Nebenfluß den Bahr el Gas einmünden. Derselbe ist nach Junker eine 214 km lange Reihe v Sümpfen [4], in denen man selbst während der Trockenzeit sehr selten fes gut erkennbare Ufer finden kann. Die großen Wassermengen des Ba el Gasal und des Kir-Gebietes kommen hauptsächlich aus dem Gebiete d Uelle-Wasserscheide, deren Erforschung wir vor allem Schweinfurth u Junker verdanken [5].

Auf der rechten Seite mündet in dieses Sumpfgebiet der Sobat, dess Unterlauf von Junker aufgenommen worden ist. Auch hier fand Marq de Bonchamps oberhalb der frühern ägyptischen Station Nasser einen u geheuern, von Seen durchsetzten Sumpf [6].

---

[1] Marno, Die Sumpfregion des äquatorialen Nilsystems, in Peterm. Mit 1881, S. 411 ff. [2] Peterm. Mitth. 1882, S. 121.

[3] Mason Bey, Peterm. Mitth. 1880, S. 379. [4] A. a. O. II, 70.

[5] Schweinfurth, Im Herzen von Afrika; Junker a. a. O.

[6] Die Expedition Bonchamps 1897/98. Compt. rend. Globus LXX (1898), 213.

Als einziger Abfluß des ganzen Kir-Gebietes zieht nun der Bahr el Abiad oder der Weiße Nil ohne jeden bedeutendern Zufluß durch die verbrannte Oede gegen Chartum. Sein Leben hängt ganz von dem Leben des Central-Sumpfgebietes ab[1]. In den regenreichen Jahren kommen die Grasbarren bis Faschoda, kleinere schwimmende Inseln bis Chartum. Sie ziehen immer am rechten, steilen Ufer dahin[2], wo der Fluß am tiefsten und die Strömung am stärksten ist.

In Chartum erscheint das Hochwasser im April. Grüne, übelriechende, an organischen Bestandtheilen überreiche Gewässer treiben gegen Norden. Sie kommen aus dem Sumpfgebiete des Kir, bestimmt, die Felder Aegyptens zu befruchten. Trostlose Oede rings umher auf dem Boden, den die Nilfluthen nicht berühren, Gedeihen in üppigster Fruchtbarkeit hingegen überall, wo sie hinkommen!

Das ist eine kurze Schilderung des obern Nils, welche eigentlich nur bezweckt, das Verständniß der Forschungsgeschichte nicht nur nach der Seite der geographischen Ausdehnung, sondern noch mehr nach der Seite jener ungeheuern Schwierigkeiten, die sich dem Forscher hier entgegenstellen mußten, etwas zu erleichtern.

I. Das Problem der Nilquellen im Alterthum.

Unbeantwortet haben wir aus der grauesten Vorzeit die Frage nach den Quellen des segenspendenden Nils ererbt. Zu einer klaren Erkenntniß des thatsächlichen Sachverhaltes ist man in der Vorzeit, soweit wir wissen, niemals durchgedrungen. Merkwürdig bleibt es uns aber doch, daß die Alten immer wieder auf den südlichen Ursprung, auf die Mondberge und auf die großen Seen zurückkommen. Ob sich die Phantastereien des einen oder andern geographischen Märchenerzählers noch so dicht vor die Wahrheit legen, immer wieder blitzen einige Lichtstrahlen durch[3]. Die völlige Aufklärung ist unserer Zeit aufbewahrt geblieben.

Geheimnißvoll wie das Steigen und Fallen des Vaters Nil war den alten Aegyptern auch seine Herkunft. In dem 146. Kapitel des sogen. „Todten-

[1] E. v. Martonne a. a. O. S. 337.

[2] Junker a. a. O. II, 53; Schweinfurth a. a. O. I, 59.

[3] Eine Orientirung bietet K. Ganzenmüller, *Ἡ ἀνατολικωτέρα τῶν λιμνῶν*. Zeitschr. für wissensch. Geogr. VIII (1891), 1—23; Klöden, System des obern Nil. Berlin 1856; Berghaus, Bergketten und Flußsysteme von Afrika. Geogr. Jahrb. von Berghaus II (1850), 1 ff.

buches", auf dessen Beziehung zu den Nilquellen zuerst Brugsch und Chabas in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache" aufmerksam gemacht haben, werden aufeinanderfolgend 15 Stationen besprochen, die der Verstorbene passiren muß [1]. Bei der 12. Station lautet die in Hieroglyphen beigegebene Erklärung: „Das 12. Thor. Es breitet aus die Göttin Isis ihre Arme, um sichtbar zu machen den Nil in seiner Verborgenheit." Doch neben dieser der andern Welt angehörigen Nilquelle hatten die alten Aegypter noch eine zweite, auf die irdischen Quellen sich beziehende Vorstellung. Dort, wo an der Südgrenze des alten Aegyptens zwischen Elephantine und Philä das vielverschlungene Wasserlabyrinth des ersten Kataraktes das Weiterkommen gehindert hat, suchte man auch den Ursprung des geheimnißvollen Stromes. So heißt es auf einer Inschrift im Tempel von Redesieh (14. Jahrhundert v. Chr.), daß in den von Sethos I. angelegten Wüstenbrunnen das Wasser hervorgequollen sei „wie in der Höhle der beiden Strudel von Elephantine". Und in einer Erläuterung zu einem Bilde auf Philä findet Dr. E. Meyer die Worte: „Der doppelt verborgene, der doppelt reine, welcher sich erhebt in Senem", d. h. Philä gegenüber auf der Insel Bigeh [2]. Diese mit den Götterſagen verwachsene Vorstellung von den Nilquellen hielt sich Jahrhunderte hindurch. Sie liegt der Erzählung des Herodot zu Grunde, in der er uns berichtet [3]: „Die Quellen des Nils aber vermaß sich keiner von den Aegyptern, Libyern und Hellenen zu wissen, mit denen ich ins Gespräch kam, außer in Aegypten in der Stadt Sais der Schreiber der heiligen Schätze Athenes. Jedoch schien mir derselbe zu scherzen, indem er sie bestimmt zu wissen behauptete. Er sagte aber dieses, es wären zwei Berge mit spitz zulaufenden Gipfeln, zwischen der Stadt Syene im thebischen Gebiete und der Stadt Elephantine gelegen, unter dem Namen Krophi der eine und Mophi der andere [4]; nun flössen die Quellen des Nils, eigentlich tiefe Schlünde, mitten aus diesen Bergen, und die eine Hälfte ströme nordwärts nach Aegypten hin und gegen den Nordwind, die andere Hälfte nach Aethiopien und gegen Süden. Daß aber die Quellen tiefe Schlünde seien, das, behauptete er, habe der König von Aegypten,

[1] Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegypten (Berlin 1887) S. 2 ff.

[2] Geogr. Inschriften II. Taf. 79.

[3] Geschichte II. Buch. Kap. 28.

[4] Für die beiden Namen Κρῶφι und Μῶφι hat Prof. Lauth die ansprechende Ableitung aus den Worten Ker-hapi „Nilstrudel" und Mu-hapi „Nilwasser" aufgestellt. Abhandlungen der Kgl. bayer. Akad. der Wissensch. I. Klasse, XIV. Bd., 2. Abth.; Ed. Meyer a. a. O. S. 4.

Psammetich, erprobt. Dieser habe nämlich ein Seil, viele tausend Klafter lang, geflochten und daselbst hinabgelassen, ohne auf den Grund zu reichen. Damit führte mich denn der Schreiber darauf, wenn anders dem so ist, wie er sagte, dort gewaltige Wirbel und Strudel zu vermuthen, so daß vor dem Stoße des Wassers an den Bergen das Senkblei nicht auf den Grund kommen konnte." [1] Daß man jedoch über die Nilquellen um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., als Herodot Aegypten bereiste, besser unterrichtet war, als der saitische Bericht es vermuthen läßt, erfahren wir aus Kapitel 29—31. Kapitel 31 heißt es: „So ist es mit Fahren und Gehen ein Weg von vier Monaten, daß man den Lauf des Nils über Aegypten hinaus noch kennt. So viel Monate nämlich ergeben sich, wenn man zusammenrechnet, wie lange einer braucht, wenn er von Elephantine zu den Automolen reist. Sein Lauf geht aber von Abend und Sonnenuntergang aus. Das Weitere vermag keiner sicher anzugeben, weil jenes Land wüste ist vor Hitze." Dann kommt Herodot auch auf die fünf jungen Nasamonen zu sprechen, die auf langer Irrfahrt zu einem Volk von Zwergen kamen, an deren Hauptstadt ein großer Fluß vorbeizog, und dieser Fluß, habe Etearchus hinzugefügt, sei kein anderer als der Nil. Diese Ansicht nimmt Herodot an, indem er sagt: „Und das hat wirklich seinen guten Grund; denn der Nil strömt aus Libyen her, so daß er Libyen mitten durchschneidet."

Merkwürdig ist die Annahme des Euthymenes, der im 4. Jahrhundert v. Chr. die Mündung des schon durch den Bericht des Karthagers Hanno [2] bekannten Senegal auffand und ihn als Fortsetzung des Nils, jedenfalls in engster Verbindung damit, ausgab. Er wußte das Steigen des Nils durch die einströmende Fluth des Atlantischen Oceans zu erklären. Damit spricht er die auch schon von Herodot [3] angeführte Meinung neu aus, daß man nämlich in Innerafrika von der Verbindung der großen Nord- und Westflüsse überzeugt sei.

Wenn wir nun den obern Nil nach Herodot und seinen unmittelbaren Nachfolgern zeichnen wollten, so würde er ungefähr von der Biegung des Niger quer durch den Sudan kommen und etwa bei Faschoda im rechten Winkel nach Norden umbiegen. So ist er denn auch reconstruirt

[1] Psammetich I. soll etwa 650 v. Chr. Männer ausgesandt haben zur Erforschung der Nilquellen; Athenäus VIII, 346.

[2] *Vivien de St. Martin*, Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité p. 22.

[3] A. a. O. Buch II, Kap. 33.

z. B. in Prof. G. Droysens „Allgemeinem historischen Atlas“ [1], in den Skizzen von H. Reed [2], in dem Aufsatze von Dr. Umlauft [3] und in vielen andern Arbeiten.

Sollte nun dieser von Westen kommende und nach Norden umbiegende Nil nicht der heutige Bahr el Gasal sein? Man könnte sich leicht vorstellen, daß die Alten wohl bis an das oben geschilderte Sumpfgebiet des Kir gekommen, aber dort durch die ungeheuern Schwierigkeiten gerade so gut aufgehalten worden seien, wie die Mehrzahl selbst der modernen Reisenden.

Der „Nil des Sudans“ verschwindet nun schon bei Aristoteles von der Karte, lebt aber merkwürdigerweise bei den Arabern, so auf der Karte Edrisis (1154 n. Chr.), wieder auf und ist selbst auf einer Karte von anno Domini 1849 noch zu erkennen.

Aristoteles (350 v. Chr.) war zu klarsehend, als daß er die verworrene Ansicht des Euthymenes hätte annehmen wollen. Er versetzte die Nilquellen nach Nachrichten, die wir nicht kennen, auf den „Silberberg“ [4]. Außerdem weiß er von den großen Sümpfen zu erzählen [5], die nicht weit von den Nilquellen liegen sollen. Dieser Silberberg erinnert sehr an die weißen Berge der Araber und an die Schneeberge des Kilimandscharo und des Runsoro [6]. Damit sind auch schon die Mondberge des Ptolemäus vorbereitet. Wir machen hier wieder die interessante Beobachtung, wie die geographischen Thatsachen jahrhundertelang kometenartig am Horizont menschlichen Wissens auf- und abschweben, bis sie endlich durch positive Beobachtung festgelegt werden.

Im Frühjahre 334 v. Chr. überschritt Alexander von Macedonien den Hellespont, um die Eroberung der Welt zu beginnen. Ihm verdankt Aegypten die Gründung von Alexandria. Ob der König geahnt hat, welch glänzende Zukunft seiner Schöpfung bevorstehe, kann fraglich erscheinen. Aber rasch erwuchs Alexandria zur Weltstadt und zum Centrum griechischer

[1] Niebuhrs Versuch einer Welttafel nach Herodot.

[2] The Journal of the Manchester Geogr. Soc. 1890, p. 345.

[3] Afrika in kartograph. Darstellung von Herodot bis heute; Deutsche Rundschau für Geogr. 1886/87.

[4] Meteorol. l. I, c. 13. [5] De animal. hist. l. VIII, c. 12.

[6] Wir schreiben Runsoro, der Bemerkung v. Martonnes (a. a. O. S. 316) folgend: Nachdem Stuhlmann (Mit Emin Pascha S. 297) gezeigt hat und selbst Engländer, z. B. Scott Elliot, anerkannt haben, daß der Name Ruwenzori nur aus der Einbildungskraft Stanleys stammt, wäre es zu wünschen, daß er von allen Karten und aus allen wissenschaftlichen Abhandlungen verschwinde.

ultur und Bildung. Den Plan, auch zu den Nilquellen vorzudringen, lte Alexander nicht einmal auszuführen beginnen. Die Mittel indessen tte er durch seine Gründung herbeischaffen helfen. Nach dem Tode des oßen Eroberers (323) wurde das untere Nilthal für lange Zeit der Sitz s glänzenden Reiches der Ptolemäer. Diese hochbegabten Herrscher waren cht zufrieden mit den kaufmännischen Erfolgen ihrer neuen Hauptstadt. tolemäus Soter gründete die bald weltbekannte alexandrinische Bibliothek, ıd schon von Anfang an war die Geographie einer der Hauptzweige, m sich die wissenschaftliche Aufmerksamkeit mit Vorliebe zuwandte. Als orsteher der Bücherſammlung lernen wir Eratosthenes, den größten Geo- aphen der alexandrinischen Blüthezeit, kennen. Damals scheint auch Pto- mäus Philadelphus (285—247 v. Chr.) eine Expedition zu den Nil- uellen veranlaßt zu haben, von welcher uns Strabo in seiner Geographie[1] ıen aus Eratosthenes mitzutheilen weiß, daß zwei Flüsse, welche aus een kommen, den Nil bilden. „Der eine dieser Flüsse heißt Astaboras nd fließt im Osten der Insel Meroë. Der andere ist der Astapus oder, ie einige ihn nennen, der Astasobas. Aber der Astapus ist, wie es heißt, in anderer Fluß, der von Süden aus verschiedenen Seen kommt, gerade- us fließt und den Hauptarm des Nils bildet, und er wird gefüllt durch ie Sommerregen.“ Hier sehen wir zum erstenmal die Unterscheidung wischen dem abyssinischen und dem südlichen, dem Blauen und dem Weißen il, klar und bestimmt ausgesprochen. Das ist das Verdienst des Erato- henes und derjenigen Männer, die ihm diese Kenntnisse vermittelten.

Das Unternehmen des Eratosthenes, die als bewohnbar angesehene rdoberfläche auf einem Globus zu fixiren und die Kugel selbst zu messen, leibt eine geniale Großthat für alle Zeiten, welche mit Recht schon im lterthum als eine der größten Leistungen des menschlichen Geistes gegolten at. Das aus drei Büchern bestehende Werk des Eratosthenes, der 276 v. Chr. eboren wurde und etwa 194 v. Chr. gestorben ist, ging verloren[2]. Seine arte ist uns hauptsächlich durch die Kritik und Antikritik des Hipparch, olybius, Posidonius und Strabo bekannt. Zunächst bemerken wir mit enugthuung den großen Nilbogen bei Abu Hamed, dann die eigene eichnung der abyssinischen Seen und Zuflüsse und endlich vielleicht in er Breite des heutigen Bahr el Gasal zwei Quellseen des Nils. Störend

[1] L. XVII, c. 1.

[2] Vgl. über Eratosthenes und die folgenden Geographen das Prachtwerk: appae mundi. Die ältesten Weltkarten von Dr. Konrad Miller. Stuttgart 1898.

wirkt nur jener rechte Nebenfluß, dessen Lage mit unserem Atbara sich vereinbaren ließe, und der in directe Verbindung mit dem Rothen Meere gebracht ist. Dieser Fehler bleibt auch auf spätern Karten noch lange genug stehen. Trotzdem kommt die Karte des Eratosthenes dem wirklichen Nillauf unter allen alten Karten am nächsten. Leider ist später die römische Karte dem Alexandriner nicht gefolgt, sondern hat die Fabeleien, welche schon beim Karthager Hanno begonnen haben und welche besonders Juba später förderte, an die Stelle der guten Angaben gesetzt.

Bei Polybius (205—122 v. Chr.), durch dessen antimathematische Richtung der Gedanke an den Zusammenhang des Kartenbildes mit einem Theile der Oberfläche der Erdkugel ganz erloschen[1], finden wir keine Förderung unserer Frage.

Der überkritische Hipparch (geboren etwa 150 v. Chr.) war ein großer Astronom, aber nach Strabo kein so großer Geograph. Auf seiner von Gossellin 1793 reconstruirten Erdkarte[2] finden wir aber doch noch den abyssinischen Quellsee und südlich davon den großen Sumpf, aus dem der Astapus des Eratosthenes kommt. Der „Nilus" hingegen erinnert an den heutigen Bahr el Gasal.

Auf der Karte des Artemidor (100 v. Chr.), der zur Zeit des Sulla seine elf Bücher *Γεωγραφούμενα* schrieb, sehen wir den Astaboras, die Verbindung mit dem Rothen Meer, aber vom obern Weißen Nil soviel wie nichts[3].

Genau soviel oder vielmehr sowenig weiß zur Zeit des Kaisers Augustus Diodor. Kap. 32 des I. Buches seiner historischen Bibliothek sagt er: „Der Nil fließt von Süden gegen Norden. Seine Quellen sind an einem unbekannten Orte auf der äußersten Grenze von Aethiopien gegen die Wüste hin, in einer Gegend, die wegen der übermäßigen Hitze unzugänglich ist."

Auch Strabo (ca. 65 v. Chr. bis 20 n. Chr.), dem wir fast alles verdanken, was wir über die ältesten Geographen wissen, der uns die vollständigste, einheitlichste und bestverarbeitete Erdbeschreibung hinterlassen, welche wir aus dem Alterthume besitzen, läßt uns südlich von dem großen Nilbogen im Stich. Auf der Karte finden wir keinen Quellsumpf mehr, wohl aber wieder die ungereimte Verbindung mit dem Rothen Meere[4].

[1] Berger Erdkunde I 60; IV 28; Miller a. a. O. VI, 125.
[2] Miller a. a. O. VI 121. [3] Ebd. VI 129.
[4] Ebd. VI 2 Beilage 3.

Vielleicht auf die Berichte des mauretanischen Königs Juba hin, der ca 25 v. Chr. über Libyen und Arabien schriftstellerte, läßt der große nische Architekt Vitruvius (14 v. Chr.) den Nil aus Mauretanien vom rden her kommen. Erst heißt er Dyris, dann wird der Nigir und ließlich der Nil daraus. Daß der Nil aus Mauretanien von Norden nme, sehe man daraus, daß auf der andern Seite des Atlas Ströme lspringen und gegen Westen fließen, welche wie der Nil Ichneumone, rokodile und Flußpferde enthalten. Dies alles, sagt Vitruvius, sieht n auf den Weltkarten[1]. Leider sehen wir von jetzt an den Nil wieder mlich allgemein dargestellt als den großen, vom Nigerbogen quer durch frika strömenden Fluß, der bald in einem bald in zwei Seen verschwindet, den man manchmal sogar in den Golf von Aden münden läßt.

Etwas bescheiden tritt der sudanesische Nil bei Pomponius Mela auf. ela ist der erste Römer, dem wir eine vollständige, abgerundete und einitliche Erdbeschreibung verdanken. Sein Werk, geschrieben 41 n. Chr., ichnet sich durch Kürze, Klarheit und Anschaulichkeit aus[2]. Während f der reconstruirten Karte der abyssinische Nil mit dem Rothen Meere rbunden ist und der Astaboras und der Astapus von hohen Bergen s dem Süden kommen, windet sich der Nil weit her vom Westen aus nem See, der fons Nili, qui Nuchal dicitur, betitelt wird, durch eine rra inhabitabilis und verschwindet nicht weit von der Quelle des Astapus einem namenlosen Sumpf.

Nicht viel mehr Licht bringt die unter dem Kaiser Nero ausgesandte pedition in die Frage nach den Quellen des Nils. Seneca erzählt uns[3], ß die beiden Führer ihm von ungeheuern Sümpfen berichteten, welche rem Vordringen ein Ziel gesetzt hätten. Auch Plinius[4] bespricht diese eise, beschränkt sich aber auf die Geographie der Insel Meroë und die erarbeitung der Entfernungsangaben, fügt indessen doch hinzu, daß nach rschiedenen Nachrichten der Nil aus zwei Seen entspringe, zwischen denen s Land der Pygmäen liege. Sicher scheint die neronische Expedition

[1] Capita fluminum; vgl. Miller a. a. O. VI, 113.

[2] Miller a. a. O. VI, 102, Beilage 7. Wenn Kretschmer (Zeitschr. für rdk. [Berlin 1897] S. 84) sagt: Mela verlegt die Nilquelle in den südlichen ontinent und läßt ihn durch einen unterirdischen Kanal nach Afrika hinüberfließen, ist zu beachten, daß nach Mela dies nur dann der Fall sein kann, wenn der idliche Continent überhaupt existiren sollte, woran er zweifelt; vgl. Miller a. a. O. VI, 105.

[3] Quaest. nat. l. VI, c. 8. [4] Hist. natur. l. VI, c. 35.

bis in die Kir-Gegend gekommen zu sein. Andere meinen sogar, daß die Römer bis zum Katarakt von Fola oder Mekade unter dem 3.° bis 4.° nördl. Breite, der in unsern Tagen durch Gordon bekannt wurde, sich durchgearbeitet hätten.

Dionysius Periegetes, der im 2. Jahrhundert n. Chr. unter Kaiser Hadrian eine Art Compendium der Geographie schrieb, läßt auf der Karte[1] den Nil von den iuga perusta kommen; auch fehlt der Sudanfluß nicht, der in einer „sonnenverbrannten und unbewohnten Gegend" in einem großen See verschwindet.

Wir kommen jetzt der Zeit nach zu der höchsten Entwicklung der griechischen Kartographie, nämlich zu dem Werke des Ptolemäus, welches durch die Arbeiten des Marinus von Tyrus vorbereitet worden ist. Bisher bestand eine große Kluft zwischen Hipparch-Strabo einerseits und Marinus-Ptolemäus andererseits. Das große Ptolemäische Werk erscheint zu unvermittelt. Als Uebergang bezeichnet nun Miller[2] den Rest einer werthvollen, uns nicht weiter bekannten Arbeit eines griechischen Geographen, der uns noch in der Klimatentafel des Plinius erhalten ist. Von Eratosthenes an scheint es mehr oder weniger klar festgehalten zu sein, daß nicht der abyssinische, sondern der Weiße Nil der Hauptfluß sei. Genauere Nachrichten kamen aber von dieser Richtung nicht mehr. Es ist wahrscheinlich, daß die Angaben, die Ptolemäus verwerthete, genau auf demselben Wege erlangt wurden, auf welchem die schließliche Entdeckung der Nilquellen stattfand, nämlich über das heutige Deutsch-Ostafrika. Wir wissen, daß ein reger Handelsverkehr zwischen der ostafrikanischen Küste und Alexandrien stattgefunden, und dürfen annehmen, daß ein entsprechender Verkehr wie heute so auch früher zwischen Central- und Ostafrika bestanden hat. Und durch Vermittlung der ägyptisch-griechischen Kauffahrer hat Ptolemäus etwa 140 n. Chr. die endgiltigen Nachrichten über die großen centralafrikanischen Seen, sowie über die Mondberge erhalten, welche Nachrichten nach mehr als 1700 Jahren wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen als richtig erfunden werden sollten.

Ptolemäus berichtet (l. IV, c. 7), daß der Nilstrom aus zwei nicht weit vom Aequator gelegenen Seebecken, einem westlichern, *τῶν λιμνῶν ἡ δυσμικωτέρα*, und einem östlichern, *ἡ ἀνατολικωτέρα τῶν λιμνῶν*,

[1] Miller a. a. O. VI, Beilage 6.
[2] A. a. O. VI, 140.

hervorströme. Beide Seen fixirt er unter beinahe dieselbe Breite und läßt sie durch nur acht Längengrade voneinander getrennt sein, was bei der um ein Sechstel zu schmalen Ansetzung des Meridianabstandes auf eine nicht sonderlich starke Uebertreibung der wirklichen Entfernung der Mittelpunkte des Victoria- und des Albert-Sees hinausläuft. Es darf uns auch nicht stören, daß den beiden Wasserflächen eine zu südliche Lage, dem Westsee 6°, dem Ostsee 7° Aequatorabstand, zugemessen wird; denn die Ptolemäische Nilkarte ist überhaupt in den außerägyptischen Breiten zu weit nach Süden verzogen. L. IV, c. 8 werden dann zwei Endkuppen einer Bergkette angegeben, von deren Schneemassen jene Seen gespeist würden. Ptolemäus nennt die Bergkette das Mondgebirge, τὸ τῆς σελήνης ὄρος.

Die Literatur über Ptolemäus im allgemeinen und über seine Auffassung von Centralafrika und den Nilquellen im besondern ist gewaltig. Einen sehr scharfsinnigen Vortrag über die Beschreibung des östlichen Aequatorialafrika von Ptolemäus, in welchem dessen Angaben mit dem heutigen Stand der Dinge vortrefflich in Einklang gebracht sind, hat am 9. März 1891 H. Schlichter in einer Versammlung der Londoner königlichen geographischen Gesellschaft gehalten. Freilich trat dem ausgezeichneten Geographen und fein berechnenden Mathematiker der bedeutende Kartograph Ravenstein, wenn auch nicht mit durchschlagenden Gründen, so doch derartig entgegen, daß der Präsident der Gesellschaft die Erörterung mit den Worten schloß: „Es ist nur zu bedauern, daß Ptolemäus nicht selbst heute Abend hier ist, um uns genau zu sagen, was er gemeint hat. Wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß er den wahren Stand der Dinge erfahren hat, so bleiben doch noch einige Bedenken, so daß nicht jeder Zweifel gehoben ist.“

Leider ist wie in der ganzen Geographie, so auch in der Nilfrage wissenschaftlich jahrhundertelang nichts weiter geleistet worden, so daß das christliche Abendland das Nilproblem ungelöst überkommen hat, es aber auch ungelöst von einer Generation zur andern überlieferte.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Die Weltanschauung der Anarchisten.

Fürst Bismarck äußerte einst Lothar Bucher gegenüber — den Nachweis der Echtheit der Gespräche überlassen wir dem Berichterstatter —, die den Germanen eigenthümliche Neigung zum Philosophiren mache ihnen den Anarchismus ungenießbar[1]. „Sie werden", fuhr er fort, „unter den Anarchisten nie einen rechten Naturforscher finden, einen Chemiker wohl, aber keinen Mann, der so recht mit Lust und Liebe das Wachsen und Gedeihen in der Natur beobachtet und zu seinem Studium macht. Solche Leute wissen zu gut, daß die ganze Natur und die ganze Cultur auf allmählicher, organischer Entwicklung beruht." Ein merkwürdiger Ausspruch! Er läßt sich auf gewisse, wenig gebildete Anarchisten anwenden, lehnt sich indessen im ganzen an die populäre Auffassung des Anarchismus an, die vor Jahren allenfalls mehr Berechtigung hatte, heutzutage aber den Verhältnissen nicht mehr entspricht. Bismarck übersah außerdem den innigen Zusammenhang der Umsturzbewegung mit den „neuen" Ideen unseres Jahrhunderts und dem deutschen Junghegelianismus. Er hätte aus den philosophischen Grundlagen die künftige Entwicklung herauslesen können. Gerade jene Naturauffassung, welche er in Gegensatz zu den Anarchisten bringt, führte die Hand Proudhons, als er die Grundlinien des Systems zog; sie entwickelte die Lehre Feuerbachs zum Egoismus Max Stirners und ward auch vom revolutionären Radicalismus zum Dogma erhoben. Seitdem haben vor allem jene englischen, amerikanischen und deutschen Gegner der Staatsgewalt, die sich mit Stolz Individualisten nennen und die Reinheit der anarchistischen Idee für ihre Richtung allein beanspruchen, die organische Entwicklung der Cultur als Ausgangspunkt und Losungswort gewählt.

In jenem Buche, welches die Ziele und Anschauungen dieser Anarchisten recht klar, freilich vom Parteistandpunkte aus, darstellt, in John Madans Culturgemälde „Die Anarchisten", spricht es Carrard Auban, der Vertreter des Systems, sehr deutlich aus: wenn er sein Ideal ganz allgemein als Freiheit bezeichnet und ausruft: „Kommen wird sie. Sie ist die Nothwendigkeit, welcher die Menschheit in dem Einzelnen immer zugestrebt hat und immer zustreben wird."[2] Die allmähliche Ausgestaltung des

[1] Das neue Jahrhundert I. Nr. 11. [2] A. a. O. S. 47.

ms zu voller Selbständigkeit liegt nach Mackay in der Entwick-
Culturgesetzes der Menschheit.

sogen. communistische Anarchismus klammert sich ebenfalls an
klungsidee. In seinem Plea for Anarchist Communist sucht
n seine Theorie aus dem Gesetze der historischen Evolution zu er-
Noch in den letzten Jahren unternahmen es Grave und Reclus, den
:volution" mit jenem der Revolution aufs innigste zu verschmelzen.
Chicagoer Anarchisten vom Jahre 1886, August Spies, protestirt in
theidigungsrede gegen die Anklage des Aufruhrs und führt aus,
ne Hoffnung auf die Entwicklung setze. „Wir finden", sagt er,
anzen Geschichte, daß, sobald ein Zustand zur Nothwendigkeit ge-
t, er vom künftigen Fortschritt verwirklicht wird infolge eines
Bedürfnisses." [2] Der Anarchismus, wie er sich jetzt theoretisch ent-
kann ohne die naturalistische Idee der Entwicklung gar nicht ver-
:rden. Er braucht eine Evolutionsmoral und knüpft daher unmittel-
e unabhängigen Ethiker Englands und Frankreichs an; er braucht
Zukunftsgesellschaft andere Menschen, von einziger Unbescholten-
:hrlichkeit, und glaubt deshalb an eine Steigerung des moralischen
uf dem Wege der Entwicklung. Richtig ist allerdings, daß viele
n Schwärmer sind, welche von einem wunderbar glücklichen Zu-
zukünftigen Welt träumen. Sie bringen aber dieses Ideal in
Verbindung mit der Entwicklung der Cultur, der allgemeinen
und mit den fortschrittlichen Erfindungen. Gerade die Evolution
n künftigen Geschlechtern zu jener Stundeneintheilung verhelfen,
ihu Burritt, der Apostel des Weltfriedens, im Jahre 1843 in
buch eingetragen hatte: „Den 18. August geschmiedet 16 Stunden
ist offenbar doppelt berechnet]; celtisch gelesen 3 Stunden; über-
:iten isländisch und 3 Seiten deutsch." [3] Der gutmüthige ameri-
Schmied und Sprachenkenner hatte nun gewiß nicht gedacht, daß
neller Zeitplan bald einer zukünftigen Gesellschaft als Ideal werde
werden. Und doch sollte es so kommen. Hier machen übrigens
alisten mit den Anarchisten gemeinsame Sache. Jeannin erzählt
:inem Buche Égoisme et misère [4], wie der Schmied der collecti-
Welt seinen Hammer beiseite legt, um sich an einer Horazischen

a. O. S. 162; vgl. S. 147 ff.
ie Chicago Martyrs p. 3. 9.
ıfere Tage VII, 174. [4] L. c. p. 90.

Ode und Vergilſchen Eklogen zu ergötzen. Auch andere ſocialiſtiſche Schriftſteller entwerfen ähnliche Zukunftsbilder und verſprechen, wie Bebel, höchſtens eine 2—3ſtündige ſpielende Arbeit[1], oder laſſen mit Benoît Malon die glücklichen Arbeiter künftiger Generationen mit Fahnen und Muſikbegleitung ans Tagewerk eilen[2]. Niemand verſtand es, dieſe paradieſiſchen Zuſtände anſchaulicher zu ſchildern, als der Anarchiſt Fürſt Peter Krapotkin[3] in ſeiner Conquête du pain. Manches hat er durch gute Beobachtungen und Studien recht wahrſcheinlich gemacht. Andere Verheißungen ſind aber ſtark verfrüht. So ſpricht er von Maſchinen, welche die Sonnenſtrahlen ſo leiten und verwerthen ſollen, daß man die in den unterirdiſchen Kohlenlagern aufgeſpeicherte Sonnenwärme nicht mehr wird heraufholen müſſen[4].

Ohne dieſe utopiſchen Verheißungen ausbeuten zu wollen — ſind ſie ja doch nicht ganz ernſt gemeint —, muß man ſie dennoch wohl beachten, wenn man die Weltanſchauung der Anarchiſten begreifen will. Wie der moderne Entwicklungsgedanke die Grundlage ihres Syſtems bildet, ſo erſcheint er auch als Schlußſtein. Der wunderbare Fortſchritt, welcher prophezeit wird, hat ja an ſich mit der philoſophiſchen, aprioriſtiſchen Evolutionsidee nichts zu ſchaffen; aber in der Zukunftsgeſellſchaft wird die harmoniſche Entfaltung des Menſchen mit dieſem Fortſchritt Hand in Hand gehen und ſo erſt den vollen Genuß der geſteigerten Cultur ermöglichen und ein neues, unerhörtes Glück heraufbringen. Da kann nur ein unbegrenzter Glaube an die modernſte Entwicklungsphiloſophie die Hoffnung dieſer Harmonie erzeugen und erhalten.

Gewiß lachen auch viele Anarchiſten über das Zukunftsparadies Krapotkins; gerade dieſe betonen aber, wie wir oben ſahen, die Macht allmählicher Entwicklung, welche ihre Ideen zum Durchbruch bringen ſoll. Evolution iſt das Amulet des Anarchiſten. Dieſe gemeinſame Grundanſchauung mußten wir vor allem betonen. Allerdings hat auch der Anarchismus ſeine Kriſen durchgemacht und fügte die einzelnen Theile ſeines Syſtems nur langſam zu einer Weltauffaſſung zuſammen. Er hat noch immer, ja jetzt mehr als jemals, ſeine Spaltungen und Verzweigungen.

Prüfen wir nun das Gemeinſame und die trennenden Unterſchiede.

[1] Die Frau (8. Aufl.) S. 162.

[2] Précis du Socialisme p. 317.

[3] In ſeinen franzöſiſchen und engliſchen Publicationen tranſcribirt er ſelbſt ſeinen Namen Kropotkine.

[4] L. c. p. 153. 295.

Man erinnere ſich an die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus. e Verwerfung jeglicher Autorität war das charakteriſtiſche Merkmal. Alle archiſtiſchen Schriftſteller und Redner treffen ſich in dieſem Punkte. Das upt der gemäßigten Partei Nordamerikas, Tucker, ſtimmt hier überein t den vor Gericht gehaltenen Vertheidigungsreden eines Spies, Etiévant, mnevin; er bezeichnet alle Regierung als Tyrannei [1]. Nach Mackay werden ſt die Kinder des 20. Jahrhunderts echte Atheiſten ſein. „Zweifler an r göttlichen Machtvollkommenheit, mußten ſie beginnen, die unerbittliche ritik ihrer Vernunft auch an die Berechtigung jeder menſchlichen Autorität l legen.“ [2] Faſt die Hälfte des neueſten Werkes Jean Graves, L'individu t la société, arbeitet in den Fußſtapfen Krapotkins und Reclus' an der ernichtung jeder Autorität; ſei dieſe aufgegeben, ſo ſtehe man vor dem vollendeten Ideal“. Auch Saurin, der doch in ſeinem Buch L'ordre par anarchie die Geſellſchaft als eine Forderung der Vernunft bezeichnet, erwirft die autoritative Regierung [3]. Mella und Sergio de Cosmo in Spanien, Duncan, D. Lum, James Parſons in England und Amerika, Malateſta in Italien erklären in ihren Büchern und Broſchüren in voller Uebereinſtimmung mit dem gemäßigten Milano: „In den anarchiſtiſchen Gemeinweſen wird jede Autorität abſolut abgeſchafft ſein.“ [4] A. Hamon at an viele Anarchiſten Fragebogen geſchickt, um die Gründe für ihre Weltanſchauung zu erforſchen. Er veröffentlichte die Antworten in ſeiner Psychologie de l'anarchiste-socialiste. 60 Erklärungen im dritten nd 20 im vierten Kapitel beziehen ſich auf unſere Frage; zwei bis drei ſind nbeſtimmt. Die übrigen rufen laut nach Abſchaffung der Zwangsregierung, nd etliche zeugen von einem grimmigen Haß gegen jede Autorität. Selbſt nen Mann wie Auberon Herbert, einen gemäßigten engliſchen Anarchiſten, r doch von einem „freien Staat“ ſpricht, darf man nicht als Gegen- weis anführen. Dieſer Staat iſt nur der Geſchäftsträger des Individuums, lange der ſouveräne Menſch ſich ſeiner bedienen will.

Dieſer Unglaube an die Exiſtenzberechtigung aller Zuſtände und Ein- ichtungen, die ſich auf Autorität gründen, wird naturgemäß ergänzt durch en Glauben an die Möglichkeit und die alleinige Berechtigung einer freien Geſellſchaft, in der jede Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen

[1] Staatsſocialismus und Anarchismus, überſetzt von Schumm, S. 10 ff.
[2] Die Anarchiſten S. 364 ff.
[3] L. c. p. 70. 71; 5—30.
[4] Primo passo all' anarchia p. 19; cf. p. 18. 47.

aufhört; ſie kennt keine rechtlichen Bande; nur Conventionalregeln halten ſie zuſammen. Alle Anarchiſten ſtimmen auch hierin überein. Beide Geſichtspunkte ſind z. B. deutlich verbunden in den Statuten der ſpaniſchen Anarchiſten, mitgetheilt von Antonio Vicent in ſeinem Buche Socialismo y Anarquismo [1].

So darf man denn mit Ely in den Outlines of Economics [2] die Anarchiſten folgendermaßen beſchreiben: „Sie ſind im Gegenſatze zu den Socialiſten Leute, welche annehmen, daß die Menſchen nach Abſchaffung jeder Regierung freiwillig und auf eigenen Antrieb zuſammenwirkende Gruppen bilden, welche in freier Verbindung die ganze Production in die Hand nehmen. Sie greifen die Regierung an und läugnen, daß irgend jemand ein ſittliches Recht habe, als Regierung ſeine Mitmenſchen mit Autorität zu beherrſchen."

Ueber einen weitern Punkt, das Privateigenthum, herrſcht Uneinigkeit. Die Frage knüpft ſich überdies an einige Mißverſtändniſſe, die wir zunächſt klären müſſen. Selbſt anarchiſtiſche Schriftſteller ſprechen von zwei Lagern, dem individualiſtiſchen und dem communiſtiſchen; nur im zweiten werde die Propaganda der That vertreten. Das letztere iſt zunächſt nur zum Theil eine Syſtemfrage, welche wieder die mannigfaltigſten Formen annimmt. Aber die Zweitheilung ſelbſt iſt ſchon deswegen hinfällig, weil ſie auf einem ganz verſchiedenen Eintheilungsgrunde beruht. Man nennt die einen Individualiſten, weil die philoſophiſche Grundlage ihres Syſtems die volle Selbſtherrlichkeit des Einzelnen iſt. Genau dasſelbe iſt aber theoretiſch bei den anarchiſtiſchen Communiſten der Fall. Wer daran zweifelt, könnte ſich aus allen Werken Graves und aus den Unterſuchungen Hamons im vierten Kapitel der Psychologie überzeugen. Etiévants Déclaration, welche ſich eines großen Anſehens erfreut und in mehrere Sprachen überſetzt wurde, tritt mit größter Schärfe für die volle Autonomie des Individuums ein [3]. Man benennt dieſe Communiſten nach dem an ſich untergeordneten, wenn auch weſentlichen Geſichtspunkte, nach ihrer Stellung zum Privateigenthum, oder genauer geſprochen, Privatbeſitz. Sie wollen nämlich den Privatbeſitz, den die andern feſthalten, zum Theil durch Gemeinbeſitz erſetzen. Das ſcheint einigen ſo ſehr gegen das Grundgeſetz des Individualismus zu verſtoßen, daß z. B. Tucker [4] und

[1] L. c. p. 292. [2] L. c. p. 314.
[3] L. c. p. 24 ss. [4] A. a. O. S. 12.

Mackay [1] die Communiſten gar nicht zu den Anarchiſten zählen wollen. Mit Unrecht. Der anarchiſtiſche Communismus hat ja mit dem autoritären nichts zu thun. Nach allen philoſophiſchen Grundlagen ihres Syſtems gehören dieſe Communiſten zum Anarchismus. Die Frage kann nur ſein, ob nicht die Conſequenzen mit dem Ideal des Anarchismus unvereinbar ſind. Die echten anarchiſtiſchen Communiſten — wir ſprechen nicht vom Programm der „Freiheit" und der Pittsburger Proclamation — antworten einfach, das Ideal der perſönlichen Freiheit, richtiger Eigenheit, Selbſtherrlichkeit, müſſe zum Theil der Geſellſchaft geopfert werden, aber bloß deshalb — und dieſe Wendung überſehen Mackay und Tucker —, bloß deshalb, weil ſonſt das ganze individualiſtiſche Ideal, auch wenn es zu ſtande käme, zuſammenbrechen müßte. Der Communiſt Jean Grave kommt in ſeinem Buche L'individu et la société immer wieder auf dieſen Grund zurück. Der Vertreter dieſer Richtung in Mackays „Anarchiſten", Otto Trupp, würgt noch an alt-communiſtiſchen Erinnerungen und macht ſich ſo zweckloſe Schwierigkeiten. Es iſt ja unbedingt wahr: die conſequente Durchführung des Atheismus zwingt zur Verwerfung jeder Autorität, und dieſe zum vollendeten Selbſtcult. Mit einem ſolchen Syſtem aber ſteht abstract und theoretiſch jede Art von Zwangsgemeinbeſitz in Widerſpruch. Deshalb dürfen aber doch die Individualiſten ihre communiſtiſchen Genoſſen nicht ausſchließen. Dieſe ſchmuggeln freilich ein fremdartiges Element ins Syſtem ein, aber nur, um die Bewegung nach ihrer Meinung überhaupt lebensfähig zu machen. Sie ſind übrigens ſelbſt gerade ſo unverträglich. Nach ihrer Anſicht haben die andern, welche am unvermiſchten Syſtem feſthalten, wenig mit den Anarchiſten zu thun, weil ſie ihre Sache durch dieſen philoſophiſchen Eigenſinn praktiſch undurchführbar machen.

Wie man ſieht, zwängen ſich beide in den engſten Kreis ihres Parteiſtandpunktes. Für den Geſchichtſchreiber kann das nicht maßgebend ſein. Mögen die einen durch einen Punkt ihrer Theorie, die andern durch ihre Praxis dem philoſophiſchen Anarchismus nicht gerecht werden, die maßgebende Idee beider Theile reiht ſie ein unter die Vertreter der Regierungsloſigkeit, — der Anarchie.

Um die Sache zu klären, muß man zunächſt mit den irreführenden Namen aufräumen. Individualiſtiſch ſind beide Lager. So hat denn Anatole Leroy-Beaulieu, welcher die ſociale Bewegung in

[1] Die Anarchiſten, passim.

Frankreich sehr genau verfolgt, ganz recht, wenn er in einem Zwiegespräch zwischen einem Collectivisten und einem Anarchisten den letztern ganz individualistisch denken läßt[1]. Auch beruht es auf einem Mißverständniß, wenn man zwei Klassen aufstellt, Egoisten und Altruisten; beide Parteien sind streng egoistisch. Man kann sie ja in Gegner und Verfechter des Privatbesitzes scheiden. Will man aber die Namen aus einer tiefer liegenden Schichte hervorheben, so heiße man sie die „Selbständigen" — Max Stirner hätte von „Personalisten" gesprochen — und die „Solidarischen". An diese Bezeichnungen werde ich mich halten. Es ist ein Mißbrauch des Namens, wenn Tucker seine Partei solidarisch nennt.

Uebrigens sind unter den Anarchisten selbst die Ansichten so verschieden und so wechselnd, daß man fast mit gleichem Rechte von vier oder fünf Schulen sprechen könnte. Charles Malatos Buch De la commune et l'anarchie (3. Aufl.) stützt diese unsere Aeußerung zur Genüge. Bleiben wir aber der Deutlichkeit wegen bei den eben genannten zwei Lagern. Jetzt wird sich auch die Propaganda der That nicht mehr zufällig bei einer der zwei Parteien einfinden; sie muß vielmehr dem „Selbständigen", welcher nach Max Stirner unbekümmert lebt um das Wohl und Wehe der Menschheit, meist unbrauchbar erscheinen für die Erreichung seiner Privatinteressen. Freilich will er die uneingeschränkte Freiheit für alle, aber nur, weil er sie zu brauchen meint, um seine „Eigenheit" voll zu genießen. Nicht aus ethischen Rücksichten weist er die Gewalt zurück — das versichert uns Mackays „Selbständiger" ausdrücklich —, nicht um den Feind zu schonen, sondern weil Gewalt mit Freiheit unverträglich, weil die Freiheit durch diese Tactik nicht erreichbar ist, weil die Geburt der neuen Welt sich schmerzlos vollziehen muß, um lebensfähig zu sein[2].

So denken die amerikanischen Anarchisten Tuckerscher Richtung, und sie bilden ein großes Contingent; so ihre Gesinnungsgenossen in England, zum Theil Bewunderer Auberon Herberts, so die deutschen Genossen, die sich unter dem wiedererstandenen Max Stirner zu sammeln versuchen und in John Henry Mackay ihren Romancier und Dichter gefunden haben, so neuere französische Gruppen.

Indes zeigt sich gerade in Frankreich, wie die Praxis die Theorie zu Schanden machen kann. Wenn uns nicht alles täuscht, entwickelt sich hier

---

[1] Revue des deux mondes tom. 149, p. 721 ss.

[2] Die Anarchisten S. 311 ff. 363.

eine Partei „selbständiger" Anarchisten, welche dennoch die Revolution gar nicht verschmäht.

Die officiöse Schule des romanischen und deutsch-amerikanischen Anarchismus und viele einzelne Persönlichkeiten in Deutschland und England bekennen sich zu den Solidarischen. Nach ihrem Dogma ist die Selbstherrlichkeit des Individuums in ihrer Entwicklung, ihrer Inthronisation und ihrem Fortbestand so solidarisch verbunden mit dem Gesamtleben der Gesellschaft, daß Gesellschaft und Individuum zusammen sterben und auferstehen müssen. Darum wird der Kampf der Gerechtigkeit und Nothwehr gegen die jetzige, gewaltthätige, rechtlose Gesellschaft zur Privatsache jedes Einzelnen und aller. Ferner liegt nach ihnen die Revolution in der Linie der Entwicklung als einziges Mittel zum Ziele. Hat ja doch auch ein ganz gemäßigter Communismus die Expropriation zur Voraussetzung. So weit wie der Londoner Congreß vom Juli 1881, welcher ausdrücklich die Sprengstoffe empfiehlt, würden indes in neuerer Zeit viele Freunde der That nicht gehen. Und nicht wenige solidarische Anarchisten mögen heute jede Gewalt verwerfen. So überwältigt auch hier der gesunde, praktische Sinn die unvernünftige Theorie.

Die bisherige Darstellung macht uns schon die Weltanschauung der Anarchisten psychologisch begreiflicher. Sie zeigt, welche Vortheile der Anarchismus vor dem Socialismus jenen Leuten bietet, welche an der Unbrauchbarkeit der heutigen Gesellschaftsordnung festhalten und allseitige Freiheit erstreben.

Die anarchistischen Theorien verkörpern eben in ihrer Zukunftsgesellschaft die Grundsätze der Autoritätslosigkeit lebendiger und folgerichtiger und stellen eine größere Freiheit und Selbständigkeit in Aussicht. Auch die solidarischen Anarchisten mit ihren communistischen Plänen kann man nicht mit Tucker und seinem Gewährsmanne Ernst Lesigne einfach zum Staatssocialismus werfen; mag sein, daß die Logik der Thatsachen dahin führen würde, hier handelt es sich aber um die Logik des Systems. Freilich schmälern sie die Selbständigkeit des Individuums, bieten ihm aber dafür die Aussicht auf den baldigen Sieg der Revolution. Hier ist die platonische Schule der Selbständigen nicht auf der Höhe. — Auch sie ist aber wenigstens gegenüber den conservativen Socialisten, gegen welche sich indessen in Deutschland eine opportunistische Reaction geltend macht, bedeutend im Vortheil. Sie befreit den nach Freiheit Dürstenden von den Banden der Partei und lehrt ihn auch eine Art That, die egoistische Er-

jagung der eigenen Wohlfahrt. In der Geschichte des Anarchismus spiegelt sich seine vortheilhafte Stellung im Kampfe mit dem Socialismus ganz deutlich. Bezeichnend dafür ist die Rede, welche Reinsdorf am 17. December 1884 vor Gericht gehalten hat. „Der Stimmzettel, sagen die sogen. Socialdemokraten," so führte er aus, „ist das Mittel, womit wir kämpfen. Ich sage aber, ob Bebel und Liebknecht in den Reichstag kommen, ist sehr gleichgiltig; dadurch können die Zustände nicht besser werden. Wir wollen nicht warten, bis die Zustände auf Grund geschichtlicher Entwicklung besser werden, zumal die Reaction bemüht ist, die Bestrebungen für Besserung der Verhältnisse soweit wie möglich zu inhibiren. Deshalb hat sich auch in Deutschland eine anarchistische Partei gebildet, die von Worten zur That übergehen will."

Diese Stimmung war auch maßgebend für die anarchistische Parteibildung in Italien, wie noch unlängst Franz Nitti in einem sonst ziemlich unbedeutenden Artikel der North American Review erwiesen hat[1]. Noch erfolgreicher wirbt aber, wie gesagt, in Italien wie überall die consequente Durchführung der Autoritätslosigkeit im Lager der Anarchisten. Ein treffendes Beispiel haben wir an Henry, dem Dynamit-Attentäter im Café Terminus; er erklärte vor Gericht[2]: „Ich sah, daß der Socialismus eigentlich nichts ändert an der herrschenden Ordnung, er hält das Autoritätsprincip aufrecht, und dieses Princip ist, was auch immer die sogen. Freidenker sagen mögen, doch nur ein Ueberbleibsel des Glaubens an eine höhere Macht. Nun war ich aber Materialist und Atheist; wissenschaftliche Studien hatten mich allmählich ins Spiel der Naturkräfte eingeweiht. Ich begriff, daß die Hypothese ‚Gott' durch die moderne Wissenschaft, welche ihrer nicht mehr bedurfte, beseitigt sei. So mußte denn auch die religiöse autoritative Moral, die auf einem Irrthum aufgebaut war, verschwinden." Der Mann dachte consequent. Mit ganz ähnlichen Gründen suchte Vaillants Vertheidiger seinen Clienten zu retten. Die Rede ist vom atheistischen Standpunkte aus einfach durchschlagend. Die Geschichte des Einzelnen ist hier meistens ein Spiegelbild der Schicksale der gesamten Bewegung. Aehnlich wie Henry urtheilte schon die Majorität auf dem Socialisten-Congreß zu Saragossa im April 1872 und trat zum Anarchismus Bakunins über. Und was schloß die erste Anarchistenpartei zusammen? Die Entrüstung über die Dictatur des Londoner Generalrathes.

[1] Nov. 167. 5. p. 598 ss.

[2] Cour d'assises de la Seine 28 avril 1894.

Es ist unbestreitbar, der glaubenslose Arbeiter findet im anarchistischen Lager eine consequentere Durchstoßung der atheistischen Principien und eine bewußtere Zielstrebigkeit. Diese Thatsache erleichtert wesentlich das psychologische Verständniß der radicalen Umsturzbewegung.

Immerhin wird der Anarchismus in einem Lande, wo der Socialismus gut organisirt ist, nicht leicht einen großen Anhang gewinnen. Andererseits sind aber unzufriedene oder zersprengte Socialisten eine für den Anarchismus wohl vorbereitete Truppe. Hält man das fest, so wird man das Verhältniß der beiden Bewegungen in den europäischen Ländern, mit Ausnahme Englands, verstehen. Verwickelter sind die Verhältnisse in Großbritannien und in Nordamerika.

Versuchen wir jetzt ein tieferes Verständniß der anarchistischen Weltanschauung zu gewinnen. Sehen wir sie zunächst in ihren traurigsten Wirkungen und beobachten wir den Einfluß, den sie auf gutmüthige, nicht unedel gesinnte Leute, die kein verbrecherisches Vorleben aufweisen, auszuüben vermag. Hierauf werden wir weiter ausgreifen und die Arbeit der anarchistischen Ideen, die verschiedenen Richtungen im Leben, Geist und Herz der mannigfaltigsten Charaktere studiren. Freilich können wir nur die wichtigsten Erscheinungen in einem Miniaturbilde zusammendrängen.

Charles de Corné Malato, einer der rührigsten anarchistischen Schriftsteller, veröffentlichte 1894 im Septemberheft der Fortnightly Review einige Charakterbilder seiner Gesinnungsgenossen, welche kurz zuvor in Frankreich den Tod durch Henkershand gefunden hatten. Er schwärmt für ihre Tugenden und bedauert nur ihre Mißgriffe. Sein Parteistandpunkt ist damit deutlich genug gezeichnet. Die im Aufsatze niedergelegten psychologischen Skizzen aber bringen uns brauchbare Einzelheiten.

Malato kannte die drei Anarchisten Ravachol, Vaillant und Henry.

Ravachol war ein Mann von Energie und einer Art primitiver Einfachheit. Er hatte nichts zu essen; betteln wollte er nicht, das sei erniedrigend und sogar strafbar in den Augen des Staates. Da zog er es vor, ein Mörder zu werden. Hier war zunächst kein anarchistisches Ziel maßgebend; aber die anarchistische Weltanschauung hatte sein Gewissen umgeformt; sie entschuldigte in den Augen des Mannes und in den Augen der anarchistischen Blätter, die ihn zum Heiligen machten, seine That. Und Malato selbst glaubt etwas zu sagen, wenn er erklärt, Ravachols Werk sei blutig, aber auch eine That aufrichtiger Ueberzeugung, und neue Gesellschaften gründeten sich auf festen Ueberzeugungen und auf Blut.

Vaillant, der die Bombe unter die Abgeordneten schleuderte, war eine interessantere Erscheinung. Er schwärmte für die Umsturzidee, die seine That erzeugte. Es war ein weicher, sentimentaler Charakter; revolutionäre Broschüren hatten ihn exaltirt. Nicht unempfänglich für feinere Regungen des Gewissens, entschuldigte er sich noch kurz vor seinem Tode schriftlich, daß er in einem Privatbriefe, der veröffentlicht worden war, die Frau eines Anarchisten mit Namen genannt hatte.

Emile Henry, dessen Bombe im Café Terminus sechs Personen getödtet hatte, war ein Wissenschaftsenthusiast. Die Wissenschaft, wie er sie auffaßte, war ihm Evangelium, ihr mußte schnell zum Siege verholfen werden. Sein Atheismus schlug hie und da, wie es scheint, in occultistischen Aberglauben um. Henry war sehr empfänglich für Eindrücke des Mitleids; er hatte seinen Lohn unter arme Mitarbeiter vertheilt und beherbergte in seinem Stübchen mehrere Wochen lang eine obdachlose Familie. Und derselbe Mann konnte, von der atheistisch-anarchistischen Moral fanatisirt, bedauern, daß seine Bombe nicht mehr Menschen getödtet habe [1].

Caserio Santo, der Mörder Carnots, war nach Malato der Typus eines Königsmörders. Er lebte still für sich, war nicht gebildet, zeigte aber in seinen Briefen starres Festhalten an seinen Ideen und große Consequenz. Er gab sein Leben hin, um das Leben eines Mächtigen dieser Erde der anarchistischen Weltanschauung zu opfern. Darum nennt ihn wohl Malato, cynisch genug, „sündunfähig" vom revolutionären Standpunkte aus.

Ergänzen wir diese Bilder durch andere aus der Reihe der Chicagoer Anarchisten vom Jahre 1886. Ein Urtheil über den damaligen berühmten Proceß und die Verurtheilung mehrerer Angeklagten werden wir nicht fällen. Die Sache ist überaus dunkel und räthselhaft. Wer die Bombe unter die Polizisten geschleudert habe, ward überhaupt nicht ermittelt. Die Berichte der damaligen Tagesblätter bieten keine Klarheit und sind vielfach unbrauchbar. Die Geschichte der ganzen Tragödie wäre somit einfach neu zu schreiben. Interessant ist es immerhin, einige der Hauptschuldigen näher kennen zu lernen, um durch einen Einblick in ihre Gesinnung unser Bild der anarchistischen Weltanschauung zu ergänzen.

Ein „Anarchist aus Ueberzeugung", Michael Schwab, selbst, wie es scheint, einer der Anstifter des Aufruhrs, charakterisirt im Juliheft 1891 der amerikanischen materialistischen Zeitschrift The Monist zwei seiner Mitschuldigen.

[1] Historisch-politische Blätter Bd. CXIII (1894, I), S. 924 ff.

Der bedeutendste unter ihnen war Spies. Er war mäßig im Essen und Trinken, aber maßlos und nervös überreizt in seinen Reden und Schriften. Voll Mitleid gegen die Armen, hielt er seine Wohlthaten geheim und hatte es nicht gern, wenn man davon sprach. Von Natur war er weichherzig und galt bei seinen Freunden als zu gutmüthig. Es scheint also, daß seine anarchistischen Ideale ihn bei Gelegenheit in eine leidenschaftliche Aufregung versetzen konnten, welche ihn sodann, gegen seine Charakteranlagen, zu revolutionären Aeußerungen reizten. An einem solchen Manne zeigt sich der verderbliche Einfluß der anarchistischen Weltanschauung am deutlichsten. Uebrigens ist diese Charakterzeichnung bei Schwab einseitig. Man erinnere sich der Meldung an das Reutersche Bureau vom 11. November 1887. Spies wies den Diener der Religion barsch ab, war vor der Hinrichtung der ruhigste und gelassenste unter den Verurtheilten, und sang kurz vor dem Todesgange die Marseillaise mit lauter Stimme. Ein so nervenschwaches, weichherziges, ätherisches Wesen scheint er demnach nicht gewesen zu sein. Samuel Fielden wird uns nicht bloß von Schwab, sondern auch von Richter Joseph E. Gary in einem Briefe an Oglesby, den Gouverneur von Illinois, vom 8. November 1887 geschildert als ein Mann von natürlicher Gerechtigkeitsliebe, der aber unverdientes Leiden nicht ertragen konnte; er predigte Gewalt, als ein Enthusiast, der hierin ein heroisches Mittel sah, die Unterdrückten zu befreien; er glühte vor Verlangen, Beifall von seinen Hörern zu ernten. Daß er wegen seiner Brandreden verantwortlich sei für die geschehenen Gewaltthaten, habe er nicht gewußt und überhaupt nie begreifen können. Samuel Fielden wurde auch wirklich mit Michael Schwab zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Lingg hatte sich im Gefängniß entleibt. Spies und die drei übrigen, Georg Engel, über den Schwab nichts Nennenswerthes zu berichten weiß, Adolf Fischer und Albert Parsons, die er gar nicht nennt, wurden am 11. November 1887 hingerichtet. Engel lachte noch zweimal laut auf, als ihm der Strick um den Hals gelegt ward. Fischer erklärt, es sei der glücklichste Augenblick seines Lebens. Die Hinrichtung wurde offenbar sehr ungeschickt vollzogen, da der letzte erst nach $13^1/_2$ Minuten starb. An ihrem Grabe fielen racheſprühende, blutige Worte, die von einer zahlreichen Menge mit Beifall aufgenommen wurden. Diese Amerikaner sind Typen. Der echte Actionsanarchist predigt und übt die Gewalt unter dem fanatisirenden Einfluß der anarchistischen Idee. Seine Anschauungen decken sich mit dem Satze, welchen Reinsdorf am dritten Tage seiner Proceßverhand-

lung, am 17. December 1884, ausſprach: „Wenn es im Intereſſe der Geſamtheit liegt, dann darf man auch nicht vor einem Attentat zurückſchrecken.... Ein Anarchiſt muß auch im Intereſſe der Sache zu ſterben wiſſen.“ Von dieſem Typus iſt der Verbrecher, welcher einfach behauptet, er ſei Anarchiſt, ohne zu wiſſen, was die Anarchiſten erſtreben, genau zu unterſcheiden. Die Rechtsfrage, ob eigentliche Anarchiſten mit ſolchen Menſchen gleich oder verſchieden zu behandeln ſind, hat an ſich damit nichts zu thun und fällt ſelbſtverſtändlich gar nicht in den Bereich dieſer Ausführungen. Eine ganz eigene Kategorie bilden ſolche Schurken wie die zwei zu Wien 1884 hingerichteten Raubmörder Stellmacher und Kammerer. Sie handelten wirklich im Dienſte und Intereſſe der Anarchiſtenpartei, erſcheinen aber einfach als gedungene oder freiwillig ſich anbietende Verbrecher. Man kann auch nicht vorſichtig genug ſein bei Beurtheilung der Leute, welche mit großem Eifer die Propaganda der That predigen. Es können eben bloß Agenten ſein, die ſich ein Geſchäft daraus machen, eine Empörung anzufachen, um ſie auszuſpioniren und zu vernichten.

Nun noch ein Wort über Luccheni. Er gehört zu einer neuen Klaſſe. Bei der anarchiſtiſchen Propaganda iſt ein Hauptmittel, wie z. B. Krapotkin in ſeinem Buch L'esprit de révolte genau darlegt, die Verbreitung der Unzufriedenheit und die Erregung fanatiſchen Haſſes; dann kommen, meint er, die Thaten der Rache von ſelbſt. Das war Lucchenis Schickſal. Er hat ſeine Geſinnung vor Gericht offen dargelegt. Sein Mord ſei einfach Rache für ſein Leben und für die Unterdrückung der Arbeiter, Rache an denjenigen, welche genießen ohne zu arbeiten.

Dieſe pſychologiſchen Skizzen erweiſen, daß eine ſchablonenhafte Erklärung des revolutionären Fanatismus als Geiſteskrankheit oder pathologiſche Erſcheinung unwiſſenſchaftlich iſt. Man kann ſie nicht einmal für die Vertreter und Ausüber der Gewalt gelten laſſen. Lombroſo hat in ſeinem Werke über den Anarchismus neben mancher richtigen Beobachtung auch dieſe Anſicht einſeitig vertheidigt. Schon früher hatte er über die Empörer von Chicago ſehr oberflächlich geurtheilt. Auf unzuverläſſige Abbildungen hin baute er ſeine Schlüſſe auf. Dr. Carus, der Herausgeber des „Moniſt“, ſchickte ihm die Originalphotographien zu, worauf Lombroſo nichts zu antworten hatte als: „Vielleicht ſeien dieſe Photographien einige Jahre vor dem Verbrechen aufgenommen.“ Aber ſie waren im Bezirksgefängniß hergeſtellt worden. Den Vater Fieldens bezeichnet Lombroſo als eine Art Genie; die Söhne ſeien dann gewöhnlich Mondſüchtige,

bioten oder Verbrecher. Er verwechſelt hier, wie es ſcheint, Fielden, das rühmte Mitglied des engliſchen Parlamentes, einen Verwandten Samuels, it deſſen Vater, der ein gewöhnlicher, wenn auch recht begabter Arbeiter ar[1]. Lombroſo hat die Eigenheit, das Geniale für etwas Krankhaftes u erklären, und er meint, die Gegner ſeiner Theorie ſeien ihr deshalb ngünſtig, weil ſie in ſich nicht die Krankheitsſymptome fänden, welche as Genie nothwendig begleiteten. Da kann man denn nicht mehr die ſtliche Ironie übel nehmen, mit der Valbert und von Wyzewa in der evue des deux mondes ſeine Theorie behandeln[2].

In Lombroſos Studie über Luccheni mag allenfalls die Bemerkung chtig ſein, daß hier auch eine Neigung zum indirecten Selbſtmord obwalte. lber die Ausdehnung dieſes Merkmals auf viele Attentäter der jüngſten eit widerſpricht den Proceßacten der letzten 20 Jahre. Der Lebensberdruß ſoll auch die Thatſache erklären, daß manche unter dieſen Leuten eiche Naturen von friedlichem Vorleben waren. Die weſentlichſte Eigenhümlichkeit des Actions-Anarchismus macht das weit beſſer verſtändlich. ‚Der Anarchismus hat", wie Antoine in ſeinem Cours d'économie ociale trefflich bemerkt, „ein doppeltes Geſicht; das eine iſt ſanft, das ndere grauſam; er iſt Idyll oder Drama, je nachdem er die Geſellſchaft er Zukunft oder die der Gegenwart betrachtet." [3]

Die glänzenden Ausſichten auf Beglückung der ganzen Menſchheit erobern ſchwärmeriſche Geiſter, die keinen religiöſen Halt haben, und wirken als Zweckurſache: ſie rechtfertigen nach den Grundſätzen einer unabhängigen ſocialen Moral die blutigen Mittel, die unumgänglich nöthig ſeien zur Befreiung der Welt. Das Ziel ſei erhaben, höchſt humanitär, die naturaliſtiſche, wiſſenſchaftliche Weltanſchauung habe das Weſen der Autorität in nichts aufgelöſt; wer Rechtsgefühl habe, müſſe ſich der Bewegung anſchließen, und wer ein Charakter ſei, müſſe zielbewußt und kräftig handeln. Dieſe Doppellehre prägt auch dem Charakter vieler Apoſtel blutiger Gewalt, die ſich ihr mit ganzer Seele hingeben, jene eigenthümliche Signatur auf, die vielfach räthſelhaft erſcheint; wir finden in ihnen, wie geſagt, eine naive Gutmüthigkeit im Privatverkehr — ſo ſelbſt bei Bakunin —, eine exaltirte Begeiſterung für Humanität und Menſchenglück neben brutaler Kaltblütigkeit und fanatiſcher Leidenſchaftlichkeit bei Ausführung wilder

[1] Monist I, 4. 520 ss.
[2] L. c. p. 141. 685 ss. et 150. 457 ss.
[3] L. c. p. 209.

Gewaltthaten. Außerdem wirken Attentate ansteckend, was die Anarchisten offen lehren und zu benutzen verstehen.

Alles dies verkehrt allmählich das Gewissen derart, daß sonst harmlose Menschen in selbstverschuldeter Bethörung alle sittlichen Schranken durchbrechen.

Suchen wir nun unsere Studien über die Psychologie der Anarchisten noch nach einer andern Seite zu vertiefen. Im Januarheft der Westminster Review vom Jahre 1897 veröffentlichte Olindo Malagodi Untersuchungen über die Psychologie der Verschwörungen. Ein geringerer Einfluß der Anschauungen Lombrosos und seiner Schule hätte der Studie nur zum Vortheil gereicht. Immerhin findet man hier bemerkenswerthe, wenn auch einseitige Beobachtungen. Als Haupturſachen der geplanten Verbrechen und — ihres häufigen Mißlingens bezeichnet Malagodi die Ueberwucherung der Phantasie, die den Verstand überrumpele und die Thatkraft schwäche. Er hat an verschiedenen Individuen Beobachtungen angestellt, und sein Ergebniß ist richtig, wenn auch unvollständig. So gestalten sich, wie er schlagend nachweist, die Verschwörungen vielfach zu Bravourstücken, ohne irgend welche Wahrscheinlichkeit, daß man zur Ausführung schreite.

Vielseitiger ist das oben erwähnte Buch Hamons. Leider verblendet ihn sein positivistischer Standpunkt bei der Zusammenfassung und Begründung der Resultate. Er unterschätzt auch die Schattenseiten und entwirft ein viel zu ideelles Bild. Seine Untersuchungen beschränken sich ferner auf die sogen. communistischen, unsere „solidarischen“ Anarchisten. Die anarchistischen Attentäter hat er erst in einem spätern Werk über die Criminalpsychologie behandelt. Studirt man 450 auf 68 Berichterstatter vertheilte Stellen durch, so ergibt sich ein Bild, welches nicht wenig von Hamons Darstellung abweicht. Der Anarchistentypus wird sich dann ungefähr so zeichnen lassen. Meist ist das Herz von Kindheit an zum Mitleid geneigt, der Sinn für Recht und Gerechtigkeit ist stark entwickelt, aber nicht geschult; der ausgesprochene Wissensdurst wird nicht gedämmt und geleitet. Mit Leichtigkeit schließt ein solcher aus allgemeinen Sätzen auf praktische Einzelfälle, neigt aber auch sehr zu Verallgemeinerungen. Eine natürliche, oft ererbte Anlage zur Unbotmäßigkeit, eine religionslose oder ganz vernachlässigte Erziehung, hie und da eigene Entbehrungen und schlechte Behandlung oder der Anblick fremden Elends und ungerechter oder mißverstandener Ausbeutung und Bestrafung nähren oder entwickeln den Widerwillen gegen jede Obrigkeit, jede Ungleichheit, jede Gewalt, jeden Zwang. War eine

religiöse Gesinnung jemals vorhanden, so wird sie durch materialistische und atheistische Schriften erschüttert. In gleichem Maße wächst die eben geschilderte Mißstimmung. Dann genügt sehr oft eine Unterredung, eine anarchistische Conferenz, eine anarchistische Zeitung oder Broschüre, um die Grundidee in den Geist und ins Herz zu senken. Hie und da hatte sie der Betreffende schon selbst gefunden. Oft ist der Socialismus eine Zwischenstation, die nicht befriedigt. Eine Vertiefung des anarchistischen Wissens erfolgt meist, nachdem das Herz schon gewonnen ist. Sehr selten sind eingehende Studien von Werken, welche die philosophischen Grundlagen des Anarchismus bekämpfen.

Hamon betont auch die Logik des Anarchisten; das muß man richtig verstehen. Solange die Verhältnisse nicht verwickelt sind, sieht er leicht und scharf die Consequenzen eines Grundsatzes. Aber man vergesse es nicht: die anarchistische „Wissenschaft" fängt bei einer hochgradigen Negation an, von der aus der letzte Schluß wirklich leicht zu finden, einleuchtend, evident logisch ist. Gelehrtere Werke, wie die Krapotkins, werden nur Gebildete verstehen; die andern werden blind glauben. Und der Autoritätsglaube ist thatsächlich bei den Anarchisten sehr ausgeprägt. Hamon urtheilt hier gar zu naiv. Bei seiner Kenntniß anarchistischer Schriften hätte er doch in den Ergüssen seiner Berichterstatter die immer wiederkehrende, einfach nachgesprochene Phraseologie der „Doctrinäre" heraushören müssen. Charles Malato ist trotz seiner Verblendung bei Beurtheilung religiöser Fragen recht aufrichtig in seiner und seiner Genossen Hausgeschichte. Wie oberflächlich es zugehen kann bei den anarchistischen Bekehrungen, erfahren wir aus seinem Buch De la commune à l'anarchie. Er erzählt nicht ohne Humor, wie sich ein überzeugungsstarker Anarchist, ein liebenswürdiger, bescheidener Mann, mit Fanatismus seiner Bekehrung widmete und ihm stotternd den Horizont der Anarchie eröffnete. „Er ließ mich nicht los," fügt er hinzu, „bis er mich bewogen hatte, Stück für Stück alle freiheitlichen Theorien zu verschlucken." [1] Die gefühlvolle, schwärmerische, oft fanatische Begeisterung, welche wir bei den solidarischen Anarchisten finden, weicht bei den „Selbständigen" einer kühlern Ueberlegung. Sie sind logischer, aber unvernünftiger — logischer, weil sie die Consequenzen der mechanischen Weltauffassung schärfer durchführen, unvernünftiger, weil sie die ungeheuerlichen Schlußfolgerungen, bei denen sie anlangen, gegen

[1] L. c. p. 258.

alle Evidenz des geſunden Menſchenverſtandes feſthalten. Die Solidariſchen opfern das unvernünftige Reſultat und verſchlucken den Widerſpruch. Immerhin ſind die Selbſtändigen nur in der Theorie und Speculation ſo unbeugſam. Im Handeln ſind ſie praktiſcher. Die Thatkraft der Soliderariſchen für das eingebildete Ideal iſt nervöſer, erſchöpft ſich aber vielfach in Luftſtreichen. Der Selbſtändige ſucht ſein gegenwärtiges Glück zu begründen; die Verbindung des Augenblicks mit der Welt der Zukunft ſtellt ſein Syſtem künſtlich her.

Einen wichtigen Punkt hat Hamon zu wenig berückſichtigt. In einem Artikel der North American Review vom April 1895: „Der Arzt und die ſociale Frage", bemerkt Paul Gibier, er habe unter den Anarchiſten nur Materialiſten gefunden, und das ſei die einzige Spur von Logik geweſen, die er in ihrer Lehre entdeckt habe. Dieſe Erfahrung iſt richtig. Es gibt ja Schwärmer, welche ſich zugleich zum Gottesglauben und zum Anarchismus bekennen. Ihre Zahl iſt indes verſchwindend klein. Es ſind denkſchwache Menſchen, die nicht recht wiſſen, was ſie wollen, oder Leute, welche jede Zwangsregierung durch das Geſetz der Liebe und Brüderlichkeit zu erſetzen wünſchen und deshalb zu den Anarchiſten gerechnet werden, obwohl ſie ſelbſt dieſen Namen abweiſen. Zu dieſer Klaſſe gehört z. B. J. C. Kenworthy, Ehrenpaſtor der Brotherhood Church in England, und allenfalls auch der jüngſt verſtorbene Moritz von Egidy.

Im übrigen ſpricht Tucker das anarchiſtiſche Dogma aus, wenn er bemerkt: „Soweit es ſich in Religionsſachen um ihre eigenen Anſichten handelt, ſind ſie atheiſtiſch; denn ſie betrachten die Autorität Gottes und die religiöſe Weihe der Moral als den Hauptvorwand der privilegirten Klaſſen für die Ausübung menſchlicher Autorität." [1] Tucker ſchenkt ſich keine Conſequenzen. „Auch liegt es nicht im anarchiſtiſchen Plan," ſo ſagt er ausdrücklich, „einen Moralcodex zu ſchaffen, den ſich das Individuum zur Richtſchnur nehmen müſſe. . . . In Uebereinſtimmung mit dieſer Anſchauung betrachten die Anarchiſten alle Verſuche, das Laſter zu unterdrücken, als an und für ſich verbrecheriſch. Sie ſehen in der Freiheit wie in dem aus derſelben reſultirenden allgemeinen Wohl das ſichere Heilmittel gegen alle Laſter. Aber ſie anerkennen das Recht des Trunkenboldes, des Spielers, des Wüſtlings, der Dirne, ihren eigenen Lebenswandel zu befolgen, bis ſie aus freier Wahl demſelben zu entſagen ſich

[1] A. a. O. S. 11.

ſchließen.“ [1] Ganz richtig; nur ſpricht Tucker recht gedankenlos und onſequent von Verbrechen und Laſtern: Tugend und Laſter ſind, falls n in derſelben Richtung folgerichtig weiter denkt, rein ſubjective An-auungen. Iſt das religiöſe Bewußtſein ein erworbener Begriff, welcher erwunden werden kann und muß, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum s ſittliche Bewußtſein, das Rechts- und Pflichtbewußtſein anders zu be-ndeln wäre. Iſt Metaphyſik reine Ideologie, ſo iſt Moral nur ein orurtheil. Gewiß ſind ja unzählige Syſteme einer unabhängigen Ethik ſchrieben worden. Sie wurden alle einzeln widerlegt. Wer dieſe Zeit-ſchrift ein wenig verfolgt hat, wird das wiſſen. Wir brauchen gar nicht i Eduard von Hartmanns Kritiken zu erinnern. Gutberlets Ethik und eligion, Didios vortreffliche Beleuchtung der modernen Moral im zweiten and der Straßburger theologiſchen Studien müſſen jeden ſelbſtändig Denken-n von der Unzulänglichkeit aller bisherigen Theorien überzeugen. Alſo t der Atheiſt und Materialiſt *keinen einzigen wiſſenſchaftlichen* nhaltspunkt, der ihn von der anarchiſtiſchen Ethik zurückzuhalten vermöchte. er Widerſpruch zwiſchen dem materialiſtiſch-atheiſtiſchen Dogma und der utorität auf jedem Gebiet iſt überdies einleuchtend.

Profeſſor Georg Adler hat ſich in einem Artikel über den modernen narchismus in der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ die Sache gar zu icht gemacht. Die Arbeit dringt überhaupt nicht tief in die Frage ein. Eine weitere Beleuchtung der anarchiſtiſchen Taktik aus dem moraliſchen tandpunkte“, ſo meint Adler, „erſcheint für jeden, der zur heutigen all-meinen Moral ſich bekennt, ganz überflüſſig.“ [2] Man kann doch nie-and verbieten, durchſchlagende Beweiſe für dieſe Moral zu fordern und ne ſchlecht begründete Ethik auf ſich beruhen zu laſſen. Die unabhängige thik hat aber den eben genannten Unterſchied nicht aus der Welt geſchafft.

In jenem Buche, welches zu unſerer Zeit in England nach dem Werke Darwins das größte Aufſehen erregt hat, in The foundations of elief, ſah ſich Lord Balfour, ein Mann von großem Geiſte und ſcharfem Verſtande, trotz angeſtrengten Denkens zur Anerkennung dieſes Widerſpruchs gezwungen [3]. So ſehr ich auch die Anſchauungen des Buches für verfehlt alte, dieſes eine Reſultat ſcheint geſichert.

Jedenfalls kann man es dem gewöhnlichen Manne nicht verdenken, enn auch er dies Räthſel nicht löſt. Was bleibt jetzt übrig? Das

[1] A. a. O. S. 11. 12.

[2] A. a. O. IX. Bd., 10. Heft, S. 1095. [3] L. c. p. 15 ff.

Menschengeschlecht, sagt Balfour, erfreut sich der „kostbaren" Eigenschaft, „in aller Ruhe die Folgerungen der eigenen angenommenen Theorien zu ignoriren"[1]. Nun, der Trost ist schlecht genug. Ein rechtschaffener Mann von ausgeprägtem sittlichen Ernst wird, wenn er logisch denkt, der ethischen Wahrheit, die sich ihm aufdrängt, seinen naturalistischen Glauben opfern. Denkt er nicht streng logisch, so wird er vielleicht den Widerspruch, welchen er selbst ahnt, ja durchschaut, lieber mit sich herumtragen, als jene ethischen Grundwahrheiten, die sich ihm trotz seines Atheismus mit unwiderstehlicher Wucht aufdrängen, niederzureißen. So rettet er doch wenigstens um den Preis einer Inconsequenz einige Leitsterne des Lebens.

Aber ganze Klassen von Menschen wurden durch die unerbittliche Logik eines falschen Glaubensbekenntnisses zum Niederreißen der grundlegenden sittlichen Mauern fanatisirt, und wir stehen vor dem Anarchismus der That. Dann entsteht allmählich jenes verkehrte Gewissen, welches noch unlängst Professor Oppenheim in seiner Broschüre „Das Gewissen" den Bombenattentätern zur Last legte. Mit Recht macht er solche Leute voll und ganz verantwortlich für ihre Thaten. Da aber die ganze Gewissenstheorie Oppenheims auf recht schwankenden und zum Theil unhaltbaren Grundlagen aufgebaut ist, blieb auch ihm die Lösung des Problems verborgen. Nach Offenbach sind wir über den Ursprung des Gewissens vollkommen im dunkeln; dasselbe ist aber jedenfalls, wie er hinzufügt, „ein psychologisches und sociales Entwickelungsproduct", „die Wurzel des Gewissens — — Autorität . . . — ist einzig und allein in der Macht des Guten über das menschliche Gemüth zu suchen"; der Begriff des Guten selbst aber „entwickelt sich mit der Entwickelung der Menschheitsepochen", ändert sich indes nur „innerhalb großer Zeiträume". So ist denn nach Oppenheim das Gewissen eine „Gefühlssache", welche durch den Verstand controllirt werden muß. Als Richtschnur aber „gilt für jedermann, daß gut ist, was die Moral und die Religion seiner Zeit als gut bezeichnen". Daraufhin gibt Oppenheim zu, bei einem Conflict zwischen der öffentlichen Moral und dem Gewissen nach klarer und sicherer Erkenntniß, daß man im Recht ist, müsse man seinem Gewissen folgen. Das letzte Kriterium ist die Frage, ob die Forderung des Gewissens „gegen die Grundlagen aller Moral und Gesittung gerichtet ist", oder ob sie „die Moral und Gesittung fördert". Im erstern Falle liege eine Verkehrung des Gewissens vor[2]. Diese

[1] L. c. p. 25. [2] A. a. O. S. 32. 14. 17. 37—39.

anze Beweisführung bricht einfach zusammen bei der einzigen Frage des
narchisten: Mit welchem Rechte sind die allgemein angenommenen Grund-
gen aller Gesittung für mich maßgebend? Ich habe, so wird er sagen,
ne höhere Stufe der Gesittung direct und logisch aus der materialistisch-
theistischen Weltanschauung abgeleitet, und dieser höhern Stufe entspricht eine
anz andere Grundlage. Sie ist mein Kriterium. — Gibt doch Oppenheim
bst zu, daß der Weg, auf welchem die Veränderung der Moral-Grundsätze
attfindet, durch das Gewissen der Individuen hindurchgeht[1]. Die
narchisten sagen nun, ihr Gewissen sei diese culturfördernde Macht. Hier
t kein Ausweg. Man muß also einen unveränderlichen, über dem In-
ividuum und der Gesellschaft stehenden Urgrund der Sittlichkeit erweisen.
es Einzelnen Vernunft muß irgendwie Antheil haben an dieser ewigen
ittlichkeitsnorm. Nur wenn diese beiden Punkte wissenschaftlich geklärt
nd, kann man mit Erfolg an eine durchschlagende Bekämpfung der an-
rchistischen Weltanschauung, sowohl der gemäßigtern als der revolutionären,
eantreten. Ohne diese Vorbedingung wird man gegen die Anarchisten
issenschaftlich gar nichts ausrichten und höchstens das trostlose Bekenntniß
ls einzige Waffe gebrauchen können: consequent, aber thöricht und nicht
urchführbar.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Die San-José-Schildlaus.

(Schluß.)

Die San-José-Schildlaus zeigte schon bei ihrem ersten Erscheinen im San-José-Thale einen ganz unheimlich universellen Appetit, der sich nicht mit dieser oder jener Obstsorte begnügte, sondern auf die verschiedensten Pflanzenarten sich erstreckte. Mit der Ausdehnung ihres Verbreitungsbezirkes wuchs auch ihre Speisekarte immer mehr. Der amtliche Bericht des Ackerbauministeriums von Washington[2] zählte bereits 1896 nicht weniger als 28 Arten von Futterpflanzen der San-José-Schildlaus auf,

[1] A. a. O. S. 47.

[2] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 38.

die zu zehn verschiedenen Pflanzenfamilien gehören. In dem amtlichen Berichte des Jahres 1898[1] ist diese Zahl schon auf 55 Pflanzenarten gestiegen, unter denen außer den Obstbäumen und den fruchttragenden Sträuchern auch eine ganze Menge von einheimischen Waldbäumen und von eingeführten Ziergewächsen sich befindet. Durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Futterpflanzen wird selbstverständlich die weitere Ausbreitung dieser Schildlaus begünstigt und ihre Vertilgung erschwert. Am verhängnißvollsten erweist sie sich für die Zucht der edeln Obstsorten; die Birnen, Pfirsiche, Aepfel und Pflaumen haben unter ihrem Saugschnabel am meisten zu leiden. Obwohl sie keine Kostverächterin ist, wie ihr umfangreiches Menu beweist, so hat sie doch eine besondere Vorliebe für bestimmte Varietäten einzelner Obstarten, während sie andern eine geringere Zuneigung oder sogar eine gewisse Abneigung entgegenbringt. Unter den verschiedenen Pflaumensorten sind nach Professor J. B. Smith die japanischen Varietäten ihre Lieblinge, während sie sich mit den amerikanischen und europäischen weit weniger abgibt. Noch auffallender ist es, daß sie zwei Spielarten von Birnen fast ganz verschmäht, nämlich die Leconte- und die Kieffer-Sorte. Ein und derselbe Birnbaum trug, wie Howard und Marlatt[2] berichten, Pfropfreiser der Lawson- und der Kieffer-Sorte. An den erstern waren Zweige, Blätter und Früchte völlig bedeckt von diesen Schildläusen, während an den letztern keine einzige saß. Leider ist es uns nicht näher bekannt, ob besondere Geschmacksgründe existiren, welche die von der San-José-Schildlaus verachteten Obstsorten vielleicht auch für den menschlichen Gaumen minder begehrenswerth machen; immerhin liegt in den erwähnten Beobachtungen ein wichtiger Fingerzeig für die Praxis der Obstzucht in den von dieser Schildlaus verseuchten Gebieten: man muß eben jene Varietäten cultiviren, welche sich der Schildlausimmunität in höherem Grade erfreuen.

Die von Aspidiotus perniciosus befallenen Obstbäume bieten einen traurigen Anblick. Die Schildlaus setzt sich besonders massenhaft an den saftreichen Zweigspitzen fest, wo sie den reichlichsten Trank findet. Die frische röthliche Farbe der jungen Pfirsich-, Apfel- und Birnensprossen ist dann durch eine dicke Schicht weißgrauer Asche bedeckt, die aus Millionen kleiner Lausschilder besteht. Zerdrückt man diese Kruste, so überzieht sich der Zweig mit einer gelblichen, öligen Flüssigkeit, dem Leibesinhalt der

[1] Literaturverzeichniß Nr. 6, S. 13. [2] Ebd. Nr. 4, S. 38.

Schmarotzer. An den Blättern ist die Zahl dieser Parasiten verhältnißmäßig gering, um so größer dagegen an den Früchten. Kräftige reife Birnen, die nur wenige der winzigen Schildläuse tragen, sehen durch die rothen Punkte, welche sie rings um die grauen Schildchen zieren, noch gesünder und einladender aus als gewöhnliches Obst und waren in Nordamerika sogar vielfach als Marktware besonders beliebt. Aber ihr schönes Colorit gleicht den blühenden Wangen der Schwindsüchtigen: es ist das verrätherische Anzeichen einer todbringenden Krankheit, die an dem Baume zehrt, auf welchem sie wuchsen. Von Schildläusen stark besetzte Früchte sehen bald welk und dürr und wie mit einer schimmeligen Kruste behaftet aus; sie zeigen das Ende der anfangs so schönen Geschichte.

Junge Birnbäume werden nicht selten schon durch den ersten Anfall dieser Schildlauspest getödtet; gewöhnlich fristen sie jedoch noch einige Jahre ein schwächliches, erbärmliches Dasein. Den jungen Pfirsichbäumen geht es meist noch schlechter; sie überleben den Ausbruch der Krankheit selten zwei oder drei Jahre. Auch wenn der Obstbaum mit dem Leben davonkommt, werden seine Zweige knotig und verschrumpft, theils durch den Verlust an Säften, die in den Magen des unersättlichen Schmarotzers wandern, theils auch dadurch, daß der Saugschnabel desselben die Cambiumschicht vergiftet, die eine purpurrothe Färbung annimmt. Rings um eine erwachsene Schildlaus zeigt sich meist schon auf der Rinde des Zweiges ein purpurrother Ring, der sofort ins Auge fällt und die Anwesenheit der Schildlauskrankheit auch dann verräth, wenn die Zahl der Parasiten noch gering ist.

Die Verbreitung der San-José-Schildlaus in Nordamerika erfolgte von ihrem ersten Fundorte in Californien aus mit besorgnißerregender Geschwindigkeit. 1896 mußte das Ackerbauministerium von Washington[1] bereits die folgenden 20 Staaten der Union als inficirt bezeichnen: Alabama, Arizona, California, Delaware, Florida, Georgia, Idaho, Indiana, Louisiana, Maryland, Massachusetts, New Jersey, New York, New Mexico, Ohio, Oregon, Pennsylvania, Virginia, Washington und West-Virginia. Aus Englisch Nordamerika kam noch Britisch Columbia hinzu. Mit Ausnahme New Jerseys, das an vielen Punkten inficirt war, schienen die Ansteckungsbezirke in den einzelnen Staaten damals nur spärlich und sehr zerstreut zu sein. Nähere Untersuchungen in den beiden letzten Jahren haben jedoch

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 17 ff.

leider ergeben, daß die Verbreitung dieser Schildlaus auch in vielen andern Staaten fast ebensoweit fortgeschritten ist wie in New Jersey. Daß man sie in letzterem Staate schon 1896 so zahlreich gefunden, beruhte hauptsächlich auf dem Umstande, daß der schon mehrfach erwähnte Professor J. B. Smith die betreffenden Nachforschungen mit mehr Eifer und Geschick angestellt hatte als andere. Den frühern 20 Staaten sind durch den neuesten amtlichen Bericht des Jahres 1898[1] außerdem noch 14 neue Staaten hinzugefügt worden, nämlich Arkansas, Connecticut, District of Columbia[2], Illinois, Kentucky, Michigan, Minnesota, Mississippi, Missouri, Nevada, North Carolina, South Carolina, Tennessee und Texas. In Britisch Nordamerika ist die Schildlaus seither auch in Canada in der Provinz Ontario vereinzelt entdeckt worden.

Betrachtet man die beiden statistischen Karten der Berichte von 1896 und 1898, auf denen die Schildlausherde durch schwarze Punkte gekennzeichnet sind, so zeigt sich sehr anschaulich, wie die San-José-Schildlaus an den Küstengebieten im Westen und im Osten der Union viel weiter nach Norden vorgedrungen ist als in der Mitte. Ein noch wichtigeres Ergebniß jener Statistik ist das Verhältniß der Schildlauskrankheit zu den klimatischen Zonen Nordamerikas. Schon 1896 machten Howard und Marlatt darauf aufmerksam, daß fast ausschließlich die australe Zone und deren nächste Nachbarschaft von den Infectionsherden durchsetzt sei, während die boreale Zone von ihnen frei blieb. Die neue Statistik von 1898 hat dieses Ergebniß durchaus bestätigt. Hieraus folgt, daß das Gedeihen der San-José-Schildlaus wesentlich abhängig ist *von einem südlichen oder gemäßigt südlichen Klima*. Daher ist die Gefahr, welche der europäischen Obstbaumzucht von ihr droht, ohne Zweifel viel drohender für Südeuropa und das südliche Mitteleuropa als für Norddeutschland.

Aber wie war es denn möglich, daß die träge, in ihrer persönlichen Bewegungsfreiheit so beschränkte Schildlaus binnen 20 Jahren fast den ganzen nordamerikanischen Continent bereisen und so viele Staaten erobern konnte? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu den *Verbreitungsmitteln von Aspidiotus perniciosus*.

[1] Literaturverzeichniß Nr. 6. S. 6 ff.

[2] Streng genommen kann der District of Columbia, der mit seiner Hauptstadt Washington Sitz der Centralregierung ist, nicht unter die „Staaten“ der Union gezählt werden.

Den kleinen Schildbürgern ſelbſt kann man nicht zumuthen, daß ſie weit laufen; denn ſolange ſie einen Schild tragen, haben ſie keine Beine; deshalb huldigen ſie einer feſtſitzenden Lebensweiſe und bleiben nicht bloß im Lande, ſondern ſogar ſtets auf demſelben Fleck, an dem ſie ſich einmal feſtgeſogen haben. Auch die jungen, freibeweglichen Larven machen mit ihren eigenen Beinchen keine großen Sprünge; ohne fremde Beihilfe verlaſſen ſie nur ſelten den Baum, auf dem ihre Schildwiege ſtand. Die geflügelten Männchen ſind zwar ein leichtbeſchwingtes Volk und können wohl ziemlich weit fliegen oder vom Winde fortgeführt werden; aber ſie dürfen ihre Weibchen nicht mitnehmen, die unter dem Schilddache daheim feſtſitzen, und deshalb nützt es auch den Männchen nichts, wenn ſie noch ſo weit fortwandern; ſie können dadurch zur Ausbreitung ihrer Familie nichts beitragen. Die Verbreitung der San-José-Schildlaus iſt daher faſt ganz auf die Mitwirkung fremder Weſen angewieſen, die ihnen dieſen Dienſt leiſten.

Eines dieſer hilfreichen Weſen iſt der Wind, der die jungen, noch nicht feſtgeſogenen Larven weit fortführen und in günſtigen Fällen auf den Bäumen der Nachbarſchaft abſetzen kann. Noch wirkſamere Gehilfen ſind Vögel und Inſecten, die aus irgend einem Grunde die von der verderblichen Schildlaus behafteten Bäume beſuchen. Die Schildlauslarven kriechen dann auf die Beine oder auf den Rücken dieſer Gäſte und laſſen ſich von ihnen mit forttragen. Hierbei geben ſie, wie E. A. Schwarz beobachtet hat[1], ſchwarzen Inſecten in auffallender Weiſe den Vorzug vor hellfarbigen, wahrſcheinlich weil ſie die ſchwarzen Ungethüme leichter ſehen können. An einem ſehr häufigen kleinen Blattkäfer, Typophorus canellus, der in ſchwarzen und in rothen Exemplaren vorkommt, machte er die intereſſante Entdeckung, daß die jungen Schildlauslarven zahlreich auf dem Rücken der ſchwarzen Individuen umherkrochen, während auf den rothen keine einzige gefunden wurde. Aehnlich verhält es ſich mit den Ameiſen, die bekanntlich gute Fußgänger, oder wie der Amerikaner ſagt, „große Reiſende“ (great travellers) ſind und daher für den Transport der Schildlausjugend von einem Baume zum andern vorzügliche Reitthiere abgeben. Die große röthliche Ameiſe Formica Schaufussi war auf den von der Schildlaus verſeuchten Obſtbäumen ebenſo häufig wie die viel kleinere ſchwarze Ameiſe Monomorium minutum. Trotzdem waren auf erſterer

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 50.

keine Larven der Schildlaus zu ſehen, während faſt jede der kleinen Schwarzen eine oder mehrere Aſpidiotus-Larven auf dem Rücken trug. Sogar ihren gefährlichſten Feind, den kleinen ſchwarzen Marienkäfer Pentilia misella, der die Bäume beſucht, um die Schildläuſe zu freſſen, benutzen die kleinen Larven mit Erfolg als Organ zu ihrer Verbreitung. Es war ſchwer, auch nur ein einziges dieſer Käferchen zu finden, das nicht wenigſtens eine jener Larven auf den Flügeldecken trug; auf den meiſten hatten mehrere, oft ſechs bis acht Stück, der winzigen Lausreiter Platz genommen.

Der dienſtfertigſte und wirkſamſte Verbreiter der San-José-Schildlaus iſt jedoch „der Menſch in ſeinem Wahn“. Durch die obenerwähnten Helfershelfer kann die Schildlauspeſt nur von einem Baume zu einem andern, benachbarten Baume oder doch höchſtens von einem Obſtgarten zu einem andern, nahe gelegenen Obſtgarten gelangen. Die Unvorſichtigkeit des Menſchen dagegen verſchleppt ſie per Eiſenbahn und Dampfſchiff von einem Lande zum andern und von einem Erdtheil zum andern. Die großen Baumſchulen, Pflanzenhandlungen und Obſtmärkte der Vereinigten Staaten ſind die Reiſebureaux, von denen dieſer gefährlichſte Obſtbaumfeind in alle Weltgegenden hinausgeſandt wurde. Hierfür hier nur einige amtlich feſtgeſtellte Thatſachen.

Die bedrohliche Ausbreitung der Schildlauskrankheit in den Oſtſtaaten der Union, die in den letzten Jahren bereits einen viel bedeutendern Umfang erreicht hat als in den Weſtſtaaten, wo ſie doch zuerſt erſchienen war, iſt faſt ausſchließlich auf zwei bekannte Obſtbaumſchulen von New Jerſey zurückzuführen, welche verſeuchtes Material aus dem Weſten unbeſehen bezogen und ihr angeſteckte Material dann ebenſo unbeſehen im Oſten weiterverbreitet hatten. Die eine der beiden Pflanzſchulen lag nahe bei Burlington am Delaware, die andere bei Little Silver nahe der Atlantiſchen Küſte. Beide hatten 1886 oder 1887 ihre Pflaumencultur verbeſſern wollen und deshalb aus dem San-José-Diſtrict in Californien junge Pflaumenbäume eingeführt, die völlig krank waren und nicht gedeihen wollten. Bevor man jedoch zu ihrer Ausrottung ſich entſchloß, hatten die unbeachteten Schildläuſe bereits Zeit und Gelegenheit gefunden, über die betreffenden Baumſchulen ſich zu verbreiten, und von dort wurden ſie dann mit den verkauften Pflanzen verſandt. Erſt 1893 wurde die verderbliche Schildlaus im Oſten überhaupt entdeckt, in Charlottesville in

Virginia. Schon hier stellte sich heraus, daß sie durch Johannisbeersträucher dorthin gebracht worden war, die man in einer jener beiden Handlungen in New Jersey gekauft hatte. Ebenso erging es bei Untersuchung ihrer Herkunft im Staate Maryland, wo man 1894 in Riverside einen stark verseuchten Obstgarten fand; auch hier ließ sich der Ursprung auf eine der beiden Pflanzenhandlungen in New Jersey zurückverfolgen. Im Sommer 1895 waren außer den beiden eben erwähnten Staaten auch schon Florida, Indiana, Pennsylvania, New York, Georgia, Delaware, Ohio, Alabama, Louisiana und Massachusetts stellenweise verseucht, ganz abgesehen von New Jersey, wo bis 1896 bereits gegen 100 Infectionsherde gefunden wurden. Das amtliche Resultat der sorgfältig angestellten Untersuchungen über die Ursache des in so kurzer Zeit riesig angewachsenen Unheils lautete: „In fast jedem Falle war die Quelle der Ansteckung im Osten eine und dieselbe, nämlich die eine oder die andere von zwei hervorragenden Pflanzschulen New Jerseys.“ [1]

Es ist daher durchaus berechtigt und in hohem Grade nothwendig, daß die Einfuhr lebender Obstpflanzen aus amerikanischen Baumschulen auch auf der andern Seite des Oceans unter die strengste Controlle gestellt werde. Aber nicht bloß auf die Pflanzen muß man achten, sondern fast ebensosehr auf die Früchte selber. Die jungen Larven kriechen häufig auch auf die letztern, und selbst die erwachsenen Schildläuse sind oft auf denselben zu finden. Für die hohe Bedeutung, welche der Obsthandel für die Verbreitung der San-José-Schildlaus hat, entnehmen wir dem amtlichen Berichte von 1896 [2] folgende Belege. Auf der Association der Economic Entomologists in Brooklyn 1894 legte Professor J. B. Smith eine Anzahl californischer Birnen vor, die er soeben im nächsten Obstladen gekauft hatte; sie waren sämtlich stark verseucht, zeigten viele erwachsene Weibchen und auch einige junge, umherkriechende Larven. „Solche Früchte“, so fügte er bei, „werden auf allen Eisenbahnzügen und in thatsächlich allen großen Städten der Vereinigten Staaten verkauft.“ Ebenso stellte auch Professor J. W. Toumey in dem 14. amtlichen Bulletin der landwirtschaftlichen Versuchsstation von Arizona fest, daß er in den Obsthandlungen von Phoenix und Tucson Birnen und Aepfel gekauft habe, die mit weiblichen und männlichen Laus-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 14. [2] Ebd. S. 49.

schilden bedeckt waren; ähnliche Erfahrungen berichtete Professor Smith über die Obsthandlungen von Philadelphia, Newark, New York und Brooklyn. Selbstverständlich sind nicht bloß die Früchte, sondern auch die fortgeworfenen Schalen derselben geeignet, die Schildlauspest zu verbreiten. Daher ist dem amerikanischen Obste gegenüber die größte Vorsicht geboten. Man muß sich dasselbe genau ansehen, bevor man es kauft; und da nicht jeder auf diese Inspection sich versteht, war es völlig berechtigt, die Einfuhr desselben in Deutschland unter amtliche Controlle zu stellen.

Es ist um so schwieriger, die San-José-Schildlaus zu erkennen, da es sowohl in Nordamerika als in Europa noch andere Schildlausformen gibt, die ihr auf den ersten Blick täuschend gleichen. Ihre amerikanischen Verwandten hat Cockerell im Auftrage des amerikanischen Ackerbauministeriums[1] in einer eigenen kleinen Monographie behandelt. Die vom kaiserlichen Gesundheitsamt in Berlin herausgegebene Schrift über die San-José-Schildlaus[2] erwähnt auch eine auf Tiroler Aepfeln ziemlich zahlreich beobachtete Coccide, deren Schilde denjenigen von Aspidiotus perniciosus gleichen, aber keinen Schaden verursachen sollen. Von größerer Bedeutung ist eine hauptsächlich auf Birnbäumen in Frankreich und Deutschland lebende Verwandte, welche die austernförmige Schildlaus (Aspidiotus ostraeformis) heißt. Sie ist bisher nicht an den Früchten, sondern nur an den Zweigen der Bäume gefunden worden, an denen sie durch Saftentziehung nicht selten Unheil anrichtet. Sie hat in Deutschland nur eine Generation, während die San-José-Schildlaus deren drei bis fünf aufweist. Auch pflanzt sie sich durch Eier fort, nicht durch lebendige Junge. Trotz der großen Aehnlichkeit ihrer Schilde mit jenen der San-José-Schildlaus zeigt somit ihre Lebensweise bedeutende Verschiedenheiten, welche sie weit weniger gefährlich machen als ihre berüchtigte californische Base.

Welche Mittel stehen dem Menschen nun zu Gebote, um die San-José-Schildlaus zu bekämpfen? Gibt es vielleicht natürliche Bundesgenossen, auf die er sich ruhig verlassen kann? Dies ist leider nicht der Fall. Die unbeschränkte Vermehrung dieser verderblichen Schildbürger überall dort, wohin sie vom Menschen verschleppt wurden, beweist hinreichend das Gegentheil. Allerdings ließen sich einige nordamerikanische Schildlausparasiten und Schildlausfresser nach und nach dazu herbei, auch die San-José-Schildlaus in ihre Speisekarte aufzunehmen. Nach dem amt-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 5. [2] Ebd. Nr. 8.

en Berichte von 1896[1] wurden fünf Arten winziger Zehrwespchen aus Schilden des neuen Obstbaumfeindes erzogen. Der Name des thatstigsten dieser Parasiten ist Aphelinus fuscipennis; selbiger wurde er damals von Howard als ein sehr schätzenswerther Alliirter im mpfe gegen diese Obstbaumpest bezeichnet. Aber in dem amtlichen Bete von 1898[2] mußte er gestehen, daß diese Hoffnungen sich, wenigstens den Oststaaten, nicht erfüllt hätten; selbst dieser kleine Schmarotzer te in keinem einzigen Falle vermocht, die Vermehrung der San-Josésildlaus erheblich einzuschränken. Auch auf die Familie der Marienr (Coccinelliden), deren Angehörige Blattlaus- und Schildlausfresser Profession sind, hatte man nicht geringe Hoffnungen gesetzt. Ein ner, sehr häufiger nordamerikanischer Marienkäfer, Pentilia misella annt, bot sich dem Ackerbauministerium in Washington aus freien icken als Bundesgenosse an. Er verzehrte in der That insbesondere alten Schildläuse mit gutem Appetit, während er die Vertilgung Jungen seinen nicht minder gefräßigen Larven anvertraute. Dieser iirte erwies sich jedoch bald als ein doppelzüngiger, treuloser Geselle. ihrend er es von vorne mit der bedrängten Menschheit hielt und ildläuse fraß, hielt er es von hinten mit dem Feinde, ließ die jungen ildlauslarven auf seinen Rücken steigen und transportirte sie so von em Baume auf den andern. Sein dunkles Gewand machte ihn, wie eits oben bemerkt wurde, zu dieser schwarzen Verrätherei besonders ignet. Daher dachte man daran, fremde Marienkäfer in Sold zu men, um in ihnen treue Polizisten zu gewinnen. Die New Jersey ate Horticultural Society warf im Jahre 1896 tausend Dollars zu n Zwecke aus, um den Staat New Jersey mit australischen Schildsfressern zu versorgen, die bereits seit einer Anzahl von Jahren in lifornien angesiedelt worden waren und dort gegen andere Schildse nicht unwichtige Dienste geleistet hatten. Daher bereiste Professor B. Smith im Frühling 1896 Californien und ließ von dort eine asse der australischen Marienkäfer nach den bedrohtesten Punkten New rseys senden. Der Bericht, den er 1897 über den Erfolg dieser aßnahme erstattete, lautete jedoch sehr entmuthigend: „Von den 1896 geführten californischen Coccinelliden war im Jahre 1897 im Staate ew Jersey nichts mehr zu sehen." Sie waren spurlos verschwunden

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 51 ff. [2] Ebd. Nr. 6, S. 14.

und hatten sich der ihnen zugedachten hohen Aufgabe durch feige Desertion entzogen.

Ein wenig dankbarer erwiesen sich die Schmarotzerpilze. Schon vor mehreren Jahren war man durch Coquillett darauf aufmerksam gemacht worden, daß auf stark verseuchten californischen Birnbäumen fast alle Schildläuse durch eine räthselhafte Pilzkrankheit getödtet worden waren. Seither ist es gelungen, einen eigenen kleinen parasitischen Pilz, dessen Name Sphaerostilbe coccophila schon auf seine Neigung zu den Schildläusen hinweist, als Haupturheber jener rettenden That nachzuweisen. Man versuchte daher, ihn in künstlichen Culturen zu züchten und auf die angesteckten Bäume zu übertragen, um dadurch den Schildläusen den Garaus zu machen. Professor Rolfs an der landwirtschaftlichen Station von Florida widmete dieser neuen Kriegstactik ein eigenes Bulletin. Seine Methode bestand darin, ein Stück angesäuertes Brod, das als Nährboden für die Pilzcultur gedient hatte, in Wasser sich auflösen zu lassen, damit es dann auf die kranken Bäume gestrichen oder gespritzt werde. Vier der von ihm angestellten Versuche endeten glücklich, drei dagegen waren ohne Erfolg, während in acht Fällen das Resultat zweifelhaft blieb, weil die betreffenden Bäume unterdessen bereits abgestorben waren. Rolfs versandte auch Proben der Culturen seines neuen Antischildlauspilzes an verschiedene Stationen im Westen und Norden der Union. Aber fast alle Versuche mittels derselben die Schildläuse anzustecken, schlugen fehl; nur ein einziger hatte einen einigermaßen ermuthigenden Erfolg [1]. Bevor es daher dem Menschen nicht gelingt, dem kleinen coccophilen Pilz eine bessere Erziehung zu geben und ihn dadurch willfähriger für seine Mordpläne zu machen, wird auch dieser neue Bundesgenosse ihm nicht zum Siege über die verderbliche Schildlaus verhelfen.

Ein erbitterter Vernichtungskampf wurde gegen die San-José-Schildlaus in Nordamerika schon seit ihrem ersten Erscheinen von den chemischen Laboratorien aus eröffnet [2]. Kalkschwefelsalzbrühe und Walfischölseife, Schwefelsodabrühe und verseifte Harzbrühen, Petroleum und Petroleumemulsionen und endlich das sehr giftige Blausäuregas wurden gegen sie ins Feld geführt. Diese Waffen mußten jedoch mit großer Vorsicht angewandt werden, sollten sie sich nicht als ein zweischneidiges Schwert er-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 6 S. 15 ff.
[2] Edd. Nr. 4 S. 56 ff.; Nr. 6 S. 16 ff.; Nr. 8, S. 26 ff.

weisen. Bei zu starker Behandlung mit chemischen Waschungen werden nämlich die kranken Bäume mit samt ihren Parasiten getödtet. Den Dämpfen des Blausäuregases können die Pflanzen selbstverständlich nur in einem geschlossenen Raume ausgesetzt werden, den man aus gefirnißtem Segeltuch oder aus Brettern eigens schaffen muß. Dieses Verfahren ist daher ziemlich umständlich und kostspielig; auch bietet es ernste Gefahren für die Gesundheit der Arbeiter, wenn nicht strenge Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Bis 1896 glaubte man, das Waschen der Bäume mit Walfischölseife liefere die besten Ergebnisse, während ihre Behandlung mit Petroleum die Pflanzen schwer schädige oder tödte. In den letzten zwei Jahren ist jedoch die Bespritzung der Bäume mit Petroleum in den Vordergrund des Interesses getreten; wenn man nur verhütet, daß das Petroleum am Fuße der Bäume sich ansammelt und so an die Wurzeln gelangt, soll jede schädliche Wirkung auf das Wachsthum und die Ertragfähigkeit der Obstpflanzen ausgeschlossen sein, während die Schildläuse und alle andern Insecten, die auf ihnen schmarotzen, unrettbar dem Tode verfallen. Wo die Schildlauskrankheit bereits sich eingenistet und verheerend um sich gegriffen hat, dort kann man von der energischen und umsichtigen Anwendung dieser Vertilgungsmittel die einzige Rettung erwarten.

Wo die San-José-Schildlaus noch nicht erschienen ist, wird man sich hier dadurch am besten erwehren, daß man die Pässe besetzt und den Vagabunden nicht über die Grenze läßt; es muß, mit andern Worten, eine strenge amtliche Controlle über die Einfuhr lebender Pflanzen und frischen Obstes aus den verseuchten Gebieten gehandhabt werden. Jene Schildlaus ist erwiesenermaßen ein sehr gefährlicher Feind des Obstbaues; ebenso erwiesen ist es ferner, daß ihre Ausbreitung von einem Lande zum andern durch die Versendung von verseuchten Pflanzen oder Obst erfolgt. Es ist daher eine ganz einfache Forderung einer obstbauerhaltenden Staatslogik, daß man der Schildlaus den Zugang durch gesetzliche Maßregeln abschneide. Die Vereinigten Staaten hatten bereits im Frühjahr 1898 eine Reihe von diesbezüglichen Einzelgesetzen. Acht Staaten schreiben die amtliche Untersuchung des Pflanzschulmaterials vor; drei Staaten, Maryland, Michigan und Carolina, haben Gesetze, welche jegliches Pflanzschulmaterial von der Einfuhr ausschließen, wenn es nicht von einer amtlichen Bescheinigung begleitet ist, daß es von der San-José-Schildlaus frei sei. Californien will weder Pflanzen noch Früchte über seine Grenzen ohne amtliche Untersuchung

hineinlassen. Jedes in San Francisco landende Schiff wird von einem eigenen Beamten besucht, der die Landung jeglichen Pflanzenmaterials verhindert, bevor nicht sorgfältig festgestellt ist, daß dasselbe keine schädlichen Insecten enthalte. Ferner wurde bereits Anfang 1898 dem amerikanischen Congreß in Washington eine allgemeine Bill für das gesamte Unionsgebiet vorgelegt, welche die schärfsten Maßregeln zur Beaufsichtigung des Handels mit lebenden Pflanzen und Obst enthält; diese Bill hat im April schon die Bestätigung des Ackerbaucomités des Senats erhalten. In Britisch Nordamerika besitzt Ontario seit 1897 ein königliches Gesetz, welches man als die „San José Act" bezeichnet; es schreibt ebenfalls die strengsten Maßregeln zur Ueberwachung der Schildlauskrankheit vor und wendet sich insbesondere gegen die Einschleppung verseuchter Pflanzen und verseuchten Obstes, die mit schweren Strafen belegt wird[1]. Die im Februar 1898 erlassene Verordnung der deutschen Reichsregierung, welche im Eingange unserer Studie mitgetheilt wurde, steht somit keineswegs vereinzelt da. Auch Holland hat entsprechende Anordnungen verfügt[2], und in England waren dieselben im Anfang des Jahres 1898 in Vorbereitung. Hamburg hat überdies noch specielle Bestimmungen getroffen, die sich an den Erlaß der deutschen Bundesregierung anschließen. Die dort errichtete „Station für Pflanzenschutz" wacht sorgfältig darüber, daß keine fremden Schildläuse den Hamburger Freihafen benutzen, um auf Obst oder anderem Pflanzenmaterial in das Deutsche Reich sich einzuschleichen. Zahlreiche während des Jahres 1898 theils in Fachzeitschriften theils in Tagesblättern erschienene Berichte über Schildlausfunde haben bestätigt, daß diese Vorsicht nicht grundlos ist.

Jene gesetzlichen Vertheidigungsmaßregeln gegen den neuen Feind der Obstbaumzucht sind vollkommen berechtigt. Sie stellen das beste, ja das einzig wirksame Mittel dar, durch welches dem Eindringen der Schildlauspest gewehrt werden kann. Allerdings darf man nicht ohne Grund die Hoffnung hegen, daß unser nordisches Klima für die Entwicklung von Aspidiotus perniciosus sich nicht günstig erweise[3]; aber auf diese Hoff-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 7 S. 44. [2] Ebd. Nr. 10, S. 241.

[3] Nach Webster (The importation of the San Jose Scale from Japan [Canadian Entymologist, July 1898, Vol. XXX, n. 7]) gewinnt die Ansicht, daß die daher gelegenen Gegenden Japans die eigentliche Heimat von Aspidiotus perniciosus sind, an Wahrscheinlichkeit. Man darf daher nicht darauf vertrauen, daß das mitteleuropäische Klima ihr nicht zusagen werde.

ung hin darf man den Feind nicht sorglos ins Land lassen. Die Klugeit gebietet, mit dieser verderblichen Schildlaus nicht erst einen Acclimasationsversuch zu machen, sondern sie von vornherein von den Reichsrenzen als „staatsgefährlich“ auszuschließen.

E. Wasmann S. J.

Die Bedeutung mittelalterlicher Kunstwerke.

Ein Vortrag.

Wie dünn gesät sind die Ansichten, bei denen es nicht ein Für und ein ider gäbe! Aber wohl nirgends tritt eine so große Verschiedenheit der Anauungen zu Tage, als wenn es sich um den Geschmack handelt. Der Gemack ist großentheils etwas rein Persönliches, wenn nicht gar Launenhaftes, d er hängt in der mannigfachsten Weise von Zeit und Umständen ab. Was ute gefällt und befriedigt, mißfällt morgen. Was der Gesunde verlangt, weist r Kranke ab. Wie verschieden die Richtungen des Geschmackes sind, wie rasch im Leben der Welt wechseln, beweisen die Schaufenster einer modernen Stadt den belebten Straßen. Gar vielerlei ist da ausgestellt. Die beste Empfehlung eint aber stets zu sein: „Neuheit“, „Letzte Neuheit“, „Jeden Tag Eingang n Neuheiten“. Was vor einem Jahre das Neueste, Beste war, ist heute überlt, vielleicht schon Ladenhüter geworden. Trotzdem sehen wir nicht wenige enschen denken, reden, handeln, als ob ihr oberster Grundsatz lautete: „Das eueste ist das Schönste.“ In den Kunstausstellungen gelten die neuesten ersuche der Maler und Bildhauer in Darstellung des Lichtes und Schattens, der rbentöne und ihrer Reflexe als das Interessanteste. Man sucht neue Wege.

Begibt man sich nun aus einer Kunstausstellung in die Sammlung nes Archäologen, so sind alle Ideen geändert. Es handelt sich darum, seine Stücke alt sind. Kauft er einen Gegenstand als alt und findet er später, ß das Ding neu ist, so hat es seinen Werth in den Augen des Sammlers st ganz verloren: das ist eine moderne Fälschung, ist unecht, verdient seinen latz nicht in der Sammlung.

Wer hat den richtigen Geschmack? Die Freunde des Alten oder e Gönner des Neuesten? Stehen nicht zuletzt die einen so gut wie die andern nter der Herrschaft der Mode? Ist nicht zuletzt fast alles Modeartikel, eil der Geschmack wechselt? Heute, sagen die Skeptiker, bevorzugen die nen diese, die andern jene Form der Kleider, und die einen diese, die andern ne Richtung in der Kunst. Alles ist schön oder häßlich, je nachdem man es

auffaßt. Ein solcher Ausspruch ist hochmodern, eine Blüthe moderner Kritik, eine Regel der höchsten Unparteilichkeit. Derselbe ist in seiner Allgemeinheit gewiß falsch; aber es liegt etwas Wahres in ihm. Er ist gleich einer Giftpflanze, die ihr Gutes hat als Arznei, die in Form und Gestalt schön sein kann, aber doch auch Gift enthält. Im Neuen wie im Alten liegt etwas Gutes, ein Strahl ewiger Schönheit; nur darum können die Herzen vernünftiger Menschen sich dafür begeistern. Für das Neue plaidiren genug Leute; versuchen wir einmal eine Vertheidigung des Alten. Die Summe des Alten ist aber so groß, daß wir uns auf einen Bruchtheil beschränken müssen: Die Kunstwerke des christlichen Mittelalters, und zwar besonders des deutschen Mittelalters. Drei Fragen greifen wir hier heraus: I. Warum sind diese Werke wichtig? II. Warum finden wir sie schön? III. Warum verdienen sie Beachtung? Und wir antworten: Weil sie einen dreifachen Werth haben: I. einen culturhistorischen, II. einen ästhetischen, III. einen vorbildlichen.

I.

Die Kunstwerke des Mittelalters sind wichtig und werthvoll wegen ihrer culturhistorischen Bedeutung. Jedes Kunstwerk ist ein Spiegelbild seines Urhebers. Das gilt zuerst bei Gott, dem großen Baumeister des Weltalls. Die Schöpfung spiegelt wie im einzelnen, so im Zusammenhange Gottes Vollkommenheiten. Am meisten aber ist der Mensch sein Bild und Gleichniß. Gott hat in die Welt das Gesetz gelegt, daß jeder Baum, jedes Thier seinesgleichen erzeugt. Die Kinder gleichen den Eltern; darum hat jedes Volk seinen Typus. So muß auch der Künstler, besonders wenn er naturgemäß und volksthümlich gebildet ist, in seinen Werken ein Spiegelbild seiner Nation, seines Landes, seiner Zeit, seines Charakters niederlegen, ohne daß er sich dessen bewußt ist. Daß er es thut ist eine Thatsache, welche durch die Erfahrung der Jahrtausende bekundet wird. Lassen wir die Völker der Weltgeschichte vor unserem geistigen Auge vorüberziehen. Fangen wir an mit unserer Zeit. Wir leben im Jahrhundert der Erfindungen. Großartige Umwälzungen sind durch die Dampfmaschine und die Elektricität hervorgerufen. Was wird noch kommen? Wir sind nicht wenig stolz, sondern noch auf der Suche. Unsere Techniker suchen fortwährend experimentirend vorwärts. Sie stehen unter dem Banne unserer Zeit. Dasselbe Zeitalter beherrscht unsere moderne Kunst. Darum ist sie ein unklares Ding voll Eklekticismus. Im Anfange dieses Jahrhunderts war es das Kaiserreich in Frankreich, dem müden Europa nach den Stürmen der Revolution Ruhe gebend. Der neue Zeitgeist trat mit seiner festen militärischen Disciplin auch eine neue Kunstrichtung ins Leben, den „Styl des Empire". Im vorigen, siebenten Jahrhundert war es seinem Erscheinen und vor der Revolution war alles nichtig. Das Rokoko war das Spiegelbild jener Gesellschaft. Leicht, luftig und elegant war jene Zeit, ihre letzten Grund hängt es seine Schwäche auf Luft und Sand, auf Tand und Putz. Sein Material nimmt zu seinen Gebilden gern Porzellan und Stuck, dann leicht nuancirte Farben, vergoldet mit Gold gerne. Das alles sollte zur Verhüllung des Unglaubens, des

Voltairianismus und Josephinismus, dessen Wahlspruch im praktischen Leben wiederum lautete: „Krönen wir uns mit Rosen, freuen wir uns des Lebens; denn morgen sind wir nicht mehr.“ Eilen wir rasch hinauf in der Folge der Zeiten. War nicht Roms Kunst ein Spiegelbild seiner Politik, seiner Kraft ebenso wie seiner Schwäche? Griechenlands bildende Kunst zeigt uns dieselbe Größe, denselben Adel, wie seine Literatur und seine Kämpfe um die Freiheit. Die gigantischen und phantasievollen Ungeheuer, welche ehedem die Thore der assyrischen Königsburgen, jetzt unsere großen Museen zieren, sind charakteristische Werke jenes Weltreiches. Sie standen an Wänden, die mit glänzenden Thonreliefs bekleidet, mit reichen Teppichen behangen waren. Aber der Kern der Wände und Wälle war nur Lehm und Stroh. Eine Wasserfluth, eine Ueberschwemmung zerstörte alles in wenigen Stunden bis hinein in die Fundamente. Rasch wie jene Paläste waren auch die Reiche am Euphrat und Tigris, in Babylon und Ninive emporgewachsen, rasch sanken sie hin. Ganz anders baute Aegypten. Aus Granit meißelte es seine Statuen. Seine Felsengrotten, seine hundertsäuligen Hallen passen zu einem Reiche, das durch Jahrtausende standhielt.

Was die Erfahrung für die Kunst der neuen Zeit wie für jene des Alterthums beweist, das bleibt für das Mittelalter richtig. Seine Kunst ist ein Spiegelbild seiner Lebensauffassung, der christlichen, und zwar in drei Formen: der hierarchischen, scholastischen und bürgerlichen. Bis zum 12. Jahrhundert war alles hierarchisch und mönchisch. Die Verhältnisse waren auf die breitesten Grundlagen gegründet, einfach, patriarchalisch. Man hatte wenige Gesetze; die Dogmen standen als Grundpfeiler da, enge verbunden. So wurden sie ins Volksleben eingebürgert. Der Benediktinerorden war mächtig und maßgebend mit seiner einfachen Regel. So sind die Kunstwerke bis zum 12. Jahrhundert. Die Architektur ist breit, wuchtig, fest und einfach. Der Bilderkreis ist eng. Seine Figuren sind klar, anspruchslos, gesetzmäßig, geformt nach einer feststehenden Methode, fast möchte man sagen nach einer Schablone. Mit der Wende des 12. Jahrhunderts erstarkt eine neue Richtung. Ihre Träger, Herolde und Verbreiter waren die neuen Orden der Cistercienser und Prämonstratenser, mehr noch die Dominikaner und die Franziskaner. Mit ihnen entsteht in der Wissenschaft die Scholastik, in der Kunst die Gotik. Man beginnt zu theilen, zu zergliedern, zu systematisiren wie nie zuvor. Eine gotische Kathedrale mit ihrer folgerichtigen Consequenz, worin jedes Bauglied seine Function hat, erinnert ohne weiteres an die Summa des hl. Thomas von Aquin. Diese Summa ist das literarische, die Kathedrale das künstlerische Spiegelbild des 13. Jahrhunderts. Die Kunst des 15. Jahrhunderts wird freier; in ihr treten Malerei und Plastik hervor mit starker Betonung des Individualismus. Die Macht der Bettelorden hatte abgenommen, ähnlich wie die der Benediktiner. Ein regsames, reiches Bürgerthum beherrschte alles. Die Persönlichkeit des Einzelnen gewann eine neue, ungeahnte Bedeutung. In der ruhigen Zeit der romanischen Kunst hatte die Autorität geherrscht durch ihre Vertreter; im 15. Jahrhundert beginnt der Träger der Autorität mit seiner Subjectivität in alles hineinzuregieren.

Warum freut ſich nun der Kenner über ein mittelalterliches Kunſtwerk? Weil daraus eine ganze Zeitrichtung zu ihm ſpricht. Die Kunſtwerke des Mittelalters ſind keine iſolirten Findlinge. Nein, ſie reden eine bekannte Sprache. Man ſieht ihnen an, wo ſie entſtanden, wann und wozu. Sie ſind die Ahnenbilder der Nation, der ſie ihre Entſtehung verdanken. Wie Ahnenbilder zeigen, was die Familie einſt galt, ſo liefern die Kunſtwerke den Maßſtab, woran wir die Höhe und Verbreitung geiſtiger Cultur ableſen. Peruaniſche und chileniſche, chineſiſche und japaniſche Meiſterwerke oder Alterthümer ſind intereſſant. Wir wollen dankbar ſein, daß man ſie uns in ethnographiſchen Muſeen in ſo guter Ordnung überſichtlich nebeneinanderſtellt. Aegyptiſche und aſſyriſche Reſte, römiſche und griechiſche Ausgrabungen ſind wichtig. Eine Zeit, welche ſo viel von Patriotismus redet und ſtolz iſt auf das Deutſchthum, darf es aber niemand verargen, ſie muß es loben, wenn jemand ſich begeiſtert für Werke, welche vom Geiſt unſerer großen deutſchen Könige und Kaiſer belebt ſind, in dem unſere Zünfte die Märkte, unſere Hanſa das Meer beherrſchten. Derſelbe Geiſt, aus welchem die Kreuzzüge hervorwuchſen, der dem Deutſchen Reiche ſeine Hegemonie gab unter den chriſtlichen Nationen, er lebt in den Werken unſerer mittelalterlichen Kunſt. Darum ſind ſie uns lieb und theuer. Fürchten wir nicht, daß man ſolche Ausführungen des Chauvinismus beſchuldige. Auch Spanien und Frankreich, auch Italien und England waren damals groß. Auch ihre Kunſt war ein Spiegelbild chriſtlicher Weltanſchauung, die alles beherrſchte, die Völker leitete und beglückte. Alle bildeten eine große Familie und hatten eine Kunſt. Durch nationale Eigenart wurde ſie beeinflußt, ſchattirt, aber nicht zerklüftet.

Wir achten die alten Sachen hoch, finden ſie intereſſant als Monumente der Vorzeit. Sammle man darum bei Ausgrabungen in Pfahlbauten Reſte von Handmühlen, Stücke Leinwand, verbrannte Getreidekörner. Bei Durchforſchung mittelalterlicher oder römiſcher Gräber hebe man darum Reſte von Steigbügeln oder Nadeln auf. Schön ſind die Sachen nicht, aber ſie ſind wichtig, bedeutungsvoll für eine culturhiſtoriſche Sammlung. So iſt jedes Werk der mittelalterlichen Kunſt gleichſam eine Urkunde im Archiv der Denkmäler. Gott ſei Dank, daß die einſeitige, kurzſichtige Herrſchaft der Puriſten zu Ende iſt, die alles aus einer Kirche herauswarfen, „was nicht zum Stil paßte“, nicht gotiſch war.

II.

Die Kunſtwerke ſind gleichſam monumentale Urkunden in dem Denkmälerarchiv. In einem Staatsarchiv ſind nicht alle Urkunden gleichwerthig. Wenige ſind mit allen Mitteln der Schreibkunſt ausgeſtattet, mit Malereien, mit farbigen Anfangsbuchſtaben, mit goldenen Siegeln an ſeidenen Schnüren. Die meiſten, die wichtigern ſind jedoch ſorgſam geſchrieben; einige ſind nachläſſig hingeworfen. So ſind nicht alle Werke des Mittelalters ſchön. Beſitzt denn jeder Stein, worauf eine römiſche Inſchrift eingegraben oder worauf ein griechiſches Bild ausgemeißelt iſt, hohen Kunſtwerth? Was verzeichnet iſt, was der Farbenharmonie entbehrt, was ohne nöthige Perſpective erſcheint, das vertheidigt kein

ünftiger Freund des Mittelalters. Er meint nur, trotz einiger Fehler könne
: Sache noch große Vorzüge haben. Bewahrt denn nicht oft ein Mensch,
ein Glied durch ein Unglück verlor, dem eine Krankheit das Gesicht oder
: Hand verunstaltete, eine schöne Seele und manche körperliche Vorzüge? Man
ß bei der Frage, ob das oder jenes schön sei, überdies immer beachten, für
chen Zweck, für welchen Ort, für welche Menschen es geschaffen ist. Eine
ische Figur, welche an einer schlanken Säule hoch oben steht, muß sich etwas
gen, um einen Contrast zur Säule zu bilden. Nimmt man sie von ihrer
elle, bringt man sie in ein Museum, dann wird bei der neuen Aufstellung
krumme Haltung zum Fehler. Ein Gemälde, eine Figur, die für einen
ar bestimmt ist, welcher in einer dunkeln Kapelle steht, muß viel Glanzgold
ben. Versetzt man das Bild mit seinem glitzernden Goldglanz an eine helle,
te Stelle, so wird das zum Fehler, was ehedem ein Vorzug war. Den
hler beging nicht der Künstler, sondern jener, der das Kunstwerk von seiner
elle rückte. Weiterhin war mancherlei ehedem Mode, allgemein beliebt, er-
ute darum den Zuschauer, was wir nicht mehr verstehen. Früher war das
ige schärfer, mehr gewöhnt an starke Contraste in den Farben. Noch heute
ben Engländer ein stechendes Roth, Italiener ein anderes Blau als Nordländer.
r Himmel ist eben ein anderer, mit ihm auch der Farbensinn. Ultramarin-
u ist saftiger als preußisches Blau. Scheiden wir anstandslos alles aus, was
rklich unvollkommen, fehlerhaft ist, so bleiben uns sicher aus der Menge mittel-
erlicher Werke ebensoviele schöne als unter der Zahl der antiken Reste.

Warum finden wir nun diese Auslese aus den Erzeugnissen unserer ältern
orfahren schön? Die Schönheit hat gleichsam einen Kern und eine Schale,
ie Seele und einen Leib. Ihr Kern, ihre Seele ist der Glanz der Wahr-
:it. Eine griechische Statue ist verklärt durch den Glanz der Wahrheit.
ine vorzügliche Statue des Apollo ist wahrhaft ein glänzender Repräsentant
ler Männlichkeit. Alles ist daran richtig und bestechend. Der griechische Tempel
: verklärt durch den Glanz der Wahrheit. Alles an ihm ist echt, vernünftig,
gründet. Jede architektonische Function der einzelnen Bauglieder ist auf den
rsten, einfachsten Ausdruck gebracht, und über alles ist der Hauch der Poesie
sgegossen. Ist nicht ebenso in den Meisterwerken mittelalterlicher
unst alles berechnet und begründet, richtig und naturwahr? Die romanische
asilika ist eine Weiterentwicklung der römischen; diese aber entstand aus dem
tudium griechischer und ägyptischer Bauten. Eine gotische Kathedrale ist wiederum
ne rationelle Weiterentwicklung romanischer Dome. Jedenfalls liegt im gotischen
au mehr Beherrschung der Materie, eine tiefere Erkenntniß aller architektonischen
eheimnisse als im griechischen Tempel. Manche gotische Figur darf den Ver-
leich aufnehmen mit einer antiken. Straßburg, Paris, Reims, Florenz be-
eisen es. Ja selbst romanische Figuren, z. B. in Wechselburg, brauchen nicht
or griechischen und römischen zurückzutreten. Sie sind nicht minder wahr, richtig
nd edel. Wenn wir aber auf die Werke der Malerei sehen, so hat die antike
unst nichts, was an Formvollendung an die mittelalterlichen Tafelgemälde, an
as Kölner Dombild, an den Genter Altar oder Rafaels Sixtina reicht.

Die Antike kennt nur eine Schönheit, die natürliche. Wir Christen behielten sie und empfingen noch dazu die übernatürliche. Die natürliche Schönheit gründet sich auf Erkenntnisse und sittliche Eigenschaften, welche der Mensch aus sich erringen kann. Die übernatürliche Schönheit fügt den Schatz der Offenbarung und die Wirkungen der Gnade hinzu. Eine antike Figur bietet darum nur den Glanz der idealisirten Natur, die noch nicht erlöst ist. Diese Natur seufzt, wie der Apostel sagt, nach Höherem. So liegt auch in den besten Werken der Antike eine tiefe Melancholie, eine Leere, ein ungestilltes Sehnen. Nur derjenige, welcher nicht auf dem Standpunkt des Christenthums steht, welcher den Glauben verlor, wird leicht durch einen Apollo, einen Zeus befriedigt werden. Er findet, was er sucht. Der Christ verlangt mehr. Er kann nicht stehen bleiben bei der natürlichen Schönheit. Ein kunstvolles Bild U. L. Frau offenbart ihm außer und über der rein menschlichen natürlichen Schönheit auch noch die übernatürliche, einen neuen, reinern Strahl göttlicher Eigenschaften. Darum erhebt es ein frommes Herz. Man denkt in Geschmackssachen viel zu wenig an solche Verschiedenheiten des Standpunktes. Nur da, wo er der gleiche ist, läßt sich Einheit im Urtheil hoffen. Wo er verschieden ist, müssen die Anforderungen andere werden. Ein Bild muß anders betrachtet und beurtheilt werden, wenn der Maler voraussetzte, es werde hoch oder niedrig hängen, anders, wenn er will, es solle auf die Nähe oder auf die Entfernung wirken. Wenn der materielle Standpunkt schon so wichtig ist, um wie viel mehr wird der sittliche und religiöse bei der Beurtheilung ins Gewicht fallen! Selbst bei religiösen Menschen wird das Urtheil verschieden sein, je nachdem sie mehr oder weniger mystisch angelegt sind. In der Seelenstimmung der Beschauer liegt zweifelsohne einer der Gründe, warum meist ältere Bilder zu Gnadenbildern werden, selten aber neuere. Alte Madonnen und Pietas haben das Herz des Volkes gewonnen. Das byzantinische, von einem italienischen Künstler umgearbeitete Bild der „immerwährenden Hilfe", das Gemälde „Maria vom guten Rathe", die Statue von Altötting sind berühmt geworden auch darum, weil in ihnen ein tiefer religiöser Geist liegt. Die Andacht, womit Fra Angelico malte, strahlt zurück und entzündet zur Andacht. Die Harmonie der Seele offenbart sich: das Kunstwerk ist das Werk einer schönen und frommen Seele, ihre Stimme; es findet sein Echo in der Seele des gleichgestimmten Beschauers. Es ist mit den Kunstwerken und den Seelen, wie wenn zwei fein gestimmte Instrumente nebeneinander stehen: die Schwingungen des einen theilen sich dem andern mit.

Wenden wir uns zum Aeußern des Kunstwerkes. Um schön zu sein, muß es Einheit bieten in der Vielheit. Einheit schützt es vor zerstreuender Zerfahrenheit, Vielheit vor langweiliger Leere und todtem Einerlei. Wie groß ist auch darin die Kunst des Mittelalters! Schon das eine weltumspannende Ziel des Christenthums, Gottes Ehre, faßt alles innerlich zusammen. Die festen Dogmen helfen weiter zur Einheit. Dann tritt noch die Leitung und Aufsicht der Bischöfe hinzu, durch welche die Künstler in den bestimmten Bahnen der Tradition gehalten werden. Trotzdem bleibt Vielheit. Welche Verschiedenheit herrscht zwischen den romanischen und den gotischen Bauten der einzelnen Länder

r Jahrhunderte! Ist nicht der Dom von Mailand anders als der von Köln, erscheiden sich nicht beide von den Kathedralen zu Paris und Burgos? Alle d Kinder einer Familie, aber jeder hat seine Individualität. Wie die Kathe-len der verschiedenen Nationen verschieden sind, ähnlich auch die Bauten des-en Landes und Volkes. Sicher ist die Kunst des Mittelalters nach jeder Hin-t vielseitiger als die irgend einer andern Zeit. Nie hat die Baukunst eine so hselvolle und glorreiche Geschichte gehabt als vom 11. bis zum 16. Jahrhundert. ht anders ist es mit der Plastik. Welcher Wechsel und Reichthum tritt uns B. entgegen in der Reihe der Grabmäler im Dome zu Mainz, in der Mi-va zu Rom, in den Flügelaltären einer Kirche zu Nürnberg oder Danzig oder ck! Wunderbar hat die Kunst, der Stil alles durchdrungen, die Architektur, Malerei wie die Plastik, die Glaswirkerei wie die Teppichweberei, die Gold-niedekunst wie die Behandlung des Kupfers, Eisens und Holzes.

III.

Weil viele Werke des Mittelalters schön sind, verdienen sie als *Vorbilder* d *Muster* zu gelten. Selbst manche, welche wegen ihrer Fehler nicht als ön gelten können, behalten doch einen vorbildlichen Werth. Es gab ehedem hr eigentliche, geschulte Kunsthandwerker. Fabrikarbeiter existirten nicht; eigent-e, allseitig durchgebildete Künstler waren freilich selten, weil die Männer, lche damals Kunstwerke schufen, nicht zu den höhern Ständen, nicht zu den ssenschaftlich Gebildeten zählten. Sie waren aber in ihr Fach eingearbeitet, hmen gutes Material, ließen sich Zeit, arbeiteten auf Bestellung, für sichern hn, meist im Hinblick auf die höchsten religiösen Zwecke. Ihre Lage war also mancher Hinsicht viel günstiger als die der heutigen Künstler und Kunst-ndwerker. Darum haben auch ihre Erzeugnisse Jahrhunderte überdauert. Ihre iniaturen sind z. B. bis heute oft unversehrt und unverblichen, ihre Emails ellos erhalten. Was sie lieferten, war Handarbeit. Heute nimmt man fast erall Guß, Galvanoplastik und Maschinen in den Dienst, man liefert Dutzend-re, braucht oft vergängliche Surrogate und nur zu häufig unerprobtes Material. er in eine Bildergalerie geht, erkennt das, sobald er Gemälde, die 20, Jahre alt sind, mit denen vergleicht, die vor 300, 400 Jahren entstanden. ie alten haben gelitten unter dem Wechsel der Temperatur und der Vernach-sigung; die neuen zerreißen, gehen auseinander in breiten Sprüngen trotz gstlicher, umsichtiger Aufbewahrung. Mit welcher Sorgfalt ist ein mittel-erliches Gemälde, eine polychromirte Statue behandelt! Das Holz ist mit reidegrund überzogen, fein geschliffen, sorgfältig bemalt und reich vergoldet. er Grund ist gepreßt, in Relief hergestellt und hat verschiedenartige Ver-ldung, matte und glänzende. Ueberall ist das *Material* berücksichtigt, rwerthet und mit Achtung behandelt; Stein, Holz, Kupfer, Gold, jeder Stoff ält seine Form; jeder vernünftigen Anforderung ist in einfacher, zweck-tsprechender Art Genüge gethan. Diese alten Meister arbeiteten nicht nach chablonen und Musterbüchern, welche für alle Dinge, alle Orte, alle Stoffe rwendbar sein sollen.

Sind viele Werke des Mittelalters durch ihre Technik mustergiltig sowohl für die profane wie für die religiöse Kunst unserer Zeit, so wendet sich die profane Kunst von ihrem Inhalt ab. Sie geht heute darauf aus, international, interconfessionell, intersäcular zu sein. Alles Vergangene will sie verwerthen und überbieten und so mit einem neuen Stil auch neue Lebensauffassungen bilden. Wird aus der Verquickung alles Vergangenen ein neuer Stil entstehen?

Die religiöse Kunst der katholischen Kirche kann derartige Versuche der Veramalgamirung und Vermengung nicht mitmachen. Sie muß conservativ bleiben, an festen Formen und Normen festhalten. Ohne alte, erprobte und ins Volk eingebürgerte Ikonographie werden ihre Kunstwerke nie populär, nie allgemein verständlich. Fordert sie von ihrem Künstler, er solle in den alten Bahnen bleiben, so wiederholt sie nur, was immer und allerorts für religiöse Kunstwerke verlangt wurde. Die religiöse Kunst aller Nationen hatte bis in die neue Zeit Typen, feste Formen. Griechen wie Aegypter und Römer hielten sich an feststehende Regeln, nach denen diese oder jene Gottheit gebildet wurde. Trotzdem herrschte kein Einerlei. Die Kunst wurde nicht stereotyp, weil innerhalb des festgelegten Rahmens Freiheit blieb. Alle Bilder des Zeus, des Apollo haben bei den Griechen und Römern eine bestimmte Form, einen Typus, welcher die herkömmliche Idee verkörpert; dabei bleibt so viel Freiheit, daß der Kunstwerth sehr verschieden wurde. So band man sich im Mittelalter an Regeln und Typen, an eine feste Ikonographie. Die Geheimnisse der Verkündigung, der Geburt, der Kreuzigung wurden so und so geschildert. Es gab Wechsel (man kann schon aus der Anordnung auf das Jahrhundert der Entstehung schließen), aber der Wechsel vollzog sich ruhig, consequent, stand in Beziehung zur zeitgenössischen Auffassung des Geheimnisses. Jeder Heilige hatte seine Kennzeichen, seine Beigaben, wurde in bestimmter charakteristischer Lage dargestellt. Man hat lange versucht, verbessert, geändert, bis man für die einzelnen Geheimnisse und Heiligen eine feste Form fand. Wir dürfen weiter daran modeln; aber diese Erfahrungen aufgeben, das geht nicht. Die Kunst des Mittelalters glich dadurch einer lebendigen Sprache. Sie hatte ihre Regeln, ihren festen Bau, aber dabei auch ihre Entwicklung und ihre Provincialismen. Wo sollen wir besonders heute, da alles auseinandergeht, die Grundlagen unserer katholischen, unserer christlichen Kunst finden? Nirgendwo anders als im Mittelalter. Man wendet ein: „Der innere Geist macht einig, auf die äußern Formen kommt es nicht an.“ Wir Menschen stecken mit unserer geistigen Seele im materiellen Leibe. Ohne äußere Einheit, ohne sichtbare Bindeglieder läßt sich die innere Einheit nicht halten; sie verliert an Kraft und Klarheit. Deshalb ist es eine überaus wichtige Sache, die mittelalterlichen Kunstwerke zu studiren, an ihnen festzuhalten, ihre Ikonographie, ihre Ideen und Typen als Grundpfeiler der Entwicklung zu betonen, auf denen wir ruhig fortzubauen haben. Unsere kirchliche Kunst muß wie ein Pfropfreis sein, tief eingesenkt in den alten Stamm, fest mit ihm verbunden, von seinem Lebenssafte zehrend, aber doch frei, frisch und zeitgemäß. Das Princip ist sicher; in seiner Anwendung wird Freiheit herrschen müssen, da tritt der Geschmack wiederum ein, von dem wir ausgegangen sind. Freiere Geister werden bei aller Liebe und

Achtung des Mittelalters, beim Festhalten am alten Kern den Fortschritt bevorzugen und das Neue lieben. Conservativere Naturen werden sich enger an die alten Vorbilder und Meisterwerke anschließen. Der Geschmack der Jungen strebt voran, der Geschmack der Alten schaut zurück. Wo der Geschmack sich an sichern Grundsätzen bildet, wird die Verschiedenheit um ein bedeutendes verringert. Viel Uneinigkeit in den Urtheilen stammt aus Unwissenheit und ungerechtfertigten Vorurtheilen. Da ist z. B. ein junger, strebsamer Mann, der will gotisch bauen, will eine gotische Statue schnitzen, eine gotische Monstranz machen. Er weiß, die Gotik hat Spitzbogen und Thürmchen. Er zeigt sein Werk einem Herrn, der von der Gotik nicht mehr versteht als er. Weil alles sauber gearbeitet ist, wird die Kirche, die Statue, die Monstranz gelobt. Da kommt einer, der gründlicher studirt hat. Er sieht, diese Formen sind französisch, jene deutsch, diese da sind modern, nie hat ein gotischer Meister sie angewandt. Das eine ist von Werken des 13. Jahrhunderts, der Jugendblüthe, erborgt; das andere ist Werken des 15. Jahrhunderts, der männlichen Reife des Stiles, entlehnt. Er zeigt sich unzufrieden. Hat er unrecht? Welche Mißgestalt entstände, wenn ein Mensch den Kopf eines Greises, die Hände eines Kindes und die Füße eines Mannes hätte! Welches Gerede, wenn jemand in die deutsche Conversation italienische oder französische Brocken hineinfügt! Unsere Vorfahren waren nicht in allem mustergiltig, aber in vielem. Sie hatten Stil, sie hatten Einheit und Zusammengehörigkeit in ihren Arbeiten. Betrachten wir ihre Werke eingehend. In vielem können und müssen die Ahnen den Nachkommen als Vorbilder und Muster gelten. Darum läßt sich das Ergebniß unserer Ausführungen in die Worte zusammenfassen: Studiren und prüfen wir die Meisterwerke des Mittelalters. Verwerthen wir für unsere neuen Bauten, Gemälde und Bildwerke gewissenhaft das Gute, welches Studium und Prüfung uns boten.

Steph. Beissel S. J.

Recensionen.

Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Weihbischof **Herm. Jos. Schmitz**, Doctor der Theologie und des K. Rechts. Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Zweiter Band. Lex.-8°. (XII u. 741 S.) Düsseldorf, Schwann, 1898. Preis *M.* 30.

Das groß angelegte Werk des Kölner Weihbischofs, des hochwürdigsten Herrn Herm. Jos. Schmitz, das sich als zweiten Band der Forschungen über die Bußbücher einführt, enthält nicht so sehr eine Fortsetzung des ersten, als vielmehr eine Begründung und Vertiefung nebst weiterer Entwicklung des im ersten Bande Gebotenen. Uebrigens steht dieser neue Band als ein Ganzes für sich da, so daß, obgleich derselbe an hundert und mehr Stellen auf den ersten zurückgreift, dennoch die genauere Kenntnißnahme dieses ersten nicht absolut zum Verständnisse jenes zweiten gefordert wird. Wer aber überhaupt mit dem Studium der Bußdisciplin sich beschäftigen will, wird von diesem Werke ausgehen müssen. Es gilt dies in höherem Grade noch von dem gegenwärtigen zweiten als von dem schon 1883 erschienenen ersten Bande, dem man Aehnliches damals schon nachrühmte. Die bloße Uebersicht des reichen Inhaltes, welche wir hier gleich folgen lassen, beweist das gewiß zur Genüge.

Auf rund hundert Seiten entwickelt der kleinere erste Theil das ganze canonische Bußverfahren. Nachdem im ersten Kapitel das Epitheton „canonisch" für sich allein und im zweiten in seiner Beziehung zur Bußdisciplin allseitig exegesirt und beleuchtet ist, bringt das dritte den Hergang der canonischen Buße zur Darstellung, woraus sich dann wie eine Schlußfolgerung die rechtliche Stellung des Büßers nach canonischer Regel im vierten Kapitel, und im letzten das Wesen und die Bedeutung der canonischen Buße überhaupt ergibt. Dieser erste Theil bildet eine neue Begründung des vom Verfasser im ersten Bande eingenommenen Standpunktes und ist naturgemäß der Unterbau der ganzen folgenden Argumentation. Abgesehen von den reichen canonistischen Studien, die hier verwerthet sind, ist die ganze Ausführung sehr geschickt angelegt. Nebenher wird auch hier schon die einschlägige Literatur insofern bereichert, als auf S. 57 bis 64 aus dem Sacramentarium Fuldense der Göttinger Universitätsbibliothek ein „Ordo private seu annualis poenitentiae" zum erstenmal veröffentlicht wird mit den Varianten desselben Ordo im Codex Ambrosianus und Codex

Vallicellanus, ſowie der verſchiedenen Touloufer Handſchriften, wonach Martène und Morinus denſelben publicirten. Nach dem Verfaſſer wäre dieſer Ordo ſchon im 8. Jahrhundert im Gebrauch geweſen. Es iſt eine koſtbare Mehrung des ſechsten Kapitels im erſten Bande. Um ſo werthvoller iſt die Publication, als ſie diplomatiſch genau den Text mit allen Eigenthümlichkeiten der Handſchrift und allen Varianten in klarer Ueberſicht wiedergibt.

Die vier Abſchnitte des zweiten Theiles ſind ausſchließlich der Behandlung einer Bußbücher gewidmet, welche vom Verfaſſer als „canoniſch-römiſche" bezeichnet wurden. Hier findet ſich alſo nach der ganzen Anlage des Werkes deſſen Schwerpunkt und nach dem Standpunkte des Verfaſſers deſſen Hauptarbeit. Zunächſt wird die Entſtehung und Gruppirung der Bußbücher dargelegt. Das Kapitel über die Entſtehung der Pönitentialien betont mit Recht die Verſchiedenartigkeit der Tendenz und Urſprungsgeſchichte einerſeits der canoniſch-römiſchen, andererſeits der angelſächſiſch-fränkiſchen Gruppe, obgleich die Literatur beider Gruppen derſelben Zeit angehört. Im zweiten Kapitel gibt der Verfaſſer an erſter Stelle eine genauere und klarere Definition von der Bedeutung ſeines Beiwortes „römiſch". Er that recht daran, indem er ſo den Einwürfen, welche man einer Gruppirung der Bußbücher im erſten Bande machte, die Spitze abbricht. Ja, wie uns ſcheint, könnte man den Begriff „römiſch" noch weiter faſſen, ohne dem Grundgedanken in der Theorie des Verfaſſers zu nahe zu treten oder das Epitheton als unberechtigt hinzuſtellen. Bei den Erörterungen über die Provenienz der canoniſchen Satzungen in den Bußbüchern der römiſchen Gruppe wird gelegentlich die Columban-Theorie Waſſerſchlebens mit ſchwerwiegenden Gründen abgethan und ebenſo die Hypotheſe, welche das Poenitentiale Vallicellanum I, das bei den römiſchen zunächſt in Betracht kommt, aus dem Merseburgense durch Umarbeitung und Ordnung des ungeordneten Materials entſtehen läßt. Alsdann verweiſt der Verfaſſer ſelbſt für die Herkunft der römiſchen Bußſatzungen auf die Canones der Synoden, wodurch auch der Titel „canoniſch-römiſch" gerechtfertigt wird.

Nachdem ſomit die Bußbücher auf Columbanſcher Grundlage ausgeſchieden ſind, bleibt eine dreifache Gruppe, nämlich außer der canoniſch-römiſchen die beiden Gruppen mit Theodorſcher und Cummeanſcher Grundlage. Nun gibt es eine Anzahl von Pönitentialhandſchriften, welche das Charakteriſtiſche dieſer drei Gruppen ziemlich unvermiſcht in ſich vereinen. Der Verfaſſer benennt ſie die reingegliederten Bußbücher. Für die Theorie des Verfaſſers ſind eben ſolche von ganz beſonderem Werthe. Von dieſer Dreitheilung iſt deshalb im dritten Kapitel eigens die Rede. Alle Momente werden beigebracht, welche das eigenthümliche Gepräge der drei Gruppen gerade in dieſer Zuſammenſtellung hervortreten laſſen. Die diesbezüglichen Ausführungen gehören zu den intereſſanteſten und lehrreichſten Partien des Buches.

Die bis hierher entwickelte Theorie beleuchtet der Verfaſſer nunmehr in den drei weitern Abſchnitten dieſes zweiten Theiles, indem er nicht bloß Bußbüchertexte nach den beſten Handſchriften zur Ausgabe bringt, ſondern an der Hand derſelben ſeine Theorie durch kritiſche Exegeſe der Texte und durch den Nachweis

von deren Beziehungen zu andern Erzeugniſſen der Bußbücherliteratur auf feſte Grundlagen ſtellt. So werden uns im zweiten Abſchnitt hauptſächlich der löſſbare Fund aus der St. Gallener Handſchrift und die Capitula iudiciorum penitentiae vorgeführt; im dritten Abſchnitt aber Text und Kritik der vom Verfaſſer der Gruppe canoniſch-römiſcher Bußbücher zugetheilten Handſchriften, und zwar neben den canoniſch-römiſchen Pönitentialien ſchlechthin auch ſolche mit canoniſchen Bußſatzungen fränkiſcher ſowie fränkiſch-römiſcher Ausgeſtaltung. Der letzte Abſchnitt behandelt den Corrector und andere Sammlungen canoniſch-römiſcher Bußſatzungen, wie die Summa de iudiciis omnium peccatorum.

In ähnlicher Weiſe bringt darauf der dritte Theil des Buches die Theodorſchen, die Cummeanſchen und die Isländiſchen Bußſatzungen ſamt andern Bußbüchern gemiſchten Inhaltes zur Darſtellung. Die Beſprechung der Summen und Confeſſionalien der nachgratianiſchen Zeit, inſonderheit der Canones poenitentiales des Mailänder Pönitentials, beſchließt dieſen dritten Theil und damit das ganze Werk.

Sache eingehendſter rechtsgeſchichtlicher Einzelforſchung wird es ſein, die Argumentation des hochwürdigſten Verfaſſers vollſtändig zu werthen. Unterdeſſen wird man mit der Freude über das impoſante Ergebniß ein gerechtes Staunen verbinden über die Summe von Arbeit und Fleiß, welche ein derartiges Quellenſtudium benöthigte. Man vergleiche nur das Verzeichniß des allein für dieſen Band benützten Handſchriftenmaterials auf Seite IX—XII. Um ſo dankbarer muß die Wiſſenſchaft dem Verfaſſer ſein, weil derſelbe als katholiſcher Theologe und Canoniſt jedenfalls mit beſſerem Verſtändniß an die Quellen herantrat als andersgläubige Forſcher, deren Arbeiten wir übrigens nicht unterſchätzen. Dieſes ganze Gebiet, zu dem im weitern Sinne auch Beicht- und Ablaßweſen gehört, dürfen wir doch wohl — ein katholiſches Gebiet nennen, und es muß ebendeshalb zumal von katholiſchen Gelehrten bearbeitet und bebaut werden viel mehr, als bislang geſchehen.

Was im einzelnen das Vallicellanum I angeht, das ja für die ganze Beweisführung, zumal für das Grundprincip in der Theorie des Verfaſſers, von größter und wohl ausſchlaggebender Bedeutung iſt, ſo wird deſſen Beweiskraft in dieſem Bande noch dadurch verſtärkt, daß gelegentlich die Einwände, welche man dagegen vorgebracht hatte, berückſichtigt und widerlegt werden. Selbſt der ſchwerwiegendſte Einwurf, es fänden ſich doch ſelbſt hier fränkiſche oder longobardiſche Beimiſchungen, kann, wie der Verfaſſer klar darlegt, ſeiner Theorie nichts anhaben. Solange aber keine neuen Funde gemacht ſind — und kaum kann man noch etwas von Werth erwarten —, möchten wir uns noch immer etwas von einer genauen Prüfung dieſes koſtbarſten römiſchen Fundes des Verfaſſers verſprechen. Wenn auch vielleicht der Wunſch der Vater dieſes Gedankens iſt, ſo ſprechen wir ihn dennoch aus, und meinen, Handſchriftenkunde vereint mit divinatoriſchem Scharfblick wie dem eines De Roſſi könne auch hier noch etwas Erkleckliches zu Tage fördern. Irgend ein ſicherer Aufſchluß über die Herkunft der Handſchrift der Vallicellana müßte für die Bußbücherforſchung von eminentem [redacted] ſein. Ein Urtheil über den vorausſichtlichen Erfolg einer ſolchen Unter-

ung ſteht natürlich an erſter Stelle dem Verfaſſer zu. Auch dürfte es ſich ehlen, bei neuen Forſchungen die Specialgeſchichte der ältern Kirche S. Lorenzo Damaſo, an welcher die Handſchrift ja im Gebrauche war, mehr heran- ehen und um Löſung des Räthſels zu befragen. Unwillkürlich dachten wir ei an die Amiatiniſche Bibel Ceolfrieds und ihre intereſſante Geſchichte. Und m einer für die Pönitentialhandſchrift der Vallicellana ein ähnliches Schickſal muthen wollte, ließe ſich das wohl nicht ſo einfachhin als bloße Phantaſie eiſen. Steht es doch notoriſch feſt, daß nicht bloß die Apoſtoliſche Bibliothek us Angelſachſen und Franken gerade mit liturgiſchen Büchern reich verſah, dern auch daß nicht ſelten Bücherſchätze gleicher Art in den koſtbarſten Ab- iften aus dem dankbaren Norden zum Entgelt in die Bibliothek des hl. Petrus r die Alpen heimkehrten. Bei einer ſolchen Wanderung würden ſich die fränk- en Beimiſchungen der Handſchrift ebenſo leicht erklären laſſen wie der Um- ıd, daß uns gerade dieſe Handſchrift vor einheimiſchen erhalten blieb.

Was aber auch immer neue Forſchung bringen mag, dem Verfaſſer bleibt unbeſtreitbare Verdienſt, durch ſeine unermüdlichen Studien über das mittel- rliche Bußweſen die Unterſuchungen von neuem in Fluß gebracht und ſo weit ördert zu haben, daß nunmehr in dem vorliegenden zweibändigen Werke die e Grundlage aller weiteren Forſchung gegeben iſt. Betrachtet man das ganze rk auch nur von dem Geſichtspunkte neu edirter Handſchriftentexte der Buß- herliteratur, ſo kann man dasſelbe ja einfachhin ein Corpus librorum poeni- tialium nennen. Sowohl wegen der großen Zahl neu edirter und vom faſſer theilweiſe neu entdeckter Texte, als ganz beſonders wegen der ſorg- igen Edition, wodurch Waſſerſchlebens Sammlung an manchen Stellen be- tigt und überholt wird, nimmt die Schmitzſche Sammlung zweifellos die erſte lle ein, die ihr überdies auch in Zukunft kaum wird ſtreitig gemacht werden nen. Sehr gerne hätten wir es aber geſehen, wenn der hochwürdigſte Herr faſſer uns neben dem Handſchriftenverzeichniß und neben dem vorzüglichen chregiſter ein ebenſo genaues Verzeichniß aller von ihm in den beiden Bänden ten Texte gegeben hätte. Da ein ſolches Regiſter unſeres Erachtens für den ktiſchen Gebrauch des Werkes ſo überaus nützlich wäre, möchten wir nach- zlich noch darum bitten.

Joſeph Hilgers S. J.

ucristo y la Iglesia romana. Estudios critico-biblicos sobre Jesucristo como fundador de la Iglesia y sobre ésta en calidad de institución de Jesucristo, por el P. ***Lino Murillo*** S. J. 8°. Tomo I. (591 p.) Tomo II, vol. 1. (483 p.) Madrid, Gregorio del Amo, 1899.

Vorliegende zwei Bände ſind der Anfang einer auf breiteſter Grundlage gebauten Darſtellung der Perſon des Erlöſers und ſeiner Kirche. Der erſte nd beſchäftigt ſich zunächſt mit Unterſuchung und Prüfung der Quellen. In e ausführlicher Weiſe wird das geſchichtliche Anſehen und die Glaubwürdigkeit Evangelien begründet. Der ſpaniſche Verfaſſer kennt ſehr gut die Einwürfe

und Gegengründe, welche von den deutſchen Rationaliſten und Proteſtanten gebracht werden; er legt ſelbe eingehend dar und bekämpft ſie mit Geſchick (S. 17 bis 136). Neben den Evangelien wird vom Neuen Teſtament noch der geſchichtliche Werth der Briefe an die Hebräer und Koloſſer bewieſen (S. 136 bis 154). Dann wendet ſich die Unterſuchung dem Alten Teſtamente zu. Beim Pentateuch werden namentlich die von Wellhauſen in betreff der Cultusſtätte, der Opfer, der Feſtzeiten, der Prieſter und Leviten erhobenen Schwierigkeiten einer ausgedehnten Prüfung und Widerlegung unterzogen. Die Abhandlung über den Pentateuch umfaßt S. 155—284. Von den andern Büchern des Alten Teſtamentes wird noch der geſchichtliche Werth der Bücher Samuel, Iſaias, Daniel, Michäas erörtert (S. 285—326).

Hiermit ſind die Quellen für die folgenden Abhandlungen bezeichnet: Jeſus legatus divinus, wahrer Meſſias, König. In vier Abſchnitten wird für Jeſus als Gottesgeſandten der Beweis erbracht aus den von ihm gewirkten Wundern. An die geſchichtlich-exegetiſche Darſtellung der Wunder knüpft der Verfaſſer eine reichhaltige Ausführung über die verſchiedenen Verſuche, die Wunder im allgemeinen und jedes insbeſondere wegzuerklären. Hierbei berückſichtigt er beſonders die mythiſche Erklärung von Strauß, die ſymboliſche von Baur und die neuere „kritiſche“ Schule (Pfleiderer, Renan). Daran ſchließt ſich die Darlegung des wahren Weſens der Wunder Chriſti, ihrer Beweiskraft, ihrer Erkennbarkeit, ihres übernatürlichen Urſprunges nebſt Widerlegung rationaliſtiſcher Einwürfe. Dieſe erſte Abhandlung umfaßt S. 327—584.

Die erſte Abtheilung des zweiten Bandes handelt über Jeſus als Meſſias und König. Hier kommen die meſſianiſchen Weisſagungen zur Darſtellung (1 Moſ. 12, 3; 49, 10. Daniel. Iſaias. 2 Kön. 7, 11—16. Michäas. Pſ. 2, 71). Die Erklärung berückſichtigt in recht ausgiebiger Weiſe die in älterer und neuerer Zeit vorgetragenen verſchiedenen Auffaſſungen, wobei ein ganz bedeutender Theil den deutſchen akatholiſchen Anſchauungen und deren Widerlegung gewidmet iſt. Die neuere katholiſche und akatholiſche Literatur iſt hinlänglich benutzt. Die ganze Arbeit zeugt von ernſtem Studium und von tiefem Eindringen in den Sinn und die Tragweite des heiligen Textes. Die theoretiſchen Erörterungen über Wunder und Weisſagungen bekunden einen reichen, ſpeculativ begabten Geiſt, der aber auch in rein poſitiven Fragen Bedeutendes zu leiſten im ſtande iſt.

Gegen einzelne Auffaſſungen und Erklärungen hätte Referent allerdings Einwendungen zu machen; namentlich ſcheint mir die prophetiſche Fernſicht nicht durchweg richtig aufgefaßt zu ſein. Allein hier iſt zu dergleichen Auseinanderſetzungen nicht der Ort. Zu bedauern iſt aber, daß die griechiſchen Anführungen durchgängig gar fehlerhaft betreffs der Accente u. dergl. gedruckt ſind — die hebräiſchen ſind im Vergleich damit viel correcter.

Nach Gregory gibt es für das Neue Teſtament 88 Uncial-Codices (von denen freilich die größte Anzahl nur wenige Bruchſtücke bietet), Minuskeln für die Evangelien 1273 und die Lectionarien 936 (Prolegomena p. 337. 616. 777). Und [illegible]: Auf die Evangelien kommen 73 Uncial-Codices; von dieſen 73 ſind [illegible] 6 ganz vollſtändig, faſt vollſtändig 9, den größern Theil

bieten 11, die übrigen nur Bruchſtücke (Einführung in das griechiſche Neue Teſtament S. 27).

Hiernach iſt im vorliegenden Werke die I, 74 gegebene gänzlich verfehlte Angabe zu berichtigen.

Joſ. Knabenbauer S. J.

Die Nuntiatur-Korreſpondenz Kaſpar Groppers. Nebſt verwandten Aktenſtücken. (1573—1576.) Geſammelt und herausgegeben von **W. E. Schwarz.** (Quellen und Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. In Verbindung mit ihrem hiſtoriſchen Inſtitut in Rom herausgegeben von der Görres-Geſellſchaft. V. Band.) 8°. (CXX u. 460 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1898. Preis *M.* 21.

Ohne Rückhalt wird man von dieſem ſchönen Bande ſagen müſſen, daß er ein ſehr bedeutſames Stück unſerer heimiſchen Kirchengeſchichte aufdeckt und durch ſeinen Inhalt wirklich werthvoll iſt. Schon der Umſtand, daß es hier ausnahmsweiſe zwei Söhne deutſcher Erde ſind, mit den verwickelten Verhältniſſen Deutſchlands von Jugend auf vertraut, welche im Auftrag des Papſtes die deutſchen Diöceſen bereiſen, um überall beſſernde Hand anzulegen und nach Rom eingehenden Bericht zu erſtatten, verleiht der Documentenſammlung eine ungewöhnliche Bedeutung. Mochte für ſolche Männer die Gefahr der Entmuthigung näher liegen, da ſie den Schwierigkeiten mehr auf den Grund ſchauten, ſo war die Gefahr einer Täuſchung oder Illuſion um ſo ſicherer ausgeſchloſſen. Schon die Perſönlichkeiten ſelbſt verdienen Beachtung: Gropper, das Glied einer hochangeſehenen, um das Kölner Erzſtift vielverdienten Soeſter Patricierfamilie, welcher vor ſeiner Verwendung zu päpſtlichen Dienſten bereits eine vielſeitige Wirkſamkeit in Deutſchland entfaltet hatte, und Elgard, der nachmalige Weihbiſchof von Erfurt, ausgezeichnet durch diplomatiſche Gewandtheit, aber mehr noch durch den ſelbſtloſeſten Seeleneifer. Man kann es nur billigen, daß im Anhang auch eine Reihe von Urkunden theils aus früherer theils aus ſpäterer Zeit zur Mittheilung kommen, welche ausſchließlich auf die perſönlichen Verhältniſſe dieſer Männer ſich beziehen. Ueber Kaſpar Groppers Vergangenheit finden ſich noch Einzelheiten bei Höhlbaum, Buch Weinsberg, wo II, 32 auch einem Briefe desſelben vom 23. September 1553 an den Rath von Köln eine Stelle entnommen wird. Cardinal Truchſeß empfahl ihn am 17. Januar 1562 dem Kaiſer Ferdinand I. für das Bisthum Merſeburg, Pius V. ſelbſt in einem Breve an Decan und Kapitel von Halberſtadt im Frühjahr 1563 für den dortigen ſchwer bedrohten Sprengel.

Neben Gropper und Elgard findet ſich auch ein früherer Begleiter des Nuntius Commendone, der jetzt in Bonn bepfründete Alexander Trivius, hier wieder im Dienſte der päpſtlichen Diplomatie, ſo daß aus derſelben Zeit und theilweiſe über dieſelben Angelegenheiten von drei Vertrauensmännern unabhängige Berichte vorliegen.

Die religiöſen Zuſtände, welche dieſe Berichte enthüllen, ſind, wenigſtens ſoweit es den Clerus angeht, für manche der altehrwürdigſten Diöceſen Deutſchlands überaus niederſchlagend. Aber vielerorts hat ſich auch das Gute bereits

wieder gefestigt. Die Reform von innen schreitet voran. Die Nuntien sind beauftragt, auf verdiente, kirchlich gesinnte Männer aufmerksam zu machen, denselben Anerkennungen und Belohnungen zuzuwenden. An solchen Männern fehlt es keineswegs weder unter dem Clerus noch unter den Laien. Die Kurfürsten Daniel von Mainz und Jakob von Trier sind treffliche Prälaten; Fürstabt Balthasar von Fulda und die Würzburger Fürstbischöfe Friedrich von Wirsberg und Julius Echter sind Charakterfiguren vom edelsten Gepräge. Mehrere vorzügliche Weihbischöfe werden genannt; auch dem ersten Roermonder Bischof Linden wird hohes Lob gespendet. Unübertrefflich sind die Bemerkungen Elgards über Julius Echter von Würzburg, wenn er z. B. S. 329 bei aller Anerkennung meint, derselbe leide von zu großer Fruchtbarkeit an großartigen Plänen und wolle zu viel Gutes auf einmal beginnen, oder S. 355, daß, so schwer andere Bischöfe unter den auferlegten Wahlcapitulationen litten, Fürstbischof Julius sich schon zu helfen wisse (S. 171); er sei fest entschlossen, entweder in seiner Diöcese wirklich Bischof zu sein oder abzudanken. Beide Nuntien haben diesen Mann von Anfang an nach seinem ganzen Werthe geschätzt.

Mehr neues Licht als auf die Verhältnisse der verschiedenen Diöcesen werfen die Berichte der Nuntien auf die Zustände in den deutschen Klöstern. Keiner, der über deutsche Klostergeschichte schreiben will, darf an diesen Actenstücken vorübergehen. Erfreulich sind dieselben allerdings nicht. Es erklärt sich nur allzu gut, wie bei solcher Lage der Dinge Papst und Landesherren auf den Gedanken kommen konnten, verwahrloste und fast leer stehende Ordenshäuser dieser Art dem neu aufgekommenen und erfolgreich thätigen Lehrorden zur Errichtung von Lehranstalten zur Verfügung zu stellen. Es bedurfte hierzu wahrlich nicht eigensüchtiger Umtriebe von seiten dieses fast über seine Kräfte in Anspruch genommenen neuen Ordens, und die dahin zielenden Verdächtigungen alter und neuer Zeit haben ihre Wurzeln nicht auf dem Boden der Geschichte. Elgards Bemerkungen hierüber an Cardinal Como (S. 357) sind aller Beachtung werth.

Neben den rein kirchlichen Angelegenheiten nimmt auch eine ziemlich weltliche in diesem Bande Raum und Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist der Streit, ob die Münsterer Domherren den rechtmäßig ernannten adeligen Kapitularen Joh. Schenking, wenigstens nach erfolgter richterlicher Entscheidung der Rota, in ihr Kapitel zulassen müßten, oder ob er wegen zu niedern Adels gleichwohl ausgeschlossen werden könne. Das Kapitel behauptete, Schenking sei nicht ritterbürtig, in Rom aber verstehe man sich nicht auf diese feinen und wichtigen Unterschiede in der Rangstufe des deutschen Adels. Dagegen trat aber eine große Zahl Münsterscher, Paderborner und Osnabrücker Adeligen in einem Schreiben an Gregor XIII. (S. 276, Nr. 228) für Schenkings Ritterbürtigkeit mit allem Nachdruck ein. Der langwierige Streit (vgl. S. 249 f., Nr. 208) gewährt einen ungemein lehrreichen Einblick in die Entwicklung des deutschen Adels im Mittelalter.

Was die Art der Edition angeht, so theilt dieser Band die gefällige und geschickte Anordnung der ganzen Sammlung. Besonderes Verdienst des Herausgebers aber ist, daß er zu der reichen archivalischen Ausbeute aus Rom und

kapel auch aus deutſchen Archiven treffliche Ergänzungen beigebracht hat. Eine ndere, und ſicher die werthvollſte, Ergänzung hatte er ſchon früher gegeben in n „Zehn Gutachten über die Lage der katholiſchen Kirche in Deutſchland 573—1576)", Paderborn 1891. Das dort S. 71 f. mitgetheilte „Protokoll r Deutſchen Congregation (1573—1578)" gehört ganz weſentlich zu der jetzt röffentlichten diplomatiſchen Correſpondenz, ſo ſehr, daß der Hauptinhalt der cht wenigen verloren gegangenen Stücke der Correſpondenz aus dieſem Protokoll h einigermaßen ergänzen läßt.

Ferner muß man anerkennen, daß der Herausgeber mit weiſer Sparſamkeit rfahren iſt. Schon gedruckte oder unwichtige Stücke werden in kurzem Auszug geben; die vorausgehenden Inhaltsangaben ſind möglichſt knapp, und die erunternden Anmerkungen ſind ſehr ſparſam bemeſſen. Was aber gegeben wird, iſt ſt ausnahmslos von Werth. Freilich könnte man finden, daß in manchen Fällen eſe Sparſamkeit zu weit getrieben wurde, und daß man zuweilen ſich im Stiche laſſen ſieht, wo ſonſt die Herausgeber von Documenten hilfreiche Hand zu leiſten legen. Allein hier muß man der vielſeitigen anderweitigen Inanſpruchnahme des errn Verfaſſers billig Rechnung tragen, der ja auch nur ein geſammeltes werthlles Material dem Hiſtoriker zur weitern Verarbeitung zur Verfügung ſtellen wollte.

Auffallend iſt, um noch auf einige Einzelheiten einzugehen, daß der Herausber S. XXXV zum Legationsbezirke Groppers die Diöceſe Würzburg nicht zu chnen ſcheint, wie denn auch in der That die Facultätsbulle Groppers vom Juli 1573 (S. 41) dieſe Diöceſe nicht nennt. Man möchte aber hier ein nfaches Verſehen bei der Ausfertigung annehmen. Denn in Groppers Inſtrucon nimmt gerade dieſe Diöceſe einen hervorragenden Platz ein, und das Beanbigungsſchreiben für den Nuntius an den Fürſtbiſchof von Würzburg iſt eines r erſten, die ihm überhaupt ausgeſtellt wurden. Die Urkunde des Nuntius ber Gutheißung und Ablaßbewilligung für die Marianiſchen Sodalitäten ſeines ſamten Legationsbezirkes vom December 1575, welche Gregor XIII. am 10. Sepmber 1577 ausdrücklich beſtätigte, zählt zwiſchen Worms und Münſter auch Würzburg als zu ſeinem Legationsbezirk gehörig auf. So druckt es nicht etwa ſt Reiffenberg 1764 (Mantissa p. 53), ſondern ſo wurde es unter des Nuntius genen Augen bereits 1576 zu Köln gedruckt in dem Büchlein des P. Coſter: hesaurus piarum et christianarum Institutionum in usum catholicae ventutis (unter dem Pſeudonym Jo. Perellius 1578 zu Ingolſtadt in 2. Auflge gedruckt, S. 245).

Ueber die Verhältniſſe der Würzburger Kirche wäre im übrigen mit weit ehr Nutzen als Wegeles voreingenommenes Werk die „Geſchichte der Heranldung des Clerus in der Diöceſe Würzburg" von Dr. Braun zu Rathe gezogen orden. Es findet ſich dort I, 161 ein beachtenswerther Hinweis auf die Thätigit Groppers, I, 164 auch die Spur der Legation Elgards. Die Anordnung treffend Vorleſungen über das Tridentinum (I, 138) könnte wohl auf Groppers influß zurückzuführen ſein.

Für die Augsburger Angelegenheit hätten nicht unwichtige Ergänzungen funden werden können bei J. Agricola, Historia Provinciae Societatis Iesu

Germaniae Superioris (Augsburg 1727), namentlich p. 102—104 (Decas III, Nr. 180—185), p. 117 (D. III, Nr. 220), p. 132 (D. IV, Nr. 10 und 11), p. 143 sq. (D. IV, Nr. 72—76) u. s. w. Aus Agricolas Darstellung geht hervor, daß es sich um das Benediktinerkloster St. Ulrich niemals gehandelt hat, sondern um Ankauf eines der Häuser in der Stadt, welche diesem Kloster als Eigenthum gehörten. Ferner erscheint der wider den Befehl des Papstes erwählte Augustinerpropst Anton Bleirer dort in ganz anderem Lichte. Er zeigte sich später als guter Katholik, brachte Ordnung in sein Kloster und kam auch beim päpstlichen Stuhle zu Gnaden. Die Augsburger Jesuiten haben sich bei der ganzen Sache lediglich passiv verhalten. Die Bemühungen um Ueberlassung des Dominikanerklosters geschahen selbst ohne ihr Vorwissen. Auch das Heiligkreuz-Kloster haben sie nicht für sich gewünscht. Die päpstliche Politik aber, welche Nuntius Gropper inaugurirte und welche auch Barth. Portia als Nuntius bis Frühjahr 1575 festhielt, war die, mit aller Festigkeit auf dem Heiligkreuz-Kloster zu bestehen, um das Kapitel, welches sich heftig dagegen sträubte, wenigstens zur Abtretung eines andern geeigneten Platzes zu drängen. Dabei war es weder dem Papst noch den Fugger um dieses Kloster besonders zu thun. Die Jesuiten, namentlich P. Gregor Roseffius, wandten sich ein über das andere Mal mit Vorstellungen nach Rom, um auf die große Gehässigkeit hinzuweisen, die infolge dieses Handels auf sie geworfen werde. Trotzdem schien der Papst noch über ein Jahr am Heiligkreuz-Kloster festzuhalten. Darüber war jedoch der Parteikampf so heftig geworden, daß es sich zuletzt nicht mehr um das Augustinerkloster oder die Jesuiten, sondern um eine Machtfrage zwischen dem Domkapitel und dem vielvermögenden Hause Fugger handelte. Es hätte dem Heiligen Stuhl an Mitteln keineswegs gefehlt, das Domkapitel wie die Augustiner zum Nachgeben zu zwingen. Beide hatten große Besitzungen in den Gebieten Alberts von Bayern und Ferdinands von Tirol. Der Papst brauchte nur diese beiden Fürsten zu Executoren seiner Befehle zu ernennen. Auch konnte er dem Domkapitel, bis es sich fügen würde, wichtige kirchliche Privilegien entziehen. Aber es bewährte sich hier wieder recht sichtbar die sprichwörtliche Mäßigung und Weisheit des Römischen Stuhles. Bei solcher Heftigkeit der Gegensätze wollte der Papst weder das Domkapitel noch die Fugger völlig obsiegen lassen, in weiser Voraussicht der üblen Folgen. Im Frühjahr 1575 war nach vielen ergebnißlosen Verhandlungen das Project mit dem Augustinerkloster aufgegeben. Allein so viel war durch die Politik der Nuntien doch erreicht worden — und das ist zum großen Theile Groppers Verdienst —, daß das Domkapitel von dem principiellen Widerstande gegen Errichtung des Collegs abließ, und daß der Streit sich immer mehr ausschließlich um den geeigneten Platz für dasselbe drehte. So war ein ernstes Hinderniß beseitigt. Dem mächtigen Einfluß der Fugger gelang es endlich, am 14. September 1580 ein Decret des Magistrates durchzusetzen, durch welches die Verwendung eines ihrer Häuser für das Jesuitencolleg gestattet wurde. Schon im December 1580 zogen die Jesuiten ein; das Domkapitel konnte jetzt keine Schwierigkeit mehr erheben. Der Widerstreit des Domkapitels gegen die Jesuiten stammte übrigens, wie Agricola zeigt, schon aus frühern Jahren. Er war keine vereinzelte Erscheinung für Augsburg.

In Würzburg, Bamberg, Fulda waren ganz analoge Verhältniſſe. Man muß dabei die Zuſtände in vielen der damaligen Kapitel im Auge behalten, wie ſie in den Berichten der Nuntien ſo klar hervortreten. Eine merkwürdige Thatſache bleibt es jedenfalls, daß, was Papſt und Kaiſer, Bayern und Tirol, Nuntien und Biſchöfe mit zahlloſen Verhandlungen und Schriftſtücken nicht zu ſtande gebracht hatten, der ausdauernden klugen Politik, aber allerdings auch der großartigen Opferwilligkeit des berühmten katholiſchen Kaufhauſes der Augsburger Fugger nach zwölfjährigem Bemühen glänzend gelungen iſt.

Otto Pfülf S. J.

Nachgelaſſene Gedichte von Emilie Ringseis. Herausgegeben von **Bettina Ringseis.** 8°. (230 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis broſch. *M.* 2.80; geb. *M.* 4.

Es iſt meiſt eine zweifelhafte Sache um „nachgelaſſene" Gedichte. Nicht jeder hat wie F. W. Weber ſeine „Herbſtblätter". Meiſtens bereichern die poſthumen Veröffentlichungen weder unſern Literaturſchatz noch unſere Kenntniß des Verſtorbenen. Und doch, wer möchte dem Beſitzer eines Nachlaſſes wie desjenigen einer Emilie Ringseis nicht zum vornherein Dank wiſſen, wenn er ſich der Mühe des Sammelns und Ordnens der dichteriſchen Reliquien unterzieht! Emilie Ringseis war eine der ſeltenen dichtenden Frauen, die einen ausgeſprochenen Charakter und darum auch eine charakteriſtiſche Dichtung hatten. Daß die hervorragendſte Seite dieſes Charakters eine männliche Kühnheit des Denkens und Wollens, eine faſt ſpröde Selbſtändigkeit des Geſchmackes und der Meinung war, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Dazu iſt die Dichterin viel zu bekannt, wenn auch immer noch bedauert und beklagt werden muß, daß ſie bei weitem nicht jene literariſche Popularität genießt, die ſie verdient und die andern minder würdigen Verfaſſern zu theil wird. Daß Perlen unſerer katholiſchen Literatur wie „Veronika" es nur zu vier Auflagen, die klaſſiſche „Sibylle von Tibur" erſt zu zwei, „Sebaſtian", die „Gedichte" und „Neue Gedichte" gar nicht einmal zu einer zweiten Auflage gebracht haben, das iſt eigentlich kaum zu begreifen. Dieſe Dichtungen ſtehen wenigſtens auf einer Höhe, die weit über ähnliche Literaturerſcheinungen hinausragt. Bei dem großartig angelegten und in ſeiner eigenen Weiſe durchgeführten Hochgeſang „Der Königin Lied" läßt ſich für die geringere Verbreitung ſchon eher ein erklärender Grund finden. Selbſt für ſolche, die ſich von dem theologiſch-vertieften Stoff nicht abgeſchreckt fühlen, kann die Bearbeitung, die ihm die Dichterin hat angedeihen laſſen, leicht etwas Abſchreckendes haben, ohne daß man darum dieſe Behandlung im mindeſten undichteriſch oder verfehlt nennen dürfte. Sie beſitzt nur nicht das Geheimniß, das Intereſſe des gleichgiltigen Leſers zu wecken und zu zwingen, ſetzt dieſes im Gegentheil in reichem Maße voraus, um es dann freilich in noch reicherem zu befriedigen. Das aber iſt am Ende des 19. Jahrhunderts nicht der Weg, ſich eine Leſerſchar zu gewinnen. So wird vielleicht „Der Königin Lied" im künftigen Jahrhundert zu ſeinen Ehren kommen. Eine ungedeckte Ehrenſchuld des gegenwärtigen aber bleibt es, die kleinern Dichtungen und Dramen nicht hinlänglich gewürdigt und zum

Gemeingut der wirklich Gebildeten gemacht zu haben, und dies um so mehr, als jene kleinern Werke uns die Dichterin eigentlich in ihrem besten Licht und noch frei von einzelnen kleinen Eigenheiten zeigen, die spätern Schöpfungen nicht zu jedermanns Freude anhaften. Zur wünschenswerthen Popularisirung der Dichterin werden leider auch diese „Nachgelassenen Gedichte“ nicht sonderlich beitragen. In ihnen tritt uns hauptsächlich die ganze Emilie Ringseis der letzten Schaffensperiode mit ihrer etwas zu Besonderheiten neigenden Kunstrichtung entgegen. Ein so kraftvolles und tiefpoetisch angelegtes Talent freilich wird selten etwas ganz Werthloses schaffen; selbst in so verwegenen kleinstädtischen Gelegenheitsgedichten, wie auf die „Veteranenfahne“, auf die Fahne der Feuerwehr, Grabschrift für eine „Beckin“, Inschriften zu einem Pfarrjubiläum u. dgl., wird die Dichterin sich nicht ganz verläugnen, wenn auch fraglich ist, ob sachliche Gründe den Wiederabdruck solcher Auslassungen rechtfertigen. Prosaismen, wie das ganze Sonett „Die neue St. Bennokirche“, sind freilich sehr selten; aber andere Stücke stehen hart an der Grenze. Die Auswahl hätte also unbeschadet des Ruhmes der Dichterin und des Genusses der Leser um ein gutes Theil verkürzt werden dürfen. Andere Gedichte, die der Literat sehr ungern missen würde, weil sie ihn lehrreiche Blicke in das Wesen der Dichterin thun lassen, sind für den großen Leserkreis versiegelte Quellen. Dahin zählen vor allem die Sonette über „die Künste“, aus denen hier eines als Probe angeführt werden soll. Wir nehmen gleich das erste:

Die tanzenden Künste.

Mag sich im Rhythmus Kraft zum Tanze schicken,
Im Tanze schlingt die Körperwelt den Reigen,
Macht sich im Schweben Erd' und Himmel eigen,
Es tanzt die Sternenwelt vor Engels Blicken.

Und wo sich Harmonien hold verstricken,
Sich fliehen bald, bald zu einander neigen,
Da tanzt der Klang im Rhythmenfall und -Steigen;
O Reih'n gemacht die Seelen zu erquicken.

Wo der Gedanke weit den Flügel spannet,
Wird auch das Wort zum Ruhm der Rhythmengilde.
„Tanzt alles denn?“ mag Bildnerei wohl fragen.

Der Baukunst ernstes Lächeln scheint zu sagen:
„Wann du die Tänzer fest in stillem Bilde,
Ich habe träumend fest den Tanz gebannet!“

Aehnlich für den Liebhaber äußerst interessant, aber „Caviar fürs Volk“ ist die „Briefliche Disputation mit Alban Stolz über Wesen und Bestimmung der Kunst in Hexametern dichterisch concentrirt“ (S. 139—158). Diese, unseres Erachtens gar zu gedanklich concentrirten Hexameter behandeln einen Gegenstand von größter Tragweite und Actualität. Der Seelenproceß, den hier die Dichterin als Selbsterlebniß schildert, tritt auch an sehr, sehr viele andere heran, die nicht das Glück haben, sich einem Gegner wie Alban Stolz gegenüber ihre Verstandes-

Gewiſſensklarheit durch Nachdenken und Leſen und beſonders durch einen iſſen geſunden religiöſen Fraueninſtinct zu retten.

Herrſcht nun auch, dem Weſen der Dichterin entſprechend, der Gedanken- alt in allen Stücken des vorliegenden Buches vor, ſo ſind doch die meiſten elben leichter zu genießen als die obengenannten, und manche haben einen emein anſprechenden Stimmungsgehalt. In der erſten Abtheilung „Advent- nge und Heilandslieder" ſowohl als in der zweiten „Marienlieder" begegnen Gedichten, die zu den beſten der Verfaſſerin zählen. Die ſchönſten Perlen formaler Hinſicht finden wir jedoch in der Abtheilung VII: „Perſönliche Apo- phen und Gelegenheitsgedichte". Die Ode „An Platen" wäre eines Platen t unwerth; ganz vortrefflich im Ton ſind ebenfalls die beiden Schlußoden: ı Schweſter Marie" und „Schweſterliche Verliebtheit". In einer ganz andern ſchön iſt wiederum das Gedicht: „Advent. An D[öllinger?]", ebenſo die en Sonette „An O. v. R.", „Zum neunzigſten Geburts- und Namenstag Vaters", „Chica, unſer Seidenpudelchen" u. dgl. Die mitgetheilten Ueber- ngen, beſonders diejenige „Auf Pius IX. und die Mutter Gottes", leſen ſich gut und übertreffen manchmal das Original. So wird denn den Beſitzern übrigen Werke Emiliens und den hoffentlich zahlreichen Freunden ihrer Kunſt e letzte Gabe ſehr willkommen ſein, und wenn ſie zufällig in andere Hände mt, weckt ſie vielleicht das Verlangen, eine Dichterin von ſolcher Kraft und ſe der Gedanken und ſpielenden Beherrſchung der künſtleriſchen Form auch ihren beſten und reifſten Werken kennen zu lernen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

ɔmmentarius in quatuor S. Evangelia Domini N. Jesu Christi, auctore Josepho Knabenbauer S. J. IV. Evangelium secundum Joannem. Cum approbatione Superiorum. 8°. (592 p.) Paris, Lethielleux, 1898. Preis *Fr.* 11.25.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat der Verfaſſer ſeine Commentare zu den r Evangelien abgeſchloſſen. Die uns vorliegende Erklärung des Johanneiſchen angeliums muß um ſo mehr intereſſiren, als dieſes heilige Buch bekanntlich der itik und Auslegung beſondere Schwierigkeiten bietet. In der Einleitung wird Euſebianiſche Fabel von einem zweiten „Aelteſten" Johannes, die noch von en kritiklos genug vertheidigt wird, klar und bündig zurückgewieſen; ſodann den der Autor, der Zweck und die Gelegenheit der Abfaſſung beſprochen. Sehr eulich iſt, daß die Anſichten der Gegner der Authenticität auf einem breitern ume als in den andern Commentaren geprüft und widerlegt werden. Der Com-

mentar selbst schließt sich in der Art der Behandlung an die drei ersten an und befriedigt durch die natürliche, sachgemäße Interpretation und die große patristische Gelehrsamkeit. Um nur einiges herauszuheben — ansprechend ist die Deutung der Worte Christi an seine Mutter bei der Hochzeit von Kana, wobei der zweite Theil des Satzes als rhetorische Frage erklärt wird: „Ist denn etwa meine Stunde noch nicht gekommen?" Wichtig für die Chronologie des Lebens Jesu sind die Ausführungen zum Anfang des fünften Kapitels. Nach dem Verfasser handelt der erste Theil der Rede des Herrn im sechsten Kapitel nicht von der Eucharistie. Mit vieler Liebe wird die Abschiedsrede des Herrn behandelt. Der Leser gewinnt aus dem Buche P. Knabenbauers eine Fülle von Belehrung und Anregung.

Die Mysterien des Christenthums. Nach Wesen, Bedeutung und Zusammenhang dargestellt von Dr. M. J. Scheeben. Zweite Auflage, besorgt durch Dr. Ludwig Küpper, Gymnasialoberlehrer und Religionslehrer a. D. 8°. (XXII u. 716 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 7.50.

Dem Herausgeber gebührt warmer Dank dafür, daß er ein so außergewöhnlich verdienstvolles Werk, das wohl noch lange nicht genug Berücksichtigung und Verbreitung gefunden hat, uns in neuer Auflage schenkt. Freilich erfordert die Lectüre dieses Buches einige Zeit und Geistesarbeit, sowohl wegen des Umfanges als auch wegen der Tiefe und Erhabenheit des Gegenstandes, der hier in so gründlicher und feinsinniger Behandlung vorgelegt wird. Aber jeder, der die Grundzüge der Theologie in sich aufgenommen, wird mit hohem Genuß und reicher Frucht an der Hand des bewährten Meisters, dem unstreitig einer der ersten Plätze unter den Theologen unseres Jahrhunderts zukommt, den großartigen Aufbau der christlichen Geheimnißlehren im Lichte dieser edlen und durchdringenden Auffassung studiren. Wohl wird man hin und wieder Aufstellungen und Ausdrücke finden, die in ihrem nackten Wortlaut genommen zu weit gehen; aber der Theologe wird durchgehends entweder aus den allgemeinen Grundsätzen über unsere immer nur analoge Auffassung von den „Geheimnissen" (vgl. S. 15) oder aus anderweitigen Erläuterungen des Verfassers deren richtige Deutung entnehmen. Und wenn er in einzelnen Fällen (wie etwa betreffs der Einwohnung des Heiligen Geistes, insofern sie auch ein wahres proprium der dritten Person sein soll, S. 151 ff., oder auch betreffs der Auslegung gewisser Schriftstellen u. s. w.) glauben sollte, ein Correctiv anwenden zu müssen, so wird er doch stets einen werthvollen Wahrheitsgehalt darin anerkennen. Scheeben pflegt eben in kühnem Geistesflug dort noch weiter zu ringen, wo die Sache, an den gewöhnlichen Begriffen gemessen, erledigt schiene; und jedem Moment, das sich so noch zu ergeben scheint, sucht er mit ängstlicher Sorgfalt gerecht zu werden. Der Herausgeber hat es verstanden, bei leichter Verbesserung des Textes überall die Eigenthümlichkeit des Autors zu wahren. Die Beigabe eines Registers war sehr erwünscht.

Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de Deo Creante. de Deo Consummante. Auctore Petro Einig, S. Theol. et Phil. Doctore etc. 8°. (VII et II et 171 et 68 p.) Treveris, ad S. Paulinum. 1898. Preis *M.* 3.

Auch dieses weitere Bändchen des vortrefflichen Lehrbuches für den dogmatischen Unterricht legt beredtes Zeugniß ab für die zuverlässige Tüchtigkeit und weise Besonnenheit des Lehrers, der seinen Schülern einen zugleich so handlichen und so

entsprechenden Leitfaden darzubieten weiß. Der Verfasser hält sich ebenso von Verflüchtigung der Offenbarungslehre wie von Ueberspannung derselben. ber Auswahl des Stoffes leitet ihn sichtlich das Bestreben, den Schüler allseitig rientiren, ohne ihn durch gelehrtes Beiwerk zu erdrücken oder durch allerlei ichende Lehrmeinungen zu verwirren. Die Beweisführung ist durchweg solid nüchtern; besonders anerkennenswerth sind unter anderem die anläßlich des tagewerkes und verschiedener Fragen über die Urgeschichte des Menschenechtes vorgetragenen gefunden Principien für die Schrifterklärung. Immerhin sonst an vereinzelten Stellen noch größere Vorsicht walten können. Daß Beweise und Erklärungen häufig in den schlichten, durchsichtigen Worten des ten der Schule und anderer hervorragender Kirchenlehrer oder tüchtiger Schrift- r gegeben werden, erscheint dem Verständniß der Sache und der so wünschens- hen Einführung der Schüler in die großen Werke der Vorzeit sehr förderlich.

ologia Sancti Joseph, Virginis Deiparae Sponsi. Juxta Scripturam Sacram, Sanctos Patres, Doctores Catholicos ac Traditiones Ecclesiasticas. Cura et opere C. H. T. Jamar, auctoris libri, cui titulus: Theologia Mariana. 8°. (X et 446 p.) Lovanii, Fonteyn, 1897. Preis *Fr.* 6.

Schon die vornehme, fast luxuriöse Ausstattung zeigt an, daß es sich hier um Werk besonderer Andacht und Vorliebe handelt. Als „Theologie" kann der alt insofern bezeichnet werden, als die Fragen, welche die alten Theologen, sei elegentlich der Schrifterklärung, sei es bei dogmatischer Erläuterung einzelner nbarungslehren, hinsichtlich der Person des heiligen Nährvaters Jesu aufrfen haben, der Reihe nach zur Erörterung kommen. Vieles dabei beruht jedoch bloßer Vermuthung und frommer Betrachtung. Fast ausschließlich, und wohl t ohne Absicht, hielt sich der Verfasser an Theologen früherer Jahrhunderte hat sich auch des Lateinischen als der eigentlichen Theologensprache bedient. ie Sprache ist jedoch überall klar und leicht verständlich. Wenn S. 179 das lübde ewiger Keuschheit" einfachhin als „trennendes Ehehinderniß" bezeichnet), so soll damit offenbar nur das feierliche, im Namen der Kirche entgegenmmene Gelübde verstanden werden. Der Vorzug des Buches, das sich sonst) in der gleichen Richtung bewegt wie das ausführlichere von Mercier (vgl. se Zeitschr. Bd. LV, S. 203), besteht darin, daß es übersichtlich und verhältnißig kurz, doch fast sämtliche discutirbare Fragen behandelt und dabei oft Anen und Aussprüche älterer Autoren mittheilt, deren Werke heute für viele schwer inglich sind, wie aus der Scholastica Mariana des Benediktiners Sedlmayr aus den Homilien des spanischen Franziskaner-Observanten Carthagena. Das raturverzeichniß am Ende kann gute Dienste thun.

procédure canonique moderne dans les causes disciplinaires et criminelles. Notions pratiques sur les tribunaux ecclésiastiques et le fonctionnement des officialités par M. l'abbé G. Périès, ancien professeur de Droit canonique à la Faculté de Théologie de Washington. 8°. (XVI et 387 p.) Paris, Roger et Chernoviz, 1898. Preis *Fr.* 4.

Aus dem canonischen Recht haben in der letzten Zeit besonders einige französe Schriftsteller dankenswerthe Einzelstudien veröffentlicht. Unter diesen nennen

wir an erster Stelle den frühern Professor an der Universität zu Washington George Périès, der uns schon mit verschiedenen guten Arbeiten beschenkt hat. Jetzt veröffentlicht er ein neues Werk über das gegenwärtige Straf- und Disciplinar-Verfahren, in welchem der kirchliche Richter gegen Cleriker vorgeht. Seit der Instruction der Congr. Episc. et Reg. vom 11. Juni 1880 ist dieses Verfahren — ohne daß dadurch das ordentliche strafrechtliche frühere aufgehoben wäre — bedeutend vereinfacht worden. Die augenblicklichen Verhältnisse der Kirche in den meisten Staaten verlangen eine solche zeitgemäße Aenderung. Ebenso zeitgemäß ist die vorliegende Arbeit, welche das neue Verfahren in dem ersten und Haupttheil des Buches auf 159 Seiten ausführlich und gründlich, dabei — was ein Hauptvorzug des ganzen Werkes ist — klar und gemeinverständlich behandelt. Der Verfasser nennt entgegen der frühern Terminologie dieses vereinfachte Verfahren das ordentliche, le jugement ordinaire. Er thut recht daran; denn in Wirklichkeit ist es jedenfalls für Frankreich seit dem 14. Januar 1882 das ordentliche oder gewöhnliche. In drei Kapiteln beschreibt er im einzelnen die Eröffnung des Processes, die Voruntersuchung, die Untersuchung, die Schlußverhandlung und das Urtheil. Der folgende, kürzere Theil handelt in zwei Kapiteln von den vier Arten des außergewöhnlichen Straf- und Disciplinarverfahrens, wobei der suspensio oder sententia ex informata conscientia der Wichtigkeit der Sache gemäß das ganze zweite Kapitel zugetheilt wird. Im dritten und letzten Theil bespricht das erste und dritte Kapitel kurz die querela nullitatis, sowie die außergewöhnlichen Rechtsmittel der supplicatio und der restitutio in integrum, während das zweite Kapitel das Hauptrechtsmittel der Appellation eingehend erörtert. Das Werk hat außer sachgemäßer Correctheit zwei Vorzüge, die beide nicht hoch genug anzuschlagen sind. Der erste Vorzug betrifft die Form, in welcher das Ganze dargeboten wird: den kirchenrechtlichen Inhalt gibt der Verfasser, ohne ab ovo alles herzuleiten, in einer solchen populären Fassung, daß auch ein Nichtfachmann die Arbeit mit Genuß studirt. Der echt katholische Geist, der das Buch durchweht, ist der zweite, noch größere Vorzug. Sollen wir auch etwas — wenn auch nur etwas Aeußerliches — tadeln, so ist es der nicht gerade durchsichtige und übersichtliche Druck, ein Mangel, der aber einigermaßen wieder gut gemacht wird durch einen reichen, genauen alphabetischen Index.

La S. Congrégation du Concile, son histoire, sa procédure, son autorité. Thèse presentée à la faculté de théologie de Lyon par l'abbé R. Parayre, Dr. en droit canonique, membre du Studio du Concile. 8°. (XXI et 424 p.) Paris, Lethielleux, 1897. Preis Fr. 5.

Die vorliegende Monographie über die Congregation des Concils ist so klar und frisch geschrieben, daß auch der Laie sie mit Interesse und Nutzen liest. Dabei orientirt sie gut und gründlich über Geschichte, Verfahren und Bedeutung der Congregation und ihrer Entscheidungen. Das sind auch die drei Theile des Werkes. Auf Seite 1—86 führt der Verfasser uns die geschichtliche Entwicklung der Congregation vor; die folgenden 70 Seiten schildern ihre heutige Organisation, zeigen mehr das Gerippe, um in dem zweiten Buche S. 155—269 demselben Fleisch und Blut zu geben; denn hier wird in lebendiger Weise das ganze Arbeits- und Gerichtsverfahren dargestellt. Naturgemäß beschäftigt sich alsdann das dritte und letzte Buch mit dem, was der Congregation bezw. ihren Entscheidungen Leben und Seele verleiht, mit der Autorität ihrer Decrete und Urtheilssprüche. Es berührt etwas peinlich,

wenn der bekannte Canonist mit dem echt deutschen Namen in einem fort zu einem „Schmalzgrueberg“ gemacht wird. Sodann möge der Verfasser es mit den Eminenzen, welche zwar Mitglieder der Concilscongregation sind, nicht aber in Rom residiren, selbst ausmachen, ob dieselben nicht lieber Ehrenmitglieder mit Sitz und Stimme als Mitglieder „ad pompam“ genannt sein wollen. Jedenfalls nützt es wenig, daß ein Schriftsteller von Talent sie vorher mit dem letztern Namen titulirt hat: ein Canonist darf das doch kaum nachsprechen. Auf Seite 98 heißt es: „Ordinairement le Préfet est nommé à vie.“ Dies wird doch wohl nur so zu verstehen sein, daß die Einschränkung, welche in ordinairement liegt, das nommé à vie einfach aufhebt. Die Ungelegenheiten und Schwierigkeiten, welche durch das Hineinragen der Befugnisse der einen Congregation in das Gebiet der andern entstehen, dürften jedenfalls erheblicher sein, als es dem Verfasser (S. 113 f.) scheint. Als Frist, innerhalb welcher das Rechtsmittel der supplicatio gestattet ist, gibt der Verfasser irrthümlich 10 Tage an anstatt eines Zeitraumes von 2 Jahren. Es scheint aber, daß, wenn innerhalb der 10 Tage, nachdem die erste Entscheidung ergangen ist, die supplicatio angewendet wird, die Ausführung der Entscheidung von der Congregation aufgeschoben werden kann. Das Buch hat die Approbation des Rectors der katholischen Universität zu Lyon; warum die des ordinarius loci, an dem das Werk erschien, nicht angeführt ist, wissen wir nicht. Druck und Ausstattung des Buches ist lobenswerth.

Am steilen Weg. Einige Worte über den Beruf der Frau. Von Maria Johanna Bauer. kl. 8°. (VIII u. 108 S.) Augsburg, Literarisches Institut (Dr. M. Huttler), 1898. Preis geb. *M.* 2.20.

Das Büchlein, das sich im äußern so artig präsentirt, ist auch inhaltlich recht hübsch. Es ist auf die Töchter des gebildeten Mittelstandes berechnet, und man möchte es möglichst vielen christlichen Jungfrauen in die Hand wünschen. Großer Gewinn ist es schon, wenn ein Mädchen über seinen „Beruf“ nur einmal nachzudenken beginnt. Diese Frage ernstlich anzuregen, ist der Hauptwerth der Schrift. Auch sonst werden in Bezug auf die verschiedenen Lebensstellungen, welche dem Mädchen sich öffnen können, gute Winke gegeben und meist recht gesunde Ansichten ausgesprochen. Erschöpfend wird jedoch keine dieser Stellungen behandelt; es bleibt bei ziemlich allgemeinen Andeutungen. Bei mancher Leserin könnte es dem Büchlein schaden, daß die Fragen über Tanz, Eislauf und Theaterbesuch, die hier füglich ganz hätten entbehrt werden können, anscheinend zu allgemein ablehnend behandelt werden. Thatsächlich will jedoch die Verfasserin nur zu Mäßigung und weiser Auswahl mahnen. In manchen Kapiteln drängt zuweilen ein Anflug von Büchergelehrsamkeit sich hervor, der gegenüber man die einfach edle Sprache des Herzens weit vorziehen würde, welche sonst das Büchlein ziert. Auch scheint die Verfasserin dazu geneigt, gelehrtes Studium und literarische Beschäftigung der jungen Frauenwelt anziehend und mundgerecht machen zu wollen. Es liegt dies nun einmal in der Richtung der Zeit, und die Verfasserin will ja noch weise Schranken gezogen sehen. Allein auch von ihren Gedanken und Vorschlägen würde manches, wenn einmal praktisch durchgeführt, schwerlich dem Wohle der Allgemeinheit und vielleicht auch der Würde der Frau ganz entsprechend gefunden werden. Das Beispiel aus der Diöcese Nashville (S. 35) läßt sich — vorausgesetzt, daß der Thatbestand genau und vollständig wiedergegeben ist — nur durch den schreienden Nothstand entschuldigen. Es ist jedoch so abnorm und vereinzelt dastehend und bietet so ernste Seiten, daß auf dasselbe in einem Büchlein für die Frauenwelt weit besser nicht Bezug genommen worden wäre.

Kompaß für den deutschen Studenten. Ein Wegweiser durch's akademische Leben. Von Ernst Geradaus. Mit einem Geleitsbriefe von Herrn Professor W. Köhler. 8°. (VIII u. 202 S.) Tauberbischofsheim, Bott. 1899. Preis geb. *M.* 1.60.

Von einem seeleneifrigen, in der Leitung von Studenten erfahrenen Priester geschrieben, entbehrt das Büchlein weder der Frische noch der Weltkenntniß, welche es anziehend machen können. Wenn fleißig beherzigt, wird es sich als ein gutes Vademecum für den katholischen Akademiker erweisen. Es wäre indes rathsam, dasselbe auch schon dem Primaner in die Hände zu spielen, auf welchen vieles weit nachhaltiger einwirken wird. Der erste Abschnitt, Warnung vor Corps und Duellwesen, ist sogar vorwiegend für diesen bestimmt. Im zweiten Abschnitt werden dann die besondern Pflichten, Gefahren und Lebensverhältnisse des akademischen Bürgers durchgesprochen, im dritten die allgemeinen Christenpflichten auf denselben angewandt, im vierten die Zukunft nach Abschluß der akademischen Laufbahn ins Auge gefaßt. Ungemein viel Heilsames und Praktisches ist in dem hübschen Büchlein niedergelegt. Der Student, der es einmal näher kennen gelernt hat, wird es gern wieder zu Rathe ziehen. Der etwas problematische Vorschlag des Besuches theologischer Collegien durch Studenten weltlicher Berufe dürfte, solange nicht ein eigenes Religions-Colleg für Akademiker geschaffen ist, füglich ersetzt werden durch erhöhte Betonung dessen, was S. 168 f. über die religiöse Lectüre ausgeführt wird. Wenn einmal, was nur zu billigen ist, der Anschluß des katholischen Studenten an eine der katholischen Corporationen als das Richtige und Normale festgestellt wird, so erscheint es geboten, auch die Consequenzen zu ziehen. Einerseits müßten gewisse, in der Praxis kaum zu vermeidende Concessionen für die ersten Semester innerhalb vernünftiger Schranken eingeräumt und überhaupt berechtigte Rücksichtnahme auf das Gedeihen der Corporation zugestanden werden. Andererseits wären aber auch Schattenseiten und Gefahren des Corporationslebens — allzu zart angedeutet (S. 47) —, wie eventuelle Schwierigkeiten im Verhältniß der katholischen Corporationen untereinander nicht ganz in Stillschweigen zu hüllen gewesen. Auch sonst gäbe es manches, wofür ein Fingerzeig des „Compaß" gut angebracht wäre. Für künftige Neuauflagen empfiehlt sich die Verdeutschung des vielen Latein.

Un Catholicisme Américain. Par A. J. Delattre S. J. 8°. (XVI et 186 p.) Namur, Godenne, 1898. Preis *Fr.* 3.50.

Das Schriftchen bietet eine zeit- und sachgemäße Orientirung über die Grundideen dessen, was gegenwärtig vielerorts als der neue „amerikanische Katholicismus" angepriesen wird. Für den Nachweis derselben beschränkt sich der Verfasser auf Aussprüche P. Heckers und seiner Biographen Elliot und Klein. Es sind namentlich die Ideen von einer den neuen Weltverhältnissen entsprechenden Veränderung in der Art der Wirksamkeit der Gnade auf die Menschenseele, von der Werthlosigkeit der religiösen Gelübde, von einer neuen Aecese der Freiheit und Unabhängigkeit und eine Anzahl geradezu grundstürzender historischer Irrthümer. Der Verfasser weist zugleich die eigenen Widersprüche der neuen Theoretiker nach, die Unvereinbarkeit ihrer Hauptgrundsätze mit der Heiligen Schrift und dem katholischen Dogma, deren Infection durch wesentlich protestantische Anschauungen, deren bedenkliche Consequenzen. Gegen die Person Heckers enthält die Schrift sich jeder Polemik um so mehr, als es offenbar ist, daß dieser zu sehr alles theologischen Wissens entbehrte,

s die ganze Tragweite seiner eigenen Aussprüche überschauen zu können, und daß in der praktischen Seelenleitung, seinen eigenen Theorien zum Trotz, ruhig bei n altüberlieferten Grundelementen der christlichen Frömmigkeit blieb.

Gesammelte Werke von Alban Stolz. Billige Volksausgabe. 1. bis 22. Lieferung. 12°. Freiburg, Herder, 1897—1898. Die Lieferung von je 4—6 Bogen à 30 *Pf.*

Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. Von Alban Stolz. Prachtausgabe. Mit 16 Bildern. gr. 8°. (448 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 6; geb. *M.* 9.

1. Von den unvergleichlichen Schriften des lieben alten Alban Stolz sind die sten in zahlreichen Auflagen über das Land verbreitet. Die Ausgabe seiner esammelten Werke" in 15 Bänden mußte, auch neben den 6 Bänden „Ausgewählter rke", zu wiederholten Malen in die Welt gehen. Aber noch immer lockt die rschöpfliche Ideenfülle und die liebenswürdige Eigenart des gefeierten Volksistftellers neue Leser aus allen Alters- und Gesellschaftsklassen. Es ist daher zu rüßen, wenn jetzt durch eine wohlfeile Volksausgabe diese Schriften als Labsal Geist und Herz noch weitern Kreisen unseres Volkes leichter zugänglich gemacht :ben. Von den 7 Bänden, welche durch die ersten 44 Lieferungen ausgefüllt :ben sollen, liegen bis jetzt 4 Bände in 22 Lieferungen vor, darunter „Die Elisabeth" und „Spanisches" in je 5 Lieferungen; der I. und III. Band entten in jedesmal 6 Lieferungen je 4 kleinere Schriften. Bei günstiger Aufnahme en an die ersten 7 Bände noch weitere 65 Lieferungen (8 weitere Bände) sich eihen. Man kann nur besten Erfolg wünschen. Niemand wird sich dauernd : den Stolzschen Schriften beschäftigen, ohne für Geist und Herz Segen daraus schöpfen.

2. Eines der schönsten Bücher desselben unvergeßlichen Verfassers, das einer pfehlung sonst nicht mehr bedarf, liegt hier in neuem Prachtkleide vor, mit würdigen und anmuthenden Vollbildern. Der eine oder andere Abschnitt der hern Auflagen, der zartere Seelen unsanft berühren könnte, ist mit Recht hier t gehalten. Nichts stört jetzt den Eindruck einer der lieblichsten Frauengestalten eres christlichen Heimatlandes, die eine sinnige, fromme Priesterhand so anziehend eichnet hat. Das gewählte Aeußere ist dem Inhalte entsprechend. Es ist jetzt wahr ein schönes Festgeschenk.

e de Saint Bruno, Fondateur de l'Ordre des Chartreux. Par un Religieux de la Grande Chartreuse. Lex.-8°. (XVI et 684 p.) Montreuil-sur-Mer, Imprimerie Notre-Dame de Près, 1898. Preis *Fr.* 6.

Ein Denkmal der Liebe und Andacht, das ein ungenannter Mönch gleichsam Namen seines ganzen Ordens dem Vater und Stifter desselben gewidmet hat, erscheidet sich das vorliegende Werk wesentlich von einer modernen Biographie. t eigenthümlicher Hauch des Friedens und der frommen Beschauung weht dem er entgegen; es ist fast, als vertiefe man sich in ununterbrochene Meditation. s Werk soll und will Erbauungsbuch sein, ein echtes „Heiligenleben", und ist ächst für die Angehörigen des Kartäuserordens selbst bestimmt. Die prachtvolle sstattung beweist den Werth, den man ihm beilegt. Jeder Spur, die über das en des heiligen Ordensstifters noch zu entdecken ist, wird liebevoll nachgegangen;

Petrus Cantor Parisiensis. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Literatur- und Gelehrtengeschichte des zwölften Jahrhunderts. Auf Grund des Nachlasses von Prof. Dr. Otto Schmid bearbeitet von F. S. Gutjahr. 8°. (VI u. 72 S.) Graz, „Styria", 1899. Preis *M.* 1.80.

Wer immer an der vorscholastischen theologischen Literatur ein Interesse hat, wird von dieser gediegenen Schrift mit Interesse Kenntniß nehmen. Als hochgefeierter theologischer Lehrer wie als Vorbild ernster Christentugend verdient der Pariser Cantor, der mancherorts als Seliger in Verehrung stand und füglich als der christliche Cato des 12. Jahrhunderts bezeichnet werden dürfte, alle Beachtung. Die bisher allenthalben vorhandene Unsicherheit über den Ort seiner Geburt, seine Lebensumstände und seine Schriften sichert dieser eingehenden Studie über ihn noch besondern Werth. Es ist überraschend, wie vieles über ein so wenig gekanntes Leben noch hat beigebracht und festgestellt werden können. Petrus stammt aus dem Geschlechte der Hosdenc in der Landschaft Beauvais und war wahrscheinlich zu Gerberoi (Diöcese Beauvais) geboren, kam in früher Kindheit nach Rheims, wo er herangebildet wurde, lange eine Lehrthätigkeit übte und als Canonicus wie als Cantor dem Kapitel angehörte. Seit 1169 oder 1170 war er Lehrer der Theologie und Canonicus an der Notre-Dame-Kirche zu Paris, seit 1178 Cantor, 1191 wurde er zum Bischof von Tournay, wie man glaubt, 1196 als Bischof von Paris gewählt; doch gelangte er nicht zum Besitz dieser Würden. Das Kapitel von Rheims wählte ihn 1197 zum Dechanten; jedoch noch ehe er diese Stellung angetreten hatte, ereilte ihn der Tod im Cistercienserkloster Long-Pont am 22. September 1197. Von seinen in der theologischen Literaturgeschichte bedeutungsvollen Schriften ist nur das Verbum abbreviatum gedruckt worden. Eine Besprechung seiner sämtlichen noch vorhandenen Schriften und ein Nachweis der ihm fälschlich zugeschriebenen schließen das Werkchen. Ueber die wiederholt berührte Frage, ob der berühmte Lehrer der alten Notre-Dame-Kirche als Lehrer der „Pariser Universität" bezeichnet werden dürfe, hätte vielleicht P. Denifle gegenüber auch Feret (Faculté de Théologie de Paris I. Paris 1894) verglichen werden dürfen.

Fürstbischof Jakob Fugger von Konstanz (1604—1626) und die katholische Reform der Diöcese im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Konstantin Holl. Mit einer Heliogravüre des Fürstbischofs Jakob Fugger. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg im Breisgau. I. Band.) 8°. (XII u. 296 S.) Freiburg, Commission der Geschäftsstelle des „Charitasverbandes für das kathol. Deutschland", 1898. Preis *M.* 3.60.

Das Studienhaus für katholische Priester an der Universität Freiburg, welches unter der eifrigen Förderung des hochseligen Erzbischofs Dr. Roos vor drei Jahren ins Leben treten konnte, hat mit dieser dem neuen Erzbischof der Diöcese zum Willkommsgruß gewidmeten Schrift zu einem literarischen Unternehmen den Anfang gemacht, geeignet, die Lebenskraft wie den Geist erkennen zu lassen, welche dieser hoffnungsvollen Gründung innewohnen. Nachdem die Frequenz bedeutend zugenommen und bereits sieben Priester als Insassen dieses Hauses an der Universität sich den Doctorgrad erworben, sollen von nun an Doctorarbeiten der Mitglieder, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen, in zwangloser Reihenfolge auf Kosten

des Studienhauses herausgegeben werden. Das vorliegende, von dem derzeitigen Director des Erzbischöfl. Knabenseminars zu Rastatt verfaßte Werk führt das Unternehmen recht glücklich ein. Es behandelt Verhältnisse, welche für die Geschichte der jetzigen Freiburger Erzdiöcese wie der katholischen Schweiz und zum Theil auch Württembergs von höchstem Interesse sind, und bringt aus handschriftlichen Quellen recht werthvolle Dinge. Fürstbischof Fugger selbst ist nicht nur eine würdige und anziehende, sondern auch eine bedeutende Gestalt. Ueber seiner Jugend schimmert der Glanz seines Hauses, das damals auf dem Gipfel der Größe stand; sein Mannesalter wird noch reicher verklärt durch die Thaten und Segnungen, die von ihm persönlich ausgingen. Seine Begabung als Regent, seine hohen Verdienste um die Diöcese, um die Kirche und das ganze katholische Deutschland werden verständnißvoll geschildert, ebenso sein menschenfreundlicher Charakter und seine klare, feste katholische Gesinnung. An vielem Trüben fehlt es freilich nicht; aber auch das Trübe weiß der Verfasser so zu geben, daß es mehr zur Belehrung und durch das entgegenwirkende Gute mehr zur Erhebung gereicht als zum Aergerniß. Ein tiefer Einblick wird eröffnet in die Schwierigkeiten, mit welchen ein bischöflicher Reichsfürst jener Tage zu ringen hatte, zugleich eine Warnung gegen vorschnelles Verurtheilen. Der Priester wie der Historiker kann manches daraus lernen.

Seraphici Doctoris S. Bonaventurae Legendae duae de vita S. Francisci Seraphici. Editae a PP. Collegii S. Bonaventurae. 8°. (VIII et 272 p.) Ad Claras Aquas (Quaracchi), ex typographia ejusdem Collegii, 1898. (Freiburg, Herder.) Preis *M.* 1.

Die bekannte Lebensbeschreibung des Heiligen von Assisi durch einen der größten und berühmtesten seiner Söhne ist hier aus dem achten Band der neuen Bonaventura-Ausgabe in handlicher Form nochmals zum Abdruck gebracht unter Beiseitelassung der dort verzeichneten zahlreichen Textvarianten. Eine kürzere, aber an Salbung und Schönheit kaum nachstehende „Legende", welche der hl. Bonaventura selbst aus der größern herausgehoben und mit Rücksicht auf liturgische Zwecke in Lectionen eingetheilt hat, ist gleichfalls beigegeben. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß die Ausgabe eine sehr sorgfältige ist, und daß das freundliche Büchlein allen Verehrern des großen Ordenspatriarchen willkommen sein wird.

Oeuvres de Saint-François de Sales, Évêque et Prince de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales enrichie de nombreuses pièces inédites... publiée ... par les soins des Religieuses de la Visitation du Ier Monastère d'Annecy. Tome X. Sermons: volume IV. 8°. (CVIII et 480 p.) Genève, Trembley, 1898. Preis *Fr.* 8.

Dieser zehnte Band der Werke des heiligen Kirchenlehrers bildet den Schluß der vierbändigen Neuausgabe seiner Predigten (vgl. diese Zeitschrift Bd. LII, S. 563; Bd. LIV, S. 334). Derselbe umfaßt noch 28 jener Predigten, welche von den Schwestern der Heimsuchung aus dem Gedächtniß nachgeschrieben sind, und im Anhang zwei kurze Stücke, welche nachträglich im Manuscript gefunden wurden. Auch in den sogen. „nachgeschriebenen" Predigten gelangen manche bisher unterdrückte Abschnitte hier zum erstenmal an die Oeffentlichkeit. Außer den Vorzügen in Bezug auf Ausstattung, Glossar, Uebersichtstabelle und orientirende Anmerkungen,

elche dieser Band mit seinen Vorgängern theilt, bringt er für alle vier Bände
s Verzeichniß der in den Predigtentwürfen genannten Autoren, sowohl Katho-
ken wie Häretiker, vom 13. Jahrhundert angefangen, und eine nach dem kirch-
hen Festkalender getroffene chronologische Zusammenordnung sämtlicher Stücke.
esondern Werth verleiht diesem Schlußbande die beigegebene Abhandlung des um
e Ausgabe so hochverdienten Benediktiners Dom. B. Mackey, in welcher er den
iligen Kirchenlehrer nicht nur als Lehrer und Vorbild echt apostolischer Predigt-
ise darstellt, sondern auch nachweist, daß an dem glänzenden Wiederaufleben der
ngelberedsamkeit in Frankreich während des 17. Jahrhunderts ein namhafter
ntheil dem hl. Franz von Sales zuzuschreiben ist. Mag die Abhandlung vielleicht
ch etwas schwungreicher erscheinen und mehr panegyrisch gehalten sein, als es dem
utschen Geschmacke bei dergleichen Dissertationen zusagt, so ist sie doch voll Interesse
d reich an den heilsamsten Winken.

orschungen zur schwäbischen Geschichte. Von Dr. Franz Ludwig Baumann, k. bayr. Reichsarchivrath. 8°. (VIII u. 626 S.) Kempten, Kösel, 1899. Preis *M.* 8.

Name und Verdienst des Verfassers der „Geschichte des Allgäus" sind so
hmlich bekannt, daß vorliegende Sammlung seiner seit zwei Jahrzehnten in den
rschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze nur mit Freuden
grüßt werden kann. Die Stücke sind nach geographischem Zusammenhang ge-
dnet. An der Spitze stehen die auf das Allgäu bezüglichen Abhandlungen, unter
lchen die wichtigsten die Geschichte der Abtei Kempten betreffen. Es folgen
itträge zur Geschichte des obern und des badischen Schwaben, letztere mit
teressanten Ausführungen über die Ortsnamen. Die Untersuchungen über die
gebliche Grafschaft Kelmünz und die Geschichte der Stadt Hüfingen gehören zu
n anziehendsten Partien des ganzen Bandes. Der letzte Theil der Sammlung
mmt auf Gesamtschwaben Bezug und schließt mit dem eingehenden Nachweis der
entität zwischen „Schwaben" und „Alemannen". In allen diesen Ausführungen
räth sich der scharfe Kritiker, aber auch den kenntnißreichen, erfahrenen Local-
rscher findet man überall wieder. Durch ein sorgfältiges Orts-, Personen- und
ach-Register wird der reiche Inhalt des Bandes den Zwecken des Geschichtsfreundes
quem dienstbar gemacht.

ie religiöse Toleranz Friedrichs des Großen nach ihrer theoretischen und praktischen Seite. Auf Grundlage der Quellen dargestellt von Dr. phil. Heinrich Pigge. 8°. (VIII u. 420 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 4.

Rein sachlich gehalten, dabei gründlich und sorgfältig gearbeitet, gewährt das
Buch einen lehrreichen Einblick in eine für die religiösen Verhältnisse Deutschlands
öchst folgenreiche Periode. Es ist nicht nur Friedrichs II. oft anscheinend wider-
spruchsvolles Verfahren hinsichtlich confessioneller Fragen, was hier auf seine letzten
Triebfedern zurückgeführt und in die richtige Uebereinstimmung gebracht wird; auch
manche bis heute in Preußen weiterwirkende Tendenz und mehr noch manche bis
uf die Gegenwart sich fühlbar machende Folge wird in ihrer Wurzel bloßgelegt.
Friedrich als Ungläubiger und philosophischer Skeptiker, gleichgiltig gegen alle posi-
ve Religion, setzt eine Art von Eitelkeit darein, auch in der Praxis die Grundsätze
r allgemeinsten Toleranz zur Geltung zu bringen und den Geist des gleichgiltigen

Hinwegsehens über dogmatische Unterschiede auch den in seinen Landen bestehenden Religionsgesellschaften mit Güte oder Gewalt einzuimpfen. Wirkliche, oft auch fälschlich vorausgesetzte Rücksichten der Politik und Staatsnützlichkeit, persönliche Voreingenommenheiten und das Princip des schrankenlosesten Staatsabsolutismus haben jedoch zu Ungunsten des Katholicismus diese Toleranz oftmals durchbrochen. Im einzelnen verdankt die katholische Kirche im damaligen Preußen der Weitherzigkeit dieses Königs den einen oder andern, meist localen Vortheil; im ganzen hat die katholische Kirche unter ihm die furchtbarsten Nachtheile erlitten, schlimmer vielleicht als die der offenen Verfolgung. Immerhin muß man anerkennen, daß über die kleinliche Gehässigkeit mancher seiner Rathgeber und den zelotischen Eifer einzelner Prediger oder Consistorien des Königs heller Geist um Meilenlänge emporragt. Auch sind in der weitern Folge die indifferentistischen Regierungsmaximen dieses Fürsten dem Protestantismus ungleich verhängnißvoller geworden als dem widerstandsfähigern Bau der katholischen Kirche. Hinsichtlich des Jesuitenordens scheint der Verfasser übersehen zu haben, daß eine directe Correspondenz des Königs mit dem Jesuitengeneral bis auf 1746 zurückgeht. Mehrere der in verbindlichstem Tone gehaltenen Cabinetsschreiben des Königs an die Generäle Retz, Visconti und Ricci finden sich bei Lehmann. Neben der Fürsorge für die Schule mag zu dieser Geltung die politische Annäherung an das Haus Bayern beigetragen haben, bei welchem der Orden damals noch in hohem Werth gehalten wurde.

Die Universität Paderborn. Erster Theil: Quellen und Abhandlungen von 1614—1808. Von Joseph Freisen, Doktor der Theologie und beider Rechte, Ehrendoktor des can. Rechts der jur. Fakultät der Univ. Budapest, Professor des Kirchenrechts in Paderborn. 8°. (VIII u. 248 S.) Paderborn, Junfermann, 1898. Preis *M.* 4.

Freunden der Paderborner Geschichte wie vorzüglich solchen, welche an der dortselbst blühenden philosophisch-theologischen Lehranstalt ein Interesse nehmen, wird diese neue literarische Erscheinung, die fast auf ein „Urkundenbuch der Universität Paderborn" hinausläuft, willkommen sein. Den größten Nutzen schöpft daraus die Geschichte der Jesuitenschule in Deutschland. Manches Wichtige wird hier mitgetheilt, was seiner Zeit den Nachforschungen des P. Pachtler entgangen ist. Die Angaben der verschiedenen Kalendarien wie die Einzelzüge aus dem Paderborner Studentenleben sind von großem Interesse. Manches andere freilich gehörte weniger zur Sache oder hätte, weil anderswo gedruckt, zum Theil entbehrt werden können, wie z. B. die Breven bei Gelegenheit der Aufhebung des Jesuitenordens. Dabei wird das Aufhebungs-Breve aus Versehen als „Bulle" bezeichnet. P. Wolfurt, der um 1617 Rector zu Augsburg war, wird S. 73 irrthümlich nach Trier versetzt. Die Correctur artisticam S. 61 Anm. ist sicher irrig; es wird wohl ethicam heißen müssen. Ueber gedruckte Thesen aus der Jesuitenzeit (vgl. S. 152) und über vieles andere in Bezug auf die Paderborner Universität hätten brauchbare Angaben gefunden werden können bei *Sommervogel*, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus VI, 67 ss. Dem zweiten Theile der „Quellen und Abhandlungen", welchem man mit Freuden entgegensieht, wäre es gut, ein Verzeichniß der gröbern Druckversehen beizugeben, die leider zahlreich und oft sehr sinnstörend sind.

Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Schorn, Landgerichts-Kammerpräsident a. D. Erster Band (1818—1848). Zweiter Band (1849—1885). 8°. (VIII u. 346, VI u. 288 S.) Bonn, Hanstein, 1898. Preis *M.* 10.

Ein geistesfrischer Achtziger, der in langer ehrenvoller Laufbahn vieles beobachtet und erfahren und, mitten im öffentlichen Leben stehend, auch vieles „mitgemacht" hat, hält hier einen Rückblick nicht so sehr auf seine persönlichen Lebensschicksale, als vielmehr auf die großen Ereignisse und Umwälzungen des Jahrhunderts im politischen, gesellschaftlichen und culturellen Leben, von welchen er Zeuge gewesen ist. Dies schließt nicht aus, daß gerade seine persönlichen Berührungen mit vielen bedeutenden Menschen und freundschaftliche Beziehungen zu zahlreichen, weithin bekannten Familien, bei welchen die Erzählung gerne verweilt, diesen Erinnerungsblättern besondern Reiz verleihen. Was da berichtet wird vom geselligen Leben in Köln aus der Mitte dieses Jahrhunderts, von den Sängern der Freiheitslieder aus der Zeit des deutschen Revolutionsfiebers, von der Pflege der Tonkunst in den verschiedenen Städten des Rheinlandes, von den frühern und spätern Verhältnissen im rheinischen Richterstande, dann auch wieder von einzelnen Persönlichkeiten wie Alfred Krupp, Jenny Lind, General von Goeben u. s. w., kann jeder mit Gewinn und großem Vergnügen lesen. Allerdings ist nicht alles in dem Buche zu billigen. So wird man dem greisen Erzähler nicht beistimmen in seiner Begeisterung für das Corps- und Duellunwesen, noch in seiner „Hochverehrung" für Heinrich Heine, noch in der Begründung des Grundsatzes der Parität mit den drei Ringen in Lessings „Nathan" oder dem façonlosen Seligwerden des alten Fritz. Wer sich jedoch über diese und einige ähnliche Punkte hinwegzusetzen vermag, und an die Lebenserinnerungen des flotten Weltmannes nicht gerade die Anforderungen eines Asceten stellt, wird oft durch das gesunde Urtheil und den billigen, wohlwollenden Sinn des Verfassers sich angenehm berührt fühlen. Religiöse Motive werden zwar kaum je von ferne gestreift, und ein (durchaus fernliegender) Verdacht „clericaler" Gesinnung wird vorsichtig abgewehrt; aber der Ton ist stets so, daß ernstere Lebensgrundsätze wenigstens nicht ausgeschlossen erscheinen. Rühmend hervorzuheben ist eine gewisse vornehme Zurückhaltung in Bezug auf das eigene Selbst, durch welche zwar die theilnehmende Neugierde manches Lesers unbefriedigt gelassen, aber auch ein häufiger Fehler solcher Lebenserinnerungen glücklich vermieden wird.

Strandgut des Lebens. Gesammelte Novellen von A. Jüngst. Erster Band. 8°. (292 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898. Preis *M.* 2.60.

Unter diesem poetischen Titel eröffnet Fräulein Jüngst eine Reihe gesammelter Erzählungen aus ihrer stets so edeln, gemüthreichen und kunstgewandten Feder. Das vorliegende erste Bändchen umfaßt drei Stücke, welche nach Inhalt und Ton wohlthuend abwechseln. Die erste Geschichte, in der uns vorzüglich das Gelehrtenheim des Alisoforschers und seine Frühlingsliebe angemuthet haben, ist ein hohes Lied auf Frauentreue, die in dem gegenwärtigen Falle hart an die Grenze des Idealen streift. Die zweite Novelle ist heitern Charakters und setzt ganz trefflich mit der Unzufriedenheit einer Unbeschäftigten ein. Es ist kein geringer Sieg der Dichterin, daß sie den Leser, der die Verwicklung des Stückes sehr rasch ahnt, durch den flotten Ton der Unterhaltung und die feingeführte Charakteristik bis zum Schlusse zu fesseln weiß. Mehr noch in die Tiefe geht die dritte Novelle. Auch hier stimmt die Dichterin einen Preisgesang auf Frauenlieb und -Treue an; aber

dieſe treten uns hier veredelt durch den chriſtlichen Gedanken der Sühne und des Opfers für den Geliebten entgegen. Die Motive ſind ja nicht mehr neu, aber Frl. Jüngſt hat es vortrefflich verſtanden, ſie in neuer Beleuchtung zu zeigen. Das Opferleben an der Seite der Mutter erregt unſer Erſtaunen faſt noch mehr als das Hingeben des Lebens am Choleraherde. Kurz, dieſe drei Novellen wird man gerne leſen und mit Nutzen in die Hand der weiblichen reifen Jugend legen. In den fremdſprachigen Ausdrücken hätte die Druckcorrectur etwas ſorgfältiger ſein müſſen. Zum Schluß ſei noch auf eine hervorſtechende gemeinſame Seite dieſer Erzählungen hingewieſen. Sie enthalten alle drei eine reiche Fülle von Landſchaftsbildern, die auf jeden aufmerkſamen Leſer den Eindruck machen, daß ſie nach der Natur gezeichnet und ſtreng realiſtiſch gehalten ſind. Dieſe Landſchaftsbilder erhöhen ungemein den Reiz der Novellen, beſonders da ſie ſich nirgends ſelbſtändig vordrängen, ſondern im Gegentheil der jeweiligen Stimmung einordnen und ſo künſtleriſch wirken.

Die Kunſtanſtalt von B. Kühlen in M.-Gladbach hat einen erfreulichen weitern Schritt gethan in Verfolgung ihres ſchönen Zieles, dem deutſchen Volke gute religiöſe Bilder zu bieten in tadelloſer Ausführung, aber doch zu billigen Preiſen. Sie veröffentlichte Ende 1898 das Buch: Rosa mystica, die Geheimniſſe des hochheiligen Roſenkranzes in ſechzehn Kunſtblättern nach Original-Federzeichnungen von Bernh. Kraus und ſechzehn Sonetten von P. Fritz Eſſer S. J. 20 Seiten und 16 Blätter in Klein-Folio. Preis *M.* 6. Die Zeichnungen ſind im Stile des beginnenden 16. Jahrhunderts entworfen, voll Kraft und Eigenart, klar und ruhig. Die Sonette führen in den Geiſt der Bilder ein. Sie vereinen ſich mit ihnen, wie in Dürers Marienleben, zu einem abgeſchloſſenen Ganzen, worin die Vorzüge älterer Werke ſich mit denen unſerer modernen Technik paaren. Der Druck iſt ſauber, das Papier feſt. — Zwei neue Serien kleinerer Bilder enthalten ſechs Engel aus dem Rahmen des bekannten, dreiflügligen Bildes zu Florenz, in deſſen Mitte die Gottesmutter thront, und zehn Heilige. Die Bilder der Engel ſind allgemein beliebt und wurden in letzter Zeit in ſchönen farbigen Holzſchnitten Knöflers zu Florenz auf den Markt gebracht. Kühlens Farbendrucke (Serie 1080) können natürlich nicht ſo fein ſein, entſprechen aber vollkommen ihrem Zweck und ſind bedeutend billiger. Der Preis für ein Päckchen zu 100 Stück beträgt nur *M.* 2.40. Jene andern Bilder (Serie XX) heben ſich in grauen Tönen vom ſchwarzen Hintergrund gut ab. In gotiſchem Stile trefflich gezeichnet wirken ſie ruhig und vornehm. Preis 100 Stück zu *M.* 1.20.

Miscellen.

Zur Geſchichte der mittelalterlichen Bibelverbote iſt eine Stelle aus den Predigten des Johannes Eck nicht ohne Intereſſe, auf welche, ſoviel wir ſehen, bisher noch nicht aufmerkſam gemacht wurde. Und doch zeigt ſie klar, was man von gewiſſer Seite noch immer nur zögernd zugeben mag, daß nämlich

Ende des Mittelalters weder von einem allgemeinen Bibelverbot noch von
m solchen für Deutschland insbesondere auch den gelehrtesten gleichzeitigen
ologen etwas bekannt war.

In seiner dritten Predigt auf den vierten Sonntag nach Ostern erklärt
die Worte des Evangeliums: Ich habe euch noch viel zu sagen, ir mögts
r jetzt nit tragen. „Der höchst Meyster", führt er aus, habe „mit sein Jün-
n thon, wie ein jeder guter Schulmeister mit seinen Jüngern, der ihn Lehr
geben soll, wie sie fähig sind. Ist einer sinnreich, gibt er ihm ein höhere
tion auff, als weit sein Verstand reicht." Daraus wird nun eine Nutzanwen-
ig für die Prediger gezogen und gesagt, auch sie sollten Rücksicht nehmen auf
Fassungskraft ihrer Zuhörer, und vor schlichten, einfältigen Leuten nicht allzu
e Geheimnisse verhandeln, und das aus zwei Ursachen. „Die erst ist, daß
nit daraus geärgert werden, denn sie mögen leicht darin umbgribeln, sie ver-
zen sich. Darumb wann die Prediger, die wöllen gesehen sein, viel wöllen
digen dem einfältigen Mann von göttlicher Fürsehung eines Menschen zu ewiger
eligkeit (de praedestinatione) oder dergleichen Matery, die dem gemeinen
nn zu spitzig sind, wirt ihm bald Ursach geben, daß er sich ärgert. . . . Die
ver Ursach, wann ihm die Heimlichkeit fürgelegt werden, daß sie die nit ver-
ten und nit freveln. Also haben die Juden in Brauch gehabt, sagt Ori-
es, daß sie das Buch Cantica canticorum kein haben lesen lassen, er sei
nn 40 Jahr alt gewesen, und sonst drei Theil etlicher Bücher auch [1]. Also sagten
mir, daß ein Gesatz sei gewesen in Engelland, daß man kein Buch der Biblie,
sgenommen die bloßen Evangelia hat dörfen in ihr Sprach vertolmetschen. Und
tten die Neuchristen aus Hoffart und Neid nicht geben alle Ding in den teut-
en Druck, wären [im Bauernkrieg] nit so viel der armen Leut erschlagen und
rderbt worden (1525)." (Der ander Teyl Christenlicher predig uber die Evan-
lien s. l. M. D. XXXI, fol. XL.)

Absichtlich haben wir diese Stelle dem ganzen Zusammenhang nach wieder-
:geben, weil sie ein Licht auf die Stellung wirft, welche der große Vorkämpfer
:gen die Reformation der Bibel in der Volkssprache gegenüber einnahm. So viel
öchte aus den Schlußsätzen derselben hervorgehen, daß Eck von einem Bibel-
erbot deutscher Concilien und deutscher Bischöfe nichts wußte. Und vollends ein
llgemein verpflichtendes Kirchengesetz in der genannten Beziehung muß ihm noch
eniger bekannt gewesen sein. Wie hätte er sonst sich auf eine Verfügung be-
ufen, von welcher er, ein Kenner des kirchlichen Rechtes, nur dem Hörensagen
ach etwas wußte, welche nur für England galt und auch dort nur in früherer
eit einmal „gewesen" ist. Und wenn die neue Auflage der protestantischen
ealencyklopädie, die übrigens, nebenbei gesagt, in ihrem bezüglichen Artikel die
achweise in Janssen-Pastors „Geschichte des deutschen Volkes" (Bd. VII) völlig
gnorirt, wiederum der Censurverordnung des Erzbischofs Berthold von Mainz

[1] Die „drei Teil" sind die Schöpfungsgeschichte 1 Mos. 1 und Ezechiels
Visionen über die Cherubim und den Tempel, c. 1, c. 40 s. *Origines* in Cant., Prol.
Migne, PP. GG. XIII, 63 s.). Cf. *Greg. Naz.*, Orat. 2, n. 48 (ib. XXXV, 456).

von 1485 und 1486 eine bedeutendere Rolle in der Geschichte der mittelalterlichen deutschen Bibel beimißt, so möchte auch diese Behauptung durch Eds Aeußerung in ein wenig günstiges Licht gerückt werden.

Die erste deutsche Grammatik ist von einem Katholiken geschrieben. An die Entstehung der beiden ersten eigentlichen Grammatiken der deutschen Sprache hatte sich eine recht interessante Streitfrage geknüpft, die erst vor kurzem ihre endgiltige Lösung fand. Es ist nämlich durch das dankenswerthe Unternehmen John Meiers, die ältern deutschen Grammatiken in Neudrucken herauszugeben, leichter möglich geworden, den Beziehungen dieser Bücher zu einander und ihren Quellen genauer nachzuforschen. Da hat sich denn ein merkwürdiges Ergebniß über die bisher nicht aufgeklärte Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachlehren herausgestellt. In einem und demselben Jahr 1573 war die „Teutsch Grammatick oder Sprachkunst" des katholischen Würzburger Gelehrten Laurentius Albertus und des protestantischen Straßburger Notars Albert Oelinger „Underricht der Hoch Teutschen Spraach" im Drucke erschienen. Beide Werke enthalten auffallende Uebereinstimmungen, und so hat schon vor 50 Jahren R. v. Raumer die Vermuthung ausgesprochen, daß der Katholik Albertus das Plagiat verübt habe, wiewohl die Vorrede zu seinem Buche ein gutes Jahr früher datirt ist als die seines protestantischen Widerparts. Selbstverständlich richtete sich nach dieser Auffassung auch die Stellung, die v. Raumer in seiner Geschichte der germanischen Philologie dem Buche des Albertus anweist. Auf v. Raumers Urtheil beriefen oder stützten sich mehr oder weniger alle einschlägigen gelehrten Abhandlungen lange Jahre hindurch: Albertus galt als ausgemachter Plagiator.

Erst vor zehn Jahren hat sich das Blatt gewendet und die andere Lesart gezeigt, nach der die Ehre des Albertus gerettet wird und Oelinger des literarischen Diebstahls überführt erscheint; das Verdienst dieser Berichtigung hat sich A. Reifferscheid in zwei Artikeln für die „Allgemeine deutsche Biographie" über Albertus (Osterfrank) und Oelinger erworben. Wunderlicherweise hat einige Jahre später (1894) Dr. K. Müller in der bekannten Festschrift für R. Hildebrand eine neue Hypothese aufgestellt, nach der die beiden Grammatiker, Laurentius Albertus und Albert Oelinger, für eine und dieselbe Person zu gelten hätten: „Albert sei 1572/73 von Würzburg, wo er sein wissenschaftliches Werk veröffentlicht hatte, nach Straßburg gegangen und habe dort 1573/74 mit Benutzung seiner eigenen Grammatik ein praktisches Handbuch der deutschen Sprache für Ausländer erscheinen lassen.

Die große Sonderbarkeit dieser neuen Erklärung hat aber nicht zu hindern vermocht, daß sie von andern Gelehrten aufgegriffen und weiter vertheidigt wurde, bis schließlich vor einem Jahre ihr Erfinder in dem Programm des Wettiner Gymnasiums zu Dresden seine eigene Annahme fallen ließ und zugab, daß „Oelinger an einigen Stellen wörtlich mit Albrecht übereinstimmt, ohne daß diese Thatsache durch eine gemeinsame Quelle sich erklären läßt". Nur will Dr. K. Müller „die Entrüstung über den Plagiator Oelinger" besonders dadurch

abschwächen, daß man als Milderungsgrund gelten lassen müsse, „es sei der Begriff des geistigen Eigenthums in jener Zeit eben nicht vorhanden gewesen".

Gleichzeitig mit Dr. K. Müller ist Willy Scheel in der Einleitung zu dem von ihm besorgten Neudruck der deutschen Grammatik des A. Oelinger so ziemlich zu demselben Endergebniß gekommen. Ein Recensent des Scheelschen Buches faßt dasselbe kurz und gut so zusammen: „Die räthselhafte Verwandtschaft zwischen den deutschen Grammatiken des Albertus und Oelinger ist durch die Untersuchungen, die Scheel seinem Neudruck des Oelingerschen Buches beigegeben hat, wie mir scheint, aufgeklärt. Es handelt sich wirklich um zwei verschiedene Personen. Albertus ist Würzburger und Katholik, Oelinger Straßburger und Protestant. Als die Grammatik des Albertus 1573 zur Fastenmesse in Frankfurt erschien, beeilte sich Oelinger, seine für den Unterricht zusammengestellten Lehren und Beispiele zum Druck zu bringen, vervollständigte sie aber kurzerhand aus dem Werke des Nebenbuhlers. Anspielungen, die Freunde Oelingers in Begleitgedichten zu seinem ‚Underricht in der Hoch Teutschen Spraach' machen, besagen, daß Oelinger glaubte oder seine Bekannten glauben machte, er sei durch Albertus mit Hilfe irgend eines Zwischenmannes bestohlen worden. Da er selbst vielmehr den Albertus ausschrieb, mußte er sich offener Angriffe gegen ihn natürlich enthalten, konnte ihm auch kein Unrecht nachweisen. Denn daß umgekehrt auch Albertus den Oelinger mit Hilfe der Nachschrift eines Schülers plünderte, halte ich für höchst unwahrscheinlich, nachdem Scheel gezeigt hat, wie kläglich Oelinger sein Lehrbuch im eigentlichen Sinne des Wortes componirt, wie er sogar in der Widmung fremde Dedicationen verarbeitet hat. Es ist geradezu ergötzlich, diese mit scharfem und überlegtem Spürsinn gewonnenen Quellennachweise Scheels zu lesen: er setzt den ganzen Text vor unsern Augen zusammen. Stark benutzt sind französische Grammatiken, wie denn Oelinger auch in dieser Sprache Unterricht ertheilte und sie gern heranzieht. Sein Geschick in der Herrichtung fremdsprachiger Regeln fürs Deutsche — über dies Verfahren kam ja damals kein Grammatiker hinaus! —, seine ergiebigen Sammlungen und brauchbaren Winke für Deutsch lernende Ausländer sind zu loben. An Fremde denkt er in erster Linie; Albertus mehr an Deutsche, die sich ein fehlerloses und elegantes Deutsch aneignen wollen. Er preist und liebt seine Muttersprache, weiß mehr von ihrem ältern Stand als Oelinger, richtet sein Augenmerk auf ihre Fortentwicklung und Ausbildung, ist überhaupt der gelehrtere, der dabei doch bescheiden von seiner Leistung redet. Die Dialekte ziehen beide heran, Albertus reichlicher, der auch eine tabellarische Uebersicht gibt. (Es folgen Belege.) Sein streng katholischer Standpunkt, den Albertus mit Vorliebe in Beispielssätzen herauskehrt, hindert ihn nicht, Wittenberg als sprachlich maßgebende Druckstätte neben andern protestantischen und katholischen zu nennen. . . . Auch läßt sich Albertus auf Etymologien ein, Oelinger nie." So Max Roediger in der „Deutschen Litteraturzeitung", Berlin, 7. August 1897 (S. 1213 ff.).

Dieselbe Auffassung muß sich jeder bilden, der vorurtheilsfrei die beiden Grammatiken vergleicht: der katholische Würzburger „liebt seine Muttersprache", „weiß", im Vergleich mit dem protestantischen Plagiator Oelinger, „mehr von

ihrem ältern Stand, richtet sein Augenmerk auf ihre Fortentwicklung und Ausbildung, ist überhaupt der gelehrtere, der dabei doch bescheiden von seiner Leistung redet, zieht die Dialekte reichlicher heran als sein Nebenbuhler, läßt sich auf Etymologien ein, was Oelinger nie thut".

Solcherlei literarische Ehrenrettungen bescheidener katholischer Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts stehen dank der fleißigen Einzelforschung nicht mehr vereinzelt da, müssen aber noch eifriger betrieben werden, soll sich unsere Kenntniß jener wirren Zeiten allmählich richtig gestalten.

Gaurisankar-Mount Everest? Wie der höchste Berg unserer Erde eigentlich heißt, ist noch immer eine nicht ausgemachte Sache. Die Glorie, sein Haupt am höchsten zu tragen, heftete sich nacheinander an den Chimborasso in den Anden, 6310 m, den Aconcagua in Argentinien, 6970 m, danach an die Himalayariesen Dhawalagiri, 8176 m, und Kantschindschinga, 8580 m. Dann aber hat Waugh 1856 nördlich der Grenze von Nepal und Sikkim unter dem 87° 20′ ö. L. aus ziemlicher Ferne trigonometrisch einen Gipfel gemessen, der sich bis zu 8839 m aufthürmen soll.

Wie heißt nun dieser Fürst unter den Bergen? Einem fast allgemeinen europäischen Gebrauch folgend, sagt die 6. Auflage des „Daniel" von 1895 in Band I, Seite 334, der gemeinte Berg heiße in der Sprache der Eingeborenen Gaurisankar, und die Engländer hätten in Unkenntniß dieses Namens ihn nach dem Oberst Everest, dem Begründer der trigonometrischen Abtheilung in Indien, Mount Everest genannt. Zweckmäßig, meint unser Lehrbuch, könnte man Gaurisankar-Mount Everest sagen.

So finden wir auch in der That in Büchern und Atlanten den Berg benannt.

Das scheint aber nicht zu stimmen. Allerdings glaubte Hermann Schlagintweit den Gaurisankar-Mount Everest vom Kakanirücken und der Kauliaspitze bei Khatmandu in Nepal gesehen und von Tonglu aus skizzirt zu haben. General Walker hat aber in den Proceedings of the R. Geogr. Society 1886 dagegen behauptet, daß der eigentliche Mount Everest infolge der Kugelgestalt unserer Erde dort nicht sichtbar sein könne, sondern etwa 25′ unter dem Horizont liegen müsse. Von Tonglu aus kann freilich ein Bergriese gesehen werden, dem Hooker den Namen Tsangau gegeben hat. Wenn dieser Gipfel aber auch der Mount Everest wäre, so würde sein einheimischer Name doch kaum Tsangau lauten. Tsangau bedeutet nämlich in der Sprache Tibets: Schnee von Tsang. Tsang ist die an Sikkim und Nepal angrenzende Provinz von Tibet. Es liegt also näher, Tsangau mehr als eine Allgemeinbenennung denn als Eigenname zu betrachten.

Gegen den Namen Gaurisankar behauptet nun auch Major L. A. Waddell im Journal of the Roy. Geogr. Soc., Dec. 1898, p. 565, daß kein einziger jener Eingeborenen Ost-Nepals, die er darüber ausgefragt und die die Everestgruppe ständig vor Augen hatten, jemals etwas von Gaurisankar gehört noch irgend eine ihnen bekannte Bergspitze so benannt hätten.

Oberst Tanner und General Walker haben schon früher darzuthun gesucht, daß der Name Gaurisankar einem Berge gegeben werde, der etwa 65 km westlich vom Mount Everest liegt.

Auch andere Nepalesische Namen, wie Bhairab Langur und Deobhunga, bezeichnen nach Waddell weder die Mount Everest-Kette noch deren höchste Erhebung. Bhairab Langur oder der „Schreckenspaß" ist vielmehr der indo-nepalesische Name für jenen fürchterlichen Uebergang, der 60 km nordwestlich vom Everest von Nepal über Nyalam oder Nilam, wie die Nepalesen sagen, nach Lassa führt. Diesen Bergweg haben im 16. und 17. Jahrhundert die Jesuiten auf ihren Wanderungen nach Tibet beschritten und beschrieben, wie man in Kirchers China illustrata sehen kann.

Deobhunga oder Deobhanga, was „Gottesberg" heißen soll, ist eine Hindubezeichnung für jede heilige Anhöhe. So gibt es Hunderte von Deobhungas. Der Mount Everest wird aber, wie Waddell sagt, von den Nepalesen nicht dazu gerechnet.

Schärfer pflegen die Tibetaner die einzelnen Gipfel ihrer Hochgebirge durch passende Namen auseinanderzuhalten. Sie verehren den Mount Everest als die Wohnung der fünf „Schwester-Nymphen des langen Lebens" und suchen auf ihm die Einsiedelei ihres großen Heiligen Milarapa. Scharen von Pilgern klettern die Flanken des Gebirges hinauf, um ihren Gottesdienst hoch oben in den Wolken zu verrichten.

Als tibetanischen Namen erhielt Waddell auf dem Semorumpaß für die Everest-Kette Lapchi Kang und für deren höchsten Gipfel Jomo Kang-kar oder die „weiße Gletscherfrau". Mit derselben Bedeutung finden wir diese beiden Namen auch in den Proceedings vol. XIII, p. 109 durch Freshfield von Babu Sarat Chandra Das angegeben.

Ein anderer Führer behauptete Waddell gegenüber freilich, daß Jomo Kang-kar westlich von der Everest-Kette liege, ließ aber derselben, wie sein Vorgänger, den Namen Lapchi Kang.

Zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse ist noch zu beachten, daß die Berichterstatter Waddells zwei Lapchi Kangs unterscheiden. Den „untern", welcher mit unserer Everest-Kette stimmt, und den „obern", welcher bedeutend weiter nach Norden im obern Tibet liegen und von Nepal aus überhaupt nicht sichtbar sein soll.

Tibetanische Manuscripte geben in der That zwei Lapchi Kangs an, und in der gedruckten Topographie von Tibet, welche theilweise von dem schon genannten Babu übersetzt worden ist (Journ. of Asiatic Society of Bengal, vol. LVI, pt. I, p. 1), kommt in der Liste der großen Schneeberge unmittelbar nach dem Kailas der „Chomo kankar". Die Gegend wird so beschrieben: Oestlich von Kirong liegt Naram oder Nalam, in dessen Nachbarschaft sich die Toipahöhle, die Einsiedelei des weisen Milarapa, und Ch'ubar, der Sterbeort Milarapas, befinden. Alle diese Plätze liegen an der Grenze von Tibet und Nepal. Nahe dabei sind die Klöster Phelgyaling und Targyaling. Und nahe dabei ist der große, mächtige, sehr hohe Schneeberg Jomo Kang-kar. Die Klöster liegen am Fuße des Lab-

über Kang, und auf dessen Gipfel ist die Wohnung der Tsʻering-tshe-nga, d. h. der fünf Langlebigen. Am Fuße des Lab-chʻri Kang, auf der tibetanischen Seite, sind fünf Seen, von denen jeder eine andere Farbe hat. Geht man von Kamam nach Norden, so gelangt man an den Fuß eines hohen Gebirges, welches Gung-thang-La heißt. Ueber Gung-thang-La weg nach Norden erreichen wir den Distrikt von Tengri.

Soweit Babu in seiner Uebersetzung.

Einige interessante Detailangaben werden von Waddell auf einer Skizze mitgetheilt, die er aus Darjiling von Mr. Paul erhalten hat. Die Karte hat keinen Titel, stellt aber die Südflanke des Everestgebirges dar. Das ergibt sich aus den eingeschriebenen Namen von Chubar, dem Platze von Milarapas Tode, der Adlershöhle, seiner bevorzugten Einsiedelei, einiger Heiligthümer der Tsʻering-ma. Außerdem sind oben rechts und links die Namen der angrenzenden Provinzen Tibets, Nalam oder Nilam und Dingri eingezeichnet.

Auf dieser Itinerarkarte endigt die Kette der Schneeberge in fünf bedeutenden Gipfeln, von denen die drei mittlern ihre Häupter hoch in die Wolken erheben. Zwei Päße führen daran vorbei: der Laskyi- und der Chitsipaß. Beide Namen erinnern an Lapchi Kang. Denn die tibetanischen Namen werden oft ganz verschieden buchstabirt infolge des großen Unterschiedes zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Wortform. So wird in einem tibetanischen Buche geschrieben Bab chi, was bedeuten würde: Paß des Todes, während der Führer Waddells den Weg als: „Gletscher des entfernten Passes" bezeichnete, welche Benennung etwa Lab-pʻyi-sgangs geschrieben und Lapchi Kang gesprochen würde.

Die kühnen Felsen, die zwischen den beiden Päßen auf dem Kartengemälde eingezeichnet sind, haben eine so eigenartige Form, daß sie wohl eine barbarische Porträtirung des heiligen Gipfels vermuthen lassen.

Keines der Dörfer, die auf unserer Zeichnung stehen, findet sich auf irgend einem Vermessungsblatt der trigonometrischen Aufnahme.

Es ist noch der Zukunft vorbehalten, wann der eine oder andere Forscher so weit in das eifersüchtig gehütete Tibet eindringen wird, daß er uns sichere Kunde über den Mount Everest bringen kann. Bis jetzt wissen wir nicht, wie der höchste Berg der Erde von seinen nächsten Anwohnern genannt worden ist und über seine nächste Umgebung befinden wir uns noch in größter Unkenntniß.

„Rosegger gegen Kreiten." Unter dieser Spitzmarke theilt die „Deutsche Zeitung" (Berlin Nr. 346 vom 18. December 1898), die sich seit einiger Zeit das Wohl der katholischen Literatur in besonderer Weise zu Herzen nimmt, die in Form eines offenen Briefes gehaltene Antwort mit, die Rosegger in seinem „Heimgarten" auf den Artikel der „Stimmen" gegen die antikatholische Tendenz seiner Schriften gibt. Nach dem angeführten Blatt heißt es in diesem Brief:

„Sie beurtheilen mich von einem falschen Standpunkt aus. Nie wollte ich ein ‚katholischer Schriftsteller' sein. [Das zu beweisen war ja aber gerade der Zweck jenes Artikels!] Unter solchen versteht man doch wohl Cleriker, die ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreiben, wie z. B.

Euer Hochwürden. [Ueber diese neue Definition eines katholischen Schriftstellers wird mancher vielleicht staunen.] Oder wollten Sie mich verpflichten, meine mir von Ihnen zugestandene ‚wirklich volksthümliche Schreibart' lediglich der orthodoxen Scholastik zu weihen, für deren sittlichen Werth mir das Verständniß fehlt? [Eine solche Forderung aufzustellen, wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, selbst wenn man an Stelle von „Scholastik" richtig „Dogma" setzte. Kein Dichter kann von irgend einem Menschen verpflichtet werden, ein religiöser Schriftsteller zu werden; wohl aber darf und muß ein überzeugter Katholik bedauern, daß ein Mann wie Rosegger seine wirklich volksthümliche Schreibart und seine ihm ebenfalls gern zugestandene poetische Kraft gegen den orthodoxen Katholicismus wendet; und wenn die Bücher eines solchen Mannes im katholischen Volk verbreitet werden, so hat ein katholischer Kritiker wohl auch die Pflicht, auf die antikatholische Tendenz der Werke hinzuweisen und vor denselben zu warnen. Das und nur das geschah in jenem Artikel der „Stimmen", und daß es mit Recht geschah, geht auch aus dieser Antwort Roseggers wieder deutlich hervor.] Ich bin ein weltlicher Schriftsteller, der bestrebt ist, in volksthümlicher Weise sittliche und christliche Gesinnung zu verbreiten, aber auch Dinge, die nach meiner Meinung der allgemeinen Ausbreitung des christlichen Geistes in der modernen Welt hinderlich sind, zu bekämpfen. Wenn ich als Laie die Kirche und ihre Cleriker von allem, woran die Welt Aergernis nimmt, rein wissen will, so bedeutet das wohl eher Liebe als etwas anderes. Ich bin von Haus aus Katholik; wenn es einem solchen verboten ist, an kirchlichen Zuständen nach gewissenhaftem Dafürhalten Kritik zu üben, nun dann weiß ich nicht, was wir thun. Von meiner Natur kann ich nicht lassen und von meinem persönlichen Gottesglauben auch nicht. Ist gleichwohl in meiner Jugend manch schalkhaftes Wort gefallen: in dem Maße als mein Leserkreis wuchs, bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt geworden, alles, was ich veröffentlichte, vorher zu prüfen, und zwar einzig nur nach dem Maßstabe meines Gewissens. [Ferne sei es von uns, Rosegger zu zwingen oder zu bereden, gegen sein Gewissen zu sprechen und zu urtheilen; aber die öffentliche Kritik hat doch wohl das Recht und die Pflicht, an die aus dem subjectiven Gewissen des Dichters herausgeschriebenen Werke den Maßstab der objectiven christkatholischen Wahrheit zu legen, nicht um den Dichter zu verurtheilen, sondern um den Leser vor Gefahren und Irrthümern zu warnen.] Man kann es, besonders heute, wo wieder mehr Neigung zur Religion da ist, nicht tief genug beklagen, daß der Katholicismus sich so ablehnend verhält gegen denkende Menschen, gegen versöhnliche, duldsame Gemüther. Ueber Ihre Behauptung, daß der Tendenzschriftsteller, zu dem Sie mich ausschließlich stempeln, auch als Erzähler alle Gestalten in seinem Sinne sprechen und handeln lassen müsse, empfinde ich fast ein wenig Schadenfreude: diese Behauptung zeigt nämlich, daß Sie von der Dichtkunst gerade soviel verstehen wie, um Ihr eigenes Beispiel zu gebrauchen, ein Schneidergesell von der Theologie. [Es ist erfreulich, daß Rosegger hier einen humoristischen Ton anschlägt; um so leichter wird die Verständigung sich geben. Mag Rosegger den P. K. im Scherz auch noch so sehr für einen Schneidergesellen in

aestheticis halten, Schneidergesellen brauchen darum doch nicht auf den Kopf gefallen zu sein. Es wäre aber mehr als dumm, wollte P. K. z. B. verlangen, der Jesuit in „Das ewige Licht" müsse „im Sinne" des Autors handeln, d. h. die Anschauungen Roseggers vertreten. P. K. konnte also nur sagen und hat nur gesagt, daß in einem Tendenzroman die Figuren nicht objectiv reden und handeln, sondern so, wie es der Dichter für seinen Zweck braucht oder wie er sich die Sache in seiner Voreingenommenheit denkt. Oder glaubt etwa Rosegger auch heute noch, daß ebenerwähnter Jesuit objectiv, d. h. wie ein wirklicher Jesuit dargestellt ist?] ‚Widersprüche?' Wer, der in bewegter Zeit lebt, ist frei davon! Ein Mensch, der sich selbst seines Irrens bewußt sein müßte, sollte nicht immer bei andern darauf herumreiten. Große oder gar bewußte Widersprüche wird nur der finden in meinen Schriften, der sie, vergewaltigend, auf solche deutelt. [Unseres Wissens ist in jenem Aufsatz nicht von „Widersprüchen" die Rede, von einem „Herumreiten" auf solchen kann erst recht nicht die Rede sein; so dürfte sich dieser Theil der Antwort wohl an einen andern Adressaten wenden.] Man soll nicht allein gewissenhaft dichten, man soll auch gewissenhaft kritisiren. Dann wird man jede, auch die abfälligste Kritik achten müssen. Sie haben allerdings stellenweise einen anständigern Ton gewählt, als mancher Ihrer Streitgenossen aufzubringen weiß. Darum die Möglichkeit einer ergebenen Antwort. — Sie bedauern an mir den Mangel eines systematischen Schulstudiums. Ich auch. Mit einem solchen ausgerüstet, kann man ja leicht das Ja zum Nein machen und umgekehrt, ohne erst seine Ueberzeugung befragen zu müssen. [?] Ob mich aber ein großes Schulstudium und vieles Lesen gerade zu Ihren dogmatischen Anschauungen geführt hätte, bezweifle ich. Sie meinen ja selbst [wo?], daß die Schule so leicht vom Glauben abführt! — Glauben Sie mir, hochwürdiger Pater, daß ich ein nicht minder redlicher Gottsucher bin als Sie, und zweifeln Sie mit mir, ob ihn einer von uns wohl auch schon unverlierbar gefunden hat!" So weit Rosegger. „Diese Schlußwendung", meint die „Deutsche Zeitung", „ist in den Augen eines W. Kreiten S. J. natürlich erst recht bedenklich." Aber warum denn? Der Satz Roseggers ist, richtig verstanden, ganz biblisch und katholisch: kein Sterblicher darf sich rühmen, Gott unverlierbar durch die Gnade zu besitzen. Das hindert aber gar nicht, daß ein Katholik sich von Herzen freuen kann, im Anschluß an den Glauben der Kirche Gott, d. h. die wahre Gotteserkenntniß, gefunden zu haben.

Zum Schluß noch eine ergebene Anfrage: Enthielt die Nummer des „Heimgarten", in der sich der offene Brief an P. K. findet, auch so etwas, was einem Widerruf der von Rosegger gebrachten Jesuitenfabel ähnlich sieht? An der Unrichtigkeit des von Rosegger Erzählten kann ihm doch jetzt unmöglich noch ein Zweifel bleiben. U. A. w. g.!

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Der neuentdeckte Königsberger Friede.

Die „große Krankheit unserer Zeit“ ist nach Prof. Paulsen „der klaffende Widerspruch zwischen dem Glauben und der Wissenschaft“. Als Ursache davon wird angegeben, „daß aus der Religion ein pseudo-wissenschaftliches System gemacht ist und für dessen Formeln unbedingte Anerkennung gefordert wird“ [1].

Diese Auskunft läßt sich unseres Erachtens glatt umwenden, wie folgt: Gedachte große Zeitkrankheit „kommt offenbar daher, daß aus der Wissenschaft ein pseudo-religiöses System gemacht ist, und für dessen Formeln unbedingte Anerkennung gefordert wird“.

Die ungläubige Wissenschaft erscheint als pseudo-religiöses System: erstens, weil sie die Lücke, die im individuellen und socialen Leben durch Religionslosigkeit sich aufthut, mit Wissenschaft überreichlich ausfüllen zu können immer versichert hat; ferner, weil sie, bei Lichte besehen, doch nichts ist als eine Summe von Glaubensartikeln, ein Pseudo-Credo, das sich aus wunderbaren Disharmonien zusammensetzt. Deshalb wohl hat auch noch niemand es zu componiren versucht; müßte doch zuvor die Katzenmusik in der Tonkunst obenauf kommen.

Man erinnert sich noch an den Schrei der Entrüstung, der Du Bois-Reymonds Wagniß beantwortet hat, als er das Gespenst des „Ignoramus“ vorführte. Nur deshalb konnte das Bekenntniß, die Naturwissenschaft wisse nicht alles, so sehr übel genommen werden, weil man im Anspruch lebte und webte, alles zu wissen; insonderheit den Ursprung von Kraft und Stoff aus sich, den des Lebens aus nichts oder aus sich, den der Weltordnung aus Zufall und den der Sittengesetze aus meistentheils übler Angewöhnung u. s. w.

[1] Einleitung S. 344. Die Werke Paulsens werden wie folgt citirt: Einl. = Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898), Ethik = System der Ethik (4. Aufl., 1896), Kant = Imm. Kant, Sein Leben und seine Lehre (Fromm, Class. d. Philos. VII) 1898.

Wie hat man Brunetière gescholten, als er den einfachen Thatbestand bekannte, daß die freie Wissenschaft die Versprechungen nicht gehalten hat, mit denen sie unermüdlich zu prunken pflegte!

Der Vollblut-Liberale der siebziger Jahre mußte an das Dogma glauben, der Fortschritt der freien Wissenschaft stehe im Begriffe, das verschleierte Bild der Welterklärung zu enthüllen. Wer nicht daran glaubte, verfiel dem tausendstimmigen Bannfluch der Bildungsmenschheit. Wer aber daran glaubte, hatte das Nachsehen und hat es bis heute, wie jemand, der fällige Wechsel einer insolventen Firma sein eigen nennt.

Dennoch sind die beregten Ausführungen des geistvollen französischen Schriftstellers nicht vergeblich gewesen, noch so ganz vereinzelt geblieben. Wer aufmerksam den Zeitströmungen folgt, begegnet zuweilen, wo er es nicht gerade erwartet, der dämmernden Einsicht, daß kein Culturfortschritt je die Religion überflüssig machen oder ersetzen kann. Auf einigen Hochgipfeln „freier" Wissenschaft scheint etwas spürbar zu sein wie Sehnsuchtswehen nach der allumfassenden Weite und der geschlossenen Einheit einer religiösen Weltanschauung, nach ihrem friedreichen Glück und dem unerschöpflichen Reichthum an Liebe, den sie gewährt, und der jedes Menschenleben, auch das „belastete" und verfehlte, noch in fruchtbare Segensaussaat zu wandeln vermag.

Im Interesse der historischen Wahrheit muß aber doch festgehalten werden, daß dieses Palinodien, Rückläufigkeiten des Zeitgeistes sind, die wir durchaus nicht für optische Täuschungen, sondern für sehr beachtenswerthe Thatsachen ansehen. Sie beleuchten unter anderem auch „das harte Wort von der Inferiorität des Katholicismus", wie Th. Ziegler — bald hätten wir gesagt mit vergnügtem Händereiben — schreibt[1]. Die vielberufene Rückständigkeit der katholischen Weltanschauung kann neben jenen Rückläufigkeiten doch wenigstens den Vorzug beanspruchen, großartige Ersparniß überflüssiger Umwege zu sein.

Auch bei Paulsen klingt diese Palinodie zuweilen an, hie und da sogar recht kräftig durch. Freilich vom Bankrott der ungläubigen Wissenschaft zu reden, das möchte wohl als unvergebbare Sünde wider den Geist der freien Forschung angesehen werden; aber an flüchtigen, vorsichtigen Winken fehlt es nicht: Seht euch vor, die Actien der allmächtigen Wissenschaft fallen, die der verachteten Religion scheinen zu steigen.

[1] Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 437

„Die Ueberſchätzung ... der wiſſenſchaftlichen Forſchung und ihrer iſtungen dürfte ihren Höhepunkt überſchritten haben.“ [1] „Ein Verlangen ch einem neuen, reichern, freiern, geiſtigern Lebensinhalt ſcheint ſich, ch manchen Symptomen zu urtheilen, in den Völkern des Abendlandes eder zu regen: die Sehnſucht nach leitenden Ideen, nach Religion.“ [2]

Daß das Subject dieſer Sehnſucht äußerſt unbeſtimmt iſt (Völker s Abendlandes), verſchlägt nicht viel; weit ſchlimmer erſcheint der Abng aller Objecte. Denn die allgemeinſten, religiöſen Wahrheiten ſind ch Paulſen wie ſchwindender Schnee.

Der Glaube an ein künftiges Leben „wird in unſerer Zeit in immer itern Kreiſen wankend, und ſchwerlich wird hierin die Zukunft eine kehr bringen“ [3].

Uebereinſtimmend ſchreibt Paulſen in zweien ſeiner Werke, der Glaube Gott oder Götter, wozwiſchen „kein weſentlicher Unterſchied“ [4] beſtehe, im „Ausſterben“ [5] oder „Abſterben“ [6] „begriffen“ und werde „nicht eder lebendig werden“ [7], „es ſei denn, daß Wiſſenſchaft und Philoſophie Abendland wieder erlöſchen“ [8]. Danach erſchlöſſen ſich der „Sehnſucht ch Religion“ üble Ausſichten. Solange das Licht der Philoſophie leuchtet, ißte ſie ſuchen, was nicht da iſt; wenn es aber verlöſchen ſollte, bleibt ihr chts übrig, als im Finſtern umherzutappen, was ſelten zu einem erfreuhen, objectiven Ergebniß führt und meiſtens nur ſubjective Beulen verurſacht.

Obgleich Paulſen aber die Ueberzeugungen vom jenſeitigen Leben der eele und von der Exiſtenz eines perſönlichen, außerweltlichen Gottes für nen bleibend überwundenen Standpunkt hält, hat er dennoch wiederholt ıd in kraftvollen Worten den Gedanken ausgeſprochen, daß die Religion eiben müſſe und bleiben werde, der Glaube unausrottbar und unerſetzlich [9]. Insbeſondere erachtet er es für ein großes Verdienſt Kants, ja r den „Angelpunkt“ [10] von deſſen Philoſophie, daß er die Verſöhnung n Wiſſen und Glauben zu ſtande gebracht habe. Das hören wir am ıfang [11] und am Ende [12] ſeiner „Einleitung“; zwiſchendurch iſt ein ganzer ſchnitt dem Kantſchen Frieden gewidmet [13]. Ebenſo leſen wir am Be-

[1] Einl. S. 344. [2] A. a. O. [3] Ethik I, 407.
[4] Einl. S. 8; Ethik I, 393. [5] Einl. S. 7. [6] Ethik I, 393.
[7] Einl. und Ethik a. a. O. [8] Einl. a. a. O.
[9] Vgl. Ethik I, 393 f.; Einl. S. 7 f. 337 ff. u. a.
[10] Einl. S. 11 und 331. [11] Vorwort S. v. [12] S. 431.
[13] S. 323—346.

ginn und am Schluß des Werkes über Kant: „Die kritische Philosophie“ hat „das alte Problem des Verhältnisses von Wissen und Glauben“[1], „das centrale Problem der modernen Philosophie“[2] „aufgelöst“[3]. Und jedesmal kargt der Verfasser weder mit nachdrücklichen Worten noch mit eingehenden Darlegungen.

Dieser Thatbestand hat nun auf den ersten Blick etwas sehr Merkwürdiges. Kant versöhnte vor 100 Jahren Wissen und Glauben; Kant, der große philosophische Arzt, ist Specialist in der „Zeitkrankheit“ des „klaffenden Widerspruches“ zwischen Wissen und Glauben. Seine kritische Klinik war die mächtigste Schule des 19. Jahrhunderts. Eine Zeitlang ist er für unmodern gehalten worden, „gegenwärtig“ übt er aber wieder „den breitesten Einfluß aus“[4]. Trotz alledem hat sich „die große Zeitkrankheit“ des klaffenden Widerspruchs gesteigert oder jedenfalls um nichts gemindert. Dieses läßt sich nur daraus erklären, daß der beregte Angelpunkt der Kantschen Philosophie bisher kaum ernsthaft beachtet worden ist, weshalb es sich denn auch leicht begreift, daß Paulsen so nachdrücklich darauf zurückkommen zu müssen glaubt und wir berechtigt zu sein meinen, von neuentdecktem Königsberger Friedenstractat zu sprechen.

Auch in die Polemik wider Willmann haben diese Fragen mit hereingespielt. Willmann hat das Verhältniß von Wissen und Glauben u. a. auch mit Worten dargelegt, die der ersten Encyklika Pius' IX. entnommen sind[5] und als „monumentale Worte“ bezeichnet werden[6]. Nach Paulsen[7] aber „sprechen“ sie „in der Form eines Semirationalismus doch nur die völlige Gefangenschaft der Vernunft unter der den Glauben definirenden Autorität aus“. Zudem ist das nicht bloß völlige Gefangenschaft schlechthin, sondern ebensolche verschärft durch völlige „Bindung“ des Denkens. Theobald Ziegler konnte es natürlich nicht genügen, daß der Verstand katholischer Forscher gebunden im Gefängniß liege. Offensichtlich inspirirt er sich an Paulsens Polemik, der er ja auch Anerkennung spendet, fügt aber aus eigenem als unvermeidliche Begleiterscheinung katholischer Ueberzeugungen noch einen dreifachen Seelenschmerz hinzu: schlechtes Gewissen, verbittertes Mißtrauen und unglückselige Gefühle überhaupt[8].

---

[1] Kant S. 6. [2] Ebd. S. 381. [3] Ebd. S. 6 und 381.
[4] Einl. S. 12. [5] Qui pluribus vom 9. November 1846.
[6] Geschichte des Idealismus III, 876.
[7] Deutsche Rundschau Bd. 96, S. 203.
[8] Die geistigen und socialen Strömungen S. 436.

Es möchte sich also der Versuch empfehlen, in Kürze zu sagen, wie r Kantsche Friede beschaffen ist, den Paulsen mehr oder weniger entdeckt t. Im Hintergrund steht freilich die Frage, was das für eine Religion n mag, die bleiben muß, obgleich der Glaube ans Jenseits unabänderlich geht, und die bleiben wird, obgleich die Ueberzeugung vom Dasein ttes unaufhaltsam ausstirbt. Allein in eine so weitausschauende Polemik llen wir nicht eintreten, statt dessen vielmehr in einem weitern Artikel Wort pro domo zu sagen versuchen zu Gunsten des Glaubenskerkers, dem unser Verstand schmachtet. Dafür wollen wir die unglückseligen fühle auf sich beruhen lassen. Sie erledigen sich etwa mit den Worten Evangeliums: „Selig diejenigen, die nicht sehen und doch glauben."

Zwar habe die Reformation mit der Versöhnung von Glauben und issen den Anfang gemacht, sei aber bald wieder auf scholastische Irrge gerathen: Kant jedoch „vernichtete die Scholastik definitiv; indem er Glauben aus der Wissenschaft und die Wissenschaft aus der Religion wies, gab er beiden Freiheit und Selbständigkeit"[1]. Der also geilderte Vorgang hat etwas Befremdendes. „Aus" einem Gebiet oder mach „verweisen", ist nahezu hinauswerfen. Eine Versöhnungsaction, mit solchen Maßregeln anhebt, läßt sich in der That wunderlich an.

Die moderne Philosophie spricht, wie früher[2] ausgeführt wurde, dem nschlichen Willen ab, was ihm gebührt: die Freiheit, und sie spricht dem rstande zu, was ihm fehlt: wiederum die Freiheit. Da in den Verstand as aufgenommen wird, wofür kein Platz vorgesehen ist, muß etwas weichen, s doch im Verstand ein ewiges Heimatsrecht hat: die religiösen Ueberugungen. Sie werden nach dem Königsberger Frieden einfach heimatlos. as Gemüth will Religion willkommen heißen, kann aber Ueberzeugungen cht herstellen noch aufnehmen. Der Verstand sieht Ueberzeugungen als zu m gehörig an, religiösen Ueberzeugungen ist aber dort der Eintritt verboten. o oft Paulsen von der Kantschen Vermittlung, Versöhnung, Friedensstifmg zwischen Wissen und Glauben redet, er aber sagen will, wie die Sache erläuft, kommt doch immer wieder das gegenseitige „Hinausweisen" zum Vorschein oder „reinliche Grenzscheidung"[3] oder „Loslösung" des Wissens om Glauben[4]; einmal sogar das „Abbrechen aller Brücken" zwischen beiden[5].

[1] Kant S. 7. [2] In dieser Zeitschrift Bd. LVI, Heft 2, S. 125 ff.
[3] Kant S. 384. „Reinliche Auseinandersetzung" Einl. S. 10.
[4] Einl. S. v und 310.
[5] Ebd. S. 115 unten, „Fechner baute sie wieder auf"....

Gegensätze können auf zweierlei Weise beglichen werden: einmal indem man den Gegensatz läugnet und Einklang herzustellen versucht, oder dadurch, daß man jede Beziehung in Abrede stellt, also auch die des Gegensatzes — wie wenn jemand einen Gegensatz zwischen der Verbreitung dichterischer Begabung und hohen Getreidepreisen behauptete und entgegnet würde, weder Gegensatz noch Zusammenhang sei vorhanden, weil gar keine Beziehung bestehe.

Religion und Wissenschaft sind nach Paulsen nämlich heterogen in ihrem Ursprung und incommensurabel in ihrem Inhalt. Ist die Wissenschaft dem Willen, was Hegels Werke dem Analphabeten sind, so verhält sich der Verstand zur Religion im besten Fall wie eine Marmorbüste zur Musik, vielleicht wie ein Foxterrier zur Musik. Zwischen streitenden Kindern vermeidet man Zusammenstöße am sichersten, wenn man sie „definitiv" auseinander bringt. So wird der „klaffende Widerspruch" zwischen Wissen und Glauben durch die nachstehenden Erwägungen ein für allemal beseitigt. Der Ursprung der Religion liegt im Willen, in Wünschen und Gefühlen[1]. Ihr Wesen ist „nicht ein Wissen", sondern ein „Habitus des Gemüths"[2]. Glauben ist ganz und gar Willensmonopol, der Glaube lediglich auf Werthe und Schätzungen[3], auf Gut und Schlecht, nicht auf Wahr und Falsch gerichtet. Er „beruht nicht auf Gründen", sondern auf der „Nothwendigkeit", daß das Leben „erträglich" werde[4]. Der Ursprung der Wissenschaft aber ist selbstredend im Verstand; die Wissenschaften, die Philosophie sind Verstandesmonopol; der Verstand selbst auf Erkenntniß der Wirklichkeit, wenigstens der „phänomenalen", gerichtet, auf Wahr und Falsch, nicht auf Gut und Schlecht eingestellt[5]. Deshalb bewohnen Erkenntnisse, insbesondere wissenschaftliche, und Gefühle, zumal religiöse, verschiedene Welten. Gedanken und Wünsche sprechen nicht bloß verschiedene Sprachen; es müßte vielmehr gesagt werden, bloß die Gedanken sprächen, und Wünsche hätten nur Lieder ohne Worte zur Verfügung — wobei denn freilich Lieder mit Worten, gedankenreiche Wünsche, wider solchen Dualismus eine nicht unerhebliche Schwierigkeit bilden. Und wiederum: der Verstand ist nur ein „Registrirapparat des Wirklichen"[6], des Wahren und Falschen, das Gemüth ein automatischer Signalapparat für das Gute, dürfte im Sinne des Verfassers ergänzt werden. Umgekehrt sind Werthe für den Verstand, Wahr-

[1] Einl. S. 311. 339 ff.; Ethik I, 399. [2] Einl. S. 252.
[3] Ebd. S. 253. 273. [4] Ebd. S. 255 u. a.
[5] Ebd. S. 8 und 336 u. a. [6] Ebd. S. 8 f.

heiten für den Willen spanische Dörfer. Der Verstand photographirt recht und schlecht das Wirkliche, im Grunde ohne zu wissen, was er thut, da Paulsen wider v. Gižycki bemerkt: „Was ist nun die Wirklichkeit an sich? Ich weiß es nicht.“ [1] Daneben ist der Wille eine Spieldose voll uralter, wundersüßer, theilweise andachterregender Melodien. Man sieht leicht ein, daß diese Betriebe einander nicht im Wege stehen. Der Friede einer Ehe wird dadurch nicht gefährdet, daß der Mann den Wissenschaften obliegt, die Frau sich häuslicher Arbeiten befleißt. Wie jedoch, wenn er als Philosoph und Anhänger Nietzsches einen Commentar zum „Fall Wagner“ abzufassen für seine Lebensaufgabe ansähe, die Frau aber ruheloſe, „wahnfriedig“-wagnerfreundliche Klaviervirtuosin wäre? — Gewiß, die reine Mathematik bedarf keiner Affecte, um zur Geltung zu kommen, und großer Enthusiasmus frägt nicht viel nach syllogistischen Formen. Nie war jemand versucht, dem Baum des Porphyrios ewige Liebe zu schwören, noch hat je jemand daran gedacht, Brahms' deutsches Requiem zu widerlegen. Und so kann zwar, wie Paulsen öfters sagt, die Religion, in ihrem Ursprung Willensbedürfniß, in ihrem Inhalt Gemüthszustand, nicht bewiesen, kann aber auch nicht widerlegt, sie kann weder „andemonstrirt“ noch „wegdisputirt“ werden [2].

„Eine geglaubte Philosophie ist ebenso ein innerer Widerspruch wie eine erdachte Religion“ [3], lautet einer von Paulsens sorgsam abgetönten Sätzen. Wollten wir mit Worten fechten, so würden wir sagen, daß Paulsen der erste ist, eine unglaubliche Philosophie, z. B. die Ludwig Büchners, auch nicht gar schön zu finden [4], und daß mit einer undenkbaren Religion auch niemanden gedient ist. „Eine geglaubte Philosophie ist ein innerer Widerspruch,“ dagegen hätte die philosophia perennis nichts einzuwenden. Aber schreibt nicht Paulsen selbst an anderer Stelle: „Glaube ist ein Element, ja das eigentliche Formprincip jeder Philosophie“? [5] Paulsen hält die Gewißheit von der Möglichkeit des Erkennens für eine „Glaubensgewißheit“ und sagt deshalb: „So kommt der alte Satz: Fides praecedit intellectum wieder zu Ehren. Der Mensch lebt zuletzt überall vom Glauben, nicht vom Wissen.“ „Selbst die

[1] Ethik I, 414.

[2] Einl. S. 238; Kant S. 384; vgl. Lange, Geschichte des Materialismus II (3. Aufl.), 495.

[3] Einl. S. 5. [4] Ebd. S. 69 Anm. 85 Anm.

[5] Ebd. S. 330.

Wiſſenſchaftsfanatiker" thun desgleichen[1]. Hier wäre nun zu conſtatiren, daß wir weniger glauben als Prof. Paulſen, daß alſo der Satz, „ein geglaubte Philoſophie" ſei ein Unding, für uns einen reinern Klang und vollere Bedeutung hat als ſelbſt für ſeinen Urheber. Denn die Möglichkeit der Wahrheitserkenntniß erſcheint bei uns als „Wiſſen" inventariſirt und zwar bei jenen wenigen Stücken eigener Art, die zwar nicht bewieſen werden können, weil jeder Beweisverſuch ſie vorausſetzt, die aber auch nicht geläugnet werden können, weil jedweder Läugnungsverſuch ſie zugibt. Das aber iſt nicht „unmittelbares Glauben", ſondern „unmittelbares Wiſſen"; oder ſollte die Evidenz, z. B. daß zweimal zwei vier iſt, unmittelbares Glauben erzeugen? Was nun den zweiten Theil betrifft, eine erdachte Religion ſei ein innerer Widerſpruch, ſo iſt es mehr als bloßes Wortgefecht, wenn wir auf eine undenkbare Religion anſpielten. „Erdachte Religion" ſcheint uns ein allzu abgeſchwächter Ausdruck für die Meinung des Verfaſſers. Wenn nicht bloß der Urſprung, ſondern auch der Inhalt der Religion jenſeits des Verſtandes liegt, ſo müßte es heißen, eine gedachte oder gar eine denkbare Religion ſei ein Unding. Dann erübrigt nur eine undenkbare, oder, wenn man auf ſcholaſtiſchen Subtilitäten beſtehen will, eine nicht denkbare. Mag der Wille Religion nach Belieben erzeugen, „der Verſtand ſteht daneben und vermag es nicht zu faſſen"[2].

Aus dem Geſagten ergibt ſich klärlich, wie ſchroffe Gegenſätze zwiſchen der chriſtlichen Weltanſchauung und der „moniſtiſch-voluntariſtiſchen" beſtehen.

Einerſeits iſt uns nicht Glauben, ſondern Wiſſen die Grundlage und der Ausgangspunkt der Wiſſenſchaften überhaupt und zumal der Philoſophie, evidentes Wiſſen der Wahrheiten, die nicht bewieſen werden können und nicht bewieſen zu werden brauchen. Andererſeits können wir das Glauben unmöglich für einen blinden Willensact, überhaupt an ſich für keinerlei Willensact, ſondern nur für eine Verſtandeszuſtimmung halten. Wird der Glaube als Gemüthshabitus beſtimmt, ſo können wir nicht daran denken, die Definition der Religion anzunehmen, die ſie als „Glauben an ein Tranſcendentes erklären" will[3] oder die Religion eines Volkes als „Spiegelung ſeines eigenen Willens in einer tranſcendenten Welt" bezeichnet[4].

Wenn Paulſen ausführt, daß der religiöſe Glaube nicht aufhören wird, ſolange es Menſchen gibt[5], wenn er die Ehrfurcht vor dem Un-

[1] Kant S. 385 f. und Einl. S. 323. [2] Einl. S. 256.
[3] Ethik I, 385. [4] Ebd. S. 386.
[5] Ebd. S. 399 ff.; vgl. Einl. S. 8 ff. 337 ff.

ndlichen, als dem Ziel alles Lebens und Seins, nachdrücklich hervorhebt [1], enn er klar auszusprechen kein Bedenken trägt, daß „das wissenschaftliche pecialistenthum vor allem die Entwicklung des Gefühls begünstigt, das eligiösem Leben am wenigsten günstig ist, des Hochmuths“ [2], so muß es alles unser Bedauern darüber steigern, daß uns thatsächlich unüberbrückbare Gegensätze trennen, da er den Pantheismus für den wahren Monotheismus ausgibt [3], die Ueberzeugung vom Dasein des persönlichen ottes und Schöpfers der Welt für nicht wesentlich vom Polytheismus erschieden ansieht [4], diese Ueberzeugung wie die von der Unsterblichkeit der eele für rettungslos verlorene Positionen hält [5] u. s. w.

Wie sollten wir uns nicht bei Stellen, wie die folgenden es sind, er Uebereinstimmung freuen: „Das Christenthum ... das so viele Staatsmwälzungen und Culturwandlungen, so viele Reiche und Völker überlebt at, wird auch die Stürme überleben, denen die europäischen Völker jetzt ntgegenzugehen scheinen“ [6]; und anderwärts: „Selbst diejenigen, die in ntschiedenem Gegensatz zum Christenthum sich fühlen, können seinem Einuß sich nicht entziehen; es fährt fort, ihr Denken, ihr Wollen und ihr ühlen zu bestimmen.“ [7] Außerordentlich treffend dünkt uns die Antwort uf eine oft gehörte Frage am Schluß des ersten Buches der Einleitung: Was können wir denn thun, um dem Volk die Religion zu erhalten?“ — Ich weiß es wahrlich nicht, es sei denn dies, daß ihr bei der Frage der rhaltung der Religion an euch selbst zuerst denkt.“ [8]

Aber alle diese Uebereinstimmungen verschwinden leider auch hier in er Weite und Tiefe des Gegensatzes, wenn in Beziehung auf den Inhalt er Evangelien „das Fürwahrhalten von diesen Dingen“ in schroffen Worten als unmöglich, einem nachdenkenden und freigesinnten Mann unöglich [9] und unerträglich [10] abgelehnt wird.

Es wäre wohl überflüssige Mühe und ein aussichtsloses Beginnen, zum) und so vielenmale die Polemik auf der ganzen Linie führen zu wollen. Wir begnügen uns mit drei aus der Sache selbst genommenen Bemerkungen i dem Kantschen Friedenswerk, das Paulsen ans Licht brachte.

Die Auffassung des Glaubens als eines reinen Willensactes vermag aulsen, ich möchte sagen auch sprachlich nicht völlig und nur deshalb so

---

[1] Einl. S. 249; vgl. ebd. S. 14; Ethik I, 398. [2] Ethik I, 401.
[3] Einl. S. 275. 300 u. a. [4] Ebd. S. 7; Ethik I, 393.
[5] Ebd.; Ethik I, 407. [6] Einl. S. 15. [7] Ethik I, 142.
[8] Einl. S. 346. [9] Ebd. S. 258 u. a. [10] Ebd.; vgl. Ethik I, 405.

weit durchzuführen, weil er durchgängig nur eine von den drei Bedeutungen des Wortes Glauben berücksichtigt, jene nämlich, welche durch das Prädpositionalobject gekennzeichnet ist: „an etwas glauben". Von diesem spricht er, so viel wir sehen, ausschließlich. Die andere Bedeutung für unsicheres Urtheilen, Vermuthen, wird einmal erwähnt, um abgelehnt zu werden; mit Recht schreibt Paulsen: „Glaube bedeutet in der Religion nicht ein Meinen, ein minder gewisses Fürwahrhalten." [1] Die Hauptbedeutung aber, das eigentliche Glauben, die Zustimmung des Verstandes zu glaubhaft Bezeugtem, fehlt so vollständig, als ob sie nicht existirte. Unseres Erachtens ist es nun sowohl ein Erkenntnißact, wenn man sagt: Ich glaube, daß es morgen regnen wird, wie wenn man versichert: Ich glaube, was der Zeuge aussagt, wie wenn endlich ein Redner betheuert, er glaube an den Fortschritt der Menschheit. Diese Verstandeszustimmungen und Erkenntnißweisen, zumal die zwei letztgenannten, stehen aber in viel innigerer, ganz anderer Beziehung zum Willen, als die Wahrnehmungen der Sinne oder die Einsichten des Verstandes, wofür wir im weitern einen Grund anzugeben versuchen werden. „An etwas glauben" hat wiederum vor anderem Glauben eine ganz besondere Beziehung zum Willen, insofern es auch die Zuversicht, das Vertrauen, die Hingabe hervorhebt [2]. Deshalb empfahl sich dieses Glauben, wo es galt, eine ausschließlich voluntaristische Glaubenstheorie zu begründen. Die Beispiele, an denen Paulsen seine Theorie erörtert, sind etwa diese: „Die Mutter glaubt an ihr Kind", der Mann „an sein Volk", „an den Sieg der Wahrheit", „seiner Sache" u. ä. m. Das alles „beruht nicht im Verstand, sondern im Wesen und Willen" [3], „das hat immer etwas von der Form einer Religion" [4]. Mag sein, insofern die Hingabe an etwas darin ausgedrückt wird; aber ohne jede Wahrnehmung, mit Ausschluß aller Wahrnehmung unterscheidet weder eine Mutter ihr eigenes Kind von einem fremden Kinde noch ein Mann seine Volksgenossen von Holzklötzen. Aber gerade darum handelt es sich. Jede

[1] Einl. S. 253.

[2] „An etwas glauben" verwendet der Sprachgebrauch übrigens auch in Fällen, wo das Glauben objectiv auf die Existenz eines Wesens, einer Sache eingeschränkt wird und von keinerlei Zuversicht die Rede sein kann, z. B. „an Gespenster" oder gar „an den Teufel" glauben. Für eine rein voluntaristische Theorie sind diese Redewendungen natürlich erst recht nicht verwendbar.

[3] Vgl. Einl. S. 253. 271 f. 331; Kant S. 385. Die zuletzt citirte Stelle Einl. S. 254.

[4] Einl. S. 9.

Wahrnehmung, jedes Fürwahrhalten soll ausgeschlossen werden. Es sei das Verderben der Religion, wenn auf dem „Fürwahrhalten" bestanden werde [1], die große That Kants, das Fürwahrhalten abgeschafft zu haben [2]. Und was tritt an die Stelle? Die „Gewißheit des Herzens" [3]. Deshalb sagten wir, auch sprachlich könne Paulsen seine voluntaristische Glaubenstheorie nicht durchführen. Denn was ist denn Gewißheit, wenn nicht zweifellose Verstandeszustimmung, eine Zustimmung, die objectiv auf Wahrheit sich bezieht und den Verstand zum Träger hat. Auch der Wille bejaht und verneint; seine Zustimmung ist Freude, Hoffnung, Liebe, seine Ablehnung Trauer oder Abneigung. Gewißheit aber bezieht sich nur auf die Wahrheit, ist nur im Verstande. Mag man also das Fürwahrhalten zur Thür hinausweisen, es kommt als Gewißheit verkleidet wieder beim Fenster herein. Gewißheit des Herzens ist Gewißheit des Verstandes, die Freude des Herzens bewirkt.

Die völlige Trennung von Wissen und Glauben führt zweitens dazu, daß entweder die Möglichkeit einer einheitlichen Weltanschauung oder die Theorie selbst in die Brüche geht. Paulsen betont energisch die Nothwendigkeit einer Weltanschauung, und zwar als Nothwendigkeit für alle Menschen aller Bildungsstufen. In polemischem Zusammenhang hat er feine und scharfe Sarkasmen für diejenigen, die sich ohne eine solche zu behelfen suchen [4]; in thetischen Ausführungen bezeichnet er die „Antwort auf die Frage nach dem Woher und Wohin der Dinge" als eine „allgemein menschliche Function" [5]. „Jeder normal entwickelte Mensch, auch der einfache Mann aus dem Volke, auch der Indianer und Neuseeländer, hat eine Philosophie . . . weiß eine Antwort auf die Frage nach Ursprung und Bestimmung der Welt und des Menschenlebens." [6] Wenn man nur einmal Klarheit darüber erlangen könnte, wer nach Paulsen diese Quintessenz der Philosophie, die Weltanschauung, hervorbringt: der Verstand allein, der Wille allein oder beide zusammen? Zunächst einmal der Verstand; denn die Weltanschauung ist die Ansicht über den Ursprung und die Bestimmung der Welt, diese Ansicht ist nach Paulsen Philosophie, und Philosophie ist wiederum nach Paulsen durchaus Verstandessache. Sodann der Wille; denn Weltanschauung ist nach Paulsen Religion, und die erzeugt wiederum nach Paulsen allein der Wille.

[1] Einl. S. 258; vgl. S. 257. 166.
[2] Kant S. 7; Einl. S. 253. 258. [3] Einl. S. 257 u. a.
[4] Ebd. S. 248 u. a. [5] Ebd. S. 3. [6] A. a. O.

Sind nun die vom Verstand erzeugte Weltanschauung, welche wir wissen, und die angeblich vom Willen erzeugte Weltanschauung, welche wir glauben, eine und die nämliche Weltanschauung, so geht die Trennungstheorie in die Brüche; sind sie aber disparate Gebilde, so hört die Möglichkeit einer im einzelnen Menschengeist einheitlichen Weltanschauung auf.

Daher mag es auch kommen, daß Paulsen über diesen Punkt sich schwankend auszudrücken scheint.

„Die Welt ist ein Mysterium, dessen geheimen Sinn den Herzen zu offenbaren die Philosophie der Vertreterin der Mysterien, der Religion, überläßt.“ [1] In Uebereinstimmung hiermit heißt es anderwärts, „den Sinn, der in den Dingen ist, aufzuzeigen“, sei „immer eine Sache nicht des Wissens, sondern des Wollens und Glaubens“ [2]. Schwerer lassen sich damit folgende Sätze vereinbaren: „Die Philosophie ist der Versuch, ein Ganzes von Gedanken über ... Sinn und Bedeutung aller Dinge zu gewinnen.“ [3] „Die Wirklichkeit ist dem Menschen als ein großes Räthsel aufgegeben ..., der Versuch, die Lösung des Räthsels auszusprechen, den Schlüssel zu dem *mysterium magnum* des Daseins zu finden, das ist die Philosophie.“ [4] Paulsen spricht wiederholt von „philosophischer Weltansicht“ [5], als einem Werk des Verstandes, sagt zugleich noch eindringlicher, „der Wille baue die Weltanschauung“ [6]. Ein besonders beliebter, unseres Erachtens schwer verständlicher Ausdruck ist „Spiegelung“. „Die Weltanschauung ist, sofern sie Werthurtheile einschließt, eine Spiegelung des eigenen Willens“ [7]; „die Religion eines Volkes ist die Spiegelung seines eigenen Willens in einer transcendenten Welt“ [8]; im Leben der Völker erscheint „die geschichtliche Götterwelt“ als „die transcendente Spiegelung des eigenen geschichtlichen Lebens“ [9]; oder die „Einheit aller kosmischen Bewegungen durch Wechselwirkung“ ist „eine Spiegelung der innern Zusammenstimmung des einheitlichen Innenlebens eines geistigen All-Einen“ [10]. Von der letzten Spiegelung als der dunkelsten abgesehen, dürfte aus dem übrigen hervorgehen, daß Weltanschauung, Religion, Glauben Willenssache ist. Der Pantheismus ist aber doch wohl eine Weltanschauung und dennoch dem Verfasser zufolge das letzte Wort der Wissenschaft, die höchste Einsicht des Verstandes. Freilich heißt es gelegentlich, der

[1] Einl. S. 11. [2] Ebd. S. 323. [3] Ebd. S. 2 f.
[4] Ebd. S. 19. [5] Ebd. S. XI. 244. [6] Ebd. S. 330; Kant S. 384
[7] Ethik I, 391 f. [8] Ebd. I, 386. [9] Einl. S. 278.
[10] Ebd. S. 225; vgl. S. 235.

Pantheismus sei keine Religion, sondern eine kosmologische Hypothese[1], und die Religion sei an kosmologischen Hypothesen nicht interessirt[2]; andererseits soll aber doch, zwar nicht ein Beweis für die Wahrheit, aber eine „entgegenkommende Vorstellung" in der Uebereinstimmung zwischen pantheistischer Weltansicht als gewußter Philosophie und pantheistischer Weltanschauung als geglaubter Religion bestehen[3].

Die völlige principielle Trennung von Wissen und Glauben trägt drittens in den innern Menschen einen Dualismus von so schneidender Gegensätzlichkeit, daß aller übrige Monismus, dessen sich Paulsen häufig berühmt, auch für die, welche auf seinem Standpunkt stehen, als dürftiger Trost erscheinen muß. Kants Friede ist eine Scheidung von Kopf und Herz wegen Unverträglichkeit des Charakters nebst dem erschwerenden Umstand, daß diese Scheidung nur grundsätzlich ausgesprochen, aber praktisch nicht durchgeführt werden kann. Denn die also Geschiedenen müssen zeitlebens dieselbe Wohnung bewohnen, gemeinsam zu allen wichtigen Fragen des Lebens Stellung nehmen, auseinanderstrebend zusammenwirken. Immer wieder bezweifelt der Kopf oder er verneint, was das Herz bejaht und verlangt. Selbst wenn der Verstand in überlegener Schonung schwiege, empfände das Gemüth dieses gewiß nicht als Förderung seines Glückes. Widerwillig möchte das Herz ein für allemal dem Kopf den Rücken kehren, wenn es nur könnte!

Hat der Wille etwa ein eigenes Erkenntnißvermögen? Das wäre ja noch schlimmer als bloßer Dualismus[4]. Hat er es aber nicht, wie kommt er überhaupt an seine Objecte? Der geistige Wille hat ja keine Arme, um nach den Objecten zu langen, erreicht sie überhaupt nicht anders als dadurch, daß der Verstand sie ihm vorstellt. Wenn der Wille nun Religion zu produciren geneigt ist, muß der Verstand bei einer Sache mitwirken, die er mißbilligt. Thut er es schweigend, so wird er unehrlich; protestirt er aber, so ist der Friede dahin, und es gibt Scenen.

Ist ein solcher Dualismus von Verstand und Wille wirklich das richtige Mittel, um einen „klaffenden Widerspruch" zum Einklang zu stimmen? Was bedeutet aller Monismus in Bezug auf Sonne, Mond und Sterne, Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen, ein Monismus, der

[1] Einl. S. 260. [2] Ebd. S. 164 f. [3] Ebd. S. 260.

[4] In der Ethik ist einmal die Weltanschauung, die der Wille erzeugt, ein System von Urtheilen, die der Mensch als „wollendes, fühlendes Wesen" fällt. [illegible], 148.

„in einem Planeten eine Ganglienzelle des Welthirns zu erblicken“ [1] geneigt wäre, wenn das Geistesleben des Einzelnen so zwiespaltig auseinanderklafft?

Daß der Mann aus einem Guſſe ſei, das dünkt uns ein ſchätzbarer Monismus. Das Einzige aber, was ſolchen Monismus zu bewirken vermag, iſt eine einheitliche Weltanſchauung. Deren logiſche Einheit beſteht darin, daß alles in vernünftigem Zuſammenhang ſtehe, ſchön ſtimme: das Wiſſen und das Glauben; deren pſychologiſche Einheit aber darin, daß eben dasſelbe, was der Verſtand als Wahrheit umfaßt, dem Willen die Wege der Pflicht weiſe und die Fülle des Glückes biete.

A. v. Roſtitz-Rieneck S. J.

Zur kirchlichen Geſetzgebung über verbotene Bücher.

Das Buch, welches bislang den Titel führte: „Index der verbotenen Bücher“, könnte man auch nennen: Allgemeine und beſondere Decrete über verbotene Bücher. Es beſteht nämlich und wird jedenfalls auch nach der geplanten Neuausgabe beſtehen aus zwei Theilen von ganz verſchiedener Bedeutung und Wichtigkeit. Der erſte Theil enthält in kurzen, knappen Geſetzesparagraphen die ganze kirchliche Geſetzgebung über das Bücherweſen. Unſtreitig iſt er ſeinem Werthe, wenn auch nicht ſeinem Umfange nach der wichtigere, ja einfachhin der weſentliche Theil des Buches. Mit Fug und Recht könnte er für ſich allein beſtehen ohne den Anhang des zweiten Theiles. Nicht aber umgekehrt: der zweite Theil ohne die Grundlage des erſten würde vielfach unerklärlich ſein und jedenfalls nicht einen Geſetzescodex darſtellen. Er bietet eben nichts mehr und nichts weniger als die Titel der durch Sonderdecrete namentlich verbotenen Bücher. Wenn daher auch dieſer zweite Theil der umfangreichſte und der meiſt umſtrittene iſt, ſo daß er dem ganzen ſeinen Namen geben konnte, ſo hieße es dennoch die kirchliche Geſetzgebung über Bücherweſen vollſtändig verkennen, wollte man dieſelbe hauptſächlich nach dieſem Kataloge der verbotenen Bücher beurtheilen.

[1] Einl. S. 247.

Unaufrichtig aber zum wenigsten, ja ungerecht ist es, wenn jetzt wirkliche Kenner des Index der Kirche bittere Vorwürfe machen, weil ihre Bücherverbote im Index so mangelhaft, so planlos seien. Diese Kritiker sollten vorab bedenken, daß ihre Anklagen, um Sinn und Grund zu haben, sich gegen den ersten Theil des Index, gegen die sogen. allgemeinen Decrete, richten lassen müßten. Es scheint in der That die bloße Richtigstellung dieser absichtlichen oder unabsichtlichen Verwechslung der allgemeinen und der besondern Decrete vielen, vielleicht den meisten Anklagen gegen den Index die Spitze abzubrechen. Ein Haus ist deshalb nicht schlecht, weil man auf dem Dache vergebens sucht, was nur im Keller zu finden ist. Doch wenden wir uns zunächst den sogen. allgemeinen Decreten oder Regeln zu.

I.

Daß die wahre Kirche Christi das göttlich verbriefte Recht hat und die heiligste Pflicht, Gefahren für Glauben und Sitten durch heilsame Vorkehrungen zu begegnen, daß zweitens die schlechten Bücher und Schriften eine Pest sind, welche Kirche und Staat, Familie und Herz durchseuchen: das sind zwar Binsenwahrheiten, oft genug ausgesprochen und gewürdigt; aber deshalb, weil mit logischer Nothwendigkeit aus ihnen der Schluß sich ergibt: also hat die Kirche Gottes Recht und Pflicht, durch ihre Gesetzgebung die Ihrigen vor dem Gift solcher Schriften zu schützen, verlieren sie kein Krümchen ihrer Wahrheit. Wunder nehmen muß es nur, daß unsere politische wie gelehrte Welt, die doch heute wie nie zuvor mit seltener Einmüthigkeit das Klagelied von der schlechten Presse anstimmt, trotz alledem noch immer erbost über den obigen Schluß der Logik, die Freiheit der Wissenschaft, die freie Forschung zur Rache gegen die Knechtschaft römischer Bücherverbote aufruft. Gerade als wenn Zügellosigkeit überhaupt Freiheit genannt werden dürfte, als wenn jeder Einschränkung der Freiheit, der Freiheit in des Wortes zügellosester Bedeutung, das Brandmal der Tyrannei aufgedrückt wäre! Was ist denn Autorität, alle Autorität auf Erden, was ist jede Gesetzgebung anders als eine Einschränkung, eine Zügelung des vernünftigen, freien Menschen? Freie Forschung! Es ist ein eigen Ding um diese freie Forschung. Sie zeitigte auf dem Gebiete der Theologie hundert und eine verschiedene Auslegungen der Heiligen Schrift, die hinwiederum ebensoviele Kirchen der lautern Wahrheit des Evangeliums zur Welt brachten. Von den Freigeistern des vorigen Jahrhunderts mit dem Philosophenmantel neu aufgeputzt, wurde

sie in der Göttin der Vernunft auf den Altar erhoben, und die Orgien der Revolution waren ihre süßen Früchte. Unser Jahrhundert aber zeigt in den Wahngebilden eines Stirner, Büchner, Nietzsche, wie weit freie Forschung es zu bringen vermag. Ja die Specialität des ausgehenden Jahrhunderts der Wissenschaft, der Anarchismus und die Helden der Dynamitbomben, wie jener berüchtigte Vaillant, sie zehren davon. Dieser schrieb: „Ich habe den Aerzten im Hôtel-Dieu dargelegt, daß meine That die unerbittliche Folge meiner und der Philosophie von Büchner, Darwin, Herbert Spencer sei."

Aber sollte man auch für jene schrankenlose Freiheit einer von Gott gesetzten Autorität gegenüber immer noch Menschenrechte verlangen, eher und mit mehr Schein von Grund und Vernunft könnte man Gott im Himmel das Recht bestreiten: den Stammeltern im Paradiese das Abstinenzgebot zu geben, eher als einem Vater Recht und Pflicht verneinen: Sohn oder Tochter den Umgang mit schlechten Kameraden zu wehren. Daß aber schlechte Bücher noch viel stiller und ebenso viel sicherer als schlechte Gesellschaft ihr Gift einimpfen, daran zweifelt kein Mensch, am allerwenigsten die Verfasser jener Bücher und alle jene, die da im Namen der Aufklärung und Freiheit sich gegen den römischen Geisteszwang ereifern. Deshalb dürfte es in der That wohl kaum einen Vater geben, auch wenn er vom Lehrstuhle an der Hochschule noch so oft die freie Forschung hochhält und dabei über die Knechtung des römischen Index spöttelt — keinen Vater, so aufgeklärt, daß er jetzt folgerichtig seinem heranwachsenden Sohne jedes religiöse, philosophische, mediciniſche, belletristische Buch zur freien Forschung zugestände oder in die Hand gäbe.

Es ist nicht unsere Absicht, den Liberalismus auch in diesem Punkte der Inconsequenz zu zeihen. Wohl aber wird es uns gestattet sein, aus jener überaus vernünftigen väterlichen Handlungsweise den einzig richtigen Schluß zu ziehen: Also steht es wohl bei hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt wie ein Grundsatz fest, daß ein Vater kraft seiner Autorität Bücherverbote erlassen darf, ja gegebenenfalls erlassen muß. Warum also bei der Kirche ein ähnliches Recht und eine gleiche Pflicht nicht anerkennen? Wir können und wollen nicht einmal dem Staate das Recht absprechen, Schriftsteller, welche in Wahrheit durch ihre Schriften die kostbarsten Güter des Volkes schwer gefährden, strenge zu strafen. Gerne gestehen wir es zu daß er den Vertrieb schmutziger Bücher ebenso wie giftiger Waren gesetzlich untersagen darf. Wenn deshalb auch die Kirche mit dem Staate nu

gleichberechtigt wäre in diesem Punkte, jedenfalls wäre es unbillig, das, was für den einen als Recht gefordert wird, bei der andern als Anmaßung zu verhöhnen. Im übrigen ist das Gebiet des Glaubens wie der Sitten — auf dem so recht die Pest schlechter Lesung verheerend wirkt — das eigenste Gebiet der Kirche, wenn anders sie überhaupt ein Existenzrecht besitzt. Zum Glück ist das im Naturgesetz begründete Recht der Kirche gegen die Glauben und Sitten gefährdenden Schriften noch obendrein von dem göttlichen Stifter der Kirche mehr verbürgt und klarer verbrieft als alle väterliche Autorität. Und fester begründet als jedes Staatsrecht ist die göttliche Sendung der Kirche, die Herde Christi auf gute Weide zu führen und die giftige Nahrung falscher Lehre, ob sie nun in Wort oder Schrift gereicht wird, nimmer zu dulden. Mit gutem Grund dürfte man deshalb eher irre werden an der göttlichen Sendung der Kirche, wenn sie *nicht* neben der steten Ausübung ihrer apostolischen Lehrthätigkeit durch Verbot und Strafe nach den Erfordernissen der Zeitumstände falsche Lehren wie schlechte Bücher bekämpfte. Das eine wie das andere gehört eben zum Hirtenamt der Kirche. Getrost können wir aber das Zeugniß der Kirchengeschichte für uns anrufen; denn nicht von ungefähr solidirte sich die kirchliche Gesetzgebung über das Bücherwesen und nahm sie ein festes System an, als nach Erfindung der Buchdruckerkunst zur Zeit der Glaubensspaltung eine früher nicht gekannte Fluth von Büchern alles überschwemmte; nicht von ungefähr war es, daß gerade zur Zeit der Philosophie, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Religion und Moral in so gottloser Weise mit ihren Schriften untergrub, Benedikt XIV. durch die Neuausgabe und Umgestaltung des Index die kirchlichen Bücherverbote eindringlich betonte. So wird es denn auch wohl mehr als bloßer Zufall sein, wenn am Abend des Jahrhunderts der Aufklärung, wo die Sündfluth verderblicher Schriften in solch schreckenerregender Weise anschwillt, die Kirche mit einer vollständigen Gesetzgebung über das Lesen schlechter Bücher wiederum auf dem Plane erscheint. Durch die Constitution „Officiorum ac munerum“ vom Jahre 1897 hat die Kirche diese ihre Gesetzgebung nicht bloß den Zeitverhältnissen zweckmäßig angepaßt, sondern auch im Selbstbewußtsein ihres Rechtes wie ihrer Pflicht dieselbe aller Welt kundgethan und von neuem den Katholiken nachdrücklich eingeschärft. Will und kann man die Kirche nicht aus dem Wege räumen, so muß Freund und Feind wohl oder übel ihr wie ein Grundrecht die Befugniß einräumen, durch gesetzliche Maßregeln die schlechten Bücher unschädlich zu

machen, Bücherverbote zu erlassen. Sollte dabei der Grundsatz von der Freiheit der Presse in Mitleidenschaft gezogen werden, so könnte dies nur ein Fingerzeig sein, daß die liberalen Principien überhaupt der Reform bedürftig sind, wie grundlegend sie auch scheinen mögen.

Im übrigen darf man nicht glauben, daß Bücherverbote bloß bei der römisch-katholischen Kirche vorkommen. Nichts irriger als das! Gerade dort, wo man die „Freiheit des Wortes" zum Feldgeschrei gegen Rom wählte, finden wir nicht selten einen fanatischen Haß gegen andersdenkende Schriftsteller, der nur zu oft mit wahrer Verfolgungswuth die gegnerischen Bücher und Schriften auf den Scheiterhaufen brachte und die Autoren mit den schwersten Strafen belegte. In England, in Holland, in Deutschland, in der Schweiz, überall gab es bei den verschiedensten Secten in den Reformationszeiten Bücherverbote, Bücherverbrennungen mit harten und selbst Todesstrafen für die Schreiber und Besitzer der verpönten Bücher. Es ist wahr, daß die Bücherverbote hier sporadischer auftreten, weil eben ohne System und feste Organisation. Nachdem man aber einmal durch Bücherverbote sich grundsätzlich das Recht beigelegt, zeugt dies nur von der Inconsequenz in der Anwendung des Grundsatzes, wenn nicht gar von der Wandelbarkeit der Lehre bei eben diesen Secten. War es möglich daß man im 16. Jahrhundert den Brief des Apostels Jacobus als schriftwidrig censirte, so kann es im 19. geschehen, daß das apostolische Glaubensbekenntniß als unkirchlich aus der Liturgie entfernt wird. Auch das wäre oder sind Bücherverbote, für die sich auf katholischer Seite wahrhaftig kein Analogon findet. Wir geben gerne zu, daß die geschichtlichen Thatsachen, welche jenen unsern Andeutungen zu Grunde liegen[1], das Recht der Kirche, Bücher zu verbieten, nicht heiliger und nicht sicherer machen können, ebensowenig wie die endlosen Plackereien staatlicher Bücherverbote und Büchercensur napoleonischer und josephinischer Art kaum dazu angethan sind, die wenigen festen Bestimmungen der allgemeinen Decrete besonders zu empfehlen. Aber dennoch haec meminisse iuvabit: das eine wie das andere illustrirt zu unserem Frommen in merkwürdiger Weise jenes heilige Recht der Kirche, und beide — protestantische und staatliche — Bücherverbote müssen die grundsätzlichen Gegner der römischen Bücherverbote wenigstens nachdenklich und vorsichtiger machen.

---

[1] Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VII, 610 ff.; Döllinger Die Reformation I, 547 ff.

Und so dürfen wir nach dem Gesagten hier drei Sätze aufstellen. rstens: aus dem Wesen der Kirche wie aus ihrem Hauptzweck ergibt sich ir dieselbe Recht und Pflicht, durch geeignete Maßregeln die drohende efahr der schlechten Bücher von den Gläubigen abzuwenden. Zweitens: ir unsere Zeit hat die Kirche dies gethan durch ihre neueste Gesetzgebung, elche niedergelegt ist in der Constitution „Officiorum ac munerum". araus folgt drittens: daß alle Katholiken im Gewissen verpflichtet sind, iese Gesetzgebung treu zu beobachten, wie dies übrigens auch der Wortaut der Constitution besagt und neuerdings durch Decret der Indexongregation bestätigt ward.

II.

Selbst unter denen, welche der Kirche das Recht, Bücher zu verbieten, rundsätzlich zugestehen, gibt es nicht wenige, die vor den wirklichen Büchererboten dennoch zurückbeben. Es mag sein, daß sie die Kirche und ihre ertreter in dieser Gesetzgebung nicht bloßgestellt sehen wollen; darum hließen sie lieber die Augen. Möglich ist es auch, daß sie fürchten, urch Kenntnißnahme der kirchlichen Gesetze über das Bücherwesen sich zu twas verpflichtet zu fühlen, worüber sie in ihrer Unwissenheit hinwegsehen zu können vermeinen. Wir sind weniger ängstlich und wollen die allgemeinen ücherdecrete aus der Nähe würdigen, um uns davon zu überzeugen, ob e Anspruch machen können auf den Titel einer wohlgeordneten zweckäßigen Gesetzgebung, auf den Namen guter Gesetze.

Die erste Bürgschaft für ein gutes Gesetz sind kluge, erfahrene Gesetzeber. Es hat bei den neuen Decreten der Constitution daran nicht gehlt. Männer, welche mit einem tiefen kirchenrechtlichen Wissen eine beraus reiche Erfahrung verbanden, Männer, nicht bloß aus einem Lande nd einem Volke, Romanen sowohl wie Germanen, haben im Wetteifer s Austausches der Meinungen lange und ernstlich daran gearbeitet, bis e neuen Regeln als das wohldurchdachte abgeschlossene Ganze dastanden, s welches der höchste kirchliche Gesetzgeber es in seiner Constitution bennt gemacht hat. Nehmen wir noch hinzu, daß bei Abfassung der neuen ecrete die Geschichte und die Schicksale der frühern tridentinischen Regeln cht bloß benutzt werden konnten, sondern auch, wie ein Vergleich derben auf den ersten Blick ergibt, in Wirklichkeit mit Sachkenntniß verrthet worden sind, so liegt in alledem schon eine Gewähr dafür, daß die e kirchliche Gesetzgebung keine Stümperarbeit der romanischen Rasse ist.

Wohl wissen wir, daß es besonders dort, wo man romanisch und römisch-katholisch gleichsetzt, gemach zur Mode geworden ist, mit vornehme Selbstüberhebung über die wissenschaftlichen Leistungen der Romanen den Stab zu brechen. Deutsche aber, welche, von Vorurtheilen frei, im wissenschaftlichen Leben mit Romanen jahrelang verkehrten und neben den Werken ihrer Landsleute die der romanischen Gelehrten studirten, sie stimmen alle darin überein, daß dem Spanier, dem Franzosen, dem Italiener zumal neben einer großen Leichtigkeit in der Auffassung eine Klarheit in den Begriffen eignet, die uns Deutschen bei aller Gründlichkeit und Tiefe abgeht. Und gerade diese Eigenschaften sind Elemente, die einem Gesetzgeber an erster Stelle zu gute kommen. So haben denn auch die neuen Decrete bei einer knappen, kurzen Fassung eine wohlthuende Klarheit und Bündigkeit erhalten, was um so mehr unsere Bewunderung erregen muß, als es Gesetze sind nicht bloß für ein Land und ein Volk, für einen bestimmten Stand oder ein bestimmtes Alter, sondern Gesetze für die ganze katholische Welt. Wollte man unparteiisch einen Vergleich anstellen zwischen dieser kirchlichen und irgend einer staatlichen Gesetzgebung in einer ähnlichen Materie, wir glauben nicht, daß er zu Ungunsten der erstern ausfallen würde. Und hierbei dürfen wir wohl an die trotz langer und wiederholter Berathungen auch heute noch ungelösten Probleme des Umsturzparagraphen sowie der lex Heinze erinnern.

Aber sehen wir ab von diesen mehr äußern Gründen und lassen wir das Werk selbst den Meister loben. Jedes Gesetz muß nach seiner klassische Definition eine vernünftige Richtschnur des menschlichen Willens sein. Nur dann haben wir Begriff und Wesen desselben. Wo es sich nun um das Verbieten schlechter Bücher handelt, kommt es einzig darauf an, den Begriff der *schlechten* Bücher weder zu eng noch auch zu weit zu fassen. Wir wollen sagen: *besonders* nicht zu weit. Der Gesetzgeber bewegt sich hier eben in odiosis, und er wird klug daran thun, den Begriff der schlechten Bücher möglichst enge zu ziehen. Jedoch versteht es sich von selbst, daß er alle Bücher, welche den Glauben oder die Sitten der Allgemeinheit oder des Durchschnittsmenschen schwer gefährden, in große Gefahr bringen, verbieten *muß*. Die Gefährlichkeit eines Buches für Glauben und Sitte muß für ihn beim Verbote maßgebend sein.

Bestimmen wir in dieser allgemeinen Norm „den Glauben" näher als den Glauben, die Lehre der katholischen Kirche, da es sich ja einzig und allein um *ihre* Gesetzgebung handelt, und „die Sitten" als die moralische

Verpflichtungen, wie sie im Naturgesetz und Dekalog niedergelegt sind, so ergeben sich für jeden vorurtheilslosen Beurtheiler als gefährliche Bücher, die ein Verbot nöthig machen, die folgenden beiden Gruppen:

1. Alle ungläubigen, irrgläubigen, abergläubischen und unsittlichen Schriften und

2. alle Schmähschriften gegen Gott und die Kirche. Fügen wir diesen beiden noch eine dritte hinzu, deren Gefährlichkeit aber schon in den obigen gewissermaßen enthalten ist, die aber besonders aufgezählt werden muß, weil ihr Verbot ein bedingtes sein wird. Wir meinen nämlich

3. alle Bücher der christlichen Belehrung und Erbauung, von der Heiligen Schrift und den Büchern der Liturgie angefangen bis zum kleinsten Gebet- oder Andachtsbuch, wofern dieselben nicht von vornherein die Garantie bieten, daß sie nicht schädlich wirken werden, daß sie nichts Unchristliches und Unkirchliches enthalten.

Daß auch diese dritte Bücherklasse gerade für das katholische Volk gefährlich und sehr gefährlich ist, wird selbst von Akatholiken zugestanden und das Verbot derselben deshalb auch gefordert. Um aber zu verhindern, daß nicht mit dem Unkraut zugleich der Weizen ausgerissen wird, sollen die durch voraufgehende kirchliche Censur gutgeheißenen Bücher dieser Art — und nur diese — erlaubt sein. Jeder Rechtsphilosoph, der sich auf den Standpunkt des kirchlichen Gesetzgebers zu versetzen weiß, wird mit uns diese drei Klassen als gefährliche Bücher definiren, die eines Verbotes würdig sind. Aber schauen wir uns nach diesen Vorbemerkungen jetzt die päpstliche Constitution selbst mit den kirchlichen Bücherverboten an. Nur zu bald wird man die Beobachtung machen, daß in Wirklichkeit nichts mehr als diese drei Klassen — vielleicht noch etwas weniger — verboten ist, nichts mehr als das, was in Wahrheit vom gesunden Menschenverstand als gemeingefährlich definirt wird.

Das kirchliche Büchergesetz enthält wohl mehr als drei Paragraphen, weil dies eben von der Klarheit, die ein Gesetz haben muß, und von dem praktischen Zweck desselben gefordert wird. Es hat Abtheilungen und Unterabtheilungen. Nichtsdestoweniger können wir alle Paragraphen ohne Wortklauberei und ohne scholastische Spitzfindigkeit in jene drei Klassen unterbringen.

In der Constitution „Officiorum ac munerum“ handeln im ersten Titel der allgemeinen Decrete nur das erste bis fünfte Kapitel und das siebente mit dem achten über Bücherverbote, und zwar in diesen sieben Kapiteln nicht alle einzelnen Nummern.

Was im ersten Kapitel eigentlich verboten ist, erhellt am klarsten aus Nr. 4, wo gesagt wird, was *nicht* verboten sein soll: nämlich alle Bücher von Andersgläubigen, selbst solche, welche ex professo über die Religion handeln, wofern es feststeht, daß sie nichts gegen den katholischen Glauben enthalten. Wir entnehmen daraus, daß in diesem ersten Kapitel nur die Bücher der Akatholiken, Apostaten, Häretiker, Schismatiker und selbst der Katholiken verboten sind, welche *Unglauben* oder *Irrglauben* enthalten. Mit andern Worten (Nr. 2): „Verboten sind die Bücher der Apostaten, Häretiker, Schismatiker und überhaupt aller Schriftsteller, welche Häresie oder Schisma vertheidigen oder die Grundlagen der Religion selbst untergraben."

Im fünften Kapitel (Nr. 11) werden die Bücher verboten, welche den Begriff der Inspiration der Heiligen Schrift fälschen, sowie diejenigen (Nr. 14), welche das Duell, den Selbstmord, die Ehescheidung als erlaubt darstellen oder die Freimaurerei und ähnliche geheime Gesellschaften als nützlich, für Kirche und Staat unschädlich hinstellen oder überhaupt Irrthümer vertheidigen, welche der Apostolische Stuhl ausdrücklich verworfen hat. Schließlich verurtheilt das achte Kapitel auch Zeitschriften und Zeitungen, und zwar diejenigen, welche nicht etwa in der einen oder andern Nummer, sondern gewissermaßen beständig und planmäßig Religion oder gute Sitten angreifen. Es leuchtet ein, daß wir diese verschiedenen Arten von Büchern als Unterabtheilungen unserer obigen ersten Klasse auffassen können. Sie gehören alle samt und sonders mehr oder weniger zu dem, was wir ungläubige, irrgläubige, unsittliche Bücher nannten. Abgesehen davon ist es aber auch durch sich klar, daß die hier im einzelnen aufgezählten Bücher Glauben und Sitten schwer gefährden.

Die abergläubischen Bücher dann werden verurtheilt im fünften Kapitel, wo es (Nr. 12) heißt: „Es soll verboten sein, Bücher herauszugeben, zu lesen oder aufzubewahren, welche Zauberei, Wahrsagerei, Spiritismus oder ähnliche abergläubische Dinge lehren oder empfehlen." Die Bücher aber, „welche schmutzige oder unsittliche Dinge behandeln, erzählen oder lehren", verbietet mit eben diesen Worten das vierte Kapitel (Nr. 9). Und damit ist auch schon alles erschöpft, was in den neuen Decreten unsere erste Gruppe der gefährlichen Bücher ausmacht.

Als zweite Gruppe bezeichneten wir oben alle Schmähschriften gegen Gott und die Kirche. Ausführlicher, aber deshalb nicht inhaltsreicher, heißt es statt dessen im fünften Kapitel der Constitution: „Verurtheilt

sind die Bücher, in welchen Gott, die seligste Jungfrau, die Heiligen, die katholische Kirche, ihr Cult, ihre Sacramente oder der Apostolische Stuhl geschmäht, geschmälert oder verkleinert werden, sowie diejenigen, welche planmäßig die kirchliche Hierarchie, den Clerus oder Ordensstand schmähen."

Was dann noch an verbotenen Büchern in der Constitution übrig bleibt, findet sich in Kapitel 2, 3, 5 und 7, nämlich zunächst alle Ausgaben der Heiligen Schrift, welche nicht von der zuständigen kirchlichen Obrigkeit gutgeheißen sind. Dazu kommen an zweiter Stelle die liturgischen Bücher, wie Missale, Brevier, Rituale, Ceremoniale Episcoporum, Pontificale Romanum und andere, wenn in denselben ohne Gutheißung des Apostolischen Stuhles eine Aenderung vorgenommen ist; drittens und zuletzt alle Gebet- und Andachtsbücher, alle Katechismen und religiösen Unterrichtsbücher, alle Bücher und Büchlein der Sittenlehre, Ascese, Mystik, wofern diesen die Druckerlaubniß des zuständigen Bischofs fehlt. Hierzu rechnen wir wegen der Aehnlichkeit des Stoffes noch aus Kapitel 5 (Nr. 13) alle Bücher und Schriften, welche neue Erscheinungen, Offenbarungen, Visionen, Prophezeiungen oder Wunder erzählen, und solche, welche neue Andachten, öffentliche oder private, einführen wollen, es sei denn, daß sie mit Genehmigung der kirchlichen Obern veröffentlicht wurden. Diese drei- oder vierfache Unterabtheilung macht unsere obige dritte Gruppe aus: und es finden sich diese vier hier beisammen, weil sie alle nur bedingungsweise, und zwar schließlich unter einer und derselben Bedingung, des Mangels der kirchlichen Gutheißung, verboten sind.

Somit hätten wir auch alle einzelnen Paragraphen, welche verbotene Bücher enthalten, ausführlich und im einzelnen aufgezählt und uns dabei überzeugt, daß in der That nicht *mehr* verurtheilt wurde, als das, was wir für gefährlich und verdammungswürdig in den drei Klassen erkannten, und daß in den Unterabtheilungen, so wie wir sie in der Constitution selbst haben, keine Bücherart sich findet, die für die Allgemeinheit nicht verderblich und verwerflich wäre.

Das wären also *alle* kirchlicherseits verbotenen Bücher! Man wird zugestehen, daß die Kirche nicht zu strenge war in ihren Bücherverboten, daß diese ihre Gesetzgebung eine weise, eine gute zu nennen ist. Sie verbietet eben im Grunde nicht mehr, als schon durch Naturgesetz und Dekalog verboten ist. Denn auch jene dritte Gruppe von Büchern, die nur bedingungsweise verboten wurden, ist eben in dem Falle, in welchem jene Bedingung sich nicht erfüllt, wenigstens immer verdächtig, und praktisch läßt sich keine

andere bessere Bedingung aufstellen, um die vorhandene Gefahr zu verhüten. Vielleicht wundert man sich, daß wir den ganzen Katalog der verbotenen Bücher, den eigentlichen Index librorum prohibitorum, bei alledem mit keinem Worte erwähnten. Es geschah mit Vorbedacht; denn beinahe alle Bücher, welche namentlich auf den sogen. Index gesetzt werden, gehören in der einen oder andern Weise zu den oben besprochenen Abtheilungen oder Unterabtheilungen. Dies gilt besonders für den Index der verbotenen Bücher, wie er sich in Zukunft gestalten wird, und wir berufen uns dabei auf Nr. 1 des ersten Kapitels der Constitution. Im übrigen gedenken wir an anderer Stelle darauf noch zurückzukommen. Hier bei der Erörterung über die weise Beschränkung der Kirche in dieser ihrer Gesetzgebung sei es gestattet, noch eine Bemerkung hinzuzufügen.

Ueberblickt man alle die einzelnen Klassen der verbotenen Bücher, so gewahrt man, daß, abgesehen von Einzelfällen und Ausnahmen, die Lesung oder das Studium nur einer einzigen Gruppe derselben wenigstens für eine Anzahl von Gelehrten nothwendig oder doch nützlich sein kann. Es sind dies die ungläubigen und irrgläubigen Bücher. Dabei muß man aber wohl berücksichtigen, daß erstens bei weitem nicht alle Gelehrten solche Bücher zu ihren Studien benöthigen, sondern nur ein verschwindend kleiner Theil derselben, daß zweitens nicht alle Bücher dieser Klasse jenen Männern der Wissenschaft nothwendig sind, sondern hauptsächlich nur eine Anzahl gelehrter wissenschaftlicher Werke, daß aber gerade diese trotz alledem in sich wenigstens die gefährlichsten von allen sind. Wer dies alles bedenkt, wird es begreifen, daß die Kirche im Gesetze, das für alle gelten soll, jene Bücherklasse einfachhin verbieten mußte, wie bereitwillig sie andererseits jedem einzelnen Gelehrten die Erlaubniß ertheilt, solche Bücher zu gebrauchen. Man darf es aber auch aussprechen, daß die Lesung, das Studium solcher Werke selbst dem Gelehrten gefährlich werden kann; die Geschichte[1], die Erfahrung beweist es. Daher kann es Fälle geben, wo ein Buch trotz aller besondern Erlaubniß auch für ihn ein durch das Naturgesetz unter schwerer Sünde verbotenes Buch wäre und bliebe. Es dürften aber auch die Fälle, in welchen das Studium verbotener Bücher von großem Nutzen ist, nicht so häufig sein, wie man wohl glauben machen will. Der Cardinal Mai war ein Mann der Wissenschaft. Er sagte — und dafür könne

[1] Cf. *Socrates*, Hist. eccl. III, 1. *Anastasius Sinaita*, Viae dux adv. Acephalos c. 6. *Hieron.*, Ep. 124 ad Avitum 1. 2. *Orosius*, Consultatio ad August. n. 3. *Melchior Adamus*, Vitae Germ. theolog. (Francof. 1653) p. 479.

wir einstehen —: „Ich habe auch die Erlaubniß, verbotene Bücher zu lesen; ich benutzte dieselbe aber nie und habe auch nicht vor, sie zu gebrauchen.“ Der gelehrte Ludovico Antonio Muratori verfaßte eine Schrift zur Widerlegung eines Buches von Thomas Burnet, und er glaubte sich trotz alledem noch entschuldigen zu müssen, daß er das häretische Werk gelesen: „Spät gelangte dieses Buch in meine Hände . . ., und ich konnte es nicht über mich bringen, es zu lesen. Denn zu welchem Zwecke anders, als um selbst der Thorheit zu verfallen, sollte ich die Schriften der Neuerer lesen? Ich suche und liebe solche, die mich in der Religion bestärken, nicht solche, die mich von ihr abwendig machen. Als ich aber vernahm, daß es in Italien verbreitet wurde, da beschloß ich, zum Schutze der Religion und Wahrheit wie auch meiner Brüder meine Kraft aufzubieten.“

III.

Schon Bischof Feßler sagt in seiner Abhandlung über „Censur und Index“, daß es kaum einen Gegenstand von praktischer Bedeutung gibt, der so schwierig zu besprechen wäre als der Index. Viel besser ist es in unsern Tagen damit nicht geworden. Wenn wir gleichwohl es wagten, das kirchliche Bücherverbot zu besprechen, geschah es, weil wir überzeugt sind, daß ein Einblick in die neue Gesetzgebung am besten geeignet ist, die alten Vorurtheile zu zerstreuen. Die Constitution „Officiorum ac munerum“ hat nämlich bereitwilligst Rücksicht genommen auf die geänderten Zeitverhältnisse; sie hat nicht bloß das, was sich in der Tridentiner Gesetzgebung überlebt hatte, einfach gestrichen, sondern ist auch sozusagen mit Weitherzigkeit dabei zu Werke gegangen. Verfolgt man im einzelnen die Spuren dieser Weitherzigkeit in der Constitution, so gewahrt man mit Staunen, daß die vielgeschmähte kirchliche Gesetzgebung über Bücherverbote nicht bloß gut und vernünftig, sondern sogar milde und freisinnig erscheint. Es lohnt sich, dies wenigstens in Kürze zu zeigen.

Manche selbst katholische Kritiker des Index reden so, als ob das Naturgesetz und der Dekalog gar keinen Paragraphen über verbotene Bücher enthielte, oder als ob die Kirche sich dem Zeitgeiste so weit anbequemen sollte, daß sie jene Paragraphen einfach außer Curs setzte. Wie hat man nicht Zeter und Mordio über das sogen. Bibelverbot geschrieen! Man wird es auch weiter thun, obwohl es ein solches Verbot gar nicht gibt. Von dem Originaltext der Heiligen Schrift sowie von den alten Uebersetzungen in eine todte Sprache, wofern diese Ausgaben von Katholiken stammen,

ist in den allgemeinen Decreten überhaupt nicht die Rede. Diese sind also, was die Kirche angeht, einfachhin gestattet. Jeder Katholik darf aber auch — soweit es auf das kirchliche Gesetz ankommt — die ganze Heilige Schrift in seiner Muttersprache lesen. Mit Fug und Recht wird aber keiner etwas als Gotteswort und Bibelwort ansehen, was ihm nicht als solches durch die von Gott gesetzte Hüterin und Erklärerin der Heiligen Schrift verbürgt wird. Die Kirche verlangt also, daß das gläubige Volk nur solche Bibelausgaben zur Hand nehme, unter welche sie zur Beglaubigung gewissermaßen ihr Siegel gesetzt, etwa durch die ausdrückliche Approbation des Apostolischen Stuhles selbst. Sie thut dies aber in der Regel durch die Bischöfe, welche wohlweislich, aus den vernünftigsten, offenkundigsten Gründen nicht den bloßen Text, sondern diesen nur mit erklärenden Anmerkungen gutheißen. Wir denken eben mit Augustinus: „Ich würde selbst dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu vermöchte."

Man sollte meinen, das wäre freisinnig genug, wenn man noch dazu nimmt, daß jeder Theologiestudirende jede andere Ausgabe der Heiligen Schrift, mag sie nun von einer Bibelgesellschaft oder sonst irgend einem Andersgläubigen herausgegeben sein, wofern sie nur nicht durch häretische Vorbemerkungen oder Commentare gewissermaßen zu einem irrgläubigen Buche gestempelt wird, zur Hand nehmen und zu seinen Studien benutzen darf. So freisinnig erscheint uns dies alles, daß es gut sein wird, an Bestimmungen des Naturgesetzes und des Dekalogs, die durch jene kirchliche Erlaubniß nicht aufgehoben werden können, wenigstens zu erinnern. Das Naturgesetz besagt nämlich klipp und klar: Wenn die Lesung eines Buches — die Bibel nicht ausgeschlossen — dir schwere Glaubenszweifel bringt oder große Gefahren für deine Herzensreinheit, so darfst du dasselbe nicht lesen, auch dann nicht, wenn die Kirche ein solches Buch nicht verbietet. Für alle, welche auch nur eine oberflächliche Kenntniß haben von den thatsächlichen Wirkungen der Bibellectüre, besonders bei der Jugend, werden diese Andeutungen genügen. Man lasse sich nur einmal von der protestantischen Jugend aufrichtig die Stellen aus ihrer Bibel zeigen, zumal dem Alten Testamente, die da vielfach mit Vorliebe gelesen werden. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß protestantische Pädagogen schon längst die katholische Auffassung von den Wirkungen der Bibellectüre theilen und rundweg aussprechen [1].

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 242 ff.

Scheinbar am strengsten ist die Kirche und ihr Gesetz gegenüber den Gebet- und Erbauungsbüchern und allen Büchern der Andacht und Belehrung für das christliche Volk. Sie verlangt nicht nur, daß alle diese Bücher vor ihrem Erscheinen der kirchlichen Censur unterworfen werden, sondern erklärt auch von vornherein alle Bücher ähnlicher Art, welche sich der voraufgehenden Censur entziehen, einfachhin als verboten. Wer jedoch etwas mit dieser Literatur vertraut ist und weiß, wie viel Unheil dieselbe besonders bei dem ungebildeten Manne anrichten kann, wird gerade an dieser Strenge sehen, wie die Kirche mit der Zeit Schritt hält und dem vernünftigen Verlangen, auch wenn es von feindlicher Seite befürwortet wird, nachzugeben weiß. So wird denn auch schwerlich über dieses Verbot bei Freund oder Feind eine Klage laut werden.

Geklagt hat man in Wirklichkeit über ein anderes Verbot, welches in den frühern Regeln nicht oder wenigstens nicht in der Klarheit enthalten war, nämlich über das der schlechten Zeitschriften und Zeitungen. Aber genau besehen verbietet eben in dieser Materie das Naturgesetz mit dem Dekaloge weit mehr als das kirchliche Gesetz. Dieses verurtheilt nur Zeitschriften und Zeitungen, welche planmäßig Religion und gute Sitten angreifen, deren ganze Richtung also gegen Glauben oder Sitten geht. Und doch gibt es wahrlich außerhalb dieses Rahmens noch manche andere Zeitung, die, wenn sie auch nicht gerade planmäßig (data opera) jenes Ziel verfolgt, dennoch nach dem Zeugniß der Erfahrung besonders bei Ungebildeten äußerst gefährlich wirkt. Zudem verbietet das Naturgesetz selbstverständlich auch das Lesen eines einzelnen Blattes, einer einzelnen Nummer einer von der Kirche nicht verbotenen Zeitung, wofern dieselbe für Glauben oder Sitten gefährliche Artikel enthält. Also auch hier hat sich die Kirche auf das Nothwendigste beschränkt und ist mit wahrer Milde verfahren.

Am weitherzigsten zeigt sich das kirchliche Gesetz mit Bezug auf die sogen. klassischen Schriftsteller. In dem vierten Kapitel der allgemeinen Decrete, welches über die unsittlichen Bücher handelt, „werden nämlich die Bücher der alten wie neuerer Klassiker, welche unsittliche und schmutzige Dinge enthalten, wegen der Feinheit und Reinheit der Sprache jenen gestattet, welche die Rücksicht auf ihren Beruf oder ihr Lehramt entschuldigt; zum Unterricht der Jugend jedoch sollen nur sorgfältig gereinigte Ausgaben benutzt werden". Aber auch hier muß beachtet werden, daß das Naturgesetz, welches in diesem Punkte wenigstens für einzelne Fälle strenger lautet,

nicht außer Kraft gesetzt werden kann und soll. Doch kommt es für uns nur darauf an zu zeigen, wie wenig die Kirche in ihrem Gesetze von Engherzigkeit beeinflußt war.

In der That bleibt von der so verschrieenen Strenge und Engherzigkeit der Indexregeln blutwenig übrig, wenn man vorurtheilslos Paragraph um Paragraph mit den entsprechenden Bestimmungen des Naturgesetze vergleicht. Aber sollte auch in einem einzelnen Falle das kirchliche Gesetz welches Wohl und Wehe der Allgemeinheit berücksichtigen muß, drücken so weiß jeder, mit welcher Freigebigkeit die Kirche gerade für solche Fäl die Erlaubniß ertheilt, verbotene Bücher zu lesen.

Die Milde und den Freisinn der Kirche in ihren Bücherverbote haben wir damit zur Genüge gekennzeichnet. Es wäre aber doch eine arg Täuschung, wollte man dieses weitherzige Verfahren der Kirche gewisse maßen als Rath auffassen, nun auch bei der Lesung gefährlicher Büch bis an die Grenze des Erlaubten zu gehen, oder aber zu glauben, all das, was durch die allgemeinen Bücherdecrete nicht verboten, sei nun fü jeden Einzelnen auch erlaubt. Wir sind vielmehr davon überzeugt, da selbst diejenigen, welche durch ihren Beruf gezwungen sind, verbotene Büch zu lesen, oder besondere Erlaubniß dazu haben, einzig im Geiste der Kirch wie heiliger Klugheit handeln, wenn sie es nur mit der größten Vorsic thun. Der große und gelehrte Bischof, der hl. Franz von Sales, dan in seinen Schriften mit rührender Einfalt Gott dem Herrn, weil er ih bei Lesung derartiger Bücher vor dem Verluste seines Glaubens bewah habe. Und der berühmte spanische Gelehrte Balmes sagte einst zu zwei seiner Freunde: „Ihr wißt, daß der Glaube tief in meinem Herzen wurzel Und dennoch kann ich kein verbotenes Buch lesen, ohne das Bedürfniß z fühlen, mich wieder durch das Lesen der Heiligen Schrift, der Nachfol Christi und des gottseligen Ludwig von Granada in die rechte Stimmun zu versetzen.“ Es ist und bleibt eben ein alter Satz der Erfahrung, den d Gottmensch im Evangelium ausspricht: „Wer die Gefahr liebt, komm darin um.“ Wahr bleibt er auch dann, wenn Gelehrtenstolz sich üb solche Gefahr erhaben dünkt.

Joseph Hilgers S. J.

Osterpräconium und Osterkerzenweihe.

Praeconium paschale heißt der Gesang, unter dem der Diakon im Gottesienste des Karsamstagsmorgens die feierliche Weihe der Osterkerze vollzieht. Praeonium paschale, Osterankündigung, wird er genannt, weil er das Ende der Leidenszeit und den Anbruch des frohen Osterfestes dem gläubigen Volke meldet. Mit dem Namen Laus paschalis wird der Heroldsruf des Diakonen bezeichnet, weil er ein von heiliger Freude durchflutheter Preisgesang auf die wunderbare Nacht ist, in welcher der Erlöser die Bande des Grabes und des Todes zerriß, die Pforten der Hölle brach, den glorreichen Sieg über die Sünde und die Gewalten der Finsterniß vollendete, von neuem Leben erfüllt und neues Leben spendend aus der Felsengruft erstand und dem Werke der Erlösung, das er als das wahre Osterlamm am Kreuze vollbracht, das unverletzliche Siegel aufdrückte.

Das Praeconium paschale ist der erste Ausdruck der frohen Osterstimmung. Es ist Jubel, überquellender Jubel über Christi Triumph und die Erlösung, die dem gefallenen Menschengeschlechte durch den Gottessohn zu theil ward. Melodie und Wort werden in gleicher Weise zum Dolmetscher unverhaltener Siegesfreude. Schon gleich der erste Laut spricht den Charakter aus, welcher das ganze Präconium beherrscht. Das Exultet, mit dem es beginnt und von dem es den Namen Exultet erhalten, gibt das Leitmotiv an, das sich in immer neuen Formen und Wendungen von Anfang bis zu Ende durch die „Ankündigung" der beginnenden Osterfeier hindurchzieht. Es gibt in der an herrlichen Gesängen gewiß nicht armen Liturgie der Kirche nicht manche, in denen sich heilige Begeisterung, überströmender Jubel, hoher Gedankenflug, Kraft und Schwung der Sprache, Tiefe der Ideen, Großartigkeit des Ausdrucks und Macht wie Majestät der Weise in einem Maße vereinten, wie im Praeconium paschale.

Nicht ohne Grund sind die Weihe der Osterkerze und die Absingung des Exultet in eins verflochten. Die Osterkerze ist das Sinnbild Christi. Die fünf Weihrauchkörner, welche der Diakon bei der Weihe in sie hineingefügt, erinnern an seine heiligen fünf Wunden. Das feierliche Anzünden der Osterkerze und das Aufglühen ihres Lichtes stellen des Herrn Auferstehung dar. Ehe sie brennt, symbolisirt sie den noch in Todesbanden befangenen Gottmenschen. Angezündet ist sie das Bild des dem Grabe entstiegenen und im Glanze der Auferstehung strahlenden Christus. Zugleich weist sie alsdann darauf hin, daß der Auferstandene das wahre Himmelslicht ist, welches die Nacht der Sünde und des Todes erhellte, die Finsterniß zum Tage machte und als die wahre Feuersäule dem Erdenpilger auf der Wanderschaft zum Himmel voranleuchtet, wie einst den Kindern Israels in der Wüste die wunderbare Feuersäule als Führerin voranging.

Kerzenweihe und Absingung des Exultet gehören zum Ritus der Ostervigil und bilden gleichsam den Eingang desselben. Nach gegenwärtigem Gebrauch hat die Vorfeier des Osterfestes schon am Morgen des Karsamstages statt. Ehedem

war es anders. Bis gegen Ende des Mittelalters galt nämlich der Karsamstagmorgen mit Rücksicht auf den noch im Grabe ruhenden Gottessohn als aliturgisch, d. h. es durften an ihm außer dem letzten Scrutinium, der letzten Vorbereitung der Täuflinge auf den Empfang der Taufe, keinerlei sonstige gottesdienstliche Functionen vorgenommen werden. Die Feier der Ostervigil begann erst am Nachmittag des Karsamstags, in frühester Zeit gegen Abend, dann zur hora nona oder octava diei, also um 3 oder 2 Uhr Nachmittags, später zur hora septima oder sexta, um 1 Uhr oder um Mittag. Die jetzige Praxis scheint im Verlauf des 14. Jahrhunderts sich ausgebildet zu haben.

Die Einleitung zur Weihe der Osterkerze bildet die Segnung des neuen Feuers, woran dieselbe angezündet, und der fünf Weihrauchkörner, welche in sie eingefügt werden sollen. Dieselbe wird an der Kirchenthüre vorgenommen. Dann zieht man unter den bekannten Ceremonien zur Kirche hinein. Bald sehen wir den Diakon am Lesepult vor der Osterkerze stehen, rings um ihn den Kreuzträger und je einen Akolythen mit dem Incens, der dreiarmigen Kerze und den fünf Weihrauchkörnern. Die Osterkerze, größer und stärker, als die Kerzen sind, welche sonst beim Gottesdienste gebraucht werden, eine columna (Säule), wie es im Präconium heißt, steht auf hohem Leuchter. Sie ist gewöhnlich reich geschmückt. Vorschrift ist das freilich nicht, doch entspricht es der Bedeutung der Osterkerze. Es war deshalb schon in früher Zeit Sitte, dieselbe prächtig zu verzieren. Darum erscheint sie auch auf den Miniaturen der Exultetrollen des 11. und 12. Jahrhunderts, von denen später die Rede sein wird, nicht selten in herrlichem Blumenkleide.

Ehedem war es auch Brauch, an der Osterkerze ein Täfelchen mit einer Reihe von chronographischen Angaben anzubringen oder das laufende Jahr mit oder ohne sonstige Daten unmittelbar auf ihr zu verzeichnen. Denselben kannte man, wie aus einer Notiz in des ehrwürdigen Beda Abhandlung De temporum ratione (c. 47) hervorgeht, in Rom schon um 700. Die römischen Gottesdienstordnungen enthalten keinen Hinweis auf die Gewohnheit. Im 11. Jahrhundert wird dieselbe von Udalrich (circa 1086) in den Consuetudines Cluniacenses (l. 1, c. 14), im Beginn des 12. Jahrhunderts von Rupert von Deutz († 1135) in der Schrift De divinis officiis (l. 8, c. 4) und etwas später von Honorius von Autun († circa 1150) in dessen Gemma animae (l. 3, c. 101) erwähnt. Um 1275 redet Durandus in seinem Rationale divinorum officiorum (l. 6, c. 80) von der Gepflogenheit. Von Udalrich erfahren wir, daß man außer dem Jahre des Herrn auch die Indiction und die Epakten auf die Kerze schrieb. Honorius gibt uns eine mystische Deutung der Sitte. „Auf die Kerze", so sagt er, „schreibt man des Herrn Jahr, weil Christus das Gott wohlgefällige Jahr ist, dessen Monate die zwölf Apostel, dessen Tage alle Auserwählten, dessen Stunden die neugetauften Kinder darstellen." Der Gebrauch erhielt sich verschiedenenorts bis in das 18. Jahrhundert. Martène theilt in seinem Werke De antiquis ecclesiae ritibus (l. 4, c. 24, n. 7) die Aufschrift mehrerer Ostertäfelchen aus den Jahren 1585, 1678 und 1708 mit. Dieselben sind allesamt sehr weitläufig. Das erste enthält 18, das zweite 48 und das dritte 35 Zeitangaben. Dieselben decken sich nach Form

und Inhalt im wesentlichen so ziemlich mit den „chronologischen Merkwürdigkeiten", die auf der ersten Seite unserer Volkskalender ihren Platz zu haben pflegen. Ihre Wiedergabe kann daher an dieser Stelle füglich unterbleiben. Den Daten geht auf zweien der Täfelchen ein Vermerk über die Weihe und Widmung der Kerze voraus; auf dem dritten folgt ihnen derselbe. „Gesegnet worden", so heißt es auf dem Ostertäfelchen aus dem Jahre 1708, welches aus der St. Stephans-Kathedrale zu Chalons-sur-Marne stammt, „ist diese Kerze zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus, des unbefleckten Lammes, der allerseligsten Jungfrau Maria, des hl. Erzmartyrers Stephanus und aller Heiligen."

Wie die Osterkerze, so pflegt sich auch ihr Ständer durch Größe und Schmuck auszuzeichnen. Einen wie hohen Werth das Mittelalter auf einen prächtigen Osterleuchter legte, zeigen am besten die Exemplare, welche sich aus demselben noch erhalten haben. Im Norden scheinen sie vorherrschend aus Metall gearbeitet oder aus Holz geschnitzt worden zu sein. In Italien liebte man es, sie aus Stein anzufertigen. Wer in Rom S. Paolo fuori le Mura, S. Lorenzo fuori le Mura, S. Maria in Cosmedin, S. Clemente oder S. Agnese zu besuchen Gelegenheit hatte, wird dort glänzende Beispiele von steinernen Osterleuchtern gesehen haben. Der Candelaber in S. Paolo ist mit Sculpturen reich verziert. Die übrigen sind vortreffliche Cosmatenarbeiten; sie stellen gewundene Säulchen aus weißem Marmor dar, deren Schraubengänge zierlich mit Mosaik ausgelegt sind; letzteres setzt sich aus geometrischen Mustern zusammen und ist aus vergoldeten und farbigen Glaspasten hergestellt.

Der Osterleuchter in S. Lorenzo fuori le Mura erhebt sich auf der Brüstung der Treppe des Ambo, der kanzelartigen Erhöhung, von welcher das Evangelium verlesen wurde. Während nämlich gegenwärtig die Osterkerzenweihe auf dem Chore der Kirche an der Evangelienseite des Altares statthat, wurde sie ehedem häufig von dem Diakonen von der Stelle aus vorgenommen, von welcher er das Evangelium sang; weshalb denn der Ständer der Kerze entweder auf der Balustrade des Ambo oder doch in nächster Nähe des letztern seinen Platz hatte. Die Osterkerze vom Ambo aus zu weihen, muß in Italien im Mittelalter sehr gebräuchlich gewesen sein; denn wir sehen auch auf den Miniaturen der Exultetrollen des 11., 12. und 13. Jahrhunderts deren Segnung auf dem Ambo vor sich gehen (Fig. 1, siehe S. 276).

Doch lauschen wir dem Diakonen, welcher bereits seine Stimme zum Vortrage des Exultet erhoben hat.

„Es jauchze nun", so beginnt er, „die himmlische Engelschar; es jauchze der seligen Geister Chor, und es erschalle ob des so großen Königs Sieg Heil meldend die Posaune." Doch nicht bloß die Heerscharen des Himmels, auch die Erde soll in Jubel über des Erlösers Triumph ausbrechen; denn es scheuchte ja Christi Sieg das Dunkel des Sündenfluches, in dem sie so lange geschmachtet, hinweg. Vor allem aber hat die Kirche Grund zur Freude, da Christi Erlösungsthat ihr ja das Dasein gab. Darum vergißt denn der Diakon nicht, auch sie zur Theilnahme an dem allgemeinen Jubel einzuladen. Doch da gedenkt er, wie er in seiner Unwürdigkeit so wenig geeignet ist, das Osterlob geziemend zu singen.

Darum wendet er sich denn, bevor er den Preis auf die Auferstehungsnacht an stimmt, an die Umstehenden mit der Bitte, mit ihm und für ihn zu Gott um Gnade zu flehen.

Nach dieser Einleitung beginnt der Triumphgesang auf die Nacht, in d der Gottessohn die Riegel der Hölle brach. Er ist in die Form des feierlichst Präfationsgesanges gekleidet. Es folgt darum zunächst der vor den Präfation übliche Wechselgesang, und dann hebt der Diakon an: „Wahrhaft ziemend u gerecht ist es, in aller Inbrunst des Herzens und der Seele und mit der Stim Dienst jubelnd zu verherrlichen den unsichtbaren Gott, den allmächtigen Va

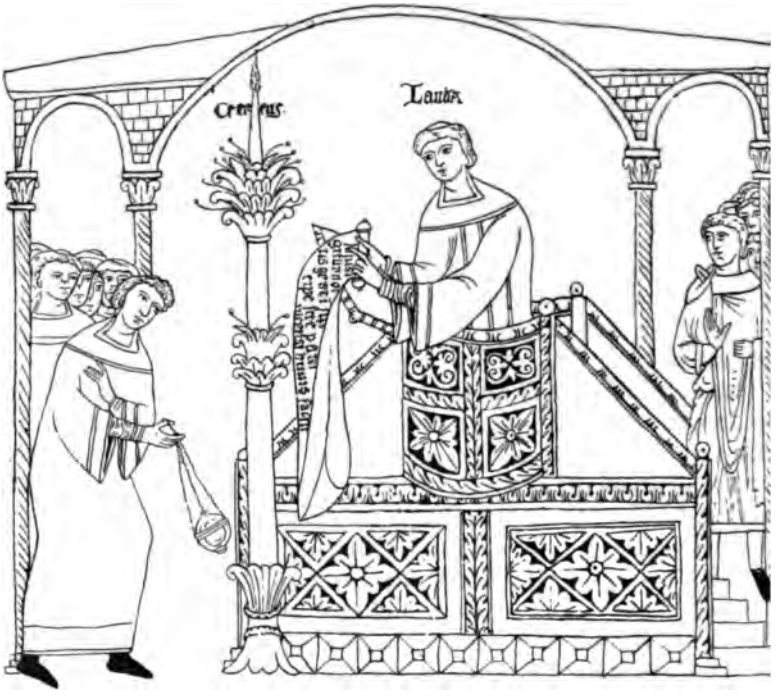


Fig. 1. Die Osterkerzenweihe (nach einer Miniatur der Barberinianischen Exultetrolle).

und seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn Christus, der an unserer St dem ewigen Vater Adams Schuld bezahlt und der alten Sünde Handschein Liebe mit seinem Blute ausgelöscht hat."

Allein warum gerade jetzt ein Loblied auf den Erlöser singen? Der Dia gibt uns die Antwort, indem er darauf hinweist, daß in der Osternacht Wirkli keit geworden ist, worauf einst zur Zeit, da die Hebräer in der Knechtschaft Aegypter schmachteten, die wunderbaren Begebenheiten dreier andern Nächte h gewiesen haben: die um des Blutes des Osterlammes willen erfolgte Rettung hebräischen Erstgeburt vor dem Morden des Würgengels, der Durchgang d

das Rothe Meer, welcher des Herrn Volk vor des Pharao Zornesschnauben schirmte, und das Aufleuchten der Feuersäule, welche den Kindern Israels als nächtlicher Führer auf ihrer Wanderfahrt dienen sollte. Den Menschen ward in der Osternacht Heil und Licht, Gnade und ewiges Leben. Und so gilt es vor allem dann, wenn dieselbe im Kreislauf des Jahres wiederkehrt, die Großthat der Erlösung wie auch Gottes erbarmende Liebe zu preisen. Darum fährt denn der Diakon fort:

„Nichts hätte es uns ja helfen können, geboren zu werden, wenn uns nicht Erlösung zu theil geworden. O wunderbare Herablassung deiner Güte gegen uns, o unschätzbare Huld und Liebe, daß du den Sohn hingabst, um den Knecht zu retten! O wahrlich nothwendige Sünde Adams, welche Christi Tod getilgt hat! O selige Schuld, die eines solchen und so großen Erlösers gewürdigt ward!"

Doch auch die Osternacht darf nicht leer ausgehen; sie ist die Nacht, da Christus den Triumph der Auferstehung gefeiert hat, die Nacht, da Christi Licht sich in die Finsterniß der Welt ergoß. Deshalb singt der Osterbote weiter:

„O wahrhaft selige Nacht, der es allein vergönnt war, Zeit und Stunde zu schauen, da Christus von den Todten auferstand. Das ist die Nacht, von der geschrieben ward: die Nacht wird hell werden wie der Tag, und wiederum: die Nacht ist mein Licht in meiner Wonne. Es ist die Nacht, deren Weihe die Laster scheucht, die Schuld abwäscht, den Gefallenen Unschuld und Freude den Trauernden wiederschenkt, die Nacht, welche den Haß verbannt, Eintracht stiftet und Gewaltherrschaft beugt."

Der Diakon hält nunmehr eine kurze Weile inne, um die fünf Weihrauchkörner in Kreuzesform der Osterkerze einzufügen. Die Handlung bedeutet die Weihe derselben. Dann hebt er von neuem an:

„Nimm also, heiliger Vater, in dieser gnadenreichen Nacht dieses Rauchwerks abendliches Opfer hin, welches dir die Kirche darbringt, wenn sie dir durch ihrer Diener Hände diese Kerze, der Bienen Werk, feierlich weiht. Schon wissen wir, was diese Säule kündet, welche zu Gottes Preis nun des Feuers Gluth entzündet."

Hier unterbricht der Diakon den Gesang ein zweites Mal, um aus der Hand des Akolythen den Stab zu nehmen, auf dessen Spitze die dreiarmige Kerze brennt, und an einem ihrer Arme die Osterkerze anzuzünden. Ist das geschehen, so fährt er fort:

„Mag selbiges auch in Theile geschieden sein, durch Abgabe des Lichtes verspürt es doch keinen Schaden; denn es nährt sich ja von dem schmelzenden Wachse, welches Mutter Biene zur Herstellung dieser kostbaren Leuchte bereitet hat."

Nun werden in der Kirche auch die andern Lichter angezündet; dann folgt ein nochmaliges knappes, aber inhaltreiches und markiges Lob auf die Osternacht: „O wahrhaft selige Nacht, welche die Aegypter beraubte, die Hebräer bereicherte! Nacht, in welcher mit dem Irdischen das Himmlische, Göttliches mit dem Menschlichen sich einigt."

Bei ihrem Auszuge aus Aegypten nahmen die Kinder Israels eine Menge kostbarer Gefäße mit sich, welche sie von den Aegyptern für die Darbringung der

Opfer geliehen hatten, die sie, wie sie angaben, in der Wüste darbringen wollten. Durch Pharaos Untergang im Rothen Meere blieben dieselben in den Händen der Hebräer. Die Aegypter erscheinen hier als Symbol des Höllengeistes, die Hebräer versinnbilden das durch die Erlösungsthat Christi mit Gnaden bereicherte Menschengeschlecht. Das zum Verständniß des ersten Satzes. Irdisches eint die Osternacht mit Himmlischem, Menschliches mit Göttlichem, weil in ihr das Werk seine Vollendung erhielt, das den gestörten Frieden zwischen Himmel und Erde herstellte und die Menschen wieder zu Gotteskindern machte.

Den Schluß des Präconiums bildet ein längeres Bittgebet, welches sich zu einer Fürbitte für die ganze Kirche mit Haupt und Gliedern ausgestaltet.

Die Weihe der Osterkerze und das Praeconium paschale sind zu Ende; der Diakon vertauscht die weiße Dalmatik mit violetter Gewandung; es beginnt die Lesung der zwölf alttestamentlichen Prophetien.

Die Osterkerzenweihe und die Absingung des Osterpräconiums sind uralt. In den römischen Kirchen muß die Benedictio cerei schon wenigstens im fünften Jahrhundert in Gebrauch gewesen sein. Der Liber pontificalis läßt den Papst Zosimus († 418) den Pfarreien in Rom die Erlaubniß zur Vornahme derselben geben, weshalb denn die mittelalterlichen Liturgiker des 9. Jahrhunderts und der Folgezeit vielfach den Papst schlechthin als Urheber der Osterkerzenweihe bezeichnen. Die betreffende Stelle hat allerdings in der ersten Recension des Papstbuches einen etwas andern Sinn. Sie erhielt jedoch bereits um 530 bei einer Ueberarbeitung des Liber pontificalis ihre jetzige Fassung. Es kann darum nicht bezweifelt werden, daß die Weihe der Osterkerze schon eine geraume Weile vorher in Rom in Uebung gewesen ist. Wäre sie noch gar nicht oder nur erst seit kurzem daselbst eingeführt worden, so hätte der Bearbeiter des Papstbuches unmöglich dem Papste Zosimus die Ausdehnung der Osterkerzenweihe auf die römischen Parochien zuschreiben können.

Die älteste Nachricht über das Praeconium paschale erhalten wir in einem Briefe des hl. Hieronymus an den Diakonen Präsidius von Piacenza. Dieser hatte den Heiligen ersucht, ihm für Ostern eine Laus cerei zu verfassen. In seinem Antwortschreiben schlägt dieser aber die an ihn gerichtete Bitte ab, indem er auf das Schwierige einer solchen Aufgabe hinweist. Es sei ihr keiner noch eigentlich gerecht geworden. Man beginne schon gleich mit prunkenden Declamationen, schildere Blumen und Gefilde und besinge in süßklingenden Worten die jungfräulichen Bienen. Man tische ein ganzes Buch aus Vergils Georgica auf: da fliege die Königin an der Spitze ihrer Schar daher, und mit solchem Bombast würden die verschiedenen Verrichtungen (der Bienen) dargestellt, daß man sich in das Getümmel eines Heerlagers versetzt glaube. Das möge ja an sich recht hübsch sein und den Ohren schmeicheln; allein es passe weder für den Diakonen noch zum heiligen Ort noch zur heiligen Osterzeit, in der das Osterlamm geschlachtet werde und der Diakon das einzige Mal im Jahre unter dem Schweigen des Bischofs und der Priester seinen Mund zum liturgischen Gesang öffnen dürfe. Bei einer solchen Gelegenheit müsse man nicht sowohl die Sprache der Menschen als diejenige Gottes reden. Aber da liege freilich die Schwierigkeit.

Sowohl das Alte wie das Neue Testament ließen einen hier im Stiche. Präsidius werde demnach begreifen, wenn er ihm den erbetenen Text nicht mache. Er werde übrigens demnächst mit ihm mündlich die Sache besprechen. Inzwischen möge dieser sei sich überlegen, ob er nicht gut daran thue, Piacenza mit seinen Annehmlichkeiten zu verlassen und in die Einöde zu gehen, um daselbst ein Leben des Gebetes und der Abtödtung zu führen. Er möge sich so eine geistige Osterkerze aus den mannigfachen Tugendblüthen bereiten. Das Schreiben ist seinerzeit von Erasmus und seitdem von verschiedenen andern dem hl. Hieronymus abgesprochen worden. Indessen darf man nach den gründlichen Untersuchungen, welche neuerdings der Benediktiner Morin (Revue bénédict. 1891, VIII, 20—28; 1892, IX, 392—397) über dasselbe angestellt hat, unbedenklich an der Autorschaft des Heiligen festhalten. Zur Zeit, da der Brief geschrieben wurde, war, wie aus einer gelegentlichen Bemerkung desselben erhellt, noch nicht ein Jahr nach dem am 25. August 383 erfolgten Tode Gratians verflossen. Das Schreiben muß also spätestens vor Ostern 384 abgefaßt worden sein. Es würde demnach auch dann seine Bedeutung als Zeugniß für das hohe Alter der Laus cerei paschalis nicht verlieren, wenn es von einem andern als dem hl. Hieronymus herrühren sollte.

Einen andern frühen Hinweis auf das Osterpräconium hat man in dem Hymnus des Prudentius Ad incensum lucernae sowie in einer Stelle der Schrift des hl. Augustinus De civitate Dei (l. 15, c. 22), worin der Heilige zwei Verse aus einer von ihm in Hexametern verfaßten Laus cerei anführt, finden wollen. Allein Prudentius redet schwerlich von der Osterkerze; beim großen Bischof von Hippo ist es aber nicht hinlänglich klar, welcher Kerze sein Lied gegolten hat. Man wird deshalb von beiden Zeugnissen absehen müssen. Eine Rede über die Osterkerze, die wohl dem hl. Augustinus zugeschrieben wurde, kann jedenfalls, weil unecht, nicht als Beweis angezogen werden, daß schon um den Beginn des 5. Jahrhunderts der Ritus der Osterkerzenweihe in Uebung gestanden habe.

Um den Anfang des 6. Jahrhunderts, also zur Zeit, da uns die Benedictio cerei paschalis im römischen Cultus begegnet, war dieselbe auch in Pavia gebräuchlich. Es bekunden das die beiden noch vorhandenen Osterpräconia des einstigen Diakonen und nachmaligen Bischofs von Pavia, Ennodius († 521). In Ravenna nahm, wie aus einem Schreiben Gregors d. Gr. an den dortigen Erzbischof Marianus hervorgeht, nicht der Diakon oder ein Priester, sondern der Erzbischof selbst die Weihe vor (Ep. l. 9, n. 33).

Im Jahre 633 spricht das vierte Concil von Toledo von der Osterkerze. Seine Worte (can. 9) sind in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth. Wir erfahren nämlich aus ihnen, daß damals die Segnung derselben in Spanien allenthalben üblich war, daß sie sich auch sonst in vielen Gegenden eingebürgert, daß sie aber noch keineswegs allgemeine Aufnahme gefunden hatte. Um das 9. Jahrhundert dürfte die Weihe im Abendlande wohl nirgends mehr dem Ritus der Osternigil fremd gewesen sein.

Die einzelnen Ceremonien, unter denen die Segnung der Osterkerze statthatte, waren ehedem keineswegs überall die gleichen. So wurde dieselbe hier durch eine Litanei eingeleitet, während man anderswo ohne Litanei begann. Hier wurde die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

heber der Osterkerzenweihe überhaupt. Den Gebrauch, die Kerze zu segnen,
lt es, habe nach kirchlicher Ueberlieferung der hl. Augustinus eingeführt.
: sei jedoch, da er die Segnung vorgenommen, von Hieronymus darüber
e gestellt worden, warum er ihr Stellen aus Virgil eingeflochten habe.
r werde das Weihegebet in den Kirchen in der Fassung gesungen, wie es
eronymus verbessert worden sei. Pieralisi, der Herausgeber der Exultet-
r Barberinischen Bibliothek, hat auf Grund dieser Notiz den Tadel, den
Hieronymus über die Weise, das Osterpräconium anzufertigen, Präsidius
er ausspricht, auf die Laus cerei bezogen, von welcher der hl. Augustinus
itate Dei (l. 15, c. 22) redet. Mit Unrecht; denn es hatte ja im Jahre 384
icht dessen Bekehrung stattgefunden. Die Bemerkung des Pontificale von
3 beruht lediglich auf einer kritiklosen Verquickung der Exultetüberschrift
gallikanischen Sacramentarien mit dem erwähnten Schreiben des heiligen
gmus.

Richtig ist allerdings, daß aus unserem Exultet im Laufe der Zeit ein
der Art, von welcher der Brief an Präsidius redet, ausgefallen ist: das
r Biene. Seine Ausscheidung begann jedoch kaum vor dem Ende des
rhunderts, da er sich bis dahin noch regelmäßig in den Handschriften
Auch vollzog dieselbe sich nicht auf einmal, sondern nur nach und nach.
uerte bis in das 13. Jahrhundert, bevor die zum ganzen Gedankengang
m großartigen Schwung des Osterpräconiums minder passende, wenngleich
liebliche und anziehende Schilderung des Lebens und Webens, des Treibens
chaffens des emsigen Bienenvolkes aus den Missalien verschwand. Der
satz, in welchem die Biene als Symbol der allerseligsten Jungfrau hin-
wird, erhielt sich sogar an verschiedenen Orten bis in das 16. Jahr-
. Er findet sich z. B. noch in einem Missale von Sevilla aus dem
1534, einem Missale von Palencia von 1568 und einem für Sicilien
en Missale von 1569.

Das Lob der Biene schloß sich an die Worte des Exultet an: „Das Licht
sterkerze) nährt sich von dem schmelzendem Wachse, welches Mutter Biene
rstellung dieser kostbaren Leuchte bereitet hat."

Die Biene", so lautet es, „zeichnet sich vor den übrigen aus, welche in
nschen Dienste stehen. Winzig dem Körper nach, birgt sie doch gewaltigen
n ihrer engen Brust. Ob auch schwach an Kräften, ist sie doch mächtig
hren Instinct. Merkt sie der Zeiten Wechsel, wenn der bereifte Winter
nes Gewand abgeworfen und der Frühling mit lauem Hauch die greisen-
sehende Eisdecke geschmolzen, so drängt es sie, alsbald zum Schaffen aus-
. Auf leichtbewegten Schwingen, die Beinchen aufgezogen, zerstreuen sich
nlein über die Fluren. Nun lassen sie sich nieder, saugen die Blüthen
d kehren dann mit Nahrung schwer beladen zum Stock zurück. Dort bauen
n aus zähem Wachs mit wundersamer Kunst die Zellen; die andern bilden
n Munde die Jungen; wieder andere legen den aus den Blättern ge-
en Honig ein. O wahrhaft seliges und wunderbares Bienlein, dessen
ht weder Befruchtung verletzt, noch Gebären schwächt, und dessen Unversehrt-

heit zugleich mit Nachkommenschaft zusammen besteht. So hat auch Maria, der Heiligkeit voll, als Jungfrau empfangen und als Jungfrau geboren, und so ist sie immerdar Jungfrau geblieben."

Die Osterkerze sinnbildet Christus; in ihrem Wachse erblickte man seine heilige Menschheit. Dementsprechend galt die für jungfräulich angesehene Biene, welche das Wachs bereitet, als Symbol der allezeit reinen Jungfrau, aus welcher der Gottessohn Fleisch angenommen hat. Für jungfräulich wurden aber die Bienen gehalten, weil man glaubte, sie erzeugten die Jungen nicht auf dem Wege der natürlichen Befruchtung, sondern formten dieselben mit ihrem Munde aus den Stoffen, welche sie aus den Blumen zusammengelesen hätten. Auch der hl. Hieronymus erwähnt die Fabel in dem Briefe an Präsidius.

Der Ausfall des Lobes der Biene ist die einzige namhafte Veränderung geblieben, welche das Exultet im Laufe der Zeit an sich erfahren hat. Wohl war eine Zeitlang auch der Passus, welcher Adams Sünde als nothwendig und seine Schuld als glücklich preist, in Gefahr, beseitigt zu werden. Man stieß sich an dem in kirchlichem Sinne durchaus unverfänglichen, aber immerhin Mißdeutungen und Mißverständnissen offenstehenden Texte. Man untersagte deshalb den Vortrag der Stelle, ließ sie, wie uns das Udalrich vom hl. Hugo von Clugny berichtet, gar ausradiren oder überging sie beim Abschreiben des Exultet. Sie fehlt darum in einer nicht geringen Zahl von Codices, und das nicht bloß in solchen, welche dem 2. Jahrtausend angehören. Wir vermissen sie auch schon in einzelnen Manuscripten des 9. oder 10. Jahrhunderts. Es ist nicht zur Ausscheidung des tiefsinnigen Passus gekommen, in welchem sich in markigster Weise der Jubel über die Erlösung ausspricht.

Wir dürfen die Geschichte der Osterkerzenweihe und des Praeconium paschale nicht schließen, ohne einer interessanten Gepflogenheit zu gedenken, welche ehedem in manchen Kirchen Unteritaliens, aber, wie es scheint, auch nur dort herrschte. Man schrieb dort das Exultet auf eine Pergamentrolle, rotulus. Dem Texte wurden eine Reihe von Miniaturen eingefügt, welche den Inhalt des Präconiums nach seinen hauptsächlichsten Gedanken bildlich zum Ausdruck brachten. Die Blüthezeit dieser Sitte fällt in das 11. und 12. Jahrhundert.

Es haben sich noch verschiedene dieser Exultetrollen erhalten. Die Vaticana besitzt ihrer zwei, die Casanatensische und die Barberinische Bibliothek zu Rom je einen. Andere befinden sich in den Domen von Capua, Salerno und Pisa, sowie zu Bari. Auch das Britische Museum darf sich eines Rotels rühmen.

Die Exultetrollen haben zum Theil sehr bedeutende Abmessungen. Der jetzt in fünf Stücke zerschnittene unvollständige Rotel der Barberiniana mochte ehedem eine Länge von circa 6 m haben. Seine Breite beträgt 0,30 m. Eine der beiden vaticanischen Rollen ist 6,60 m lang und 0,28 m breit. Die Exultetrolle der Casanatensis weist eine Länge von 6,85 m und eine Breite von 2,40 m auf. Am längsten ist vielleicht der Rotel von Salerno, da er bei einer Breite von 0,48 m die ungemeine Länge von mehr als 8 m besitzt.

Bald geht auf den Rollen die Darstellung dem betreffenden Text voraus, bald folgt sie demselben. Scheinbar sehr merkwürdig ist hierbei, daß Schrift und

Bild eine verschiedene Richtung haben. Steht jene richtig, so erscheint dieses auf dem Kopfe, und umgekehrt. Die Sache erklärt sich indessen sehr leicht. Bei der Absingung des Exultet ließ der Diakon den abgerollten Theil des Rotels über die Brüstung der Kanzel herabfallen (Fig. 1), damit das Volk die Bilder desselben betrachten könne und so in das Verständniß des Textes eingeführt würde. Hätten nun die Miniaturen dieselbe Richtung wie der Text gehabt, so hätten sie, gerade wie dieser, für die den Ambo umringenden Gläubigen auf dem Kopfe gestanden und ihnen darum den Inhalt und den Gedankengang des Präconiums nicht verdolmetschen können. Daher die für den ersten Blick so sonderbare Einrichtung der Exultetroteln, die Darstellungen umgekehrt dem Text einzufügen.

Vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, sind die Miniaturen der Roteln nicht nur keine Meisterwerke, sie können sogar, wie so viele andere ihrer Zeit, in dieser Hinsicht nur eine sehr bescheidene Stellung unter den Schöpfungen der christlichen Kunst beanspruchen. Composition, Perspective, Ausdruck, Colorit sind sehr mangelhaft. In den meisten Fällen sind die Bilder fast nichts als leicht und flüchtig, wenn nicht gar roh hingeworfene Skizzen. Für die Kunstgeschichte, die Ikonographie, die Culturgeschichte und die Geschichte der Liturgik haben dagegen die Miniaturen der Exultetrollen eine sehr große Bedeutung. Schade, daß sie nach all diesen Beziehungen hin noch nicht genügend bearbeitet worden sind.

Eine allseitige und erschöpfende Würdigung des Bilderschmuckes der Exultetrollen ist an dieser Stelle nicht möglich, so viele interessante Perspectiven das auch eröffnen würde. Indessen möchten wir doch wenigstens einen kurzen Ueberblick über ihren Miniaturenschatz geben.

Die erste Darstellung pflegt regelmäßig an die Worte anzuknüpfen, in denen der Diakon die Himmelschöre zum Jubel über Christi glorreichen Sieg auffordert. Sie besteht gewöhnlich aus zwei Abtheilungen. In der einen sehen wir den Auferstandenen; er hält in der Hand eine mächtige Lanze, die er mit wuchtigem Stoß gegen den am Boden gefesselt liegenden Höllenfürsten geschwungen hat. Die Pforten der Unterwelt sind aus den Angeln gehoben. Schloß und Riegel liegen zerbrochen in Stücken umher. Es ist Christi Triumph, den die erste Abtheilung darstellt. In der zweiten schauen wir jubelnde Engelscharen. Alles, Miene, Gebärde und Haltung, kündet ihre Freude. In der Mitte des Bildes pflegt einer der himmlischen Geister in ein gewaltiges Horn zu stoßen. Der dem Horn entquellende Schall ist durch Linien angedeutet. Der Miniator hat in der zweiten Abtheilung das Jauchzen und Jubeln der Himmelschöre ob Christi Sieg geschildert.

Die folgende Miniatur verkörpert die Worte des Exultet, in welchen der Diakon die Erde zur Freude ermahnt, da ja nunmehr die Finsterniß verscheucht ist und der König der Herrlichkeit sein Licht über sie ergossen hat. Hoch oben erscheint der rex gloriae, etwas tiefer die Hand Gottes, welche Lichtstrahlen auf eine unten am Boden sitzende weibliche Gestalt hinabsendet. Das Weib ist die bekannte Personification der Erde und demgemäß mit der Beischrift tellus oder terra versehen. Es ist bis zur Hüfte entblößt und nährt an seinen Brüsten Thiere, wie z. B. einen Stier, eine Schlange, einen Bär, einen Wolf und ähn-

liche. Sein Haupt umgibt eine Feuerkrone, von welcher zwölf Feuerstrahlen ausgehen. In der erhobenen Rechten hält es ein Füllhorn, mit der Linken stößt es eine dunkle Gestalt von sich, die als caligo oder tenebrae bezeichnet ist.

„Es freue sich auch die Mutter, die Kirche", mahnt das Präconium weiter. Die an diese Aufforderung sich anschließende Darstellung pflegt, wie die erste wiederum zweitheilig zu sein. Im obern Felde ist die Kirche dargestellt. Sie erscheint als weibliche Gestalt mit reicher Krone auf dem Haupte und steht oder thront unter bezw. vor einem Tempelbau. Sie hat die Arme jubelnd ausgebreitet. Ueber ihr hangen Lichtampeln. Auch pflegen Leuchter mit Kerzen zu ihrer Rechten wie zu ihrer Linken aufgestellt zu sein. Im untern Felde sehen wir das gläubige Volk. In seiner Mitte steht ein Fürst mit seinem Gefolge. Alle schauen voll Freude jubelnd aufwärts.

Die vierte Miniatur bildet die Illustration zur Bitte des Diakonen, man wolle doch für ihn zu Gott um Barmherzigkeit flehen, auf daß er die Weihe der Osterkerze würdig vornehmen möge. Sie zeigt uns den Diakonen auf dem Ambo, mit der Dalmatik und darüber mit der Stola bekleidet, falls der Miniator letztere nicht etwa, was jedoch selten der Fall ist, vergessen hat (Fig. 2). Ringsherum steht der Bischof mit dem Clerus und die Gläubigen. Die Osterkerze erhebt sich zur Seite des Ambo. Bereits hat der Diakon einen Theil des Rotels abgerollt und über die Brüstung herabfallen lassen. Die Darstellung hat als Wiedergabe der Osterkerzenweihe, wie dieselbe in Süditalien vor sich ging, besondere Bedeutung für die Liturgiker. Sie ist auch insofern von großem Interesse, als sie beweist, daß in der Heimat der Exultetrollen, Benevent, Capua, Monte Cassino, im 11. und 12. Jahrhundert die Diakonen abweichend vom römischen Ritus die Stola über die Dalmatik anlegten. Zu Rom trug man das Gewandstück unter derselben.

Fig. 2. Diakon (aus einer Miniatur der Exultetrolle zu Pisa).

Die Präfation leitet regelmäßig das in den Missalien des 10., 11. und 12. Jahrhunderts gewöhnliche Präfationszeichen ℣ ein. Dasselbe setzt sich aus den Buchstaben V und D sowie dem Kürzungsstrich zusammen und stellt die beiden ersten Worte der Präfation Vere dignum in ihren Anfangsbuchstaben dar. In den Exultetrollen ist es gewöhnlich von außerordentlicher Größe und auf den ältesten Rollen stets im Geschmack der montecassinensischen und beneventanischen Miniatur der Frühzeit unseres Jahrtausends mit Flechtwerk und phantastischen Thiergestalten überreich geschmückt. Da, wo der Kürzungsstrich und der den Buchstaben V und D gemeinsame Mittelschaft sich schneiden, befindet sich in der Regel in einem Medaillon ein Brustbild Christi, wie denn überhaupt die Darstellung des Erlösers im Einklang mit dem Charakter der Exultetrollen an vielen Stellen derselben wiederzukehren pflegt.

Bis zum Beginn der Präfation herrſcht in den Roteln hinſichtlich der Text-Illuſtrationen eine ziemliche Gleichförmigkeit. Dann aber beginnt eine große Mannigfaltigkeit. Wir ſehen deshalb davon ab, die dem Präfationsgeſang eingeſchobenen Miniaturen an der Hand des Textes zu verfolgen, und beſchränken uns auf eine bloße Angabe ihrer Darſtellungen.

Am häufigſten begegnen uns Chriſtus am Kreuze, der Stammeltern Befreiung aus der Vorhölle, Maria Magdalena am Grabe und das Anzünden der Osterkerze. Niemals fehlt eine auf das Lob der Biene bezügliche Miniatur. In der Regel ſchildert dieſelbe bloß das bewegte Treiben und Schaffen der emſigen Thierlein, welche aber dem Künſtler ſtets um ein Vielfaches zu groß gerathen

Fig. 3. Die Bienen (nach einer Miniatur des Barberinianiſchen Rotels).

ſind. Wir ſehen ſie zu den Blumen fliegen, die Blüthenkelche umſchwärmen, Honig und Blüthenſtaub ſammeln und mit Beute beladen zum Stock heimkehren. Am reichſten iſt die Darſtellung im Rotel der Barberiniana, in welchem ſie uns außer dem Leben und Weben der Bienen auch die Thätigkeit des Imkers, das Ausnehmen des Honigs und das Einfangen eines Schwarmes erzählt. Leider iſt die originelle und wohl ganz vereinzelt daſtehende Miniatur in einzelnen Partien ſchlecht erhalten. Statt einer weitern Beſchreibung der Darſtellung, welche ihr ohnehin kaum gerecht würde, geben wir von derſelben eine verkleinerte Abbildung (Fig. 3). Dieſelbe dürfte namentlich die Freunde der Bienenzucht intereſſiren, da ſie aus ihr erſehen, wie man dieſe Beſchäftigung vor etwa 700 Jahren betrieb.

Minder regelmäßig als die erwähnten kommen eine Anzahl anderer Miniaturen vor. Zu ihnen gehört außer der Darstellung des von den Evangelistensymbolen umgebenen und im Glorienschein strahlenden Gotteslammes, der Grabesruhe des Erlösers und der heiligen Frauen am Grabe besonders die naive Schilderung des Durchzuges der Kinder Israels durch das Rothe Meer. Aegypten ist auf derselben zur Linken als eine, wie es scheint, aus Bambusrohr gebaute Veste dargestellt, über deren Rand die Köpfe von Aegyptern hervorlugen. Das Rothe Meer ist als röthlich gefärbter Fluß behandelt. Die Kinder Israels sind schon mit Moses an das sichere Ufer gestiegen. Welches Los Pharao zu theil geworden, deuten ein im Wasser schwimmender Schild und zwei ertrunkene Rosse an. Vor den Kindern Israels steht die Feuersäule, ein merkwürdiges, kerzenförmiges Ding, aus dem von oben bis unten ringsum Flammen hervorbrechen. Im Hintergrund sehen wir die Personification der Nacht.

Dem Schlußsatze des Lobes der Bienen, welcher sich zum Preise auf die jungfräuliche Reinheit der Gottesmutter erhebt, pflegt irgend eine Darstellung Marias beigefügt zu sein, so z. B. die Verkündigung oder die allerseligste Jungfrau mit dem Jesuskinde zwischen Engeln.

In Bezug auf die Illustration der Fürbitte, mit welcher das Präconium schließt, herrscht in den Exultetrollen wiederum größere Einheit. Die derselben eingeschalteten Miniaturen pflegen die Personen darzustellen, für welche der Diakon betet, insbesondere den Papst, den Bischof und den Landesherrn.

Die Exultetrollen kommen seit etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts außer Gebrauch. Sie verschwinden zugleich mit der longobardischen (beneventanischen) Schrift, in der sie geschrieben sind. Eine Erinnerung an die frühere Sitte ist es aber, wenn noch jetzt am Karsamstag am Ambo des Domes zu Salerno der dortige Rotel mit seinen Bildern für das Volk ausgehängt wird. Mit dem Abgang der Exultetrollen endete eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte des Osterpräconiums.

Joseph Braun S. J.

Die Controverse über die Pulververschwörung.

(Schluß.)

III.

Einen gewissen Werth bewahren P. Gerards scharfsinnige Einwendungen gegen die überlieferte Geschichte des Minenbaues besonders insofern, als sie ihn dazu führten, die vier einzigen ursprünglichen Documente, in welchen dieselbe sich findet, einer schärfern Kritik zu unterziehen. Alle vier erachtet er als Fälschungen.

Ein kurzes Sätzlein in Bezug auf die Mine findet sich zunächst im Bekenntnisse Rob. Keyes' vom 30. November 1605. Dieses Bekenntniß trägt indes Keyes' Unterschrift nicht, noch läßt es sich nachweisen, von wem die Handschrift herrührt; jedenfalls ist von fremder Hand vieles hinzugesetzt. Das Sätzlein selbst scheint vom Schreiber nachträglich hinzugefügt und lautet nur: „Er half [auch] in der Mine arbeiten." Ein kürzeres Protokoll desselben Verhöres, welches die officiellen Unterschriften der königlichen Commissäre trägt, enthält diesen Satz nicht. P. Gerard[1] betrachtet daher jenes erstere Protokoll, das nur vom Commandanten des Tower, vom Attorney General und vom Oberrichter Popham gezeichnet und so vielfach interpolirt ist, nicht als glaubwürdig und authentisch.

Der zweite, dessen Aussage für die Geschichte der Mine in Betracht kommt, ist Guy Faukes. Von elf Verhören, die mit ihm angestellt wurden[2], liegen noch die Protokolle oder doch vermeintliche Protokolle theils im Original, theils in der Abschrift vor; von einer Anzahl anderer Verhöre sind nur auf Umwegen Nachrichten uns erhalten[3]. Nur zwei aus diesen vielen Verhören nehmen Bezug auf die Mine; es sind die vom 8. und 17. November 1605. Bei genauerer Vergleichung dieser beiden scheint sich aber zu ergeben, daß die beiden auch sonst in ganz besonders naher Beziehung zu einander stehen, und daß das vermeintliche Protokoll vom 8. November nichts anderes ist als der Rohentwurf eines Bekenntnisses, wie man es Faukes in den Mund legen wollte und mit dem angeblichen Protokoll vom 17. November ihm wirklich in den Mund gelegt hat[4].

Das Document vom 8. November, in welchem der Entwurf vorliegt, trägt keine Unterschrift, wie es sonst bei den Protokollen der Verhöre sich findet. Am Ende ist in derselben Handschrift eine Liste von Zeugen beigeschrieben, aber mit so kurzer, summarischer Bezeichnung ihrer Persönlichkeit, wie keiner dieser hohen Kronbeamten auf einem officiellen Actenstück

---

[1] The Gunpowder Plot and the Gunpowder Plotters p. 7, n. 1.

[2] Am 5. November, 6. Nov. (zweimal), 7., 8., 9., 16. und 17. Nov. 1605 und 9., 20. und 26. Januar 1606.

[3] Verhör vom 19., 25. und 30. November 1605 und 20. Januar 1606 in den Tanner Manusc. der Bodleian Library; vgl. *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 190/91.

[4] Gerard (What was the Gunpowder Plot? p. 268 f.) druckt zur Vergleichung beide nebeneinander ab. Vgl. auch *Gerard*, The Gunpowder Plot etc. p. 8 f.

sich zu unterschreiben pflegte[1]. Von Faukes, dem Urheber der angeblichen Geständnisse, ist nur in der dritten Person die Rede. Was auffallender ist bei den vielen und bedeutenden Correcturen, welche sich finden, mehrmals besagt das Durchgestrichene das gerade Gegentheil oder etwas durchaus Verschiedenes von dem, was dann an Stelle des Durchgestrichenen gesetzt wird. Ein solches Verfahren ist psychologisch kaum denkbar bei einem Manne, der seine Geständnisse schreibt, oder einem Beamten, der Geständnisse zu Protokoll nimmt. „Hieraus schließe ich", schreibt daher P. Gerard[2], „daß diejenigen, welche den Bericht vorbereiteten, wie man solchen von ihm (Faukes) haben wollte, noch am Herumtasten waren und probiren wollten, welche von den verschiedenen Wendungen der Sache ihren Zwecken am besten entsprechen würde. Denn es kann z. B. nicht wahr gewesen sein, und es läßt sich kaum denken, daß Faukes habe sagen wollen: einerseits, daß die Verschwörer die Absicht gehabt hätten, sogleich nach der Katastrophe zu ihrer That sich zu bekennen, und daß sie dafür eine Proclamation schon in Bereitschaft gehabt hätten, und zugleich andererseits, daß sie entschlossen waren, sich *nicht* zu ihrer That zu bekennen, bevor sie genügende Macht um sich gesammelt hatten, um ihren Feinden die Spitze zu bieten. Und doch war die erstere Behauptung ursprünglich niedergeschrieben, wurde dann aber durchgestrichen und durch die zweite ersetzt."

Außerdem sind in dem Schriftstück vom 8. November mehrere Stellen mit dem Zeichen versehen, daß sie wegfallen sollten, die dann im Protokoll vom 17. November wirklich weggelassen sind. Wo der Entwurf vom 8. November verschiedene Aussagen über denselben Gegenstand aufweist, die eine als unrichtig durchgestrichen und die andere als die richtige ausgeschrieben, da weiß das angebliche Bekenntniß vom 17. November brauchbare Elemente beider Aussagen miteinander zu verbinden, indem es aus dem „Richtigen" wie aus dem „Unrichtigen" etwas beibehält.

Freilich trägt das Bekenntniß vom 17. November, dessen Inhalt auf zwei Seiten desselben Blattes vertheilt ist, auf der einen Seite die eigenhändige Unterschrift des Guy Faukes. Im übrigen ist es aber im Original nur bezeugt von Ed. Coke, dem Attorney General, und W. Waad, dem Commandanten des Tower, zwei Werkzeugen Cecils, von welchen einer

[1] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 169. Statt des Namens wird nur das Amt genannt, z. B. L. Admiral, L. Chamberlain, attorney General u. s. w.

[2] The Gunpowder Plot p. 8.

n andern an Gewissenlosigkeit übertraf. Wer kann sagen, in welcher eise diese Unterschrift erlangt wurde? Das Document, wie es heute ch vorliegt, ist sicher nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Zunächst det sich das Datum des 17. November nebst der Bemerkung, diese ssagen seien in Gegenwart der Lord Commissioners als richtig anlannt worden, nachträglich von der Hand Ed. Cokes hinzugefügt. Von cils Hand ist der Name eines jener, die in der Mine mitgearbeitet ben sollten, durchgestrichen und durch einen andern Namen (unrichtig) setzt.

Noch ein anderer Zusatz findet sich von Cokes Hand. Unter den engschen Katholiken, welche in den Niederlanden Dienste genommen hatten, ar kaum ein anderer der Regierung so verhaßt wie Hugh Owen, eine r Hauptstützen für die verfolgten Glaubensbrüder in England. Cecil ng nun eifrig darauf aus, diesen Mann als Mitschuldigen der Pulverrschwörung erscheinen und von dem Könige dessen Auslieferung betreiben lassen. Schon am 14. November 1605 schreibt er an den englischen esandten in Brüssel, man erwarte, die gewünschten Aussagen gegen Owen n Faukes zu erlangen. In der Instruction für Ed. Coke von Cecils and zur Leitung der Gerichtsverhandlung heißt es mit nackten Worten: Sie müssen Ihr Augenmerk darauf gerichtet halten, Owen so tief in se Sache zu verwickeln, als Sie nur können." Freilich enthielt das von ukes unterschriebene Geständniß vom 17. November gleichwohl nichts er Owen. Aber der Attorney General corrigirte das Fehlende mit ener Hand nachträglich hinein, und so kam dann das „Bekenntniß" mit em vierfachen Zusatze im King's Book officiell zum Abdruck. Hinzugt war 1. die Reihe von Zeugen, die auf dem Document vom . November sich gar nicht findet, sondern nur auf dem Entwurf vom November kurz verzeichnet stand; 2. die Behauptung Cokes, daß das rliegende Bekenntniß in Gegenwart der königlichen Commissäre anerkannt rden sei; 3. die Aussage über Owen; 4. Cecils verfehlte Aenderung es Namens. Mit einem ernst zu nehmenden amtlichen Document pflegt n bei der Veröffentlichung mit solcher Unverfrorenheit nicht zu verfahren; ders, wenn das Document ohnehin schon zum größern Theile eigenes achwerk war.

Dr. Gardiner allerdings betrachtet das Verhältniß der beiden Versprotokolle (wenn man sie in ihrer vorliegenden Gestalt so nennen darf) n 8. und 17. November in einem andern Lichte und hält die Authen-

ticität beider aufrecht. Nach ihm wurde einfach das Protokoll vom 8. November für das Verhör vom 17. November zu Grunde gelegt, um einzelne Ausſagen zu vervollſtändigen, andere näher zu erklären. Dadurch will er das auffallend genaue Uebereinſtimmen beider Protokolle wie auch die Uebergehung einzelner Punkte, über die man nichts weiter zu wiſſen wünſchte, ganz begreiflich finden. So ſehr jedoch Dr. Gardiner es verſteht, ſeine Vermuthungen annehmbar erſcheinen zu laſſen, kommt er doch über bloße Vermuthungen dabei nicht hinaus und vermag die ſchwer wiegenden Bedenken nicht zu beſeitigen, welche P. Gerard der handſchriftlichen Beſchaffenheit der jetzt noch vorliegenden Documente entnommen hat. Verdacht muß es ſchon erwecken, daß, nachdem Faukes in den frühern Verhören ſich verſchloſſen und ſtarr gezeigt, gerade zur rechten Zeit, wie auf Beſtellung, für die Drucklegung des King's Book ein Bekenntniß von ihm erfolgt, wie man es nicht zu criminaliſtiſchen, ſondern zu publiciſtiſchen Zwecken eben brauchte. Hier iſt nicht mehr in dritter Perſon von einem geſtändigen Delinquenten die Rede, in der trockenen Form eines gerichtlichen Geſtändniſſes, ſondern es iſt eine in erſter Perſon gehaltene Mittheilung über Selbſterlebtes. Alles lautet wie die ſpannende, auf möglichſte Erregung des Gemüthes berechnete Erzählung eines guten Kameraden im Kreiſe ſeiner Freunde. So brauchte man es gerade für das große Publikum.

Dieſe beiden letzten Verdachtsmomente gelten in noch ungleich höherem Maße von dem wichtigſten der auf die Pulververſchwörung bezügliche Documente, der ſogen. „eigenhändigen Bekenntnißſchrift" Thomas Winter vom 23. November. Dieſelbe kam für den Druck des King's Book ſ ungemein erwünſcht, daß der Herausgeber ſelbſt eine Bemerkung darüb nicht unterdrücken konnte[1]:

„Und da gerade, noch ehe die Erzählung von der Entdeckung d Complots fertig werden konnte, um in den Druck zu gehen, Thom Winter, welcher gefangen und nach London gebracht worden war, e Bekenntniß abgab, welches, im weſentlichen mit dem von Faukes übere ſtimmend, noch mehr ins Einzelne geht, ſo habe ich es für zweckmäßig e achtet, dasſelbe gleichfalls hier einzufügen zur weitern Aufhellung der Sac und zur Unterhaltung für den Leſer."

[1] Nach Gardiner (What Gunpowder Plot was p. 74) begann der Dr zwiſchen dem 23. und 28. November.

Dem Tone nach aber liest sich die Erzählung Winters wie das Geistesproduct eines Novellenschreibers oder wie die Erinnerungen eines Veteranen. Niemand würde in dem Erzähler den zur Verzweiflung getriebenen katholischen Edelmann vermuthen, der, in die Hände gehaßter Todfeinde gerathen, in der harten Gefangenschaft des Tower einem grauenhaften Ende hoffnungslos entgegensieht.

Richtig ist, daß dieses Bekenntniß Winters mit den Geständnissen Faukes' vom 17. November ziemlich genau übereinstimmt und einer poetischen Erweiterung derselben nicht unähnlich erscheint. Was der Attorney General am 17. November über die Complicität des Hugh Owen mit eigener Hand in ein fertiges Schriftstück nachträglich einflicken mußte, ist hier bereits von Anfang an in die Erzählung verwoben, und der Mitschuld Owens wird etwas ausgiebiger Erwähnung gethan. Die Geschichte vom Graben der Mine und der Aushöhlung der Mauer findet sich ausführlich in beiden Bekenntnissen. Bedenken könnte es dagegen erregen, daß in Bezug auf das Ende der Verschwörer, von welchem bei Faukes sich nichts findet, Winters „freiwilliges Bekenntniß" etwas enthält, was sicher falsch ist, und dies über einen Punkt, den er sicher kennen mußte. Dem Bekenntniß zufolge wären zu Holbeche am 8. November die beiden Wright sofort todt niedergestreckt worden, während es feststeht, daß sie noch längere Zeit (1 bis 2 Tage) gelebt haben.

Es sind jedoch Schwierigkeiten anderer Art, die sich viel gewichtiger der Glaubwürdigkeit dieses Documentes entgegenstellen und nahezu unlösbar erscheinen; sie gründen sich ausschließlich auf den Handschriftenbefund. Im Record Office zu London, welches die geheimen Papiere der Regierung bewahrt, findet sich von diesem Bekenntniß nur eine „Abschrift", datirt vom 23. November 1605. Von Cecils Hand sind die Namen der Commissäre beigefügt, welche im Druck als Zeugen des abgelegten Bekenntnisses erscheinen sollten und im King's Book in dieser Eigenschaft wirklich figuriren. Diese „Copie", ganz von der Hand von Cecils Geheimsecretär, wurde nämlich dem Druck des King's Book zu Grunde gelegt. Der König selbst, dem sie zur Einsicht vorlag, hatte durch eigenhändige Randbemerkungen einige leichte Aenderungen angeordnet, die im Druck auch befolgt wurden. Mehrere Stellen des „Originals", welche in dieser „Copie" ausgelassen sind, fehlen auch im Druck. Das „Original" ist unter Cecils Privatpapieren zu Hatfield bewahrt. Es trägt an einer Stelle den Namenszug des Attorney General Ed. Coke als einzigen, aber nicht amtlichen

Zeugen, und von der gleichen Hand ist das Datum vom 23. November in das des 25. November umgewandelt [1], so daß nunmehr das „Original" ein späteres Datum trägt als die „Copie". Die Handschrift, welche das übrige Document aufweist, gleicht auf ein Haar der Handschrift Winters in seinen gesunden Tagen; Züge und Buchstaben sind genau die seiner frühern Briefe aus den letzten zwei bis drei Jahren, und um allen Zweifel auszuschließen, hat Ed. Coke als bekannter Ehrenmann eigenhändig die Bemerkung daruntergesetzt [2]: „Uebergeben von Thomas Winter, ganz geschrieben von seiner eigenen Hand." Allein dies gerade ist geeignet, Verdacht zu wecken. Nach Winters eigener Angabe war ihm am 8. November eine Kugel durch die rechte Schulter gegangen und hatte ihm den Gebrauch des Armes geraubt. Er hatte überdies einen Stich in den Leib erhalten und mehrere andere Wunden davongetragen. Bei seinem ersten Verhör am 12. November war er infolgedessen unfähig, auch nur seinen Namen zu unterschreiben. Am 21. November erst schreibt W. Waad, der Commandant des Tower, an Cecil: „Thomas Winter fühlt jetzt seine Hand so weit gekräftigt, daß er heute nach Tisch darangehen will, das, was er Ew. Herrlichkeit bereits mündlich erklärt hat, niederzuschreiben, indem er noch hinzufügt, was ihm nachträglich eingefallen ist."

In der That ist es ausgemacht, daß während dieser Tage Winter etwas für Cecil niedergeschrieben hat; es ging aber damit nicht so rasch, und es war etwas ganz anderes als das „eigenhändige Bekenntniß". Erst am 26. November schreibt der Commandant des Tower wieder an den Staatssecretär: „Ew. Herrlichkeit möge es gefallen, daß der ehrenwerthe L. Tho. Winter, wie ihm Weisung gegeben war, einen Bericht über den ganzen Verlauf seiner Sendung nach Spanien mit eigener Hand niedergeschrieben hat, welchen ich beigeschlossen Ew. Herrlichkeit übersende. W. Waad."

Dieses von Winter eigenhändig abgefaßte Schriftstück ist leider nicht mehr erhalten. Allein wie es mit der Beschaffenheit seiner Handschrift in diesen Tagen stand, dafür existiren zwei unwidersprechliche Proben. Am 25. November, wohl demselben Tage, an welchem er das Schriftstück zu

[1] Außer dieser Correctur bemerkt Coke noch ausdrücklich, das Bekenntniß sei am 25. November abgelegt. Vgl. folgende Anm.

[2] Die Ueberschrift, gleichfalls von Coke geschrieben, lautet: „Die freiwilligen Bekenntnisse des Tho. Winter von Hodington, in der Grafschaft Worcester, Edelmann, im Tower, am 25. November 1605.

ie brachte, wurde er auch in betreff der Pulververſchwörung wieder
m Verhör unterworfen, deſſen Protokoll er unterſchrieb. Außerdem ſah
ſich veranlaßt, an dem gleichen 25. November einige Zeilen an die
iglichen Commiſſäre zu richten, welche eine Aeußerung näher erklären
ten. Beide Proben zeigen eine ſchwache und zitternde Schrift, von
nters Handſchrift in geſunden Tagen an Gefälligkeit und Regelmäßigkeit
rklich verſchieden. Die ſechs Zeilen an die königlichen Commiſſäre thun
r, welch große Schwierigkeit ihm auch jetzt noch der Gebrauch ſeines
mes gemacht haben muß. Nun ſoll aber dieſer ſelbe Mann, der am
.. November erſt wieder mühſam zu ſchreiben begann, dem ein Bericht
er ſeine ſpaniſche Miſſion volle vier Tage Zeit koſtete, der am 25. No-
mber ſelbſt wenige Zeilen nur mit großer Anſtrengung zu Papier brachte,
dieſer ſelben Zeit, oder vielmehr noch zwei Tage früher, am 23. No-
mber, auch einen Bericht über die Pulververſchwörung für Cecil ge-
rieben haben, welcher zehn dichtbeſchriebene Folioſeiten umfaßt. Und
ährend wenige Zeilen am 25. November ſo große Schwierigkeiten be-
iten und eine unſichere, entſtellte Handſchrift aufweiſen, ſind die zehn
olioſeiten, die Winter am 23. November ſoll geſchrieben haben, mit feſter,
herer Hand und männlichem Schwung geſchrieben, ohne irgendwo eine
pur von Ermüdung erkennen zu laſſen.

„Es ſteht feſt," ſchreibt P. Gerard in Bezug auf die Juſtizverwaltung
ter Cecil [1], „daß bei ſich ergebender Gelegenheit die Handſchrift von
taatsgefangenen oder verdächtigen Perſonen ſo kunſtvoll nachgeahmt
rde, daß ſelbſt die vertrauteſten Kenner einen Unterſchied nicht bemerkten.
o geſchah es im Falle von P. Garnet, deſſen ganz eigenartige Hand-
rift ſo ungemein geſchickt nachgeahmt wurde, daß auch ſeine fleißigſten
rreſpondenten die Nachahmung für echt anſahen, während hinwieder auch
e Handſchrift nachgeahmt wurde, um ihn in Täuſchung zu führen."

Von einem dieſer Handſchriftenkünſtler in Cecils Dienſt, Arthur
regory, liegt noch ein Bittſchreiben an ſeinen Brodherrn vor, in welchem
ſich ſeiner Verdienſte rühmt [2]:

[1] The Gunpowder Plot etc. p. 14.

[2] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 203. Die Briefe wurden
jener Zeit der Verfolgung gewöhnlich mit einem Safte geſchrieben, der dem Auge
ht mehr ſichtbar war, ſobald er trocken wurde. Man mußte das Blatt dicht ans
uer halten, um die Schriftzüge wieder kenntlich zu machen, oder in andern Fällen
ſelbe ins Waſſer tauchen. Vgl. Hoffmann, Memoiren eines Jeſuiten (Frei-
rg 1872) S. 89. 91.

„Ew. Herrlichkeit haben eine Probe vor Augen gesehen von etwas, was noch keiner vor mir geleistet hat, nämlich die Handschrift eines andern zu schreiben, ihre geheime Schrift, welche auf dem Papier nicht kenntlich war, zu entdecken, und mit Täuschung, auch des listigsten Schurken, es so einzurichten, daß auch die neue Schrift nicht äußerlich kenntlich war. Das war freilich keine leichte Sache; aber ihre Antworten zeigten, daß sie keinen Verdacht geschöpft hatten."

Aehnliche Dienste hatte schon zu Elisabeths Zeit sowohl der Königin selbst wie dem Grafen Essex und dem Staatssecretär Cecil ein gewisser Thomas Phelippes geleistet, der auch in den Intriguen gegen die unglückliche Maria Stuart eine große Rolle gespielt hat[1]. England erlebte damals die Blüthezeit der Fälschungskünste, und gerade der Actenfälschung von Staats wegen.

Dies einmal vorausgesetzt, zwingt die zehnseitige Bekenntnißschrift vom 23. November geradezu den Verdacht auf. Winter ist noch wiederholt verhört worden: am 25. November und 5. December 1605 und am 9. und 17. Januar 1606. In mehreren dieser Verhöre bezieht er sich auf frühere Aussagen, aber in keinem einzigen findet sich eine Bezugnahme auf diese umfassende, wichtige Bekenntnißschrift. Es ist, als ob sie gar nicht für ihn existirte. Wenn Winter so freigebig war mit „freiwilligen Bekenntnissen", so versteht sich kaum, weshalb er immer und immer wieder neuen Verhören unterworfen werden mußte, sogar an dem Tage selbst, an welchem er das große Bekenntniß überreicht haben soll. Ein anderer Umstand noch ist auffallend. In Winters Bekenntniß wird die Formel eines Eides wörtlich mitgetheilt, welchen die Verschwörer behufs Geheimhaltung wie behufs treuen Festhaltens an ihrem Unternehmen sich gegenseitig geschworen hätten. Aus dieser Eidesformel wurde später außerordentlich viel Kapital geschlagen, und sie spielt in der spätern Literatur eine Rolle; aber beim Abdruck des Bekenntnisses im King's Book wurde diese Formel unterdrückt. Augenscheinlich fürchtete man einen Widerspruch von seiten solcher, die noch am Leben waren, oder eine Kritik der Formel durch die Priester.

Innere Verdachtsgründe, welche der Schrift, wie sie vorliegt, selbst anhaften, sind noch belangreicher. Winter hatte die Gewohnheit, während des Schreibens häufig seinen Gedankengang zu ändern, und deshalb Worte zu streichen, um in anderer Wendung fortzufahren. Auch in den zehn

[1] *Gerard* l. c. p. 111. 112.

Seiten des Bekenntnisses finden sich eine Reihe von durchgestrichenen Worten, aber hier in ganz anderer Art. Es handelt sich hier lediglich um stilistische Feilung, um Feinheiten des Ausdruckes, wie beim Romanschreiber, welcher die Wirkung auf sein Publikum berechnet. Eine solche Zartheit in der Wahl seiner Worte ist Thomas Winter in seinen sonstigen Briefen nicht geläufig, und bei einem „Pulververschwörer", der im Tower verwundet dem Tod wegen Hochverraths entgegensieht, wäre solche Geziertheit und Zimperlichkeit bei seinem Geständniß gleich einem Mangel an Würde.

Wie sehr im ganzen die Handschrift der sonstigen Schrift Winters gleichen mag, so findet sich doch auch hier eine bemerkenswerthe Ausnahme. Die Unterschrift seines Namens hebt sich von allen andern Unterschriften, die von ihm erhalten sind, fremdartig ab. Die Bildung der einzelnen Buchstaben entspricht zwar Winters gewohnten Schriftzügen, aber die Unterschrift als Ganzes ist von seiner Art zu unterzeichnen verschieden. P. Gerard[1] stellt in treuen Nachbildungen dieser einen Unterschrift neun andere aus der Zeit vom 4. December 1603 bis zum 17. Januar 1606 an die Seite; von allen weicht diese eine wesentlich ab. Die Unterschrift im Verhörsprotokoll vom 25. November stimmt zwar mit der Unterschrift des Bekenntnisses darin überein, daß auch hier ausnahmsweise der Vorname Thomas voll ausgeschrieben ist; der ganze Schwung der Hand ist aber anders geartet. Sonst ist die Unterschrift trotz großer Deutlichkeit wie ein einziger Zug; hier erscheint jeder Buchstabe einzeln gemalt.

Geradezu entscheidend ist jedoch die Abweichung in der Schreibweise des Namens. Cecil und die Männer der Regierung schrieben den Namen stets, entsprechend der Aussprache und der damals gebräuchlichen Orthographie, „Winter" oder „Wynter". Winter selbst, wie seine beiden Brüder und alle Glieder seiner Familie[2], schrieb ausnahmslos und immer Wintour; auch das Verhörsprotokoll und den kurzen Brief vom 25. November hat er mit Wintour unterschrieben. Es ist unerklärlich und unglaublich, daß der feingebildete, selbstbewußte Mann gerade bei Zeichnung der verhängnißvollsten Schrift seines Lebens der Schreibweise des eigenen Namens sollte

[1] Thomas Winter's Confession and the Gunpowder Plot p. (10) f.

[2] Es existiren neun echte Unterschriften von Thomas Winter selbst, elf von seinem Bruder Robert, eine von seinem Bruder John; der Name der Familie findet sich auf zwei Leichensteinen aus dieser Zeit und in einem Meßgewand, das Helene, Roberts Tochter, gestickt und mit dem Namen der Familie bezeichnet hat. Ueberall lautet der Name: Wintour. Vgl. *Gerard* l. c. p. 9, n. 1.

vergessen haben. War dagegen ein geübter Handschriftenfälscher beauftragt eine Vorlage der Regierung in Winters Handschrift zu copiren, so wa es natürlich, daß er sich sklavisch ängstlich an seine Vorlage hielt un daher auch die den Regierungsorganen geläufige Schreibweise des Namen beibehielt. Das Versehen scheint Cecils scharfen Augen auch nicht en gangen zu sein, denn auf der „Copie", nach welcher der Druck erfolgt wurde der Name ganz weggelassen und, um es weniger auffällig z machen, die Schlußformel abgekürzt.

Es sind daher wirklich nicht frivole noch leicht zu nehmende Gründ welche von P. Gerard gegen die Echtheit dieses merkwürdigen Schriftstücke geltend gemacht worden sind. Immerhin verdient eine der Gegenerwägunge Dr. Gardiners volle Beachtung, wenn er am Schlusse von Winters Be kenntniß bemerkt:

„Ich habe dieses interessante Geständniß im vollen Wortlaute mi getheilt, weil dies der einzige Weg ist, um meinen Lesern einen Begri von der Ursprünglichkeit (Natürlichkeit = spontaneity) zu geben, welch von Anfang bis zum Ende dasselbe erfüllt. Mir wenigstens erscheint e unglaublich, daß es nach einer Vorschrift abgefaßt oder von einer dur einen Regierungsagenten entworfenen Vorlage copirt wurde. Auch da man nicht vergessen: wenn es etwas gab, wonach die Regierung begier verlangte, so waren es Aussagen gegen die Priester. Keine solche Aussa läßt sich aber aus diesem Bekenntniß ableiten. Was vielleicht noch schwer ins Gewicht fallen dürfte, ich kann mir nicht denken, daß ein ehrlicher Mens dieses Bekenntniß durchlesen kann, ohne daß der Charakter dieser Verschwör hoch in seiner Achtung steigt. Nicht als ob mit Absicht denselben hervo ragende Eigenschaften zugeschrieben würden, aber jeder neue Zug verstär den Eindruck, daß diese Männer, die in das Complot verwickelt waren, br und loyal waren, muthig über die Grenzen gewöhnlichen Mannesmuth hinaus und völlig ohne eigennützige Absichten. Könnte wohl ein solch Gesamteindruck hervorgerufen werden durch ein auf Commando abgefaßt oder von Cecil oder seinen Agenten dictirtes Bekenntniß, in deren Aug die Verschwörer nur mordgierige Schurken der gemeinsten Sorte waren?

Dieser Einwand wäre zweifellos von großer Kraft, handelte es si nicht um eine Zeit und ein Regierungssystem, in welchen die Virtuosit der Fälschung ihre höchsten Triumphe feierte. Auch in andern berühmte Processen sind Schriftstücke gefälscht worden mit ebenso anmuthender Na türlichkeit und ebenso geschickter Anpassung an Persönlichkeiten und Ver

hältnisse. Jardine, der Geschichtschreiber der großen Staatsprocesse dieser Zeit, steht nicht an, in Bezug auf die Pulververschwörung sich auszusprechen[1]:

„Ohne Zweifel, die Erzählung, welche es so viele Mühe kostete, in die Oeffentlichkeit zu bringen, war das Ergebniß mehrseitig zusammenwirkender Sorgfalt bei ihrer Fabricirung. Derselbe geschickte Tausendkünstler, der einst zu Zeiten der Königin Elisabeth verwendet wurde, der Geschichte des Verrathes eines Lopez und eines Earl von Essex die rechte Gestalt zu geben, wie sie den Staatsinteressen entsprach, war auch jetzt noch im Dienste der Regierung; derselbe Staatsmann, der ihn anwies, in dem letztern Falle die Zeugenaussagen zuzustutzen und die Thatsachen zu verdrehen, war auch jetzt noch der leitende Minister der Krone. Das ganze Kunststück bei der Erzählung (über den Verlauf der Pulververschwörung) im King's Book ist dasselbe wie bei der Declaration of the Earl of Essex' treason, nämlich Dichtung mit unzweifelhaften Wahrheiten zu umgeben, anscheinend mit so viel Einfachheit und Sorglosigkeit, in der That aber mit solch vollendeter Kunst und nach so abgefeimtem Plan, daß der Leser unwillkürlich in den zweifellosen Glauben an die ganze Erzählung eingelullt wird. In beiden Fällen soll die Wahrhaftigkeit des Berichtes verbürgt werden durch Beifügung von gerichtlichen Aussagen und Documenten, welche aber nach dem Ermessen des Schreibers verfälscht sein konnten ohne jede Gefahr einer Entdeckung. Denn die Originale waren in seinem alleinigen Besitz. Dieselben gaben aber einen gewissen Anschein von Aufrichtigkeit und Actenmäßigkeit, und dadurch setzten sie der Täuschung die Krone auf."

Solchen Erfahrungen gegenüber kann das von Gardiner angerufene innere Kriterium kaum noch stichhalten.

Wenn indes auch mit größerer Sicherheit, als es der Fall ist, die Unechtheit der beiden Hauptzeugnisse, Guy Faukes' vom 17. November und Thomas Winters vom 23. November, nachgewiesen werden könnte, so wäre damit doch der Beweis nicht erbracht, daß die Pulververschwörung nicht bestanden habe oder daß sie ein wesentlich anderes Ziel verfolgt, einen wesentlich andern Verlauf genommen habe als bis jetzt geglaubt wurde. Viele Momente aus diesem Verlaufe sind durch andere Geständnisse und Zeugenaussagen festgestellt, die man nicht samt und sonders als Fälschungen verwerfen kann. Die ganze Geschichte der Verschwörung wird bei der Gerichtsverhandlung vom 27. Januar 1606 nochmals in allen

[1] *Gerard*, The Gunpowder Plot p. 14.

Einzelheiten öffentlich erörtert; auch alle Berichte über diese Verhandlung müßten also als Fälschungen erklärt werden. Und selbst wenn man sich entschließen könnte, eine solche Verschwendung von Fälschungskünsten vorauszusetzen, blieben noch unverdächtige Berichte von zwei wichtigen Zeugen und Zeitgenossen. Es sind die damals in England lebenden Jesuitenpatres John Gerard und Oswald Greenway, welche beide Aufzeichnungen über die Pulververschwörung hinterlassen haben [1]. Zwar wendet ihr jetzt in England lebender Ordensbruder ein, auch sie hätten sich für ihre Kenntniß dieses Complottes lediglich auf die officiellen Berichte der Regierung angewiesen gesehen, welche sie in ihrer Weise zu erklären und zu erläutern gesucht hätten. Allein man darf nicht vergessen, daß diese beiden Patres mit allen Verhältnissen aufs beste vertraut und mit den zunächst betheiligten Männern genau bekannt waren. Ihre eigenen Namen sind in dem Processe viel genannt worden, und die Regierung hat sich die größte Mühe gegeben, einen Schein von Mitschuld oder Mitwisserschaft auf sie zu werfen. Wenn irgend jemand, so konnten diese beiden Männer wissen, einserseits welches die Stimmung unter den mißhandelten Katholiken in England, andererseits wozu die englische Regierung unter einem Cecil im stande war. Man wird sie zu großer Vertrauensseligkeit nicht anklagen dürfen, und wer John Gerards „Lebenserinnerungen" gelesen hat, wird sich nie überzeugen können, daß ein so erfahrener Mann und ein so feiner Kopf durch eine solch kolossale Fälschung der Regierung wäre in Täuschung verstrickt worden.

Alles in allem betrachtet und Gründe mit Gegengründen abgewogen, lassen sich die greifbaren Ergebnisse aus den Schriften des jetzt lebenden P. Gerard und seiner interessanten Controverse mit Dr. Gardiner in folgenden Hauptsätzen zusammenfassen:

1. Es ist in hohem Maße wahrscheinlich, daß Cecil von der Pulververschwörung und näherhin von dem für den Tag der Parlamentseröffnung vorbereiteten Schlag hinreichend unterrichtet war, schon geraume Zeit bevor Lord Monteagle von dem anonymen Briefe ihm Mittheilung machte.

2. Manche Umstände deuten darauf hin, daß Cecil auf die Entstehung der Verschwörung oder doch Gang und Richtung, welche dieselbe einschlug,

[1] P. Gerard spricht von derselben sowohl in seinen „Lebenserinnerungen" (vgl. M. Hoffmann, Memoiren eines Jesuiten. Nach dem Englischen des P. Morris S. J. [Freiburg 1872] S. 180 ff.), wie in einer besondern Schrift. Die letztere ist von P. Greenway ins Italienische übertragen und mit Zusätzen bereichert worden.

ißgebenden Einfluß übte. Der Rolle eines Werkzeuges zunächst ver-
chtig erscheint Percy. Doch läßt sich hier über vage Vermuthungen
ht hinauskommen.

3. Das sogen. Geständniß des Guy Faukes vom 17. November und
s Bekenntniß des Thomas Winter vom 23./25. November 1605 sind
ihrer überlieferten Form höchst wahrscheinlich Machwerke eines
chickten Fälschers im Auftrage der Regierung, jedoch so, daß sie zum
ßern Theil aus wirklichen Geständnissen zusammengearbeitet sind, und
ß mehr nur die äußere Form den Bedürfnissen (zur Publication im
ng's Book) angepaßt wird. Willkürliche Einschaltungen und Abände-
ngen sind natürlich nicht ausgeschlossen, stehen vielmehr fest.

4. Der Verlauf, welchen die Pulververschwörung thatsächlich nahm,
spricht in den Grundzügen der überlieferten Darstellung. Dafür spricht
nigstens die größere Wahrscheinlichkeit. Wenn der Erzählung von der
inenarbeit unlösbare Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen, so ist dies
f die heutige Unkenntniß der localen Eigenthümlichkeiten zurückzuführen.

5. Die Behauptung, das verzweifelte Complot sei von den Katholiken
nglands als solchen und kraft ihres katholischen Bekenntnisses ausgegangen,
sei von den Priestern, insonderheit den Jesuiten, ausgeheckt und in Scene
ezt worden, beruht in ihrem ersten Ursprung auf bewußter Unwahr-
stigkeit und böswilliger Erfindung und ist heute von unbefangenen
storikern als wissenschaftlich unhaltbar aufgegeben.

Ein schönes Beispiel hierfür bietet Dr. Gardiner, welcher, wiewohl
als wissenschaftlicher Gegner im übrigen P. Gerard bekämpft, doch in
ser Hinsicht seinen kritischen Untersuchungen eine innere Berechtigung zu-
teht und begründend fortfährt[1]: „Die Anklage, daß diese Verschwörung
n den römischen Katholiken Englands als Gesamtheit ausgegangen oder
illigt worden sei, ist in ihrer gänzlichen Unwahrheit heute jedem Historiker
nkundig. Aber lediglich infolge dieser Anklage waren nicht nur seine
Gerards) geistlichen Vorfahren einer harten Verfolgung unterworfen, die
mit der edelsten und anspruchlosesten Standhaftigkeit ertrugen, sondern
se falsche Anklage übte auch eine solche Herrschaft, daß sie in nicht geringem
aße die Ausbreitung jener Kirche gehindert haben muß, in welcher
Gerard eine göttliche Institution erkennt für die Rettung der Menschheit."

[1] What Gunpowder Plot was p. 2.

Otto Pfülf S. J.

Der obere Nil und seine Erforschung.

(Fortsetzung.)

II. Das Problem der Nilquellen von Ptolemäus bis 1800.

Die wissenschaftliche Geographie der Griechen, welche in Ptolemäus ihren Höhepunkt gefunden, ist im Alterthume niemals, namentlich nicht unter den Römern, zum Gemeingut der Gebildeten geworden. Deshalb blieb Ptolemäus dem ganzen Mittelalter soviel als unbekannt. Kein einziger Codex desselben hat sich im Abendlande erhalten[1]. Die ganze mittelalterliche Geographie knüpft vielmehr an die römische, die gewöhnliche Schulgeographie an, ist aber nicht eine weitere Entwicklung, für welche die Bedingungen fehlten, sondern eine Verknöcherung. Wenn auch das römische Reich in seiner ganzen Organisation und in seiner Ausdehnung die Grundlagen für die Entwicklung der geographischen Wissenschaft besaß, so konnten doch nach seiner Zersplitterung die erst spät der Cultur gewonnenen Völker das Ueberlieferte zwar wohl erhalten, aber nicht vermehren und verarbeiten. Auch die Kreuzzüge hatten hier keinen besondern Einfluß, weil Palästina schon seit alten Zeiten besser als andere Gegenden auf den Karten dargestellt ist. Erst das 14. Jahrhundert hat durch seine See- und Kompaßkarten einige Aenderung gebracht. Freilich kannten die Araber auch im Mittelalter den Ptolemäus und haben denselben verwerthet. Aber auch ihre Arbeiten und Karten, deren vom 10. Jahrhundert noch mehrere erhalten sind und die sich inhaltlich werthvoll erweisen, blieben der Hauptsache nach den christlichen Ländern des Abendlandes fremd.

Werfen wir nun einen Blick auf die Einzeichnung der Nilquellen in die nachrömischen und mittelalterlichen Weltkarten.

Im 4. Jahrhundert kommt in den Länderbeschreibungen des Ammianus, der die römische Reichskarte, aber auch gewiß den Ptolemäus kannte, der obere Nil leider der Schilderung Jubas entsprechend aus Mauretanien. Er verschwindet in den „Sümpfen", nicht weit von einem Gebirge, aus dem der ägyptische Nil hervorbricht.

[1] Dr. K. Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi. Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf (Köln 1896) S. 7 ff.

Auf der zweiten Karte des hl. Hieronymus, etwa 388, erblicken
ir einen großen See mit der Inschrift: Hier entspringt der Nil, der
ch Geon genannt wird. Von Westen her kommt durch den Sudan der
luß Nuchul. Er endigt nahe dem obern Quellsee im See Nuchul[1].

Auf der Honoriuskarte, die Miller in den Anfang des 5. Jahr-
nderts setzt[2], steht die Beschreibung des Nils mehrfach im Gegensatz
i der römischen Weltkarte und in unverkennbarer Verwandtschaft mit
olemäus. Vom Berge Panchäus kommen die zwei Quellflüsse Astapus
stabus) und Astaboris. Aus dem Westen kommt der Nilotis und ein
bekannter Fluß. Beide verlieren sich in Seen.

Paulus Orosius, der etwa 418 seine Historiae adversus paganos
llendet hat, läßt den ägyptischen Nil aus zwei Quellflüssen entspringen.
on Westen aber kommt aus einem großen See der Dara oder Nuhul
uchul). Er verschwindet einmal im Sande, kommt wieder zum Vor-
ein, geht durch einen mächtigen See, durcheilt den ganzen Ostsudan
d endigt auf einmal am Quellgebirge des Nils.

Ganz ähnlich ist die Zeichnung nach Isidor von Sevilla (560—636),
elcher als der große Vermittler zwischen alter und neuer Zeit den be-
utendsten Einfluß auf Geographie und Kartographie des Mittelalters
wonnen hat[3]. Der ägyptische Nil kommt aus einem Quellfluß vom
ebirge. Fern vom Westen her zieht sich der Geon oder Nil, der aus
iem See entspringt und einen zweiten See durchströmt, bis in die Nähe
s Quellgebirges, wo er plötzlich verschwindet.

Aus der ganzen Zeit vom sinkenden Römerthum bis zum Wieder-
wachen der Wissenschaften ist der anonyme Geograph von Ravenna der
zige Autor, der etwa um 670 uns eine zusammenhängende, nicht aus
ten Schriftstellern zusammengestoppelte Erdbeschreibung bietet[4]. Aber
in Nil ist derselbe wie der des Isidor von Sevilla: das Gebirge, der
ch Norden gehende Quellfluß, der von Westen aus einem See kommende
d durch den See Nusaclis ziehende Ger. Anders ist freilich die Re-
nstruction, die Kiepert 1859 gemacht hat, wonach der ägyptische Nil
s zwei Quellströmen, die sich in dem See Nusaclis vereinigen, gebildet
rde. Doch ist dieser Versuch nicht glücklich ausgefallen[5].

---

[1] Dr. K. Miller, Mappae mundi. Die ältesten Weltkarten (Stuttgart 1895 ff.) I, 14.

[2] Ebd. VI, 69 und Beilage 4.

[3] Ebd. VI, 57, Beilage 2.

[4] Ebd. VI, 7 ff. und Beilage 1.

[5] Ebd. VI, 53.

Auf der Weltkarte des Beatus, die wahrscheinlich 776 zusammengestellt ist [1], haben wir wieder den einen Quellfluß vom Gebirge, den von Westen kommenden, aber diesmal mit dem Hauptstrom verbundenen Nil.

Aus dem 9. und 10. Jahrhundert stammen zwei Abschriften einer Erdbeschreibung, die etwa 540 der ägyptische Indienfahrer Kosmas Indopleustes angefertigt hat [2]. Nach seiner phantastischen Auffassung wird der Nil aus dem Paradies durch den Ocean nach Aegypten geführt. Wir erwähnen diese Absonderlichkeit, weil wir sie auch im Text der Ranulfkarten, deren erster Verfasser 1363 gestorben ist, wiederfinden. Nilus exit de paradiso, sed in fine Ethiopie iuxta mare Rubrum erumpit super nostrum habitabile [3]. Offenbar kamen die Kartenzeichner zu diesem unterirdischen Lauf, weil man unter dem vierten biblischen Paradiesfluß Gihon, Geon, den Nil verstehen wollte. Das Paradies lag aber nach der allgemeinen Ansicht im Osten Asiens. Also mußte der Gihon unter dem Meere von Ostasien herkommen. Später, als Ostasien immer mehr bekannt wurde, ohne daß sich dort das Paradies gefunden hätte, wanderte der himmlische Garten langsam weiter, bis er in dem unbekannten Osthorn Afrikas eine letzte Zufluchtsstätte fand. Dort führen es die spätern Karten manchmal an.

Wir übergehen die berühmte, viel citirte angelsächsische Weltkarte, welche in das 10. Jahrhundert versetzt wird, die sogen. T-Karten vom 8.—15. Jahrhundert, die Macrobiuskarten des 10. Jahrhunderts sowie die Sallustkarten vom 10.—14. Jahrhundert, weil sie für unser Problem nichts neues beibringen. Während wir auf der Herefordkarte von 1276 auf einmal wieder den Astabus und ihm parallel einen zweiten Quellfluß finden, der merkwürdigerweise durch die nubischen Berge durchbricht, ist auf der großen Ebstorfkarte, zwischen 1278 und 1283, der Nil wieder in gewohnter Weise dargestellt.

Erwähnen wir zum Schluß die Melakarte von Rheims vom Jahre 1417 [4], welche noch ganz den alten Nillauf hat, und die Genfer Sallustkarte aus dem 15. Jahrhundert [5]. Die letztere ist eine sonderbare Mischung von Altem und Neuem. Der aus dem Westen kommende Nilarm erreicht den ägyptischen Nil wirklich, während das abyssinische Quellgebiet durch einen in großem Bogen nach Südwest abströmenden Fluß mit dem südlichen Ocean in Verbindung steht.

[1] Miller, Mappae mundi I, 2. [2] Ebd. III, 60.
[3] Ebd. III, 104. [4] Ebd. III, 138. [5] Ebd. III, 142.

Wir sehen also, daß die römischen und mittelalterlichen Weltkarten den Nil so darstellen, als ob er am Atlas entspringe, in östlicher Richtung Centralafrika durchströme, in Nubien sich dann irgendwie mit dem abyssinischen Nil entweder verbinde oder auch identificire. Je nach der Phantasie des Geographen durchfließt der vom Atlas kommende Dara oder Geon oder Nuchul oder Nilus einen oder mehrere Seen, verschwindet ein- oder mehreremal im Sand oder im See, versinkt schließlich unter dem Gebirge, um auf der andern Seite wieder als Quellfluß des ägyptischen Hauptstromes sich nach Norden zu wenden. Vielleicht daß jene 214 km lange Reihe von Sümpfen mit ihrem Gewirr von südwestlichen Zuflüssen, die wir als den Bahr el Gasal kennen gelernt haben, Schuld trägt an dieser ganzen verworrenen Auffassung.

Während die bis jetzt besprochenen geographischen Kartengemälde nur sehr geringen Fortschritt aufweisen, stoßen wir seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts auf einmal auf Karten, deren Vorzüge den Kenner in Staunen versetzen. Eine dreifache Ursache liegt diesem raschen Uebergang zu Grunde.

Zunächst wurde wenigstens da und dort die Geographie der Araber mehr bekannt; dann kam die Magnetnadel in Anwendung, und nun wurden die sogen. Kompaßkarten angefertigt; endlich hören wir, daß seit 1243 Missionäre nach Abyssinien gesandt worden sind [1], welche über jene unbekannten Gegenden bessere Auskunft geben konnten.

Tief in Arabien war eine neue Religion entstanden. Erst eingeschlossen in den engen Grenzen einiger Stämme, durchbrach sie rasch die Schranken und raste wie ein Orkan über das Antlitz der heidnischen Länder. Mit dem Beweise des Schwertes wurden die Völker bekehrt. Die Eroberer wollten später naturgemäß Land und Leute kennen lernen, sie wollten weiter Propaganda machen, sie wollten Handel treiben, die Statthalter mußten ihre genauen Berichte einsenden, und schließlich sollte jeder einzelne Gläubige zu dem religiösen Centralpunkt der mohammedanischen Welt, nach Mekka, pilgern. Das alles förderte ohne Zweifel die geographischen Kenntnisse. Um das Jahr 827 ließ Mamun die große Syntaxis des Ptolemäus unter dem Titel Almageſt *(ἡ μεγίστη)* und vielleicht auch die geographischen Tafeln übersetzen. Damit hatten die Araber die Erbschaft des hellenischen Wissens angetreten. So finden wir denn auf ihren Karten und auf solchen,

[1] Kunstmann, Historisch-politische Blätter XXXIX (1857), 504.

welche die arabischen Karten benutzten, die Nilquellen wieder zahlreich vom Mondgebirge herabkommen, nehmen wahr, wie sie sich in Seen sammeln und dann als ägyptischer Nil nach Norden ziehen. Leider sind aber auch die Araber, sei es aus Nachlässigkeit, sei es infolge falscher Auffassung, an einem Fehler schuld, der bis in die Mitte unseres Jahrhunderts nicht ausgemerzt worden ist. Sie gaben allen Strömen Afrikas den Namen Nil. Neben dem Nil Aegyptens und Abyssiniens hieß der Jub Nil der Zendschküste, der Komadugu Nil des Sudans, der Niger Nil von Ghana. Eine Folge dieser nachlässigen Benennung war der Irrthum, daß alle Ströme Afrikas aus einem centralen Entwässerungssystem strahlenförmig den verschiedenen Meeren zueilen und daß auf den arabischen Karten die Quellen aus einem Knotenpunkt, dem Kuarsee, entspringen[1]. Möglich bleibt aber auch, daß die Araber auf dem umgekehrten Wege zu den vielen Nilströmen gekommen sind. Ohne Zweifel hatten sie, wie später die Portugiesen, an der Ostküste von dem großen Seengebiet des Innern gehört. Sie mögen sich dabei einen Centralsee, mit dem sich die ptolemäischen Nilquellen vereinigen ließen, gedacht und so infolge des gemeinsamen Ursprunges auch den gemeinsamen Gattungsnamen des Nils allen Hauptströmen beigelegt haben. Wenn wir also das Weltbild Edrisis, entworfen 1154[2], mit den Angaben des Ptolemäus vergleichen, so finden wir trotz eines tausendjährigen Abstandes bezüglich der Nilquellen ebenso wenig einen wesentlichen Fortschritt wie bei den Nachfolgern Edrisis, Ibn el Wardi, Abulfeda und Ibn Chaldun.

Wie dem aber auch sei, die Araber bilden doch das Mittelglied zwischen der griechischen Geographie und deren Wiedererwachen im fernen Abendlande.

Das 14. Jahrhundert nimmt in der Geschichte der Kartographie eine eigenartige Stellung ein. Es ist die Zeit des Ueberganges von der schematisirenden Darstellung der radförmigen Erdbilder zu dem auf methodischer Grundlage sich aufbauenden Constructionsverfahren, zu welchem erst durch Einführung der Magnetnadel das Material herbeigeschafft werden konnte.

Wer einmal eine solche Kompaßkarte gesehen, wird nicht leicht dieses mit unzähligen Wind- und Kompaßrosen, die nach allen Seiten hin strahlen-

---

[1] Peschel, Geschichte der Erdkunde (1887) S. 151.

[2] Tabula Rotunda Rogeriana 1154 ab Edrisio servata et descripta, aus dem Lelewelschen Atlas. Peschel-Ruge warnen zwar in der Geschichte der Erdkunde S. 145 vor den Reconstructionen Lelewels, geben aber doch die Karte Edrisis genau wie auch der polnische Geograph. .

:mig ihre bunten Striche über Land und Meer auslaufen lassen, ganz
ckte Gemälde vergessen.

Auf einigen der ältesten Kompaßkarten, die wir kennen, nämlich den-
ligen des Marino Sanuto (Sanudo) oder vielmehr des von ihm mit
r Herstellung beauftragten Pietro Visconti, macht sich die Kenntniß der
aber und der Bussole erfreulich bemerkbar. Der Atlas ist gezeichnet
ischen 1306 und 1321[1].

Wir sehen bei Sanuto den Nil aus den Mondbergen in zwei Ab-
eilungen, die eine zu vier, die andere zu fünf Flüssen, herabkommen,
ren jede einen See bildet. Aus den Abflüssen der Seen setzt sich der
gyptische Nil zusammen, dem von rechts der abyssinische zuströmt. Leider
lt aber auch der Sudan-Nil nicht, der jetzt nach den Arabern mit dem
tlantischen Ocean in Verbindung steht.

Auch die Gebrüder Pizigani haben 1367 ihren östlichen und westlichen
il, aber auch den atlantischen Nilarm, den sie Goldfluß nennen.

Das merkwürdigste Denkmal der mittelalterlichen Kompaßkarten sind
e sogen. catalanischen Weltgemälde. Ein Exemplar vom Jahre 1375,
rfertigt von einem unbekannten majorkanischen Steuermann, der mit
r Literatur seiner Zeit wohl vertraut war, wird in Paris aufbewahrt.
ie Darstellung des Nils ist die ptolemäisch-arabische. Der Sudan-Nil
ht aus dem lacus Nili östlich zum ägyptischen Nil, westlich in den
tlantischen Ocean.

Unterdessen hat Dr. K. Kretschmer in der Biblioteca Estense zu
lodena eine bisher unbekannte Ausführung dieser Kartenart gefunden,
e er für die erste und wahrscheinlich auch einzig vollständige Kreiskarte
n catalanischer Herkunft hält[2]. Er schreibt sie dem Jahre 1450 zu.
ir sehen auf dieser Karte das Paradies im Osten Afrikas. Der Lauf
s Nils ist zu einem weitverzweigten und ganz sonderbaren Flußsystem
sgestaltet. Er fließt aus dem Paradiese in einen See. Aus diesem
hen gleich Strahlen zwei Arme in das Südmeer, zwei in den Indischen
cean und der fünfte als Nil nach Nordwesten, wo er den gewöhnlichen
rch den Sudan kommenden Seitenarm aufnimmt.

[1] Kunstmann, Studien über Marino Sanudo den Aeltern. Abhandlungen
r bayrischen Akademie (1855) S. 705 ff.; Miller, Mappae mundi III, 132;
eitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde (1891) S. 352 ff. mit Karte; Peschel-
luge, Geschichte der Erdkunde (1877) S. 209 ff.

[2] Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde XXXII (1897), 65 ff. und Tafel 4.

So wie auf der catalanischen Karte von 1375 finden wir den Nil auch 1436 bei dem berühmten venetianischen Kartographen Andreas Bianco und 1448 bei dem Venetianer Giovanni Leardo.

Die Karte, welche 1448 der Benediktiner Andreas Walsperger zu Konstanz zeichnete, und welche von den Entdeckungen des 14. und 15. Jahrhunderts viel aufgenommen, zeigt uns den Nil aus den Mondbergen kommend und den großen See „Meroys" durchfließend. Von Westen her kommt durch ganz Afrika aus dem „lacus affrorum" der gewöhnliche Nebenarm[1]. Aehnlich kommt auch auf der Weltkarte in der Nationalbibliothek zu Florenz von 1447 (oder 1417?) der eine Nilarm von den Mondbergen, der andere aus dem großen westlichen See[2].

Wie die Vorgänger im 15. Jahrhundert benutzte auch der Venetianer Fra Mauro für seine 1459 gezeichnete Karte für Ostafrika bereits Entwürfe der portugiesischen Entdecker aus Abyssinien. Während sein Bild des Negusreiches für die damalige Zeit auffallend treu und der Blaue Nil genau eingezeichnet ist, finden wir den Weißen Nil ebenso genau wie früher mit seinem westlichen Zufluß.

Welche Förderung hat nun das Nilproblem den Portugiesen zu verdanken?

Je weiter die portugiesischen Entdecker nach Süden vordrangen, desto klarer mußte ihnen die wirkliche Gestalt Afrikas werden. Der schwarze Erdtheil bog sich durchaus nicht so schnell nach Osten, als Ptolemäus und die Araber das überliefert hatten, vielmehr erstreckte er sich mehr als 35° nach Süden. Diese Entdeckung beeinflußte natürlich auch die Auffassung von Innerafrika. Je mehr die Küsten sich streckten, desto mehr mußte auch der Nil sich strecken; denn die im Süden des Continents gelegenen Mondberge und Nilquellen des Ptolemäus wurden nicht aufgegeben. Allerdings nahm man diese Procedur erst etwas schüchtern, später aber um so energischer vor.

So sehen wir auf dem Globus von Martin Behaim 1492 das Mondgebirge beinahe unter dem Wendekreis des Steinbockes und an dessen nördlichem Abfall einen großen See, aus dem fünf Flüsse strahlenförmig

[1] Kretschmer hat in der Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde diese Karte nach einem Manuscript der Vaticana in Rom veröffentlicht. Bd. XXVI (1891). Tafel 10.

[2] Th. Fischer, Ueber italienische Seekarten des Mittelalters, Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde (1882) S. 46.

s Unbekannte verlaufen, während nördlich vom Aequator die Quellen
lilzuflüsse sozusagen in der Luft hängen.
Aber schon 1529 finden wir auf der Karte von Diego Ribero die
zenheit gehoben. Die Mondberge bleiben, wo Behaim sie hingestellt
nördlich davon sind die paludes Nili, und von da geht der Vater
chnurgerade nach Norden, wo er den abyssinischen und den Sudan-
är aufnimmt.
Unterdessen mußte ein neues Moment berücksichtigt werden. Man
die Kongomündung entdeckt; später war auch der Sambesi dazu
men. Auf der West- und namentlich an der Ostküste hörten die
igiesen von dem großen See, aus dem der Fluß komme. Es lag
also der Gedanken nahe, Nil, Kongo und Sambesi aus einem
afrikanischen Centralbassin entstehen zu lassen. Die neuen Entdeckungen
gten zunächst nur den alten Irrthum von der einen Centralquelle
afrikanischen Flüsse.
Wir sehen also auf der Karte von Juan de la Cosa 1500 Kongo
Nil aus einem großen See kommen. Dieselbe Darstellung gibt der
ner Enciso in seiner Suma de geografia 1519[1]. 1552 finden wir
die nach Süden gehenden Ströme aus dem Binnensee entspringen.
: Barros schreibt[2]: „Das ganze Land, welches wir dem Königreich
a (Sofala) zugetheilt haben, ist einem heidnischen Fürsten, Benomotapa,
than. Wie eine Insel wird es umflossen von zwei Armen eines
nes (Sambesi), der aus dem bedeutendsten See von ganz Afrika
ingt. Dieses ist der See, den die alten Schriftsteller so sehr zu
n suchten; denn er ist die geheimnißvolle Quelle des Nils. Auch
Zaire (Kongo) kommt daraus." Zu allem Ueberfluß theilt nun
os auch noch den Sambesi und läßt von ihm den Limpopo sich ab-
en. So finden wir denn nach diesem merkwürdigen Kapitel seit der
: des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts den famosen See
-Zambre (Zembre, Zembe), der sich zwischen dem 5. und 12.° süd-
Breite erstreckt und die geographischen Compilatoren zu den unwahr-
lichsten Schilderungen begeistert.
Kartographisch vielleicht zum erstenmal finden wir die Angaben Barros
ner Karte von Ramusio 1554 verwerthet[3].

---

[1] Proceedings of the Roy. Geogr. Soc. XIII (1869), 300.
[2] Da Asia dec. I, l. X, c. 1. [3] Viaggi, 2. edit., 1554.

[illegible] immer nur auf einer Seite zu [illegible], der eigentl[ich] [illegible] in der [illegible] Bedeutung in der Absicht thät[ig] [illegible] Erfindung [illegible]. Wie wir gesehen haben, haben [sie] [illegible] Legende des Prämonstratenser von der Mondbergen [illegible]; auch [illegible] sie über auch bestimmte Nachricht von dem großen See [illegible] waren nun die Berichte der Abyssinier auf die Mondberge [illegible] zu beziehen.

Diese Berichte sind einer anderen Quelle von der Jesuiten Gaspar, der im obigenannten Buche der „Geschichte meiner Zeit" [illegible] portugiesischen Historiker Franz Alvarez, welcher 1520—1527 Abyssinien war, berichten läßt, daß der abyssinische Mönch Peter die Quellen des Nils und die Mondberge angegeben habe[1]. Doch läßt sich diese Frage noch weiter zurückverfolgen. Der gelehrte Franziskaner Marcus Cremer veröffentlichte 1879 Berichte abyssinischer Mönche von 1519, 1522 und 1523[2], welche deren Vaterland in Europa bekannt machen, aber auch deren Bedeutung im Nilproblem zu übertreiben geeignet waren. Daher erklärt sich z. B. die ausführliche Darstellung Abyssiniens auf der Karte von Fra Mauro.

Im Jahre 1520 war ein alter portugiesischer Kapitän, Gonçalo Coabra, nach Lissabon zurückgekommen und hatte unter vielen wunderlichen Geschichten auch die erzählt, daß er in Abyssinien an den Quellen des Nils gestanden habe[3]. Dabei zeigte sich nun in einer für uns etwas komischen Weise die praktische Verwerthung des abyssinischen Nils. Es mußte den Portugiesen viel daran liegen, für ihren erst kürzlich gefundenen Seeweg nach Indien den kürzesten, aber auch denjenigen Weg zu finden, auf welchem sie von den gehaßten und gefürchteten Mohammedanern unbehelligt bleiben könnten. Wie nun, wenn die Nilquellen in Abyssinien, also ziemlich nahe an der afrikanischen Ostküste liegen, wenn sie über eine ungeheure Wasserfülle verfügen, wie geschildert wurde, wenn dieser eine Nil mit dem zweiten aus Centralafrika zusammenfließt, wenn der letztere aus dem großen Binnensee kommt, wenn daraus der Zaire entspringt und dieser in den Atlantischen Ocean mündet? Ja dann wäre der herrlichste Wasserweg quer durch Afrika gefunden. Schon der große Albuquerque hatte

[1] Cfr. *J. Brucker* S. J., Études religieuses VI, 5, p. 566.

[2] Saggio di Bibliografia geografica storica etnografica sanfrancesca (Prato 1879) p. 217 sg.

[3] *Osorius*, De rebus Emmanuelis etc. l. XII.

ang des 15. Jahrhunderts diesen Gedanken gehabt und seine Pläne
acht. So erzählt uns P. Lafitau S. J.[1]: Man sagt, daß Albuquerque
hlossen war, den abyssinischen Nil ins Rothe Meer abzuleiten, wodurch
h Aegypten zu Grunde gegangen wäre. Denn dieses erhält keine
re Bewässerung als die vom Nil. Indes behauptet man auch, daß
Sache unmöglich sei. Wie sie sich aber auch verhält, der Plan macht
großen Geist des Mannes Ehre.

Jetzt taucht der Plan, vom Kongo nach Abyssinien vorzudringen,
er auf, und Quadra erhält von Emmanuel II. den Auftrag, denselben
uführen, was ihm aber nicht gelungen ist. Denselben Weg wollte 1627
junger Jesuit, P. Anton Machado, und 1630 auf eine Aufforderung
Rom aus die Missionäre Michael Affonso und Joh. Paiva einschlagen.
: erste starb, die beiden andern wurden von dem Obern der Kongo-
sion eines bessern belehrt[2].

Fassen wir das Ergebniß kurz zusammen. Die Mondberge und der
e ptolemäische Nilsee waren durch die Streckung Afrikas tief nach Süden
:setzt worden. Der andere Quellsee sollte nach Ptolemäus ungefähr in
r Breite des ersten liegen, wurde aber von Abyssinien beansprucht, was
n um so lieber glaubte, je größer vielleicht die Vortheile dieser Lage
n konnten.

Damit nun wieder Ordnung in die Geographie komme, wurde auch
byssinien nach Süden gestreckt. Daher rühren die vielen abyssinischen Namen
f den Karten jener Zeit bis zum Sambesi, ja bis darüber hinaus[3],
her auch auf einmal jener merkwürdige See Saphat, Sahaf oder Sachaf,
: sich von jetzt ab immer auf den Karten findet. Der Irrthum, daß
eigentliche Nilquelle in Abyssinien sich befinde, konnte sich, trotzdem der
ißе Nil die größere Wassermasse hält, bis in unser Jahrhundert halten,
il eben nach obiger Auffassung Abyssinien so weit nach Süden ver-
t wurde.

Weil indessen die ganze Verschiebung im Westen und im Osten auf
wahrheit beruhte, warf jede neue Nachricht das Kartenhaus über den

[1] Histoire des Découvertes et Conquestes des Portugais dans le Nouveau
nde III (Paris 1736), 108.

[2] Synopsis Annalium Societatis Iesu in Lusitania, annus 1630. Cfr. *Brucker*,
ides relig. (1878) p. 806.

[3] Cfr. Alguns documentos do archivo nacional da Torre do tombo acerca
navigações e conquistas portuguezas publicadas per ordem do governo de
Magestade. Lisboa 1892.

Haufen. Und so wanderte der lacus Zahaf, alias Saphat, alias wie der ewige Jude durch alle Atlanten und nach allen vier Hi richtungen, bis er endlich in unsern Tagen die wohlverdiente R funden hat.

Die Portugiesen haben nun jedenfalls das Verdienst, die Fr innerafrikanischen Seen angeregt zu haben, welche immer wied geworfen, aber erst nach ein paar Jahrhunderten endgiltig gelöst Wie viel einschlägiges Material in den portugiesischen Archiven i Staube begraben liegt, wissen wir nicht. Aber die bisher beka wordenen Berichte lassen nicht erkennen, ob die Portugiesen zu einer Idee von Centralafrika durchgedrungen sind. Es scheint wahrsc daß dieses nicht der Fall ist.

Der Sachaffee erscheint nach Wauters[1] auf der Karte Walzen (Hylacomylus), Straßburg 1522; bei Mercator in der Ausgab Atlasses von Löwen 1541 und von Duisburg 1569; nach Brucke dem spanischen Globus aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, Nationalbibliothek; auf einem Frankfurter Globus derselben Zeit; flämischen Karte von Gema Frisius 1540; auf der französischen W benannt nach Heinrich II., 1542; auf Afrika von Diego Homem endlich auf Africa nuova in der italienischen Ptolemäusausgabe vo Ruscelli 1561 und ungezählten andern.

Da wurde 1591 in Rom ein Werk veröffentlicht, das auf den Anblick einen großen Fortschritt zu verheißen schien. Es ist die Relatione del reame di Congo. Dasselbe enthält die Beobac resultate des Portugiesen Eduard Lopez, welcher von 1578—1 Afrika gewesen und dann in Rom auf Veranlassung des Bischo San Mauro seine Erlebnisse dem gelehrten Philipp Pigafetta zu arbeitung dictirt hatte. Lopez erzählt nun, daß der Nil nicht in Aby noch in den Mondbergen, auch nicht aus Seen entspringe, die westlicher Richtung, wie Ptolemäus meint, zueinander liegen. Nac haben die beiden Ptolemäischen Seen nebeneinander nicht Platz. Au wissen die Eingebornen nur von einem eigentlichen Quellsee im Sü erzählen, der von hohen Bergen umgeben ist. Indes kann sich Lo herrschenden Ueberlieferung nicht entwinden. Er constatirt unte Aequator einen zweiten See, den der Nil durchströmt. Die Eingel

[1] ... VI, 5, p. 562. [2] Ib. p. 563.

nennen ihn „das Meer". Von da wendet sich der Nil nach Nordosten und erhält rechts einen bedeutenden Nebenfluß, den Colues, der ebenfalls einem unter dem Aequator liegenden See sein Dasein verdankt.

Was meint nun Lopez mit seinen Angaben? Brucker[1] glaubt, er wolle den Tanganyika und den Albert Nyansa als Quellseen angeben. Zu entscheiden wird das kaum sein. Nach der von Pigafetta gezeichneten Karte[2] könnten nach Erkundigungen, die Lopez bei den Eingeborenen eingezogen hatte, folgende Elemente verwandt worden sein: der Nyassasee, zugleich als erster Ptolemäischer See, der Oberlauf des Kongo als Lualaba oder Luapula, der frühere Centralsee als zweite Ptolemäische Nilquelle, aus der dann auch der Kongo kommt, östlich davon der Viktoria Nyansa als Colues. Letzteres könnte man deshalb annehmen, weil der eingezeichnete Lago Baraena vielleicht der heutige Baringosee ist und mit seiner richtigen Lage auf den Viktoria Nyansa hinweist.

Thatsächlich macht die Karte Pigafettas gerade durch die beiden Aequatorialseen den Eindruck, als sei die Einzeichnung des obern Nillaufes jetzt der Wahrheit auf einmal viel näher gekommen als früher[3]. Nimmt man aber den Bericht des Lopez dazu, so merkt man bald, daß er vielerlei gehört, aber aus dem centralafrikanischen Strom- und Seengewirr doch noch keineswegs ein annähernd richtiges Gesamtbild herauszuarbeiten vermocht hat. Wir sehen deshalb, wie man Pigafetta wohl copirt in der Küstenzeichnung, aber nicht im Fluß- und Seensystem Afrikas.

Wir kommen nun zu der Periode, in welcher die flamländischen und holländischen Kartographen die Ansichten Europas über Afrika reguliren. Sie halten ängstlich an Ramusio und Ptolemäus fest, und ihre ganze Originalität beschränkt sich darauf, den afrikanischen Centralsee auszuzacken, zu vergrößern und ihm bald da, bald dort einige kleinere Seen zur Seite zu stellen. Das allerdings muß man eingestehen, die uns vorliegenden Atlanten eines Mercator, Hondius, Janson, Blaeu und Dapper sind Meisterwerke, wenn auch nicht der Wissenschaft, so doch der Gravirkunst[4].

[1] Études relig. VI, 1, p. 396. [2] Copie aus dem Britischen Museum.

[3] Journal of the Roy. Geogr. Soc. XV (1845), 185 f.; Proceedings of the Roy. Geogr. Soc. XI (1867), 246 f.

[4] Die darstellende Geographie war ein Gewerbe geworden, und die gestochenen Platten erbten sich als ein Vermögen in der Familie fort. Man fand es deshalb gar nicht einmal mehr nöthig, die Namen der bezahlten Künstler zu nennen. Eine Ausnahme macht von letzterem der spätere de Witt und der originelle Nic. Visscher. Doch finden wir z. B. in einem uns vorliegenden Prachtatlas in Großfolio aus

Der Atlas von Hondius[1] hat den Zaire-Zembe und im Osten de Zaflan. Dieselbe Zeichnung ist auch in einer Neuausgabe in holländische Sprache von 1629 zu finden.

Ein geradezu komisches Gewirr von Nilquellen leistet sich in seinem Fasciculus Geographicus „Johann Buxemacher, Kunstdrucker uff St Maximinstraß zu Coln am Rein 1608".

Trotz der Behauptung von Lopez hält sich aber immer noch di Meinung, daß der Nil in Abyssinien entspringt. Der alte Zaflan schie eben manchen zu weit nach Süden zu liegen; sie wünschten wenigstens de einen Quellsee näher am Aequator. Außerdem kamen bestimmte Nach richten über die vermeintlichen abyssinischen Nilquellen.

So hatte 1618 der Jesuit Paëz behauptet, im Reiche des Negu an den zwei Nilquellen gestanden zu haben. Dasselbe erzählt der Jesui Lobo, der 1666 in Abyssinien war. Im Osten des Königreiches Gria sind zwei Quellen des Nils nur einen Steinwurf voneinander entfernt Diese Ansicht wird weiter ausgeführt in einer dem unten citirten Buc beigegebenen Dissertation sur le Nil.

Mehr Entwicklung treffen wir bei Dapper[3]. Auf seiner Karte, welc den Titel führt: Africae Accurata tabula ex officina Iacobu Meursium (sic), figurirt der Zaire-Zembre, östlich davon der Zaflan, i Süden hingegen der Zachaf, aus dem der Sambesi kommt. Unter de Aequator sind zwei ziemlich klein gezeichnete Wasserflächen zu sehen, welc ganz dem Albert und Viktoria Nyansa entsprechen und nun fast ständi bleiben. 1677 weist Wansleben mit Berufung auf den portugiesische Jesuiten Tellez dem Lande Abyssinien die Nilquellen zu[4]. Wansleben sol wie uns ein Herr Geheimrath Ludolf in Voyage Historique d'Abissini

dem Amsterdamer Verlag von Abraham Wolfgang die Platten der de Witt- un Bischerschen Werkstätte verwendet, ohne daß auf den reichlich mit Gold bemalte Karten der Name irgend eines Graveurs genannt würde.

[1] Atlas minor Gerhardi Mercatoris a Iodoco Hondio plurimis aeneis tabuli auctus et illustratus 1607, mit lateinischem Text.

[2] Relation Historique D'Abissinie du R. P. Jérôme Lobo S. J., traduite d Portugais par M. Le Grand. Paris 1728. Die beiden Brunnen sind auch auf de beigegebenen Karte gut verzeichnet.

[3] Naukeurige Beschrijvinge der afrikaensche Gewesten van Egypten etc Door Dr. *O. Dapper*. Den tweeden Druck van veel fouten verbetert. t'Amster dam by Jakob van Meurs, 1676.

[4] Nouvelle Relation en forme de Journal d'un Voyage fait en Egypte par le P. *Vansleb* R. D. en 1672 et 73. Paris 1677.

mittheilt, bei schwierigern Fragen immer gesagt haben: Hic opus est naso critico, d. h. hier ist eine kritische Nase vonnöthen. Leider hat dieses Organ in unserer Frage den Kritiker im Stich gelassen.

Im Jahre 1688 vergleicht de la Croix den Nil mit dem alten Adel, dessen Urahnen auch kein Mensch kenne, und meint, unter allen Schriftstellern, die über dieses Problem bis zur Ermüdung sich ereifert haben, scheine ihm der Jesuit Kircher und der gelehrte Isaak Vossius der Wahrheit am nächsten gekommen zu sein[1], indem sie dem P. Paëz gefolgt seien. De la Croix nimmt dann die abyssinischen Quellen an. Bei dem „gelehrten Vossius" hatte er sich aber getäuscht. Wir lesen nämlich in dem eben citirten Buche auf Seite 342: „Der gelehrte Vossius will nicht, daß die Nilquellen aus den äthiopischen Bergen oder aus dem Zaire kommen, sondern behauptet auf Grund portugiesischer Reiseberichte, daß die Quellen zwischen dem 9. und 10.° nördlicher Breite liegen müßten." Das wäre das Kirgebiet. De la Croix ereifert sich etwas gegen diese kühne Behauptung.

Der Zeichnung bei Dapper 1668 ist auch der Jesuit Heinrich Scherer in seiner Geographia artificialis, dem fünften Theile eines großen, zu Anfang des 18. Jahrhunderts veröffentlichten Werkes, gefolgt[2]. Wir sehen den Zaire-Zembre, den Zaflan im Osten, die beiden kleinen Seen unter dem Aequator, deren Abfluß Abanbus heißt, aber auch den Zachaf an Stelle des heutigen Ngamisees als Quelle des Sambesi und des Limpopo.

In einem Atlas des kaiserlichen Geographen Hommann von 1702 trägt die Karte Afrikas[3] den Vermerk, daß der Nilstrom nach Scherer eingezeichnet sei. Es bleibt alles wie bei Scherer; aber leider läßt Hommann den Nil etwas südlich vom heutigen Ngamisee entspringen, ihn in einem weiten Bogen dort ein- und ausmünden und dann erst durch den Zaire-Zembre gehen.

Bei dieser Karte ist noch eine Bemerkung zu machen. 1896 hat A. Wilmot, Mitglied des Kap-Parlamentes, ein Buch herausgegeben mit

[1] Relation Universelle de l'Afrique Ancienne et Moderne en quatre Parties par le Sr. *De la Croix* I (Lyon 1688), 329 s.

[2] Geographia artificialis etc., auctore P. *H. Scherer* S. J. Augustae Vindelic. et Dilingae.

[3] Totius Africae nova Repraesentatio, qua praeter diversos status et regiones etiam origo Nili ex veris R. R. P. P. Missionariorum relationibus ostenditur a J. B. Hommanno, Sac. Caes. Maj. Geographo. Norimbergae.

dem Titel: Monomotapa (Rhodesia), its monuments, and its History from the most Ancient Times to the present Century. London. Der beigegebenen Karte ist ein kleines Memorandum vorgedruckt, welches schließt: Es gibt viele holländische Karten von Afrika, von denen einige interessant und werthvoll sind. Aber eine der besten Karten, die wir finden konnten, ist eine italienische, veröffentlicht 1623 und aufgefunden in den Archiven des Vaticans. Monomotapa ist gut ausgefüllt und die Daten scheinen sich auf die Berichte der Missionäre zu stützen. Mit Erlaubniß der Vaticanischen Behörden wurde diese Karte photographirt und wird jetzt in diesem Buche veröffentlicht. Man sollte meinen, welch ein Fund das wäre! Es ist dieses aber keine andere Karte als die eben beschriebene Hommannsche. Es ist nicht einmal eine Vorlage Hommanns. Denn an der Ecke der Reproduction lesen wir noch den halben Titel und den halben Namen Hommanns, die mitphotographirt worden sind. Wilmot datirt die Karte von 1626, ein Jahr, in dem Hommann noch längst nicht auf der Welt war. Diese Beilage ist also ein ebenso merkwürdiger wie bedauerlicher Irrthum.

1710 widmet der Geograph Moll dem Grafen von Peterborow eine Karte Afrikas[1], auf der kindliche Unsicherheit zu erkennen ist. Zwischen Zaire und Zaflan sind die Mondberge. Der Zaflan ist ohne Abfluß. Aus dem Zaire kommt der Kongo. Mit dem Zaire steht der Ngamisee, der Zachaf, in Verbindung, in dessen südwestliche Ecke ein bedeutender Fluß einmündet, während im Südosten der Sambesi ausfließt, von dem sich der Limpopo abzweigt. Aus dem Zaire geht nach Norden ein großer Fluß, der Zeben, und endigt in einer Gebirgsgegend. Oder kommt er daher? Der Nil kommt mit dem einen Arm aus Abyssinien. Der andere ist mit der Phantasie eines Juba durch die ganze Sahara und den östlichen Sudan aus den Atlasbergen hergeleitet.

Eine gelungene Verarbeitung alter und neuer Ideen gibt Johannes Clericus 1705[2]. Der Zaire-Zembre ist der ptolemäische West- und der Saphat der ptolemäische Ostsee geworden. Aus den beiden kleinern

[1] To the Right Honourable Charles Earl of Peterborow etc. this map of Africa according to the most exact and newest observations is most humbly dedicated by H. Moll, Geographer.

[2] Atlas antiquus sacer, ecclesiasticus et profanus etc. collectus ex tabulis geographicis Nic. Sansonis, eius filiorum aliorumque celebrium geographorum. Tabulas ordine collocavit et emendavit Ioannes Clericus. Amstelodami 1705.

Aequatorialseen entspringt der Astapus des Eratosthenes-Strabo. War bis jetzt Innerafrika mit Wasserläufen der unmöglichsten Art überreich geschmückt, so finden wir uns auf einmal in einer Periode erstaunlicher geographischer Genügsamkeit. So bietet uns z. B. „Des Herrn Allain Manesson Mallets Beschreibung des gantzen Weltkreises", III. Theil (Frankfurt a. Mayn 1719) zwei Karten, die der Verfasser einander gegenüberstellt. Figura I. Afrique ancienne. Hier sehen wir ganz hübsch und klar die ptolemäischen Nilquellen. Figura II. Afrique moderne. Leider finden wir den Zaire und Zaflan, und diese sehr unbestimmt. Damit ist das „moderne Centralafrika" des Herrn A. M. Mallets genügend beschrieben.

Vor uns liegt ein Schulatlas von 1752, und zwar in Großfolio [1]. Der Blaue und der Weiße Nil kommen in kühnen Bogen aus Abyssinien. Der Kongo ist eingezeichnet bis zu den Stanley-Fällen. Der bereits 1624 vom Jesuiten Mariano erkundete Nyassasee erscheint in seinem südlichen Theil als lacus grandis Maravi. Aber der Zaire-Zembre und der Sachaf und alles andere ist aus Centralafrika verschwunden. An deren Stelle lesen wir in deutscher Uebersetzung: „Das südlichste Aethiopien. Es ist fast (!) ganz unbekannt. Sicher aber ist, daß der größere Theil durch die Raubzüge der Menschenfresser arg bedrängt und verwüstet wird."

Beinahe dasselbe Bild, die Menschenfresser mit eingeschlossen, kehrt wieder auf der Karte des königl. französischen Geographen Robert von 1757 [2].

In ihrer Richtung bestärkt wurde diese geographische Selbstlosigkeit durch verschiedene gut geschriebene Aufsätze D'Anvilles, deren erster nachwies, daß die Nilquellen trotz aller gegentheiligen Behauptungen noch immer

---

[1] Maior Atlas scholasticus compositus in vulgarem usum scholarum et discentium, exhibitus a Hommannianis heredibus. 1752.

[2] Atlas Universel par M. Robert, Geographe ordinaire du Roy, et par M. Robert de Vaugondy, son fils, Geographe ordin. du Roy et de S. M. Polonoise, Duc de Lorraine et de Bar et Associé de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres de Nancy. Unter den 103 Karten des gewaltigen Atlasses behandelt eine einzige Afrika, „dressé sur les relations les plus récentes". Dieselbe Zeichnung und dieselbe Legende entdecken wir in zwei andern großen Atlanten. In dem einen Exemplar hat die erste Karte die Jahreszahl 1746. Merkwürdig ist, daß fast alle Karten das Jahr ihres Entwurfes angeben, Afrika allein ausgenommen. In dem zweiten Exemplar ist das Titelblatt von 1762. Es trägt die Angabe: Africa secundum legitimas projectionis stereographicae regulas etc. exhibita a I. Matthia Hasio, M. P. P. O. h. t. Facult. Phil. in Acad. Witeb. Decano.

nicht gefunden seien[1]. D'Anville hätte seinen „Nil der arabischen Geographen" nur etwas mehr nach Südosten zu strecken brauchen, dann wäre ein annähernd richtiges Bild entstanden.

Ganz im Sinne D'Anvilles, vielleicht von ihm copirt, ist die Karte des englischen Geographen J. Bayly vom Jahre 1782, die wir in dem prächtigen Geographical Magazine finden[2]. Im Text freilich heißt es (I, 591): Die Nilquellen reizen die menschliche Neugierde. Jedenfalls sind sie irgendwo in Abyssinien.

Auch in deutschen Büchern hielt man an Abyssinien fest. So schreibt Chr. André 1791: In Abyssinien finden wir endlich die Quelle des Nils[3]. So auch M. Hartmann in seiner Erdbeschreibung von Afrika, Paschalik Aegypten I (Hamburg 1799). Unentschieden läßt die Frage nach dem gelehrten Büsching Dr. Bruns in seiner trefflichen Erdbeschreibung von Afrika von 1799[4]. Er sagt (I, 35): „Man stößt aber, wenn man die Untersuchungen der gelehrtesten Männer näher beleuchtet, in der geographischen und physischen Geschichte des Nils doch noch auf so manches Unbestimmte, Mangelhafte und Widersprechende, daß man nur mit vieler Mühe auf den wahren Grund der Sache kommen kann. Man muß dies von der Entwicklung der Zukunft erhoffen." Etwas sollte diese Entwicklung noch auf sich warten lassen.

Von 1760 an hatte sich James Bruce mit der Erforschung des Blauen Nils beschäftigt. Von 1768—1773 hatte er auf der alten Straße von Massaua aus eine große Reise nach den Quellen desselben unternommen und war über Sennar und die Nubische Wüste nach Aegypten zurückgekehrt. Für die Zuverlässigkeit von Bruce spricht seine aus fünfzig astronomischen Beobachtungen erwachsende Bestimmung der Lage Sennars, welche in der Breite nur um 2′, in der Länge nur um 14′ von der Bestimmung Cailliauds abweicht. Bruce hielt sich aber zu der Behauptung berechtigt, zuerst die eigentlichen Nilquellen in Abyssinien gefunden zu haben.

[1] Mémoires de Littérature, tirés des registres de l'Académie Royale des Inscriptions et belles lettres XXVI (Paris 1759), 46. Dissertation sur les sources du Nil, pour prouver, qu'on ne les a point encore découvertes.

[2] The Geographical Magazine, or a new, copious, complete and universal System of Geography etc. by W. F. Martyn, Esq. London 1782. 2 vols.

[3] Georg Chr. Raffs Geographie für Kinder. Frankfurt und Leipzig 1791. 3 Bände.

[4] Neue systematische Erdbeschreibung von Afrika. 6 Theile, von Dr. Paul Jakob Bruns. Nürnberg 1799.

Da indeſſen dieſe Gegenden ſchon 1618 von P. Paëz, 1666 von P. Lobo beſucht worden und man überhaupt bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts auf die Berichte der Jeſuiten angewieſen war, glaubte Bruce ſeinen Entdeckerruhm damit zu retten, daß er von den Jeſuiten keine Notiz nahm oder ihre Angaben als unrichtig hinſtellte [1]. Das war nicht klug. Denn raſch wurde Bruce von demſelben Schickſal ereilt, ja vielfach als Schwindler betrachtet. Erſt Salt, der 1810 in Abyſſinien reiſte, ſuchte ihn wieder zu rechtfertigen.

Später vertheilte der ausgezeichnete Forſcher Beke in gerechter Abwägung Lob und Tadel nach beiden Seiten, wobei Bruce ſchlecht genug davonkommt [2].

Wir ſind alſo an der Schwelle unſeres 19. Jahrhunderts angelangt. Iſt in den beinahe ſiebzehnhundert Jahren, ſeitdem Ptolemäus von den Mondbergen und Nilſeen geſprochen, das Problem der Nilquellen irgendwie erheblich gefördert worden? Soviel wir aus Karten und Berichten ſehen können: Nein! Eine ganz neue Zeit mit neuen Verkehrsmitteln und neuer Auffaſſung der Dinge mußte kommen, um das Räthſel zu löſen.

(Schluß folgt.)

Joſeph Schwarz S. J.

Die Dichtungen des Aurelius Prudentius.

Wie der biſchöfliche Sänger von Nola, ſo gehörte auch Aurelius Prudentius Clemens — unſtreitig der bedeutendſte lateiniſch-chriſtliche Dichter der erſten vier Jahrhunderte — zeitweilig den höchſten Lebenskreiſen des damaligen römiſchen Reiches an. Er ſtammte jedoch nicht aus Gallien, ſondern wie Kaiſer Theodoſius aus Spanien. Ob er mit den Päpſten jener Zeit, mit Ambroſius, Auguſtinus, Hieronymus, Paulinus und andern Führern des kirchlichen Lebens in näherer Beziehung geſtanden, iſt zweifelhaft; er wird in den Briefen und ſonſtigen Schriften dieſer Männer nirgends eingehender erwähnt. Auch Gennadius, der im folgenden Jahrhundert ſchrieb, theilt nichts näheres über ſeine Perſönlichkeit mit, ſondern

[1] Travels into Abyssinia 1790. 5 vols.

[2] On the Nile and its Tributaries. By *Ch. Beke*. Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XVII (1847), 1 f.

zählt nur kurz seine Schriften auf. So beschränken sich die spärlichen Nachrichten, welche über sein Leben vorhanden sind, auf einige verstreute Angaben und Winke seiner Gedichte, besonders auf den Prolog, welchen er der Sammlung derselben vorangestellt, und welcher mit einigem Recht als „Selbstbekenntnisse des Dichters" bezeichnet werden könnte.

1.

Dieser Prolog besteht aus kurzen Strophen, die je aus einem glykonischen, einem asklepiadischen und einem größern asklepiadischen Verse bestehen. In Jamben übertragen lautet er etwa also:

Schon fünfzig Jahre, mein' ich, zählt mein Leben,
Und noch ein siebtes dreht' sich raschen Laufs,
Daß ich der Sonne flücht'gen Glanz genieße.

Es naht das Ziel, und Gott schickt schon die Tage,
Die hart am Greisenalter stehn. Was hab' ich Gutes
In all der langen, langen Zeit gethan?

Die Kindheit weinte unter harten Schlägen.
Bald lehrte dann, vom Bösen mich bestrickt,
Die Toga lügen, und nicht ohne Schuld.

Darauf besudelte wollüst'ge Neigung
Und frecher Uebermuth (o Schmach und Schande!)
Die Jugendzeit mit ihrem trüben Schmutz.

Streit regte stürmisch meine Seele auf,
Und eigensinn'ger Durst nach Siegesruhm
Ward harten Schicksalsschlägen unterworfen.

Zweimal führt' in berühmten Städten ich
Den Zügel der Gesetze als ihr Herrscher,
Den Guten Recht verschaffend, Frevler strafend.

Zu höherm Grad im Dienste seiner Waffen
Erhob mich dann des milden Herrschers Huld
Und ließ mich stehn in seiner nächsten Nähe.

Indem das Leben so vorüberflog,
Ward unvermerkt dem Greise weiß das Haar,
Und mahnt mich an den alten Consul Salia.

Wieviele Winter mir bereits entflohn,
Wie oft die Rosen drauf im Garten blühten,
Sagt mir an seinem Antrittstag das schneeige Haupt.

Was wird mir all das nach des Leibes Hingang
Wohl frommen, sei es Gutes oder Böses,
Wenn, was ich war, mein Sterben hat vernichtet?

Fest steht das Eine: Was du immer bist,
Die Welt, der du gedient, ist dir verloren,
Gott hast du nicht gesucht, und ihm gehörst du.

So mög' die sünd'ge Seele doch zuletzt
Die Thorheit lassen; kann sie mit Verdienst
Gott nicht lobpreisen, mit der Stimme doch!

Bei Tag und Nacht ertönen soll ihr Lied,
Kampf führen wider Trug und Häresie,
Eifrig erforschen die katholische Lehre,

Der Heidenvölker Opfer niedertreten
Und schmähen deine hohlen Götzen, Rom,
Den Martyrern singen, die Apostel preisen.

Und während ich dies schreibe oder sage,
Mög' ich, befreit von dieses Leibes Fesseln,
Dahin entschweben freud- und glanzerfüllt,
Wohin des Liedes letzter Klang mich trug!

Die festen biographischen Daten, welche uns das Gedicht gibt, sind kümmer-
Der Dichter wurde unter dem Consulat des Salia, also 348, geboren, elf
nach dem Tode Konstantins des Großen. Seine Kindes- und Knaben-
ielen in die Zeit des arianischen Kaisers Constantius und des apostasirten
. Als der Christ Jovian den Thron bestieg, war Prudentius 15 Jahre
nter dem Kaiser Valentinian I. und Gratian vollendete er seine rhetorischen
n, zu welchen er ungewöhnliches Talent und ebenso großen Fleiß mitgebracht
muß, da seine spätern Dichtungen eine ausgebreitete Kenntniß der klassischen
ur und eine bewunderungswürdige Gewandtheit in allen Formen der klassi-
Joesie voraussetzen. Als Rhetor und Rechtsanwalt auch praktisch vorgebildet,
er dann die römische Beamtenlaufbahn, erlangte die Statthalterschaft zweier
jen Provinzen und stieg endlich, wahrscheinlich erst unter Kaiser Theo-
zur Würde eines Präfectus Praetorio empor, die ihn an die Nähe des
; fesselte. Sein späteres Gedicht gegen Symmachus macht es wahrscheinlich,
: mit dem jungen Kaiser Honorius und dessen Feldherrn Stilicho nach
am und mit den religiösen Verhältnissen und Ueberlieferungen der Welt-
adt persönlich aufs genaueste bekannt wurde.
Im Jahre 405, bereits 57 Jahre alt, verfaßte der unzweifelhaft reich be-
und hochangesehene Kronbeamte das eben mitgetheilte Gedicht, in welchem
tiefer Enttäuschung und heiligem Schmerz auf die Eitelkeit seines bis-
Weltlebens zurückblickt und den Entschluß ausspricht, den Rest seines
einzig dem Lobe Gottes und den religiösen Interessen zu widmen. Ob
Inklage über die sittlichen Verirrungen seiner Jugend im strengsten Sinne
ur als Ausdruck tiefer Demuth eines nach dem Höchsten ringenden und
auch die kleinsten Jugendsünden streng richtenden Herzens zu fassen ist,
h nicht mit voller Sicherheit entscheiden. Die Bekenntnisse des hl. Augustin
das erstere nicht als unmöglich erscheinen. Es war eine wirre Zeit, in
das Christenthum noch allüberall mit dem Heidenthum und der Häresie zu
hatte, die Verderbniß des Heidenthums sich noch in erschreckendem Maße
machte und viele Christen in Sünde und Laster mit hineinzog. Anderer-

seits aber spiegelt sich in seinen Werken eine so klare Auffassung der gesamten christlichen Dogmatik im Gegensatz zum Heidenthum wie zu den damals vorherrschenden Irrlehren, eine solche Begeisterung für den Glauben, ein so warmes Umfassen der praktischen christlichen Lebensideale, eine solche Vertrautheit mit dem christlichen Gebetsleben und der christlichen Asceſe, daß es schwer fällt zu glauben, Prudentius sei nicht schon von Jugend auf im katholischen Glauben aufgewachsen und habe nicht im wesentlichen diesem Glauben nachgelebt. Als Weltmann war er indes immerhin großen Gefahren ausgesetzt, und ganz unmöglich ist es nicht, daß er im höhern Alter schwere Verirrungen früherer Zeit zu betrauern hatte.

Als durchaus unhaltbar aber muß die Ansicht jener abgewiesen werden, welche meinen, er habe erst nach jenem ersten Rückblick im Jahre 405 begonnen, sich der religiösen Dichtung zu widmen. Viele Stellen seiner Werke weisen in eine frühere Zeit zurück. Der Prolog selbst aber charakterisirt seine sämtlichen Werke, wenn auch kurz, so doch ganz und deutlich und klar, wie es fast nur möglich war, wenn sie im wesentlichen schon abgeschlossen vor ihm lagen, ja sogar in der Reihenfolge, wie sie ungefähr entstanden sind.

Tag und Nacht soll seine Seele unausgesetzt Gott loben — das geschieht in seinem „Tageslieder buch“ (Cathemerinon, καθημερινῶν), einer Sammlung von Hymnen für die verschiedenen Zeiten des kirchlichen Officiums wie für bestimmte Tage und Feste. Seine Seele soll die Häresien bekämpfen und den katholischen Glauben auseinandersetzen — das verwirklicht sich in seinem polemisch-dogmatischen Lehrgedichte, der „Apotheosis“, worin er die Gottheit Christi vertheidigt und erklärt, der „Hamartigenie“, worin er die Lehre vom Sündenfall gegen die Irrthümer der Gnostiker abgrenzt und diese zurückweist, und der „Psychomachie“, welche hauptsächlich gegen die Priscillianisten gerichtet ist. Er will dann das Heidenthum und die falschen Götter Roms bekämpfen, und das geschieht in seinen zwei Büchern gegen Symmachus. Er will endlich „die Martyrer besingen und die Apostel preisen“, und das leistet er in seinen herrlichen „Siegeskränzen“ (Peristephanon, περὶ στεφάνων), einer Reihe von Lobgesängen auf die Apostel und die Blutzeugen der ersten Jahrhunderte.

2.

Das „Tageslieder buch“ des Prudentius enthält zwölf Hymnen, deren erste sechs den Haupttagzeiten im liturgischen Sinn entsprechen. Sie besitzen aber nicht die knappe Abrundung der ambrosianischen Hymnen, tragen auch stellenweise ein mehr subjectives Gepräge, und wenn auch kein Zweifel darüber walten kann, daß sie im Anschluß an das liturgische Gebet der Kirche entstanden sind, so ist es doch immerhin fraglich, ob Prudentius sie zu liturgischem Zwecke gedichtet hat und ob und wieweit sie in der alten spanischen Liturgie Verwendung fanden. Sie beginnen mit einem „Lied beim Hahnenschrei“, dann folgt ein „Morgenlied“, ein „Lied vor und nach dem Essen“, ein „Lied beim Anzünden des Lichtes“ und endlich ein „Lied beim Schlafengehen“. Das „Lied beim Hahnenschrei“ berührt sich im Versmaß (jambischer Diameter) wie in seinem Hauptgedanken mit demjenigen des hl. Ambrosius, ist aber dreimal länger, führt die allegorische Deutung der

lacht als Nacht der Sünde viel weiter aus und spielt lebhaft auf die Bekehrung es Dichters an, wie sie der Prolog schildert. In ähnlicher Weise behandelt das Morgenlied" das Erscheinen der Sonne symbolisch für das Erscheinen Christi nd führt dieses Motiv dann weiter aus. Die zwei Tischgebete, von denen das rste über 200 Verse zählt, sind von strengem ascetischem Bußgeiste getragen. ine ergreifende weihevolle Stimmung durchdringt die erhabenste Symbolik in em herrlichen „Lied beim Anzünden des Lichtes", das die schönsten Bilder und nklänge der Karsamstag-Liturgie in sich vereinigt und deshalb von einigen ls ein eigentliches Karsamstag-Lied gedeutet worden ist. Das „Lied vor dem chlafengehen" endlich enthält Strophen, welche dem Hymnus des jetzigen römischen ompletoriums entsprechen, läßt denselben aber eine tief poetische Schilderung des chlummers sowie der Schrecknisse der Nacht vorausgehen, an welche sich dann ie liturgischen Bitten knüpfen.

Von den zwei „Fastenliedern" ist das erste das längste Gedicht der ganzen ymnensammlung; es zählt 220 jambische Trimeter. Die Anschaulichkeit, mit elcher das Fasten des Elias, des Moses, Johannes des Täufers, der Niniviten und des Erlösers selbst gezeichnet ist, gibt ihm einen kräftigen epischen Zug ie der Mythos den pindarischen Oden. Da es sich nicht ums Trinken, sondern ms Fasten handelt, so mögen das manche Aesthetiker nicht für poetisch halten; llein die markige Kraft, mit der z. B. Christus hier als siegreicher Befreier des t Sklaverei schmachtenden Menschen gezeichnet ist (Emancipator servientis plasmatis, regnantis ante victor et cupidinis), entbehrt hoher poetischer Schönheit cher nicht. Das zweite Fastenlied (in 20 sapphischen Strophen) hat mehr eigentch lyrisches, subjectives Gepräge.

An diese acht Gesänge reiht sich noch ein „Lied zu jeder Stunde zu singen", in christliches „Beerdigungslied", ein Lied auf „Weihnachten" und eines auf Epiphanie". Aus den letztern sind vier Bruchstücke als Hymnen in das römische estofficium übergegangen und zählen zu dessen schönsten Perlen. Es sind die ymnen Quicumque Christum quaeritis und O sola magnarum urbium für piphanie, die kleinen Hymnen Salvete flores martyrum und Audit tyrannus nxius am Feste der unschuldigen Kinder. Es sind Meisterstücke der zartesten yrik, die aber erst im Zusammenhang des ganzen Hymnus zur vollen Geltung ommen und die reiche Gestaltungskraft des Dichters in ihrer ganzen Fülle zum usdruck bringen. Nicht minder anmuthend ist das in Anapästen abgefaßte „Beerdigungslied". Als Probe des mächtigen Schwunges aber, der die Poesie es Prudentius durchdringt, möge hier das „Lied zu jeder Stunde zu singen" inen Platz finden[1]. Es enthält den eigentlichen Centralgedanken des Dichters nd den Grundaccord seiner Dichtung: seine Liebe zu Christus.

Reich das Plectrum mir, o Knabe, daß ich vor der Gläub'gen Schar,
Daß ich Christi Wunderthaten singe freudig, hell und klar,
Dem allein gilt unsre Muse, Lob und Lied und Dank fürwahr!

[1] Im rhythmischen Versmaß des Originals, aber mit Reimen, die im Lateinischen fehlen.

Chriſtus iſt's, von deſſen Kommen ſchon der Prieſterkönig ſang,
Dem zu Tamburin und Harfe ſüß ſein Feierlied erklang,
Das begeiſtert in das Herz ihm goß des Heil'gen Geiſtes Drang.

Längſt erfüllt und längſt erwieſen ſtaunen wir die Wunder an,
Zeugin iſt die Welt; die Erde, was ſie ſah, nicht läugnen kann,
Daß Gott ſich zu offenbaren, uns zu nahen liebend ſann.

Aus des Vaters Schoß geboren vor des Weltenalls Beginn,
A und O iſt er, der Dinge Urquell und ihr Schlußgewinn,
Des Vergangenen, Gegenwärt'gen und der Zukunft Sein und Sinn.

„Werde", ſprach er und es wurden, „Sei", und alsbald trat ins Sein
Erde, Ocean und Himmel mit der Weſen langen Reih'n,
Welche unter Mond und Sonne alle ſich des Daſeins freun.

Glieder, die dem Tod verfallen, ſterblich menſchliche Geſtalt
Nahm er an, um zu gebieten dem Verderb der Menſchheit Halt,
Die gefallen durch die Sünde in des Höllenreichs Gewalt.

Selige Geburt des Sohnes, da durch Heiligen Geiſtes Kraft
Eine Jungfrau, zugleich Mutter, aller Welt das Heil verſchafft,
Als ihr Kind, Gott und Erlöſer, aller Lieb' zu ſich entrafft.

Singt, ihr ſel'gen Engelſcharen, ſinget froh, ihr Himmelshöh'n!
Wem ein Lied nur iſt beſchieden, ſing' in freudigem Getön,
Alle Sprachen, alle Zungen, klingt zuſammen traut und ſchön!

Den in altersgrauer Vorzeit pries des Sehers Liederton,
Den Propheten uns verheißen und glaubwürd'ge Rollen ſchon,
Er ſtrahlt vor uns, lobt ihn alle, lobt und preiſt den Gottesſohn!

Sieh, das Waſſer in dem Becher wandelt duftend ſich in Wein,
Und gefüllt, ſo mahnt der Diener, ſtehn die Amphoren von Stein;
Staunend preiſt der Herr des Gaſtmahls: Könnt' ein Trunk noch würz'ger ſein

Waſcht, ſpricht er, die kranken Glieder, die der Ausſatz hat verheert,
Fäulniß jammervoll zerfreſſen. Es geſchieht, was er begehrt,
Und mit friſcher Haut umkleidet prangt der Körper unverſehrt.

Augen, die in ew'gem Dunkel ſtarrten und in Todesnacht,
Hat mit ſeines Mundes Nektar Staub er feuchtend Heil gebracht,
Und ſie ſchauen hochbeſeligt jetzt des Lichtes frohe Pracht.

Tadelnd ruft er an den Sturmwind, der mit wildentbrannter Wuth
Peitſcht den See und droht das Schifflein zu verſenken in die Fluth,
Und kaum hat er ausgeſprochen, friedlich ſchon die Woge ruht.

Ganz verborgen hat das Weib nur ſeines Kleides Saum berührt —
Und geſtillt iſt ſchon der Blutfluß, der zum Tod ſie faſt geführt,
Freudig färbten ſich die Wangen, und gerettet ſie ſich ſpürt.

Allzufrüh entrafft der Jugend durch den Tod der Jüngling ſcheint,
Deſſen Sarg die Mutter folgend, eine Wittwe, ſchmerzlich weint.
„Stehe auf!" ſpricht er, und lebend Sohn und Mutter ſind vereint.

Lazarus bereits vier Tage in des Grabes Dunkel ruht,
Als dem Modernden ſein Machtwort ſpendet neue Lebensgluth:
Die Verweſung weicht, und wieder rieſelt durch den Leib das Blut.

Auf des Meeres Fluthen wandelt er einher mit ſicherm Tritt,
Und die Wellen, ſo beweglich, feſten ſich bei ſeinem Schritt,
Keine wanket, keine weichet, alle tragen freudig mit.

Der Beſeſſ'ne aus der Höhle, ſchwer bedrückt von Kettenlaſt,
Von der Raſerei gepeinigt, eilt herbei in wilder Haſt;
Denn daß Chriſtus iſt erſchienen, hilfeſuchend er erfaßt.

Aus dem Leib vertrieben, ſtürzet zahllos der Dämonen Brut
Auf die Schar der ſchmutz'gen Thiere und treibt ſie mit toller Wuth,
Sich zugleich und ſie verderbend, in des Sees tiefſte Fluth.

Mit fünf Broden, mit zwei Fiſchlein hat des Höchſten Wundermacht
Tauſende, die dort ſich lagern, alle, alle ſatt gemacht,
Und zwölf große Körbe füllet noch der Ueberreſte Fracht.

O du unſer Brod und Speiſe, o du ew'ge Süßigkeit!
Wer dein heil'ges Mahl genoſſen, darbet nicht in Ewigkeit,
Weil er Nahrung nicht des Leibes, nein, der Seele, hält bereit.

In des Ohrs verborgne Windung bringet Chriſti mächtig Wort,
Macht es jedem Ton empfänglich, räumt der Taubheit Mauer fort,
Jede Stimme, jedes Säuſeln tönet freudig wieder dort.

Jedes Siechthum wird vertrieben, jede Krankheit muß entfliehn,
Zungen, die noch nie geſprochen, wird der Rede Schatz verliehn,
Und, mit ihrem Bett beladen, durch die Stadt die Lahmen ziehn.

Selbſt hinab bis in die Hölle bringt er voll Erbarmen ein,
Heil und Segen dort zu ſpenden, ſprengt der Thore mächt'gen Schrein,
Daß die nie erſchloſſ'nen Riegel klaffend ſich vor ihm entzwein.

Und die Thür', die alle aufnimmt, keinen aber mehr läßt gehn,
Muß ihr altes Recht beſeitigt und befreit die Todten ſehn;
Ihr Geſetz iſt aufgehoben, fürder gibt's ein Auferſtehn!

Aber während Gott des Todes Schlund mit ſeinem Licht erhellt,
Während heller Tag erſtrahlet in dem Schoß der Unterwelt,
Da erbleichen alle Sterne trauernd an des Himmels Zelt.

Und die Sonne floh, verbarg ſich, nur ein trübes Dämmerlicht
Blutig dunkel noch durchblitzet die zerriſſ'ne Wolkenſchicht,
In des Chaos Nacht verſinkend, ſcheint's, der Weltenbau zerbricht.

Nun erhebe froh die Stimme, ſinge, Zunge, hochentzückt,
Feire den Triumph des Leidens und das Kreuzholz ſiegbeglückt,
Feire laut das hehre Zeichen, das die Stirn der Sel'gen ſchmückt.

O der neuen Todeswunde wunderbare Herrlichkeit!
Hier fließt Waſſer, das in Strömen alle Welt von Schuld befreit,
Dort fließt Blut, das triumphirend hält den Siegeskranz bereit.

Als die Schlange sah das Opfer rein und schuldlos dargebracht,
Hat ihr altes Gift verloren seine bittre Todesmacht,
Zischend krümmt sie sich im Staube, überwunden, schmerzentfacht.

Sag, was hat es dir gefruchtet, arge Schlange, daß voll Lug
Du verdarbst die ersten Menschen mit der Sünde Heuchelbetrug?
Für die Schuld that jetzt der Höchste, Gott und Mensch zugleich, genug.

Kurze Macht nur hat dem Tode über sich der Herr verliehn,
Daß die Todten, die Begrabnen, deren Sünden nun verziehn,
Seiner Herrschaft alten Banden könnten ungestört entfliehn.

Mit den Vätern viele Heilige gaben drum in Festlichkeit
Ihrem Herrn am dritten Tage, da er auferstand, Geleit,
Kehrten aus dem Grabe wieder in das Land der Zeitlichkeit.

Sieh! Es stehen ihre Glieder aus der dürren Asche auf,
Und der kalte Staub durchdringet lebenswarm des Blutes Lauf,
Knochen weben sich und Sehnen und es spannt die Haut sich drauf.

Dann, nachdem der Tod bezwungen und das Leben ist gestählt,
Zu des Vaters Richterstuhle steigt der Sieger auserwählt,
Wo von seines Leidens Glorie seiner Wunden Schmuck erzählt.

Der Lebend'gen und der Todten König, Richter, Heil sei dir,
Der du an des Vaters Seite thronest in des Himmels Zier,
Der du einst zu richten kommest alle mit dem Kreuzpanier.

Greise, Knaben, kleine Kinder sollen laut dich benedein,
Der Jungfrau'n und Mütter Scharen und die Mägdlein hold und rein
Dich in keuschen, süßen Liedern ewig preisen im Verein.

Wassersturz und Meeresbrandung, Wald und Flur und Raum und Zeit,
Sommer, Winter, Schnee und Regen, Nacht und Tag und Nah und Weit,
Alle Wesen sollen jubeln dir in alle Ewigkeit!

3.

Als zweite Aufgabe seiner Dichtung bezeichnet Prudentius in seinem Prolog die Bekämpfung der Häresien und die Erklärung des katholischen Glaubens:

Pugnet contra haereses, catholicam discutiat fidem.

Die Häresie, welche um jene Zeit am meisten das nördliche Spanien beunruhigte und entzweite, war die Lehre des Priscillian, ein ziemlich verworrener Mischmasch von gnostischen, arianischen und manichäischen Irrthümern. Mit den Sabellianern führten die Priscillianisten die Lehre der heiligsten Dreifaltigkeit auf willkürliche Phantasieunterschiede zurück, mit den Arianern untergruben sie die Lehre von der Gottheit Christi, mit den Manichäern huldigten sie dem Dualismus, verboten Ehe und Fleischgenuß und überließen sich dabei den größten Ausschweifungen. Prudentius stand in seinen besten Jahren, als die Synoden von Saragossa (380) und Bordeaux (384) die ersten durchgreifenden Schritte

gen die neue Secte thaten und Priscillian, der sich an den Kaiser gewandt hatte 35), zu Trier hingerichtet wurde. Die Secte behauptete sich indes und machte, mentlich in Galicien, noch weitere Fortschritte. Es kann deshalb kaum ein gründeter Zweifel obwalten, daß Prudentius, durch und durch mit der orthodoxen hre vertraut und für sie begeistert, in seinen polemisch-theologischen Lehrgedichten rade diese Irrlehre im Auge hatte, wenn er sie auch unmittelbar nicht nennt, ndern seine Angriffe auf die frühern Ketzerhäupter richtete, von denen sie sich re traurigen Irrlehren erborgt hatte.

Daß sich aber ein so begabter Dichter mit solchem Eifer dem Lehrgedichte wandte, kann nicht befremden. Die Römer hatten diese Art immer mit Vorebe gepflegt. Lucilius, Lucrez, Horaz wiesen auf diesen Weg. Wer es poetisch ndet, daß Lucrez das trostloseste aller Systeme, den nackten Materialismus und theismus, in Hexameter gebracht hat, wird es dem christlichen Dichter nicht rdenken, wenn er den Versuch machte, die erhabenen Mysterien des Christenums in wahrhaft dichterischer Weise gegen phantastische Ketzereinfälle zu verteidigen. Die sogen. „gesunde Sinnlichkeit", d. h. die niedern Gelüste der Menschen, hat er dabei allerdings nicht für sich; aber seine Gedanken bewegen ch in einer Weltanschauung, welche die höchste Harmonie besitzt, und den exameter beherrscht er nicht minder glücklich als in seinen Tagesliedern die Strophengebilde des Horaz, ja seine Verse fließen oft entschieden besser als jene es Lucrez.

Das erste seiner dogmatischen Gedichte, die „Apotheosis", ist den Geheimissen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Erlösung gewidmet. Majestätisch richnet der Prolog in wenigen Versen, Dantes würdig, die Trinitätslehre und ellt der ewigen, seligen Dreieinigkeit in echt poetischem Contrast das tolle Gewirr r menschlichen Irrthümer gegenüber, die, von Hochmuth gestachelt, von Leidenhaften gepeitscht, wie Straßenräuber sich an dem Ewigen vergreifen und den ahren Glauben in dem Netz ihrer hadernden Meinungen ersticken. Voll Ueberugung und Begeisterung tritt der Dichter dann in die Schranken und vertheidigt e gottmenschliche Gestalt Jesu Christi gegen die Wahngebilde der Patripassianer, r Sabellianer, der Juden und der verschiedenen Sophisten, welche bald Gottheit, bald Menschheit, bald beide zugleich hinwegzukritteln, zu umdüstern und zu ntwerthen versucht hatten. In der lebhaften Debatte erhebt sich das Bild des ottmenschen immer klarer, heller, liebenswürdiger vor uns, wie es gleichsam im ampfe der ersten Jahrhunderte im Schoße der Kirche immer voller und schöner rvorgetreten ist. Das begeisterte Wort des Dichters reißt uns am Schluß zu r glühenden Ueberzeugung hin, daß in der Vereinigung von Gottheit und Menschheit unsere größten Interessen liegen, daß es in seinem Tode unsere Erlösung, in seiner Auferstehung unser ewiges, seliges Leben gilt.

Christus nostra caro est, mihi solvitur et mihi surgit.
Solvor morte mea, Christi virtute resurgo;
Cum moritur Christus, cum flebiliter tumulatur,
Me video: e tumulo cum iam remeabilis adstat
Cerno Deum....

Pellite corda metum, mea membra, et credite vosmet
Cum Christo reditura Deo; nam vos gerit ille,
Et secum revocat: morbos ridete minaces;
Inflictos casus contemnite; tetra sepulcra
Despicite; exsurgens quo Christus provocat, ite.

Das zweite dogmatiſche Gedicht des Prudentius, die „Hamartigenie“ oder der „Urſprung der Sünde“, behandelt die Lehre vom Sündenfall oder vom Urſprung des Böſen in nicht minder echt poetiſcher Weiſe. Einem Aeſthetiker, dem der chriſtliche Katechismus, die Bibliſche Geſchichte und die bibliſche Typik fremd geworden oder nie geläufig geweſen iſt, wird freilich an dieſer Widerlegung des manichäiſchen Dualismus wenig Schönes finden. Wer ſich aber in dieſer Welt zu Hauſe fühlt, der wird ſchon den Meiſtergriff des Prologs bewundern, in welchem Abels Tod mit ſeiner typiſchen Bedeutung in den ergreifendſten, concreten Zügen in den Vordergrund gerückt iſt, um der großen dogmatiſchen Frage zugleich den faßlichſten und tiefſten Ausgangspunkt zu geben. Ein Aeſchylos und Sophokles hätten, wenn ſie Chriſten geweſen wären, die Sache nicht poetiſcher anfaſſen können. Mit zündender Satire iſt das angebliche Princip der Böſen als der „Gott Marcions“ geſchildert, in ergreifendem Pathos wird die Wirkung des Sündenfalls auf die ſichtbare, dem Menſchen bis dahin untergebene Schöpfung beſchrieben, in feinſter künſtleriſcher Weiſe wird die Rebellion der Sinne als Folge des Sündenfalls dargeſtellt, in voller Klarheit tritt der Mißbrauch des freien Willens als die eigentliche Urſache der Sünde, als der Störenfried der ethiſchen und phyſiſchen Weltordnung hervor. Leider können wir nicht beim Einzelnen verweilen. Der Dichter verſenkt ſich bei der Betrachtung der Sünde zuletzt tief in ſeine eigene Sündhaftigkeit, und die Dichtung klingt darum in ernſten, gedämpften Accorden der Demuth und Reue aus. Mögen andere, die Schläfen mit dem Siegeskranz umſchlungen, in unermeßlichem Lichte ſtrahlen, er fleht, daß Barmherzigkeit ihm die Flammen der Strafe auf ein Mindeſtmaß beſchränke.

Lux immensa alios, et tempora vincta coronis
Glorificet, me poena levis clementer adurat!

In ſeinem dritten dogmatiſchen Gedichte zeichnet Prudentius die Bedeutung der menſchlichen Freiheit nach einer andern Seite: im Kampfe des Guten und Böſen um die Menſchenſeele. Daher der Titel „Der Seelenkampf“ (Psychomachia). Die Geſtaltungskraft des Dichters zeigt ſich dabei wieder von einer neuen Seite. Er faßt die Seele nebſt den Tugenden und Laſtern als allegoriſche Figuren und führt den Kampf in völlig epiſcher Form durch. Er, der Spanier, iſt damit der Vorläufer des allegoriſchen Autos geworden, das ſpäter in Lopes und Calderons Schöpfungen ſich zur höchſten poetiſchen Vollendung geſtalten ſollte. Dazwiſchen liegen freilich ſo viele und ſo froſtige Nachahmungen, daß eine gewiſſe Abneigung gegen das allegoriſche Epos und Drama wohl verzeihlich erſcheinen mag. Prudentius ſelbſt hat den allegoriſchen Kampf friſch, lebendig und packend aufgefaßt. Die einzelnen Perſonen ſind trefflich charakteriſirt. So gleich eingangs der unbewaffnete, auf ſeine von Gott verliehene Kraft fußende Glaube,

s in stolzer Eisenrüstung starrende Heidenthum, die in lichtem Waffenschmuck angende Keuschheit, die in trübem Fackelqualm einherstürmende böse Lust, der f stolzem Zelter sich brüstende Stolz, die mit dem schmeichelndsten Putz sich stehlende Wollust.

Luxuria, extinctae iam dudum prodiga famae,
Delibuta comas, oculis vaga, languida voce,
Perdita deliciis: vitae cui causa voluptas,
Elumbem mollire animum, petulanter amoenas
Haurire illecebras, et fractos solvere sensus.

Das ist so fein gezeichnet, wie Ovid zu zeichnen weiß, aber nicht, um zu hören, sondern um abzuschrecken. Hier triumphirt nicht die Sünde, sondern ewige Weisheit.

Atque ubi peccatum regnaverat, aurea templi
Atria constituens, texat spectamine morum
Ornamenta animae: quibus oblectata decoro
Aeternum solio dives Sapientia regnet.

4.

Der fruchtbare Nährboden, auf dem die ältern und halb ausgestorbenen resien sich immer wieder von neuem verjüngten, war die weltliche, halbheidche Gesinnung, welche sich durch die stete Berührung mit dem Heidenthum n den ältesten Zeiten an in den christlichen Gemeinden geltend machte und on die Apostel, besonders Paulus und Johannes, zur kräftigsten Abwehr thigte. Neben dem Weizen Christi tauchte aber nicht nur beständig neues kraut auf, auch nach Konstantin d. Gr. wucherte das Heidenthum noch unterbrochen weiter und beherrschte gerade die höhern Stände, die meisten alten matorenfamilien, einen großen Theil der Beamtenwelt, Rhetoren, Philosophen d Dichter, Maler und Bildhauer, Schauspieler und Spaßmacher mit seinen schauungen und Erinnerungen, mit seinen Ueberlieferungen und Ideen. Ruhm d Wollust blieb das Ziel der verkommenen höhern Gesellschaft, Brod und piele das Losungswort der Plebs. Wie die Flammen bei einer schlecht gechten Feuersgluth, flackerte unter Julian das ganze heidnische Unwesen noch mal lichterloh auf und schien die ganze christliche Saat dreier Jahrhunderte rnichten zu wollen. Nur langsam gelang es den folgenden Kaisern, den officiellen öttercult endlich einzuschränken und zu unterdrücken.

Als sprechendster Ausdruck des officiellen Götterculte galt das Weihrauchfer, das der römische Senat, die ehrwürdigste Behörde des Reiches und die schichtliche Vertretung seiner Weltmacht, vor jeder Sitzung am Altare der Göttin ictoria darbrachte. Dieses Opfer erhielt sich von Augustus bis über die Zeit onstantins hinaus. Erst Constantius schaffte es ab. Nachdem Julian Statue nd Altar der Göttin wieder im Versammlungssaale des Senats hatte aufrichten ssen, wurde das götzendienerische Opfer von neuem dargebracht. Jovian und alentinian I. ließen die noch heidnische Senatsmajorität gewähren. Erst infolge

der Gesetze, die Kaiser Theodosius (in den Jahren 380 und 381) wider das Heidenthum erließ, verordnete Gratian, daß der Victoria-Altar aus dem Sitzungssaale des Senats entfernt werden und das Opfer aufhören sollte. Aber der Senat protestirte und sandte (382) eine Deputation, an ihrer Spitze sein angesehenstes Mitglied, den Stadtpräfecten Symmachus, von Rom nach Mailand zum Kaiser, um die bisherigen Staatszuschüsse für den heidnischen Cult und die bisherigen Vorrechte der heidnischen Götzenpriester zu verlangen. Nur der energischen Dazwischenkunft des Papstes Damasus und des Bischofs Ambrosius von Mailand gelang es, die Absicht des Senats zu durchkreuzen, und zwar so wirksam, daß der Kaiser die Gesandtschaft nicht einmal vorließ. Die heidnische Senatspartei gab indes ihre Anhänglichkeit an die alten Götter auch jetzt noch nicht auf. Nachdem Gratian (383) ermordet worden war, reichte Symmachus dem erst zwölfjährigen Kaiser Valentinian II. eine flehentliche Bittschrift ein, welche mit allem Aufgebot antiker Rhetorik die frühern Forderungen wiederholte (die sogen. Relatio Symmachi). Der hl. Ambrosius erhielt jedoch auf sein Gesuch eine Abschrift des Actenstückes und widerlegte dasselbe im Auftrage des Papstes Damasus so durchschlagend und nachdrücklich, daß weder Valentinian II. noch viel weniger sein Mitkaiser Theodosius diesem letzten Klagerufe des gestürzten Heidenthums weitere Beachtung schenkten. Es war aber leichter, die geflügelte Victoria aus dem Sitzungssaale des Senates zu verbannen, als die zähe Hartnäckigkeit zu überwinden, mit welcher Symmachus und seine Anhänger auch jetzt noch an heidnischen Ueberlieferungen hingen und sich an den geringsten Umstand anklammerten, der ihrer Sache noch einen Schatten von Hoffnung zu bieten schien.

Solange der ebenso kraftvolle als katholisch gesinnte Theodosius lebte, standen diese Hoffnungen allerdings sehr tief, fast aussichtslos. Nachdem er aber die Augen geschlossen (395) und das Reich für immer in ein weströmisches und ein oströmisches getheilt worden war, wagten sich die Heiden wieder neuen Muthes mit ihren alten Prätensionen hervor und suchten dafür Stimmung zu machen. Vieles war ihnen günstig. Die alten Prachtbauten, Tempel, Paläste, Thermen, Circus, Säulen, Amphitheater, Triumphbogen mit ihren zahllosen Bildsäulen und Bildwerken erinnerten noch auf Schritt und Tritt an die einstige Herrlichkeit des heidnischen Roms und verkörperten seine Ueberlieferungen in großartigster, poetischer Weise. Verstockten, eigensinnigen Heiden bot das Christenthum noch nichts Ebenbürtiges dar, was den frühern Glanz hätte überstrahlen können. Bei manchen fanden darum die Klagen des Symmachus noch lebendigen Wiederhall. Um das Jahr 400 wandten sich die Anhänger des Heidenthums von neuem an die zwei Kaiser, um den Forderungen des Symmachus Geltung zu verschaffen. Gegen sie nun erhob diesmal Prudentius seine Stimme in dem umfangreichsten und glänzendsten seiner Gedichte (den zwei Büchern gegen Symmachus), worin gewissermaßen in großartigster Weise der letzte Entscheidungskampf des Christenthums mit dem Heidenthum sich verkörpert. Er fällt in das Jahr 402 und war darauf berechnet, nicht nur die beiden Kaiser, vorab Honorius, sondern auch die gesamte höhere Gesellschaft Roms für die Sache des Christenthums zu begeistern. Inhaltlich und formell feiert darin der alte Römergeist einen herrlichen Triumph.

nicht mehr jener beschränkte Römergeist des Symmachus, der die überlebten ien neu zu galvanisiren versuchte, sondern der weitsichtige, weltumspannende ergeist des Konstantin und des Theodosius, der die alte Herrlichkeit Roms Kreuze unterwarf und ihr damit eine neue, großartige Zukunft eröffnete.

Der Prolog des 1. Buches erzählt (in 89 asklepiadeischen Versen), wie der Paulus auf Malta von einer Schlange gebissen und wunderbar gerettet wurde. n solchen Schlangenbiß auf das Christenthum bedeutet der Angriff des Sym- us. Das Christenthum wird daran nicht sterben, aber der Dichter bittet zu stus, er möge dem giftigen Rhetor die Gnade der Bekehrung zu theil werden t und ihn vor den ewigen Flammen bewahren.

Im Beginn des 1. Buches wird Kaiser Theodosius gemüthlich, kurz und p als wohlthätiger Arzt vorgeführt, der den langen Fieberträumen des Heiden- s ein Ende machte und den Glauben an einen Gott an dessen Stelle setzte. Weisheit dieser Regierungsmaßregel wird dann durch ein markig satirisches des heidnischen Olymps begründet — ein fesselndes Gegenstück zu Hesiods ogonie. Der aus seinem Reich verjagte Bettelkönig Saturn, der Weiber- ihrer Juppiter, der Erzdieb Mercur, der schändliche Priapus, der liederliche ules, der verlotterte Bacchus und das ganze übrige Göttergesindel wird nach ihr seiner vermeintlichen Göttlichkeit entkleidet und nach seiner ganzen ver- nenen Menschlichkeit bloßgestellt. Die schärfste Satire trifft nicht mit Un- Venus und Anchises und die ganze übrige trojanisch-latinische Sage, durch e die hellenische Mythologie und Sage mit den Uranfängen Roms in Ver- ung gesetzt worden war, um daran auch die Apotheose der heidnischen ren zu knüpfen. Auch die Götter der Unterwelt erhalten als Ausgeburten Hölle ihre besonders scharfe Verurtheilung. Das strenge, aber zugleich ver- ende Schlußurtheil über die gestürzte Götterwelt legt der Dichter dem er Theodosius auf die Lippen, wie er als Sieger über den Gegenkaiser enius 394 als Triumphator in Rom einzog und der Herrschaft des Heiden- s ein Ende machte.

Da sah freudig der Fürst, der zwei Tyrannen bezwungen,
Triumphirenden Blicks hin auf die herrlichen Mauern.
Schwarzes, düstres Gewölk umhüllte noch dunkel die Weltstadt,
Finstre Nacht umschattete sie, und stürmische Nebel
Scheuchten des Himmels Blau von den sieben kriegrischen Hügeln.
Mitleidbewegt seufzt er und spricht: „Die Trauergewande
Lege, o Mutter, von dir. . . .

Was zur Welt nur gehört, ist dir unterworfen, so hat dir
Gott es verliehn. Auf seinen Wink gebeutst du dem Erdkreis,
Setzest den Fuß voll Macht auf alle irdischen Dinge.
Nicht darfst deinen Blick als Herrin du heften zum Boden
Sklavisch und Majestät dir erbetteln von den Geschöpfen,
Die dir unterthan und denen du weit überlegen.
Nimmer duld' ich es mehr, daß dem alten Tand du noch huldigst,
Die Scheusale verehrst der moderzerfreff'nen Götter."

der Gesetze, die Kaiser Theodosius (in den Jahren 380 und 381) wider das Heidenthum erließ, verordnete Gratian, daß der Victoria-Altar aus dem Sitzungssaale des Senats entfernt werden und das Opfer aufhören sollte. Aber der Senat protestirte und sandte (382) eine Deputation, an ihrer Spitze sein angesehenstes Mitglied, den Stadtpräfecten Symmachus, von Rom nach Mailand zum Kaiser, um die bisherigen Staatszuschüsse für den heidnischen Cult und die bisherigen Vorrechte der heidnischen Götzenpriester zu verlangen. Nur der energischen Dazwischenkunft des Papstes Damasus und des Bischofs Ambrosius von Mailand gelang es, die Absicht des Senats zu durchkreuzen, und zwar so wirksam, daß der Kaiser die Gesandtschaft nicht einmal vorließ. Die heidnische Senatspartei gab indes ihre Anhänglichkeit an die alten Götter auch jetzt noch nicht auf. Nachdem Gratian (383) ermordet worden war, reichte Symmachus dem erst zwölfjährigen Kaiser Valentinian II. eine flehentliche Bittschrift ein, welche mit allem Aufgebot antiker Rhetorik die frühern Forderungen wiederholte (die sogen. Relatio Symmachi). Der hl. Ambrosius erhielt jedoch auf sein Gesuch eine Abschrift des Actenstückes und widerlegte dasselbe im Auftrage des Papstes Damasus so durchschlagend und nachdrücklich, daß weder Valentinian II. noch viel weniger sein Mitkaiser Theodosius diesem letzten Klagerufe des gestürzten Heidenthums weitere Beachtung schenkten. Es war aber leichter, die geflügelte Victoria aus dem Sitzungssaale des Senates zu verbannen, als die zähe Hartnäckigkeit zu überwinden, mit welcher Symmachus und seine Anhänger auch jetzt noch an heidnischen Ueberlieferungen hingen und sich an den geringsten Umstand anklammerten, der ihrer Sache noch einen Schatten von Hoffnung zu bieten schien.

Solange der ebenso kraftvolle als katholisch gesinnte Theodosius lebte, standen diese Hoffnungen allerdings sehr tief, fast aussichtslos. Nachdem er aber die Augen geschlossen (395) und das Reich für immer in ein weströmisches und ein oströmisches getheilt worden war, wagten sich die Heiden wieder neuen Muthes mit ihren alten Prätensionen hervor und suchten dafür Stimmung zu machen. Vieles war ihnen günstig. Die alten Prachtbauten, Tempel, Paläste, Thermen, Circus, Säulen, Amphitheater, Triumphbogen mit ihren zahllosen Bildsäulen und Bildwerken erinnerten noch auf Schritt und Tritt an die einstige Herrlichkeit des heidnischen Roms und verkörperten seine Ueberlieferungen in großartigster, poetischer Weise. Verstockten, eigensinnigen Heiden bot das Christenthum noch nichts Ebenbürtiges dar, was den frühern Glanz hätte überstrahlen können. Bei manchen fanden darum die Klagen des Symmachus noch lebendigen Wiederhall. Um das Jahr 400 wandten sich die Anhänger des Heidenthums von neuem an die zwei Kaiser, um den Forderungen des Symmachus Geltung zu verschaffen. Gegen sie nun erhob diesmal Prudentius seine Stimme in dem umfangreichsten und glänzendsten seiner Gedichte (den zwei Büchern gegen Symmachus), worin gewissermaßen in großartigster Weise der letzte Entscheidungskampf des Christenthums mit dem Heidenthum sich verkörpert. Er fällt in das Jahr 402 und war darauf berechnet, nicht nur die beiden Kaiser, vorab Honorius, sondern auch die gesamte höhere Gesellschaft Roms für die Sache des Christenthums zu begeistern. Inhaltlich und formell feiert darin der alte Römergeist einen herrlichen Triumph,

nicht mehr jener beschränkte Römergeist des Symmachus, der die überlebten
nen neu zu galvanisiren versuchte, sondern der weitsichtige, weltumspannende
ergeist des Konstantin und des Theodosius, der die alte Herrlichkeit Roms
Kreuze unterwarf und ihr damit eine neue, großartige Zukunft eröffnete.

Der Prolog des 1. Buches erzählt (in 89 asklepiadeischen Versen), wie der
aulus auf Malta von einer Schlange gebissen und wunderbar gerettet wurde.
n solchen Schlangenbiß auf das Christenthum bedeutet der Angriff des Sym-
us. Das Christenthum wird daran nicht sterben, aber der Dichter bittet zu
hus, er möge dem giftigen Rhetor die Gnade der Bekehrung zu theil werden
und ihn vor den ewigen Flammen bewahren.

Im Beginn des 1. Buches wird Kaiser Theodosius gemüthlich, kurz und
als wohlthätiger Arzt vorgeführt, der den langen Fieberträumen des Heiden-
s ein Ende machte und den Glauben an einen Gott an dessen Stelle setzte.
Weisheit dieser Regierungsmaßregel wird dann durch ein markig satirisches
des heidnischen Olymps begründet — ein fesselndes Gegenstück zu Hesiods
gonie. Der aus seinem Reich verjagte Bettelkönig Saturn, der Weiber-
hrer Juppiter, der Erzdieb Mercur, der schändliche Priapus, der liederliche
ules, der verlotterte Bacchus und das ganze übrige Göttergesindel wird nach
ihr seiner vermeintlichen Göttlichkeit entkleidet und nach seiner ganzen ver-
tenen Menschlichkeit bloßgestellt. Die schärfste Satire trifft nicht mit Un-
Venus und Anchises und die ganze übrige trojanisch-latinische Sage, durch
e die hellenische Mythologie und Sage mit den Uranfängen Roms in Ver-
ung gesetzt worden war, um daran auch die Apotheose der heidnischen
ren zu knüpfen. Auch die Götter der Unterwelt erhalten als Ausgeburten
Hölle ihre besonders scharfe Verurtheilung. Das strenge, aber zugleich ver-
nde Schlußurtheil über die gestürzte Götterwelt legt der Dichter dem
r Theodosius auf die Lippen, wie er als Sieger über den Gegenkaiser
nius 394 als Triumphator in Rom einzog und der Herrschaft des Heiden-
s ein Ende machte.

Da sah freudig der Fürst, der zwei Tyrannen bezwungen,
Triumphirenden Blicks hin auf die herrlichen Mauern.
Schwarzes, düstres Gewölk umhüllte noch dunkel die Weltstadt,
Finstre Nacht umschattete sie, und stürmische Nebel
Scheuchten des Himmels Blau von den sieben kriegrischen Hügeln.
Mitleidbewegt seufzt er und spricht: „Die Trauergewande
Lege, o Mutter, von dir. . . .

Was zur Welt nur gehört, ist dir unterworfen, so hat dir
Gott es verliehn. Auf seinen Wink gebeutst du dem Erdkreis,
Setzest den Fuß voll Macht auf alle irdischen Dinge.
Nicht darfst deinen Blick als Herrin du heften zum Boden
Sklavisch und Majestät dir erbetteln von den Geschöpfen,
Die dir unterthan und denen du weit überlegen.
Nimmer duld' ich es mehr, daß dem alten Tand du noch huldigst,
Die Scheusale verehrst der moderzerfress'nen Götter."

In weiterer herrlicher Rede zeichnet der Kaiser dann die Nichtigkeit der von Menschenhand verfertigten Idole, erinnert Rom an den Sieg Konstantins und schildert den glorreichen Umschwung, der sich daran knüpfte und der der Weltstadt eine weit erhabenere, dauernde Bedeutung verleiht:

Et dubitamus adhuc, Romam tibi, Christe, dicatam
In leges transisse tuas? omnique volentem
Cum populo, et summis cum civibus ardua magni
Iam super astra poli terrenum extendere regnum?

Kann ein Zweifel noch sein, daß Rom sich dir hat ergeben,
Christus, und deinem Gesetz? Und daß die Schar der Quiriten,
Adel und Volk vereint, will künftig über die Sterne
In den Himmel hinein ausbreiten ihr irdisches Weltreich?

Nach des Dichters Darstellung sind nicht nur die Volksmassen längst de Christenthum gewonnen, sondern auch die „Sechshundert", d. h. zahllose der edelst Familien haben sich Christo zugewandt; im Senat hält nur noch ein winzig Häufchen von Leuten, die selbst am hellen Mittag die Sonne nicht sehen, an de heidnischen Kindertande fest. Es wäre Zeit, daß nach allem vernünftigen Brau die winzige Minorität endlich schwiege und sich dem erdrückenden Beschluß d Mehrheit fügte. Mit Recht erinnert der Dichter an die Milde und Nachsi des Theodosius, der die widerhaarigen Heiden und unter ihnen auch Symmach bei ihren Würden und Aemtern belassen. Er lobt die Talente und die Ber samkeit des Symmachus, die er selbst über jene des Cicero stellt. Er will s nicht mit ihm messen, sondern nur seine Angriffe wider das Christenthum abwehr

Cur mihi non fas sit, lateris sinuamine flexi
Ludere ventosas iactu pereunte sagittas?

Im Prolog zum 2. Buch erzählt Prudentius (in 66 glykonischen Vers das wunderbare Wandeln des Petrus auf dem See Genesareth und knüpft dar die Bitte, daß Christus auch ihm die Hand reiche.

Das 2. Buch geht dann auf die Hauptklagepunkte des Symmachus e aber durchaus nicht rhetorisch-dialektisch, sondern echt poetisch, indem er in d Anklagen Anhaltspunkte suchte, um die heidnischen Anschauungen satirisch z zuweisen und andererseits die Schönheit eines christlichen Roms in die ganze u volle Beleuchtung zu setzen.

Obwohl Spanier von Geburt, fühlt und spricht Prudentius, unter d Einfluß des geschichtlichen und christlichen Gemeingeistes, ganz wie ein ec Römer. Er identificirt seine Interessen ganz mit jenen des Reiches und wid legt damit von vornherein das Vorurtheil der Heiden, das in den Christen borene und geschworene Reichsfeinde erblickte. Auf die weinerlichen Vorstellun des Symmachus zu Gunsten der Victoria und ihres Altars erwidert der chr liche Dichter frisch und frank, daß die Göttin der „Victoria" weiter nichts ein Geschöpf der Poesie, der Bilderkunst und des Aberglaubens sei, daß le Victoria, sondern römische Arme und Schwerter, römische Tapferkeit und Held

uch die zahllosen Siege der römischen Adler erfochten. Auf die Bitte des Symachus, man solle doch jedem seine Götter lassen, zumal das Wesen der Gottheit schwer zu erfassen sei, setzt er treffend die Grundlehren des christlichen Glaubens er Gott und Mensch, Schöpfung und Erlöser auseinander, wodurch die heidschen Vorstellungen völlig hinfällig werden. Wenn Symmachus aber auf den rauch der Vorzeit pocht, weist Prudentius schlagend nach, daß das Heidenthum rattet und abgebraucht sei, das Heidenthum selbst mit früherem Brauch gebrochen be, da dem Heidenthum der Glaube an einen einzigen Gott vorhergegangen. stlich widerlegt Prudentius dann die Forderung, man solle Rom doch bei nem Genius und bei seinem Fatum belassen.

Aber dein Stadtgenius, sag' an, wann hat er begonnen
Sich zu ergießen auf Rom in seiner anfänglichen Kleinheit?
Ist er entströmt im schattigen Thal den Brüsten der Wölfin,
Um das Zwillingspaar zu nähren, noch selbst erst im Werden?
Flog er als Schattenbild geheimnißvoll mit den Geiern
Durch die Luft? Ward plötzlich er aus Wolken gestaltet?
Thront er in schwindelnden Höhn? Weilt er im innersten Hause?
Zieht er die Sitten heran, und gründet er staatliche Rechte?
Wohnt er im Graben vielleicht des Lagers, ruft er die Mannschaft
Auf ins Glied, bläst er das Horn, bestürmt er die Feinde?
Ist das alles nicht zum Lachen jedem Gescheiten?
Doch gesetzt, es wäre ein solcher Geist oder Schatten,
Der für all das bereit, von dem der Staat die Geschicke
Schöpfte und würde belebt ganz bis in die innersten Fasern,
Warum fehlts ihm an Rath, die Religion zu erfüllen?
Warum blickt er empor nicht frei zu den Höhen des Himmels?
Warum, sklavisch gesinnt, glaubt er, des Schicksals Beschlüsse
Stünden ewig fest? Was schlägt er das Werden in Bande?
Darf er nimmer verschmähn, was einst sein Willen umfangen,
Bessern, wo er geirrt, und seine Empfindungen wechseln?
Siebenhundert Jahr ging wohl er schon in die Irre,
Zweifelnd und tastend umher, die richtige Staatsform zu finden,
Welche gefiele zugleich und die Rechte billig vertheilte.
Königsgewalt bestand in der werdenden Stadt schon zu rechte,
Aber der Aeltesten Schar trug mit zum Theile die Sorgen,
Greise sehn wir darauf am Steuerruder des Rathes
Hohen, edelsten Stammes; dann theilen plebejische Massen
Sich mit den Vätern gemischt nach billigem Maß die Gewalten,
Führend das Scepter vereint und entscheidend im Krieg wie im Frieden.
Consuln vertreten die Macht des Adels, Tribunen das Volksrecht.
Plötzlich wankt diese Ordnung; man wählet jetzo Decemvirn
Adligen Stamms an die Spitze des Staats; zwölf Fasces umgeben
Dieses Colleg, und es führt ein jeder von ihnen sein Beil nach.
Wieder erkieset der Staat zwei Consuln drauf sich als Führer
Und übergibt ihrer Hand die Verwaltung wie den Kalender.
Blutigen Rufes zuletzt verwirren das Reich die Triumvirn.

Ob sich das Schicksal geirrt in diesen Stürmen, der Volksgeist
Oder der Genius Roms, Rom fand am Ende zurecht sich
Und umgab das erhabene Haupt mit der fürstlichen Krone:
Vater des Vaterlands und des Volks und Haupt des Senates,
Ward der Hehre genannt und Führer des Heers und Dictator,
Gütiger Censor und Lehrer der Sitten sowie des Besitzes
Schirmherr, Rächer des Unrechts und freudiger Spender des Guten.
Wenn des Wechsels so viel, so viele Versuche es brauchte,
Bis man endlich erreicht, was sich dem Urtheil bewährte,
Und das Volk voll heiliger Scheu zu erhalten für gut fand,
Was noch steht es an, das göttliche Recht zu erkennen,
Das verborgen bisher, sich endlich dem Blicke enthüllte?
Heil! Nicht zweifelt es mehr. Rom hat sich Christus ergeben
Und dient Gott allein, der früheren Culte entledigt.
(Contra Symm. II, 392—441.)

Kurz wird darauf die Lehre vom Fatum selbst widerlegt, dann die Anschauung, daß Rom durch die alten Götter so groß geworden sei. Mit Recht erklärt es Prudentius für eine Beleidigung der römischen Bürger, der Venus Siege zuzuschreiben, welche der Heldenmuth eines Fabricius, Curius, Drusus und Camillus erfochten. Mit Recht spottet er über die Ohnmacht der Götter, die Rom so oft im Stich gelassen. Daran knüpft sich wohl die schönste Stelle des Gedichtes, in welcher Prudentius in grandiosen Zügen die providentielle Stellung des alten Roms in der Weltgeschichte entwickelt.

Doch ich seh', was du willst. Dich begeistern die herrlichen Züge
Römischen Heldensinns, die Land und Meer sich erobert
Bis an die Grenzen der Welt. Drum schilderst du Jubel und Siege,
Führst in unendlichen Reihn uns vor den Pomp der Triumphe,
Welche mitten durch Rom hintrugen die Beute der Völker.
Soll ich dir sagen, o Römer, was dich so hoch hat erhoben,
So mit Ruhm dich umstrahlt, daß du führest die Zügel des Weltalls?
Die durch Sprache und Brauch geschiedenen Völker und Reiche
Wollte verbrüdern der Herr, und einem gemeinsamen Scepter
Unterwerfen, was Zucht und Sitte könnte vertragen;
Freundlich sollte ein Joch, dieselben lieblichen Zügel
Einen zum bleibenden Bunde der Menschen sämtliche Herzen:
Liebe der Religion. Denn keine Verbindung ist würdig
Christi, wenn nicht ein Geist umschlingt die vereinigten Völker.
Eintracht nur kennt Gott, kann allein den gütigen Vater
Ehren, wie sich gebührt, denn ihn versöhnt nur der vollste
Friede des Menschengeschlechts in heiliger Ruh mit der Erde.
Aufruhr scheucht ihn fort, der Grimm der Waffen erzürnt ihn,
Friede gewinnt seine Huld, und fromme Stille bewahrt sie.
Wüthend rüstet zum Kampf, zum wirren, Bellona die Völker,
Die der Ocean umspannt an der Küste des Westens,
Die mit rosigem Licht zuerst Aurora bestrahlet,
Daß sie gewaffneten Arms einander tödtlich zerfleischten.

: zu zügeln die Wuth, ließ Gott die ringenden Völker
ıgen sich einem Gesetz von allen Enden der Erde,
mer werden sie all', die fern der Rhein und der Ister,
: mit Gold der Tajo besptilt, der gewaltige Ebro,
: der hesperische Strom beglückt, die der Ganges ernähret,
: sich baden am Strande des Nils, des siebengetheilten.
n Recht macht sie gleich, vereint mit demselbigen Stamme
e und wandelt um die Besiegten in freundliche Brüder.
enthalben nunmehr lebt sich's, als umschlössen dieselben
ıuern Bürger nur, aus einem Stamme geboren,
ıer Vaterstadt, durch dieselben Laren geeinigt.
ıber, in weitester Fern', getrennt durch gewaltige Meere,
ıd durch Bürgschaft verknüpft und treffen gemeinsam auf einem
rum sich vereint und treiben in dichter Versammlung
ndel, Gewerbe und Kunst. Es wird das festliche Brautbett
ht dem Fremden gewehrt durch Gesetz; aus verschiedenen Völkern
ichst durch Mischung des Bluts ein neues, einziges Volk auf.
es hat erreicht mit so manchem Erfolg, mit so vielen Triumphen
ücklich das Römische Reich. Als Christus dann in die Welt trat,
eh, da waren die Pfade bereit, längst hatte die Herrschaft
ms den Frieden der Welt begründet unter den Völkern.

(Contra Symm. II, 577—621.)

ı ist dabei nicht gealtert noch schwächer geworden; vielmehr grüßt es
ie Fürsten, durch die ihm neue Jugendkraft zu theil geworden. Vorbei
Zeiten, wo der Muttermörder Nero die Apostel hinschlachtete, Decius im
Christen wüthete. Diese Blutschuld ist gesühnt, und siegreich wie ehe-
eidigt sich das christlich gewordene Rom gegen die Anfälle der Barbaren.
)en hat in der Schlacht von Pollentia nicht Juppiter, sondern der
e Kaiser Honorius mit seinem treuen Feldherrn Stilicho die Goten
:worfen:

Dux agminis imperiique
Christipotens nobis iuvenis fuit, et comes eius
Atque parens Stilico: Deus unus Christus utrique:
Huius adoratis altaribus, et cruce fronti
Inscripta, cecinere tubae; prima hasta dracones
Praecurrit, quae Christi apicem sublimior effert.

)elnd ladet ihn deshalb das befreite Rom zum Triumph ein:

Scande triumphalem currum, spoliisque receptis
Huc, Christo comitante, veni; date, vincula demum
Captivis gregibus; manicas deponite, longo
Tritas servitio, matrum iuvenumque catervae.
Dediscat servire senex, laris exul aviti,
Discat et ad patrium limen genetrice reversa
Ingenuum se nosse puer: timor omnis abesto.
Vicimus: exultare libet!

An moderne Seichtheit und Oberflächlichkeit erinnert der Einwurf des S
machus, die Wege zur Gottheit seien verschieden, vereinigten sich aber schli
zu einem Pfad, wie überhaupt alles Irdische den Menschen gemeinsam sei.
prachtvoller Schilderung zeichnet nun Prudentius die Gemeinsamkeit des N
lebens und des Menschenlebens im Bereiche der sichtbaren Schöpfung, aber
die Verschiedenheit der Völker und die wesentliche Verschiedenheit der Religi
unter denen nur eine, die wahre, zum Heile führt, während außer ihr sie
Pfade so vielfach spalten, als es Religionen und Götter gibt, und dazu noch
Abweg des Atheismus und der epikureischen Zufallslehre. Der wahre W
Gott ist anfänglich steil und rauh, aber er wird schöner und lieblicher, je l
man kommt, während die falschen Wege sich immer mehr theilen und von
ablenken und schließlich ins Verderben führen.

At notis, vitae Dominum quaerentibus unum
Lux iter est, et clara dies, et gratia simplex.
Spe sequimur, gradimurque fide, fruimurque futuris,
Ad quae non veniunt praesentia gaudia vitae
Nec currunt pariter capta et capienda voluptas.

Im letzten Abschnitt der Dichtung weist Prudentius den Vorwurf des S
machus zurück, Theuerung und Hungersnoth seien über das Reich gekommen,
man den Vestalinnen ihren bisherigen Unterhalt entzogen habe. Er stellt
daß solche auffällige Katastrophen gar nicht vorgekommen seien, die Versch
heit der jährlichen Ernte aber andere Ursachen habe. Eine treffende Pa
zwischen den Vestalinnen und den christlichen Jungfrauen beleuchtet auch hi
sittliche Ueberlegenheit des Christenthums. In ergreifendster Weise forder
Dichter am Schluß den Kaiser Honorius auf, den Greueln der Gladiatorenk
ein Ende zu machen.

„Mit solch tiefem sittlichen Ernste und einer so glänzenden Beweisführ
sagt Manitius, „sind nur wenige Apologeten verfahren; wenigstens steht
dentius hier als apologetischer Dichter unerreicht da. Heute noch ist der
seiner Auffassung, der Reichthum in der dichterischen Erfindung und die
der Gestaltung zu bewundern."

Die zwei Bücher gegen Symmachus stellen nicht nur einen religiös-sitt
sondern auch einen literarischen Triumph des Christenthums über das H
thum dar. Prudentius war für die Schönheit der antiken Poesie und
durchaus nicht blind; er empfiehlt sogar die Erhaltung der alten Statuen,
sie nur, dem Götzendienst entzogen, als Meisterwerke zum Schmucke der
dienen (I, 501 ff.). Aber als Religion ist die alte Mythologie in seinen
längst gerichtet, und er zeichnet ihren innern Widerspruch, ihre Unwürd
und Lächerlichkeit mit der ganzen Energie und Schärfe eines großen Sati
Doch hält er sich nicht negativ, etwa wie Juvenal; er wühlt nicht al
zweifelter Ankläger in der allgemeinen Zersetzung herum; er hat in den
des Christenthums eine neue Welt gewonnen, die Natur, Menschenleben
Geschichte wunderbar verklärt, dem alten Rom eine weit erhabenere Bestim

gibt, seine alte Ehre rettet und das Große und Gute, das es geschaffen, in den Dienst der Christenheit nimmt. Während Symmachus in seiner Relatio nur erstorbene Reminiscenzen und Formeln nachlallt, erhalten die altklassischen Formen durch Prudentius neuen, lebensfähigen Gehalt, der für Jahrhunderte fruchtbar weiter wirkt.

5.

„Die Martyrer singen, die Apostel preisen", ist die letzte Aufgabe, welche sich Prudentius in seinem Prolog stellt. Er hat das in dem Buche der „Siegeskränze" (Peristephanon) gethan, d. h. in einer Reihe von 14 meist längern Gedichten, in welchen er verschiedene römische, spanische und afrikanische Martyrer, von den Aposteln aber die zwei Apostelfürsten besingt. Die besungenen Martyrer sind: die zwei bekehrten römischen Soldaten Emeterius und Chelidonius aus Calagurris (Calahorra); der hl. Diakon Laurentius, Freund und Armenpfleger des heiligen Papstes Xystus II.; die heilige Jungfrau Eulalia von Merida; achtzehn ungenannte Martyrer von Saragossa; der hl. Vincentius; der heilige Bischof Fructuosus von Tarraco mit seinen Diakonen Augurius und Eulogius; der heilige Quirinus von Siscia (berühmt durch den Sieg des Kaisers Theodosius über Maximus im Jahre 388); zwei unbekannte Martyrer; der hl. Cassian von Imola oder Forum Cornelii, von seinen eigenen Schülern mit Griffeln zu Tode gequält; der hl. Romanus, unter Kaiser Diocletian 303 zu Antiochien getödtet, aber in Spanien hochverehrt; der hl. Hippolyt, ein bekehrter Novatianer, in Rom hochgefeiert; der heilige Bischof Cyprian von Karthago und die heilige Jungfrau Agnes.

Behandlung und Form sind überaus mannigfaltig. Das erste Stück auf die zwei heiligen Krieger Emeterius und Chelidonius ist in 120 katalektischen trochäischen Tetrametern abgefaßt, dem bevorzugten alten Versmaß der römischen Soldatenlieder. Das zweite, auf den hl. Laurentius, ist im jambischen Dimeter, dem gewöhnlichen Versmaß der „ambrosianischen" Hymnen, gedichtet, wächst aber, im Gegensatz zu deren prägnanten Kürze, bis auf 584 solcher Verse an. Die hl. Eulalia wird in 215 hyperkatalektischen daktylischen Trimetern besungen (die sich in 43 Strophen reihen), die achtzehn Martyrer von Saragossa in 50 sapphischen Strophen, der hl. Vincentius wieder in jambischen Dimetern (144 Strophen mit 576 Versen), der hl. Fructuosus in 162 phaläcischen Hendekasyllaben (54 Strophen), der hl. Quirinus in Glykoneen (18 Strophen mit 90 Versen), der hl. Cassian in 53 Hexametern, die mit ebensovielen jambischen Senaren abwechseln. Am ausführlichsten (in 1140 jambischen Senaren) ist das Martyrium des hl. Romanus ausgeführt, nahezu für sich eine kleine Epopöe. Das des hl. Hippolyt umfaßt 123 Distichen. Der Hymnus auf die zwei Apostelfürsten zählt 33 archilochische Strophen vierter Art, derjenige auf den hl. Cyprian 106 größere archilochische Verse, der auf die hl. Agnes endlich 133 alkäische Hendekasyllaben.

Prudentius beherrscht die verschiedenen Vers- und Strophenformen mit derselben Leichtigkeit wie Horaz, den man indes kaum sein Vorbild nennen kann, da nirgends eine eigentliche Nachahmung zu Tage tritt. Der Dichter ist nicht nur im Horaz, sondern auch in den andern alten Schriftstellern zu Hause; sein

Wort- und Formenschatz reicht darum über jenen des Horaz hinaus; die Ideen sind neu und bewegen sich in ganz andern Kreisen; Prudentius verfügt über Gestalt und Form mit der Freiheit und Selbständigkeit eines echten Dichters. Die lyrische Grundform mit dem oft vorwiegenden epischen Charakter der Gedichte sowie deren großer Umfang erinnert unwillkürlich an die Siegesgesänge des Pindar; doch sind die Formen lange nicht so künstlich, nicht auf musikalischen Vortrag angelegt, in Sprache und Ausdruck einfacher, natürlicher, obwohl es an schwunghafter Begeisterung nicht fehlt. Als Hauptfehler wird Prudentius vorgeworfen, daß er die Qualen der Martyrer zu realistisch, oft in geradezu abstoßender Weise schildere, so daß eigentlich das Häßliche vorwiege. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß er für eine Lesewelt dichtete, welche noch an die blutigsten Spiele des Amphitheaters gewöhnt war, ja daß er selbst noch seine Stimme gegen die Gladiatorenkämpfe erheben mußte. Er brauchte also nicht mit so zartbesaiteten Nerven zu rechnen, wie Hymnendichter der Neuzeit. Die blutige Wirklichkeit jener Leiden und Qualen selbst lag ihm großentheils noch ganz nahe und reichte theilweise noch in sein Jahrhundert hinein. Mit voller poetischer Kraft ließ sich der Triumph der Martyrer nicht schildern, ohne die von ihnen erduldeten Qualen in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu bezeichnen: ihre unbesiegliche Geduld bildet dabei auch in ästhetischer Hinsicht ein versöhnendes Gegengewicht. Der grenzenlosen Weichlichkeit der römischen Erotiker gegenüber konnte eine solche Poesie nur kräftigend und ermannend wirken, wie das Beispiel der christlichen Glaubenshelden selbst.

Den hohen Werth dieser „Siegesgesänge" für die Geschichte der Kirche und ihrer Lehre, der Martyrer, der altchristlichen Liturgik und Kunst können wir hier nicht näher berühren. Die Anregung zu denselben scheint dem Dichter theilweise die spanische Liturgie gegeben zu haben; andere aber sind offenbar die Frucht einer Reise nach Rom und eines längern Aufenthaltes daselbst. So erzählt er in dem (9.) Hymnus auf den hl. Cassian, er sei in das von Cornelius Sulla gegründete und noch jetzt nach ihm benannte Forum Cornelii gelangt, als er auf dem Wege nach der Weltstadt Rom gewesen, und da habe er die herzlichste Hoffnung auf Christi Beistand geschöpft:

Sylla Forum statuit Cornelius: hoc Itali urbem
Vocant ab ipso conditoris nomine.
Hic mihi, cum peterem te, rerum maxima Roma,
Spes est oborta, prosperum Christum fore.

Da, am Grabe des hl. Cassian, weinte er über die Wunden seiner Seele, seine Mühen und Leiden. Dann erhob er den Blick und sah ein Gemälde, das den Martertod des Heiligen darstellte. Er fragte den Küster darüber aus und erfuhr von ihm eingehender die Geschichte des Martyriums. Das erfüllte ihn mit der innigsten Verehrung zu dem Heiligen, und mit vollem Vertrauen rief er ihn in all seinen Anliegen an, besonders um Hilfe bei seinen Geschäften in Rom. Und sein Vertrauen wurde reichlich belohnt. Alles ging herrlich von statten, und so preist er nun dankbar den Heiligen, der ihm so freundlich geholfen.

Auf unmittelbar römische Eindrücke weist der Hymnus auf die zwei Apostel- :n — die älteste Schilderung des St. Peter- und Paul-Festes und der zwei liken dieser Heiligen. Das merkwürdige Gedicht, etwa um das Jahr 402 403 abgefaßt, lautet also:

Es herrschet ungewohnte Freude. Sag' mir, Freund, was gibts?
Ganz Rom ist rege, überall klingt Jubel.
Der Festtag kehrt heut wieder apostolischen Triumphs,
Durch Petri und durch Pauli Blut geadelt.
Derselbe Tag, wenn auch durch eines Jahres Frist getrennt,
Hat mit dem Lorbeer beider Haupt umwunden.
Die sumpf'ge Niederung, die noch der Tiberstrom durchfließt,
Kennt die zwei Tempel, ihrem Ruhm gewidmet,
Des Kreuzes Zeugin wie des Schwerts. Des Blutes Regen hat
Zweimal getränkt sie und denselben Rasen.
Der erste Richtspruch traf den Petrus. Neros Mund befahl,
Er solle hoch am Kreuzesschandpfahl hängen.
Doch dieser fürchtete durch so erhabnen Todes Ruhm
Des Meisters Ehr' nacheifernd anzutasten
Und bat, daß sie die Füße aufwärts hefteten, das Haupt
Nach abwärts, unten an dem Marterpfahle.
So ward die Hand durchbohrt ihm unten, oben hoch der Fuß;
Erniedrigt ward der Leib, erhöht die Seele.
Er wußte, daß die Demuth rascher in den Himmel führt,
Drum beugt' er sterbend in den Staub sein Antlitz.
Wie dann ein Jahr auf seiner Bahn den Kreislauf hat erfüllt,
Denselben Tag die Sonne wieder brachte,
Da schleudert Neros Wuth auf Paulus' Hals das Bluturtheil
Und heischt den Tod des großen Völkerlehrers.
Er hatte selbst vorausgesagt, das Ende steh' ihm nah.
Mir naht das Ende, sprach er, auf, zu Christus!
Und rasch wird er zum Tod gerafft, geopfert mit dem Schwert:
Den Seher täuschte weder Tag noch Stunde.
Der Beiden Ueberreste beiden Ufern theilend aus,
Fließt nun der Tiber zwischen heil'gen Gräbern.
Der rechte Strand umfängt Petrus in goldenem Palast,
Am Strom, dem rauschenden, erglühn Oliven.
Denn an der Felsen Stirn entsprang ein Quell und weckte dort
Ein ewig grünes Laubbach, Chrysma spendend.
Durch reichen Marmor rinnt er jetzt hinab und netzt den Fels,
Bis drunten er im grünen Becken sprudelt.
Denn in des Hügels Innerm ist der Ort, wo hellen Schalls
Das Wasser sich bewegt in schneeiger Tiefe.
Bunt färben seinen Spiegel Malerei'n von oben her,
Moos strahlt drin wieder, Gold in grünem Schimmer
Und dunkel taucht des Purpurs Schatten in die blaue Fluth,
Die Decke scheint im Wasser sich zu regen.

Der Hirt nährt ſelber mit der friſchen Quelle ſtrengem Naß
Die Schäflein, die nach Chriſti Waſſern dürſten.
Am andern Uferrand, wo links die Wieſen ſäumt der Fluß,
Ragt an dem Weg nach Oſtia Pauli Grabmal.
Da funkelt Königspracht; ein guter Fürſt erſchuf den Bau
Und ſpielt' verſchwenderiſch mit ſeinem Reichthum.
Mit Gold bekleidet ſchimmert das Gebälk, daß goldnes Licht
Wie Morgenſonnenſtrahl den Raum durchleuchtet.
Der Decke ſchimmernd helles Zelt trägt je ein Doppelpaar
Von Säulen, herrlich, in vier langen Reihen.
Mit farb'gem Glaſe ſind die ſchmucken Bogen bunt geziert
Und leuchten wie die Au'n in Frühlingsblumen.
Das ſind die zwei Geſchenke, die der höchſte Vater gab
Der Weltſtadt Rom voll Glauben zur Verehrung.
Sieh', wie das röm'ſche Volk ſich dicht durch beide Straßen drängt,
Die beiden Feſte nur ein Licht durchſtrahlet.
Laßt uns zu beiden eilen, raſch beflügelnd unſern Schritt
Und uns der Lieder hier und dort erfreuen.
Erſt ziehn wir über Hadrians Brücke weit hinaus den Weg,
Dann gehn wir auf des Fluſſes linke Seite.
Jenſeits des Tibers bringt der Prieſter erſt das Opfer dar,
Dann kommt er hierher, doppelnd die Gebete.
Das lehrt dich Rom. Nun ſei zufrieden. Wenn du heimgekehrt,
Dann feire treulich ſo den Doppelfeſttag.

6.

Noch bleibt ein kleineres Sammelwerk zu erwähnen, das im Prolog nicht beſonders hervorgehoben wird. „Das Dittochäon", eine Reihe von 49 Gedichtchen von je vier Hexametern, offenbar beſtimmt, als Inſchriften zu den Malereien einer Baſilika (wahrſcheinlich in Saragoſſa) zu dienen. Die erſten 24 ſind dem Alten, die andern dem Neuen Bunde entnommen, und ſo umfaſſen ſie ziemlich die Hauptmomente beider Teſtamente:

1. Adam und Eva. 2. Abel und Kain. 3. Die Arche Noe. 4. Bei der Eiche von Mambre. 5. Saras Grab. 6. Pharaos Traum. 7. Joſeph von den Brüdern erkannt. 8. Der brennende Dornbuſch. 9. Der Zug durchs Rothe Meer. 10. Die Geſetzgebung auf Sinai. 11. Manna und Wachteln. 12. Die eherne Schlange. 13. Der bittere See in der Wüſte. 14. Der Hain Elim in der Wüſte. 15. Die zwölf Steine im Jordan. 16. Das Haus der Rahab. 17. Samſon und der Löwe. 18. Samſon und die Füchſe. 19. David. 20. Das Reich Davids. 21. Der Tempelbau. 22. Die Söhne der Propheten. 23. Israels Gefangenſchaft. 24. Das Haus Ezechiels.

25. Gabriel bei Maria. 26. Bethlehem. 27. Die Geſchenke der Magier. 28. Die Verkündigung der Engel an die Hirten. 29. Der Kindermord in Bethlehem. 30. Die Taufe Chriſti. 31. Auf der Zinne des Tempels. 32. Das Wunder von Kana. 33. Der Teich Siloe. 34. Der Tod des Johannes. 35. Chriſtus auf dem See. 36. Der Teufel fährt in die Schweine. 37. Die fünf Brode und zwei Fiſche. 38. Die Erweckung des Lazarus. 39. Der Blutacker. 40. Im Hauſe des

aiphas. 41. Die Geißelsäule. 42. Das Leiden Christi. 43. Christus im Grab. L. Die Himmelfahrt. 45. Das Leiden des hl. Stephanus. 46. Die schöne Pforte Heilung des Lahmen). 47. Die Vision des Petrus. 48. Das Gefäß der Auswählung. 49. Die Apokalypse des Johannes.

Für die Kunstgeschichte sind diese Inschriften von nicht geringem Interesse. Die Bilder des Alten und Neuen Bundes scheinen sich meist typisch zu entrechen, wenn sich auch nicht für jeden einzelnen Fall Bild und Gegenbild genau fixstellen läßt. Diese Verwendung der biblischen Typik zu Bildercyklen, die schon die Katakombenmalerei hinaufreicht, ist für die christliche Kunst und Poesie heraus fruchtbar geworden. In vielen Sprüchen des Dittochäons liegt die Pointe gerade in dem mystischen Sinn, und wenn man diesen mit in Rechnung eht, wird man Prudentius auch als Epigrammatisten schätzen lernen. Denn n übrigen sind die Sprüche zwar episch gehalten, aber sie bieten jeweilen ein hr treffendes, prägnantes Bild und erlangen durch den typischen Sinn eine hr poetische Wendung, wenn sie auch die übrigen Werke an Bedeutung nicht reichen.

Das Buch der „Siegeskränze" schließt ein kurzer Epilog ab, den man wohl it dem Prolog als Rahmen der gesamten Werke betrachten darf. Der Dichter iht sich darin unter die Schar der Gläubigen, die Gott ihre Opfergaben darringen. Ihm stehen weder reiche Almosenspende noch hervorragende Heiligkeit u Gebot. Aber er hat wenigstens seine Verse, seine raschen Jamben und seine ewglichen Trochäen, seine schlichte Dichtung — pedestre carmen —, und die eiht er Gott mit frommem, treuem Herzen. Das Gefäß braucht nicht gerade on Silber und Elfenbein zu sein, Gott nimmt auch mit einem Becher aus ichen- oder Ulmenholz vorlieb. Der Dichter fühlt seine ganze Gebrechlichkeit nd Niedrigkeit vor Gottes erhabenem Herrscherpalast. Aber er bringt, was er at. Mag es noch so gering sein, nicht umsonst hat er Christus verherrlicht, nter dessen Scepter wir leben.

Quidquid illud accidit,
Iuvabit ore personasse Christum,
Quo regnante vivimus.

So von Prolog und Epilog umschlossen, stellt sich das gesamte Liederbuch es Prudentius als ein sehr schön abgerundetes Ganze dar, das die Frische und en Reiz jugendlicher, volksthümlicher Poesie mit den Intentionen eines wohl berlegenden und abwägenden Kunstdichters verbindet. Mit der eigentlich kirchichen Hymnik den Wettkampf aufzunehmen, dürfte schwerlich seine Absicht gewesen in. Weder die langen Tageslieder noch die noch umfangreichern Siegeskränze nd mit ihren theilweise künstlichen Maßen darauf angelegt. Er scheint vielmehr n Auge gehabt zu haben, den Werken der heidnischen Klassiker einigermaßen leichwerthige Kunstwerke gegenüberzustellen, um seine christlichen Ideen und seine ristliche Begeisterung in jene Kreise der sogenannten Gebildeten hineinzutragen, e aus der klassischen Poesie noch immer einen Theil ihrer Anschauungen und rer Gesinnung schöpften. Das hat er in hohem Grade erreicht. Durch metrische

Fehler, häufige Anwendung des Reimes, der Alliteration und Assonanz, unklassische Wendungen und Worte weicht er zwar oft vom Gepräge der altklassischen Form ab. Aber die Neuheit des Stoffes, mit dem er ringt, macht das begreiflich. Im Wesentlichen hält er sich doch auf klassischer Grundlage, mehr als alle seine dichtenden Zeitgenossen. Die Gestaltungskraft, mit der er sich Stoff und Ausdruck modelt, darf man wohl öfters mit derjenigen Dantes vergleichen. Mit dem reichen Kranz seiner Werke war ein Grundstock christlicher Poesie vorhanden, von dem viele Jahrhunderte zehrten. Sein Ansehen wurde erst zurückgedrängt, als die Begeisterung für die christlichen Ideale sich etwas abkühlte und die Verehrung des klassischen Heidenthums wieder an Boden gewann. Die christliche Poesie wird ihn immer als einen ihrer frühesten Bannerträger hochhalten.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus mit beſonderer Berückſichtigung der beiderſeitigen Weltanſchauungen. Von **Franz Schaub**, Prieſter der Diöceſe Speier. Gekrönte Preisſchrift. 8°. (XXIV u. 446 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 6.

Für das Jahr 1892/93 hatte die theologiſche Facultät der Univerſität München als Preisaufgabe geſtellt: „Die Lehre des hl. Thomas von Aquin über das Eigenthum ſoll mit den diesbezüglichen Anſchauungen des modernen Socialismus verglichen werden.“ Es fanden ſich zwei Bewerber, Dr. Franz Walter, welcher die Aufgabe in der unter dem Titel „Das Eigenthum nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Socialismus“ (Freiburg, Herder, 1895) erſchienenen Schrift (vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. XLIX, S. 433) glänzend löſte. Im Jahre 1898 übergab nun auch Franz Schaub in dem zur Beſprechung vorliegenden Werke eine Bearbeitung jener Preisaufgabe der Oeffentlichkeit. Beide Schriften gereichen ihren Verfaſſern ſowohl wie der theologiſchen Facultät der Univerſität München zur größten Ehre und legen Zeugniß ab von dem regen wiſſenſchaftlichen Streben, welches die Profeſſoren der Facultät in ihren Schülern zu wecken und zu fördern verſtehen.

Der hochwürdige Herr Verfaſſer behandelt zunächſt in der Einleitung die Lehrautorität des hl. Thomas in der katholiſchen Kirche, den Begriff des Socialismus, die theoretiſche und die parteipolitiſche Entwicklung der modernen Socialdemokratie. Der erſte Theil ſtellt die Weltanſchauung des hl. Thomas von Aquin der ſocialiſtiſchen Weltanſchauung gegenüber und behandelt mit beſonderer Ausführlichkeit die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung. Der zweite Theil beſchäftigt ſich mit der thomiſtiſchen und der ſocialiſtiſchen Lehre über das Eigenthum.

Wir glauben es als ein beſonderes Verdienſt dieſer Schrift bezeichnen zu dürfen, daß den charakteriſtiſchen Grundideen des Marxiſtiſchen Syſtems die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt wird; ohne das iſt eine richtige Würdigung des modernen Socialismus, das Verſtändniß der neueſten Kämpfe um Theorie und Programm nicht möglich. Schaub zeigt richtig, wie weit die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung Karl Marx als eigene „Entdeckung“ zugeſchrieben werden darf, und bekundet ein genaues Verſtändniß ſowohl der philoſophiſchen wie ökonomiſchen

Seite des Marxismus. Leider erlaubte die Zeit der Abfassung des Buches nicht, die neueste Entwicklung des theoretischen Socialismus vollständiger zu behandeln. Der Verfasser mußte, um hier die nöthige Orientirung zu bieten, abgesehen von einigen kurzen Bemerkungen, an verschiedenen Stellen des Werkes mit Nachträgen zur theoretischen und parteipolitischen Entwicklung sich behelfen. Allein das thut dem hohen Werthe der Arbeit nicht wesentlich Eintrag. Ein Recensent äußerte die Ansicht, der hochwürdige Herr Verfasser hätte zur Zinsfrage eine klarere Stellung einnehmen müssen. Wir halten dafür, daß Schaubs Ansicht über die Lehre des hl. Thomas doch wohl klar genug hervortritt, wie auch kaum ein Zweifel gelassen wird in Bezug auf die eigene Auffassung des Verfassers. Weiter auf die intricate Zinsfrage einzugehen, als Schaub gethan hat, dürfte nach unserer Meinung sich nicht gerade empfehlen. Ist ja doch mit Rücksicht auf die zweite Auflage des Werkes im großen und ganzen ein kluges Maßhalten in der Herbeiziehung des zu behandelnden Stoffes vielleicht nicht ohne Grund zu wünschen.

Wenn wir unser Urtheil über Schaubs Werk kurz zusammenfassen wollen, so müssen wir zunächst der vollen Befriedigung Ausdruck geben, welche die Lectüre dieser vortrefflichen Arbeit in uns hervorrief. Die Arbeit gehört zu den besten der gesamten Literatur über den modernen Socialismus; sie gewinnt für uns einen besondern Werth durch die consequente Gegenüberstellung der socialistischen und der thomistischen Lehre. Mit einem geradezu erstaunlichen Fleiße sind die sämtlichen Werke des großen Aquinaten durchgearbeitet worden, wie andererseits der Verfasser sich als genauen Kenner der ausgedehnten socialistischen Literatur erweist. Ist auch die Sprache nicht immer leicht, fordert auch der Stoff und die Art und Weise der Behandlung vom Leser ernstes Studium, so entschädigt doch andererseits die in reichster Fülle und mit seltener Tiefe gebotene Aufklärung für die aufgewandte Mühe. Wer einen zuverlässigen Führer sucht, um zu einem genauen Verständniß der thomistischen und der socialistischen Eigenthumslehre zu gelangen, dem empfehlen wir Schaubs Werk.

Heinrich Pesch S. J.

Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von **Alfons Lehmen** S. J. Erster Band. gr. 8°. (XVI u. 444 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Ueber den Zweck dieses neuen „Lehrbuches" spricht sich der Verfasser im Vorwort also aus: „In dem folgenden Werke, welches in zwei mäßigen Bänden außer der Logik und der Kritik die Metaphysik oder Philosophie im engern Sinne umfaßt, hat sich der Verfasser ein doppeltes Ziel gesetzt. Zunächst wollte er denjenigen höhern Lehranstalten, an welchen die christliche Philosophie deutsch vorgetragen wird, einen Leitfaden bieten, der es ermöglichen sollte, das weitschichtige Material der Philosophie in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu bewältigen. Sodann sollte das Werk allen denjenigen, welche sich für philosophische Speculation interessiren und vorurtheilsfrei die Wahrheit suchen, ein Führer durch das Labyrinth philosophischer Meinungen und Systeme sein."

Der vorliegende erſte Band enthält außer einer Einleitung, in welcher der griff der Philoſophie, ihre Eintheilung, ihr Werth und ihr Verhältniß zur riſtlichen Offenbarung dargelegt wird, die Logik (S. 11—136), die Kritik 5. 137—294) und die Ontologie oder allgemeine Metaphyſik (S. 295—444). ie Logik entwickelt die allgemeinen Denkgeſetze und hat die Richtigkeit des enkens zum Zweck, die Kritik dagegen handelt von der Uebereinſtimmung des enkens mit ſeinem Gegenſtand oder von ſeiner Wahrheit. Die Ontologie end- h entwickelt die allgemeinſten Begriffe und Grundſätze der Metaphyſik oder der iſſenſchaft vom Ueberſinnlichen, Immateriellen.

Was man von einem Lehrbuche verlangen muß, beſonders wenn es auch für das elbſtſtudium dienen ſoll, iſt vor allem Klarheit und Ueberſichtlichkeit, ſodann Prä- ſion und Kürze bei relativer Vollſtändigkeit und endlich Zuverläſſigkeit der Doctrin. n allen dieſen Beziehungen zeichnet ſich der vorliegende Band aus. Namentlich t uns die außerordentliche Klarheit und Durchſichtigkeit gefallen, mit der auch e dunkelſten und ſchwierigſten Fragen erörtert werden. Nicht wenig wird dieſe larheit gefördert durch anſchauliche, paſſende und vielfach ſehr zeitgemäße Vergleiche.

Der Verfaſſer hat mehr, als es in den Lehrbüchern ſonſt meiſt üblich iſt, ie Geſchichte der Philoſophie berückſichtigt. Wir freuen uns darüber und hätten i dieſer Beziehung noch mehr gewünſcht. Geſchichtliche Angaben führen meiſt ichter in das Verſtändniß der philoſophiſchen Probleme ein und laſſen oft viel arer die praktiſche Tragweite derſelben erkennen.

Unter den Partien, die uns beſonders angeſprochen haben, heben wir nament- h das Kapitel über die Urſachen (S. 407 ff.), über die Lehre Kants (S. 205 ff.), mer die Kritik des Empirismus und Poſitivismus (S. 253 ff.), des methodiſchen weifels im Sinne des Carteſius (S. 156 ff.) hervor.

Ein kleines Bedenken haben wir hinſichtlich des Ganges, für den der Ver- ſſer ſich in der Kritik entſchieden hat. Uns ſcheint, daß ihre Behandlung an klarheit noch gewänne, wenn die zweite Abhandlung an der vierten Stelle und ie vierte Abhandlung an zweiter Stelle ſtände. Denn aus der erſten Abhand- ng folgt ja ſofort, ohne daß ein weiterer Beweis nöthig iſt, daß der menſch- he Geiſt die Wahrheit mit Gewißheit erkennen kann, daß alſo in einigen iner Acte die Wahrheit ſich finden muß, und daß er ſich derſelben als ſeines eiſtigen Beſitzes voll bewußt werden kann und muß. Ferner folgt aus der erſten bhandlung in Verbindung mit der an die zweite Stelle gerückten Abhandlung, aß der Menſch die Wahrheit vom Irrthum muß unterſcheiden können, daß er glich ein Kriterium in dieſer Hinſicht beſitzt, welches ihm zugleich letzter Grund in kann und muß, die klar erkannte Wahrheit mit voller Sicherheit zu umfaſſen nd feſtzuhalten. Mit dieſen Kenntniſſen ausgeſtattet, wären wir dann wohl mit ößerem Nutzen an die Behandlung der einzelnen Quellen herangetreten.

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem Wunſche, es möge dem Verfaſſer gelingen, in Verſprechen einzulöſen und den zweiten Band innerhalb eines Jahres dem erſten lgen zu laſſen. Wenn der zweite Band, woran wir nicht zweifeln, ſich auf der öhe des erſten hält, ſo wird das neue Lehrbuch der Philoſophie mit ſeinen Mit- werbern an unſern Lehranſtalten bald wirkſam ſich meſſen. P. Beck S. J.

Codex purpureus Rossanensis. Die Miniaturen der griechiſchen Evangelien-Handſchrift in Roſſano. Nach photographiſchen Aufnahmen herausgegeben von **Arthur Haſeloff.** gr. 4°. (XVI u. 154 S. mit 14 Textabbildungen und 15 Tafeln in Lichtdruck.) Berlin und Leipzig, Gieſecke und Devrient, 1898. Preis broſchirt *M.* 32.

Der Codex Rossanensis ruht im Archiv der Kathedrale von Roſſano in Unteritalien. Er zählt 188 26 × 30,7 cm große, mit Purpur gefärbte Pergamentblätter, auf welchen ein Theil der Evangelien mit Gold und Silber in kräftigen Majuskeln im 6. oder 7. Jahrhundert geſchrieben iſt. Leider iſt er unvollſtändig; denn er endet mit Marcus 16, 14. Eine wichtige Zierde erhält er durch 13 Miniaturen und eine Zierſeite. Doch ſind auch die Bilder nur Reſte des urſprünglichen Beſtandes. Erhalten ſind je zwei Darſtellungen von Wundern und Parabeln Chriſti: die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9, 1 ff.; Fol. 7 a) und die Erweckung des Lazarus (Joh. 11, 1 ff.; Fol. 1 a), die Gleichniſſe vom Samaritan (Luc. 10, 30 ff.; Fol. 7 b) und von den zehn Jungfrauen (Matth. 25, 1 ff.; Fol. 2 b). Bei letztern iſt Jeſus eingeſetzt als der Samaritan und als der Bräutigam. Dann wird der Einzug Chriſti in Jeruſalem (Fol. 1 b) und das letzte Abendmahl mit der Fußwaſchung (Fol. 3 a) geſchildert, die Spendung des conſecrirten Brodes (Fol. 3 b) und Weines (Fol. 4 a) an je ſechs Apoſtel, das Gebet im Garten Gethſemani mit den drei ſchlafenden Jüngern, die der Herr weckt (Fol. 4 b). Bei jedem der bis dahin genannten Bilder erblickt man in der untern Hälfte vier Propheten, welche hinter einer Schrifttafel in halber Geſtalt erſcheinen und mit hoch erhobenen Rechten nach oben weiſen. Die letzten beiden Bilder ſind doppelt ſo groß als die übrigen. Im erſtern, der Anklage Chriſti vor Pilatus (Fol. 8 a), erblicken wir den Herrn in der obern Reihe vor Pilatus; in der untern iſt dargeſtellt, wie Judas den Hohenprieſtern die Silberlinge zurückerſtattet und wie er ſich erhängt hat. Im zweiten Bilde (Fol. 8 b) verurtheilt Pilatus den Herrn, neben dem in der untern Reihe Barabbas ſteht. Zu dieſen Illuſtrationen des Textes der Evangelien kommen ein Titelblatt zu den verlorenen Canones mit den Bruſtbildern der Evangeliſten (Fol. 5 a), eine Zierſeite mit dem Beginn der Epistola Eusebii ad Carpianum über jene Canontafeln und ein Bild des Evangeliſten Marcus (Fol. 121 a).

Oskar von Gebhardt und Adolf Harnack entdeckten den Codex im Jahre 1879 und veröffentlichten 1880 bei Gieſecke & Devrient zu Leipzig eine Beſchreibung desſelben, der ſie Durchzeichnungen der Bilder beifügten. Seitdem erſchienen viele Arbeiten und Beſprechungen, welche ſich auf dieſe Veröffentlichung ſtützten. Die Verſuche, Photographien der Handſchrift zu erlangen, ſcheiterten immer wieder, bis zuletzt Haſeloff die Erlaubniß zur Aufnahme derſelben durch die Vermittelung des Grafen Erbach-Fürſtenau und des verſtorbenen Cardinals Hohenlohe erlangte. Er hat in dem vorliegenden Buche ſeine Photographien zum Gemeingut der gelehrten Welt gemacht. Der Text beweiſt zunächſt, daß der

Codex Rossanensis durch Sprache, Zeit, Tracht und Art der Compoſition auf das engſte verwandt iſt mit der bekannten Geneſis zu Wien, daß aber der Stil ſeiner Miniaturen monumentaler iſt, weil in ihnen die Geſtalten weit mehr die Umgebung beherrſchen. Ob der Codex und die Geneſis in der Gegend der Patriarchalſtädte Alexandrien, Antiochien oder Jeruſalem, vielleicht gar in Unteritalien entſtanden, läßt ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden. Selbſt in Jeruſalem wurde, wie Silvia in ihrer Peregrinatio um 385—388 meldet (n. 74, ed. Gamurrini 2ª, p. 76), vom Biſchofe am Ende des 4. Jahrhunderts nie ſyriſch geſprochen. Alle Leſungen ließ er in griechiſcher Sprache halten und dann ins Syriſche und Lateiniſche überſetzen. Die genauere Datirung der Handſchrift würde wohl darüber entſcheiden, ob ſie in einer ſyriſch redenden Gegend entſtanden ſein kann. Wenn zur Zeit ihrer Herſtellung die Liturgie in den Patriarchaten Jeruſalem und Antiochia ſyriſch gehalten wurde, iſt ſie nicht in demſelben geſchrieben oder ausgemalt. Bei der ſchematiſchen Ausführung des Bilderwerkes dürfte es gewagt ſein, aus kleinen Einzelheiten der Thier-, Pflanzen- oder Architektur-Formen ſichere Schlüſſe auf den Ort der Entſtehung herzuleiten. Auch ſie zu berückſichtigen und als wichtige Anzeichen zu benutzen, wird immerhin rathſam bleiben. Aber auch dann muß man beachten, daß es ſchwer zu entſcheiden ſein wird, ob nicht dieſe oder jene Form aus ältern, an andern Orten entworfenen Vorlagen ſtammt, und ob die betreffende Thier- oder Pflanzenform an einem beſtimmten Ort zur Zeit der Herſtellung der Zeichnungen eingebürgert war oder nicht.

Der mit Geſchick von Haſeloff vertheidigte Hauptſatz lautet: „Das Studium der Miniaturen des Codex Rossanensis gewährt uns einen Einblick in eine Phaſe der griechiſchen Kunſt, die offenbar eine Vorſtufe der ſpätern byzantiniſchen iſt.“ Man wird den Satz voll und ganz annehmen dürfen. Ein enger Zuſammenhang mit der eigentlichen byzantiniſchen Kunſt ergibt ſich zweifelsohne daraus, daß in der Hälfte der Miniaturen die Anordnung der Gruppen, die Vertheilung der Perſonen und der Nebendinge bereits ſo getroffen iſt, wie dieſe ſpätere Kunſt ſie immer wieder zu geben liebt. Die Heilung des Blindgeborenen, die Auferweckung des Lazarus, der Einzug in Jeruſalem, das letzte Abendmahl und die Spendung der beiden euchariſtiſchen Geſtalten an die Apoſtel ſowie der Typus des Apoſtels Johannes erinnern ohne weiteres an das byzantiniſche Schema des Mittelalters. In der zweiten Hälfte der Miniaturen finden ſich vereinzelte Züge, denen man in ſpätern byzantiniſchen Kunſtwerken begegnet, z. B. daß in der Parabel Chriſtus als Samaritan auftritt, daß eine Perſonification (die göttliche Weisheit?) neben dem Evangeliſten Marcus erſcheint. Trotz der großen ikonographiſchen Aehnlichkeit iſt die ſtiliſtiſche gering. Die Malart des Codex Rossanensis iſt weich und breit, ohne jene „ſcharfbrüchigeckigen“ Linien, welche bereits in den beiden alten und berühmten griechiſchen Werken der Vaticaniſchen Bibliothek, der Joſue-Rolle und der Handſchrift des Cosmas, vertreten ſind und ich weit mehr von der antiken Art entfernen (S. 64. 123).

Wie verhält ſich der Codex Rossanensis zu den abendländiſchen Denkmälern? Sein Chriſtustypus erinnert an denjenigen der Moſaiken in

St. Cosmas und Damian zu Rom (S. 50. 123), und in vielen Einzelheiten ist eine enge Verwandtschaft mit den Mosaiken von S. Apollinare Nuovo und S. Vitale in Ravenna nicht abzuläugnen; denn große Aehnlichkeiten zeigen sich im Faltenwurf (S. 64 f. 69), in der eigenthümlichen Art des Heranschreitens (S. 73 f.), in der Gruppenbildung (S. 74), im Typus des Apostels Andreas (S. 56), in der Darstellung des Abendmahles (S. 125), einer Höhle (S. 80) u. s. w. An die Thüren von S. Sabina zu Rom mahnen der Christustypus und die Trachten des Rossanensis (S. 50. 67). Sehr groß ist in den Scenen der Anklage und Verurtheilung Christi sowie des Todes des Verräthers die Uebereinstimmung seiner Malereien mit den Sculpturen der ältern Säulen am Ciborienaltare in S. Marco zu Venedig, die Haseloff an nicht weniger als zwölf Stellen seines schönen Buches erwähnt und eingehend erörtert (vgl. S. 126 f.). Auch eine Anzahl von Elfenbeinarbeiten, welche nach der Ansicht gewichtiger Forscher in Ravenna oder Monza entstanden sind, sind in Einzelheiten den Bildern der Handschrift von Rossano verwandt (S. 92. 128 u. s. w.). Ueber die kunsthistorische Stellung der Mosaiken von Ravenna wird nun freilich viel gestritten. Solange jedoch keine ältern byzantinischen Vorbilder beigebracht werden, darf man an ihrer Unabhängigkeit von Byzanz festhalten. Die Sculpturen der Säulen in S. Marco mit ihren freilich nach einigen erst im 11. oder 12. Jahrhundert entstandenen lateinischen Inschriften (Römische Quartalschrift I [1887], 191; vgl. *Garrucci*, Storia VI tav., 496 sg.) stammen wohl aus Pola, also nicht allzuweit von Ravenna. Werden wir auf sichern Wegen bleiben, wenn man jene oben erwähnten Elfenbeinwerke für den Orient in Anspruch nimmt, indem man voraussetzt, daß ein bestimmter Stil, eine bestimmte Ikonographie damals nicht in Italien, nur im Orient herrschte? Das hieße voraussetzen, was zu beweisen ist. Der Codex Rossanensis scheint einer Mittelstufe, einer Uebergangsperiode anzugehören, welche der altchristlichen Kunst folgt, aber der Scheidung in „byzantinische" und abendländische vorangeht. Wenn er, was nicht ausgeschlossen ist, in Unteritalien entstanden sein sollte, steht er auch örtlich in der Mitte zwischen abendländischer und morgenländischer Cultur. Aus dieser Uebergangsperiode retteten und entnahmen die Byzantiner mehr als die Abendländer, welche durch frische Völker in neue Bahnen gedrängt wurden. Jedenfalls wird es nöthig sein, bei der Untersuchung über die „byzantinische" Kunst Byzanz schärfer zu trennen von den drei wichtigen Städten, welche Centren der großen Patriarchate wurden und früher blühten als Konstantinopel, auch an ihrer Cultur lange festhielten. Die in ihnen erlangte Bildung hat nicht nur das kaiserliche, sondern auch das päpstliche Rom, mit ihm ganz Italien lange beherrscht. Ein Beweis dafür ist, daß nicht nur das Neue Testament, wie Hieronymus schreibt, zweifelsohne (mit Ausnahme des hebräisch verfaßten Matthäus-Evangeliums) in griechischer Sprache geschrieben wurde, sondern auch die ältesten lateinischen Kirchenschriftsteller sich derselben Sprache bedienten. Die Lebensanschauungen, die Liturgie, die Cultur und Kunst des Orientes hatten lange großen Einfluß auf das Abendland. Die engsten Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland blieben selbst dann noch, als von Konstantinopel aus ein Riß erfolgte.

Herrſchten doch in Rom vom Jahre 642—752 nicht weniger als neun morgenländiſche Päpſte, von denen fünf Griechen, vier Syrier waren (Zeitſchrift für chriſtl. Kunſt 1897, Sp. 116). Ja vom 7. bis 10. Jahrhundert blühte in Rom eine rege griechiſche Kolonie, welche vier Kirchen, ſieben Männerklöſter und ein Nonnenkloſter beſaß. In ihnen wurde griechiſch gebetet und geredet, wurden griechiſche Bücher abgeſchrieben, Ueberſetzungen ſowohl aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche als aus dem Lateiniſchen angefertigt (*Batiffol*, Librairies byzantines à Rome, Mélanges d'archéologie et d'histoire VIII [1888], 297 s.).

Hinſichtlich der Einzelheiten der in Rede ſtehenden Miniaturen iſt zuerſt nicht zu vergeſſen, daß mancherlei, was ſich in der ſpätern byzantiniſchen Kunſt findet, Illuſtration eines Textes iſt, welchen man von Anfang an im Orient und Occident mit der treueſten Feſtigkeit und der höchſten Achtung als Norm behandelte. Die Austreibung der Verkäufer dürfte wenigſtens theilweiſe nach Johannes (2, 14 f.) geſchildert ſein, wo berichtet iſt, daß nach der Vertreibung die Juden den Herrn fragten: „Welches Zeichen zeigſt du uns (zum Beweiſe der Berechtigung), daß du dies thuſt?“ Das Bild der Heilung des Blindgeborenen muß ſich an die Faſſung eines Textes oder an eine Ueberlieferung anſchließen, worin nicht von einem „Teiche“ Siloe geredet wird; zeigt es ja nur ein Becken. Im Codex Egberti zu Trier haben wir einen aqueductus Siloae und bei ihm einen waſſerſpeienden Vogel (einen Pfau?). Der griechiſche Text meldet von einer κολυμβήθρα τοῦ Σιλωάμ, die Vulgata von der natatoria Siloe (Joh. 9, 7). Antoninus Martyr beſchreibt um 570 (c. 24, Itinera et descriptiones terrae sanctae, ed. Tobler I, 105; vgl. S. 369) die Quelle Siloe als ein fließendes Waſſer, welches zuerſt zwei Becken (solia) von Marmor fülle; in dem einen wüſchen ſich die Männer, im andern die Frauen. Dann folge ein großer Teich, in deſſen Waſſer das Volk ſich ſtets waſche. Ja ſchon Iſaias (8, 6) zeigt, daß „Siloe“ ſich nicht nur auf einen Teich, ſondern auch auf ein fließendes Waſſer beziehe. In der Parabel vom Samaritan iſt nicht nur Chriſtus ſelbſt mit ſeinem Kreuzesnimbus an die Stelle des Samaritan eingeſetzt, ſondern auch ein Engel eingeführt. Dieſer reicht dem Herrn in einer goldenen Schale Oel und Wein, womit der Verwundete geſalbt werden ſoll. Vielleicht liegt darin ein Hinweis auf die heilige Oelung, bei der ein Diakon oder ein anderer Prieſter dem Spender wohl das Oel hinhielt. Die Vermuthung liegt um ſo näher, weil ja auch die Spendung der Euchariſtie in den beiden Miniaturen ſich, wie wir ſehen werden, an liturgiſche Formen hält. Die weiſen Jungfrauen halten eigenartige Lampen: lange Röhren aus Thon (?), welche ſich oben tellerförmig verbreitern, unten aber auf einem Stabe befeſtigt ſind und große Dochte haben (vgl. *Knabenbauer*, Commentarius in Evangelia, Evangelium secundum S. Matthaeum II [Paris, Lethiellieux, 1893], 358). Ihre Form iſt dieſelbe wie auf dem Fresco der Katakombe der hl. Cyriaca, wo auch Chriſtus bei einem Thore als Bräutigam zwiſchen den weiſen und thörichten Jungfrauen ſteht (Wilpert, Die gottgeweihten Jungfrauen [Freiburg 1892], S. 72, Tafel II, 1). Aehnliche Fackeln findet man auf der Trajanſäule zu Rom (*Le Blant*, Les persécuteurs p. 281). Man wird alſo die Miniatur, welche die Parabel von den

zehn Jungfrauen ſchildert, eher auf abendländiſche Vorbilder zurückführen müſſen als auf „byzantiniſche“. Auch der Berg, dem die vier Quellen entſtrömen, und die Bäume in ihrer rechten, das Paradies ſinnbildenden Hälfte finden in alten römiſchen Denkmälern viele Parallelen. Bei der Auferweckung des Lazarus hält ſich die Kunſt des Abendlandes meiſt daran, daß Johannes immer wiederum von einem monumentum redet. Später erklärt er aber, dieſes „Denkmal“ ſei mit einer Höhle verbunden und durch einen Stein verſchloſſen geweſen. Den Pilgern wurde im Beginn des Mittelalters dieſe Höhle gezeigt, ſo mag ſie durch einen Maler, der ſie ſah, in die Kunſt eingeführt worden ſein. Sie findet ſich bereits früh in römiſchen Kunſtwerken (S. 88). Die Ueberſchrift bei der Miniatur, welche die Verurtheilung Chriſti und die Vorführung des Barabbas ſchildert, paßt nicht zur Darſtellung. Sie beſagt, Pilatus habe Jeſum zu Herodes geſandt (Luc. 23, 7). Die Ueberſchrift bei dem Bilde der Anklage hat dagegen einen Text, welcher von demjenigen der Vulgata und faſt aller ſyriſchen, armeniſchen und äthiopiſchen Handſchriften abweicht. Sie ſagt: ΠΑΡΕΔΩΚΑΝ ΠΙΛΑΤΩ, während jene ſchreiben: ΠΟΝΤΙΩ ΠΙΛΑΤΩ. Bei der Verurtheilung lautet die Ueberſchrift: ΜΑΘΩΝ ΔΕ ΠΙΛΑΤΟΣ ΟΤΙ, der Text bei Lucas ſagt (23, 7): ΚΑΙ ΕΠΙΓΝΟΥΣ ΟΤΙ. Wahrſcheinlich wird eine Vergleichung aller Varianten eher zeigen, wo der Codex entſtand, als die kunſthiſtoriſchen Vergleichungen. Gebhardt und Harnack haben ſich 1880 in ihrer Publication (S. xviii f.) dahin ausgeſprochen, er biete viele „Formen des alexandriniſchen Dialektes“ und charakteriſire ſich „durch engern Anſchluß an die Hauptrepräſentanten des emendirten Textes im Gegenſatz zu den älteſten Zeugen“. „Ueberraſchend iſt die Uebereinſtimmung des Codex Rossanensis mit dem einzig bisher bekannt gewordenen Purpurcodex der (griechiſchen) Evangelien“ (vgl. a. a. O. S. v). Das Bild des Abendmahles in der Handſchrift von Roſſano muß jedenfalls noch genau verglichen werden mit dem von Wilpert entdeckten und publicirten Fresco in der Cappella greca (Wilpert, Fractio panis [Freiburg, Herder, 1895], Tafel XIII—XIV), deſſen urſprüngliche Einzelheiten möglichſt genau feſtzuſtellen ſind.

Auch die Liturgik dürfte noch neue Aufklärung bieten. Die Euchariſtie wurde im 6. und 7. Jahrhundert vom celebrirenden Biſchofe auch in Italien den aſſiſtirenden Prieſtern ſo geſpendet, wie unſere Handſchrift es ſchildert (vgl. Kraus, Real-Encyklopädie I, 316; v. Funk, Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft XVII [1896], 336 f.). Die Ueberſchriften zu den beiden Bildern der Communion der Apoſtel ſtimmen zu keinem bibliſchen Text. Ob ſie aus einem liturgiſchen Buche ſtammen? Sie lauten: ΛΑΒΩΝ ΑΡΤΟΝ ΕΥΧΑΡΙΣΤΗΣΑΣ ΕΔΩΚΕΝ ΑΥΤΟΙΣ ΛΕΓΩΝ ΤΟΥΤΟ ΕΣΤΙΝ ΤΟ ΣΩΜΑ ΜΟΥ — ΛΑΒΩΝ ΠΟΤΗΡΙΟΝ ΕΥΧΑΡΙΣΤΗΣΑΣ ΕΔΩΚΕΝ ΑΥΤΟΙΣ ΛΕΓΩΝ ΤΟΥΤΟ ΕΣΤΙΝ ΤΟ ΑΙΜΑ ΜΟΥ. Auffallend iſt, daß den „Kindern“ eine ſo große Rolle beim Einzuge Chriſti in Jeruſalem zugewieſen iſt. Auch im Römiſchen Meßbuche geſchah dies; denn am Palmſonntage ſagt es, dieſe Kinder (pueri Hebraeorum) hätten Zweige getragen, ihre Gewänder hingeworfen und geſungen. Silvia gibt uns die Begründung; denn ſie erzählt in ihrer Peregrinatio (n. 64,

l. c. p. 60), bei der Feier des Palmſonntages ſei der Biſchof vom Oelberge nach Jeruſalem gezogen. Er habe beim Beginne der Feierlichkeit „die Stelle us dem Evangelium vorleſen laſſen, worin berichtet werde, die Kinder (infantes, Matth. 21, 16 redet ſogar von lactantes) ſeien dem Herrn mit Zweigen und Palmen entgegengekommen". Darum fänden ſich bei der Proceſſion alle Kinder er Umgegend ein, ſelbſt jene, welche noch nicht gehen könnten. Man gebe ihnen ann Oel- oder Palmzweige in die Hände. Auf demſelben Bilde des Einzuges eitet der Heiland nach Frauenart. So bringt er auch als Samaritan den kranken, welchen er auf ſein Laſtthier ſetzte, in die Herberge. Obgleich dieſe rt einſeitigen Reitens auf byzantiniſchen Bildern ſpäter Regel iſt, findet ſie ſich uch auf abendländiſchen (S. 92). Die Sitte mag orientaliſch ſein, „byzantiniſche", . h. orientaliſche Vorbilder werden ihnen zu Grunde liegen. Ob aber nicht im ühen Mittelalter höhere Cleriker (beſonders bei der Palmproceſſion) wegen ihrer is zu den Füßen reichenden Gewänder ſo ritten? Der Eſel trägt ſowohl im ilde des Einzuges als in der Darſtellung jener Parabel einen durch Riemen eſeſtigten Damenſattel. Das Erſcheinen einer Perſonification der Kirche oder er göttlichen Weisheit neben dem hl. Marcus im Titelbilde des zweiten Evanliums findet Analogien in zwei bis dahin überſehenen oder unrichtig erklärten iniaturen der Bernwardsbibel und der Briefe des hl. Paulus zu Hildesheim. rſtere wurde vom Recenſenten in dem Buche „Der hl. Bernward von Hildesheim" (Hildesheim, Lux 1895), S. 25, Tafel 5, beide in der Zeitſchrift Le anuscript II (Paris 1896), 103 s. publicirt.

Haſeloff hat in ſeinem Text wiederum eine umfaſſende Beherrſchung faſt aller u ſeinem Thema gehörenden Denkmäler und Schriften gezeigt. Erudition mit uhigem Maßhalten im Urtheil und techniſchen Kenntniſſen, welche eine photoraphiſche Aufnahme wichtiger Miniaturen ermöglichten, befähigen ihn, für die Geſchichte der Miniaturmalerei eine leitende Stellung einzunehmen. Wenn hier ſeine Aufſtellungen nicht einfachhin angenommen ſind, ſo geſchah es, damit die dunkle, ſchwierige und wichtige Frage nach dem Verhältniſſe der ältern Kunſt des Morgenlandes zu der italieniſchen von allen Seiten beleuchtet und ſo einer endgiltigen Löſung näher gebracht werde. Der von ihm in der Einleitung der Verlagshandlung geſpendeten Anerkennung wird jeder zuſtimmen, welcher die treffliche Ausſtattung des Buches ſieht.

Steph. Beiſſel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Preußische Gesetz betreffend das Diensteinkommen der katholischen Pfarrer. Von Justiz- und Consistorialrath Dr. Porsch, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses. gr. 8°. (88 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 1.

Noch unmittelbar bevor das neue Diensteinkommengesetz in Kraft tritt, kann hier eine Schrift zur Anzeige gebracht werden, welche über die Entstehungsgeschichte und die Bedeutung des neuen Gesetzes in durchaus zuverlässiger Weise belehrt. Hierfür gibt schon der Name des Verfassers von vornherein die beste Bürgschaft. Herr Justiz- und Consistorialrath Dr. Porsch hat ja persönlich an den Arbeiten für das Zustandekommen des Gesetzes in hervorragender Weise theilgenommen. Die actenmäßige Darlegung der Schrift zeigt zunächst übersichtlich den bisherigen Stand der etatsmäßigen Leistungen Preußens für die katholischen Pfarrer und die Gestaltung derselben nach dem neuen Gesetze. Dann folgt die Vorgeschichte des Gesetzes, welche im einzelnen frühere Versuche zur gesetzlichen Regelung der Pfarrbesoldungsfrage, den Antrag Heydebrand, die Denkschrift vom September 1897 und die Verhandlungen mit dem Episkopat näher ins Auge faßt. Endlich wird das Gesetz selbst im Wortlaut vorgelegt und mit einem ausführlichen, aus den authentischen Erklärungsquellen geschöpften Commentar begleitet. Dieser letzte Theil (S. 51—88) ist offensichtlich der wichtigste. Bei der Beleuchtung des Gesetzes und seiner Geschichte fällt auch manches interessante Streiflicht auf verwandte Verhältnisse, so wenn es S. 16 heißt: „Für ‚Altkatholische Geistliche und Kirchen' wirft Kapitel 116 a als Bedürfnißzuschüsse und einmalige Unterstützungen, insbesondere für einen Bischof 48 000 Mk. aus. Diese Einstellung in einem besondern Kapitel ist zum erstenmal in den Etat für 1897/1898 errichtet worden. Sie ist ein etatsmäßiges Anerkenntniß, daß die altkatholische Religionsgemeinschaft eine selbständige, von der katholischen Kirche getrennte Religionsgemeinschaft ist." Schließlich sei noch bemerkt, daß die vorliegende Schrift trotz größern Umfangs doch billiger ist als die Glattfelterische.

Die Parität in Preußen. Eine Denkschrift. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage. 8°. (VI u. 242 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis *M.* 2.

Die höchst zeitgemäße und verdienstvolle Broschüre, welche vor stark einem Jahre bei Bachem in Köln erschien, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. In Bd. LIV, S. 316 finden die Leser dieser Zeitschrift eine kurze Besprechung und warme Empfehlung der genannten Denkschrift. Diese Empfehlung kann in Bezug auf die vorstehend angekündigte zweite Auflage nur in erhöhtem Maße wiederholt werden. Wie der Titel besagt, ist die Schrift neu bearbeitet und erweitert. Und in der That haben die Herausgeber in dankenswerther Weise es sich angelegen sein lassen, kleine Ungenauigkeiten zu beseitigen, das ohnehin schon so reiche Material bedeutend zu vermehren, namentlich die mehr principiellen Auseinandersetzungen, unter Berücksichtigung der gegnerischen Einwände und Ausreden, weiter auszuführen. Möge der großen Mühewaltung der verdienten Herausgeber eine möglichst weite Verbreitung der Schrift in katholischen und akatholischen Kreisen entsprechen. Der Preis ist, obwohl der Umfang der Schrift fast um 100 Seiten zugenommen hat, der gleiche geblieben.

mparität im Volksschulwesen. Von G. F. Dasbach, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages. 1. Theil. 8°. (XVIII u. 128 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1899. Preis *M.* 1.10.

Gleichzeitig mit der neuen Auflage der Bachemschen Denkschrift versandte die ulinusdruckerei in Trier das erste Heft einer dasselbe Thema in engerem Rahmen ıandelnden Schrift, über deren Inhalt der Titel hinreichenden Aufschluß gibt. ch diese Schrift kann den Katholiken und allen, welche sich über die Handhabung Parität in Preußen unterrichten wollen, nicht genug empfohlen werden. Durch : zum Theil actenmäßige Darlegung einer langen Reihe von Fällen werden die wierigkeiten gekennzeichnet, mit denen katholische Minoritäten in protestantischen ıenden Preußens zu kämpfen haben, um zu gesicherten confessionellen Schulen zu ıngen. Die protestantischen Communal-, Kreis- und Provincialbehörden weigern in der Regel, katholische Schulen auf die Gemeindekasse zu übernehmen, die tlichen Aufsichtsbehörden sind gewöhnlich zurückhaltend, oft in auffallender Weise ückhaltend, um diese Weigerung zu brechen, während andererseits protestantische noritäten in katholischen Districten verhältnißmäßig leicht zur Erfüllung ihrer ınsche gelangen, sei es, daß die katholischen Communen sich von vornherein zuglicher zeigen, sei es, daß die Aufsichtsorgane dringlicher auf die Communen ıuwirken verstehen. Die von Dasbach angeführten Fälle sind so zahlreich, das :halten der Gemeinde- und Aufsichtsbehörden hin und wieder so auffallend vereben, je nachdem es sich um katholische oder protestantische Minoritäten handelt, ı auch der Gutmüthigste zur Annahme gedrängt wird, es sei System in der Sache. ı besonders wichtig erachten wir die praktischen Winke für katholische Familieer, welche Schritte zu thun seien, um trotz des zähen Widerstandes endlich doch einer confessionellen Schule zu kommen (S. IX). Von großem Interesse sind ch einzelne aus den Landtagsverhandlungen eingeflochtene Partien; dieselben nen nicht bloß zur weitern Beleuchtung der Schwierigkeiten und verwickelten :handlungen, denen die Gründung eines katholischen Schulsystems gar oft begegnet, ıdern zeigen auch, mit welcher Aufmerksamkeit und Wärme die Mitglieder des ntrums die gerechten Beschwerden der Katholiken auf dem Schulgebiete vertreten.

ie zehn Gebote in der häuslichen Erziehung. Kurzer Wegweiser zur christlichen Erziehung der Kinder. Von Jos. Reiter, Pfarrer in Scheuring. 8°. (80 S.) Lindau i. B., Lutz, 1898. Preis 50 *Pf.*

Die wohlfeile kleine Schrift mit ihrer eindringlichen Sprache und den vielen ıfend eingestreuten Beispielen und Erzählungen empfiehlt sich sehr zur Verbreitung ter das Volk. Wo christliche Eltern dieselbe lesen, wird es nicht ohne Nutzen ıb Segen bleiben. In Bezug auf die „Vererbung der geistigen und sittlichen nlagen" (S. 6) wird doch wohl Unterscheidung und Vorsicht angebracht sein.

ledeutung und Aufgaben religiöser Vereine für die gebildete katholische Männerwelt. Blätter der Erinnerung an die 25jährige Jubelfeier des Aachener Lesevereins. Mit einer Festrede des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. th. H. J. Schmitz. 8°. (38 S.) Aachen, Jacobi & Co., 1898. Preis 40 *Pf.*

Bei der hohen Wichtigkeit, welche den religiösen Vereinen katholischer Männer :abe in unserer Zeit zuzuerkennen ist, begrüßen wir die vorliegenden Erinnerungs-

blätter, welche in die Einrichtung und die fünfundzwanzigjährige Geſchichte des Aachener Leſevereins einen Einblick vermitteln, mit aufrichtiger Freude. Daß die Broſchüre auch in weitern Kreiſen anregend wirken werde, dürfen wir um ſo mehr hoffen, als die begeiſterte Rede des hochwürdigſten Herrn Weihbiſchofs Schmitz, welche den Höhepunkt der Jubelfeier ausmachte, ausführlich mitgetheilt iſt.

Stellung und Aufgabe der Kirchengeſchichte in der Gegenwart. Akademiſche Antrittsrede, gehalten am 10. Oct. 1898 von Dr. Albert Ehrhard, o. ö. Profeſſor der Kirchengeſchichte an der k. k. Univerſität in Wien. 8°. (42 S.) Stuttgart, Roth, 1898. Preis *M.* 1.

Viel Wahres, das zur Orientirung und Aneiferung des Jüngers der Kirchengeſchichte dienen kann, iſt in edel getragener Form hier niedergelegt. Namentlich die praktiſchen Forderungen, die im dritten Theile formulirt und zuletzt unter dem Worte des „katholiſchen Univerſalismus“ zuſammengefaßt werden, ſind der ernſteſten Beachtung werth. Sonſtige kleine Nebenpunkte, wie die etwas eigenthümliche Begriffsbeſtimmung der „hiſtoriſchen Theologie“, laſſen Verſchiedenheit der Meinung zu. Mißverſtändniſſe, zu welchen zuweilen eine Möglichkeit gegeben wäre, ſind theils durch die Umſtände dieſer Programmentfaltung, theils durch die feierlichen Bekenntniſſe, die ſie enthält, von vornherein ausgeſchloſſen. Die etwas abgebrauchte Anklage „mancher Kreiſe, die ſich in die Einſamkeit zurückgezogen haben“ (S. 18), hat ihre überwiegende Begründung wohl kaum in einem Gegenſatz principieller Auffaſſung, ſondern vielmehr in einſeitiger Erfaſſung oder Verkennung des Werdeproceſſes der jetzt gegebenen Verhältniſſe, wenn nicht in einſeitiger Beurtheilung des heute Beſtehenden ſelbſt.

De Fausti Reiensis epistola tertia. Commentatio historica, quam consensu et auctoritate amplissimi philosophorum ordinis in alma litterarum academia regia Monasteriensi ad summos in philosophia honores rite consequendos scripsit Bernardus Rehling Oldenburgiensis. 8°. (53 p.) Monasterii Guestf., ex typogr. Aschendorffiana, 1898.

Wo Gennadius in ſeinem Schriftſtellerkatalog die Werke des hl. Fauſtus von Riez aufzählt, nennt er unter denſelben auch eine Schrift gegen die Arianer und Macedonianer und eine andere gegen die Unkörperlichkeit der Seele. Die zweite dieſer Schriften iſt uns jedenfalls noch erhalten; denn im letzten Theil ſeines „dritten Briefes“ wendet ſich Fauſtus gegen diejenigen, welche außer Gott noch etwas anderes Unkörperliches annehmen, und es kann nur noch zweifelhaft ſein, ob Gennadius den ganzen dritten Brief oder nur deſſen letzten Theil bei ſeiner Angabe im Auge hatte. Was man ſich dagegen unter der Schrift gegen die Arianer und Macedonianer zu denken hat, iſt eine unter den Gelehrten in letzter Zeit viel verhandelte Frage. Die einen glauben, Gennadius rede von der erſten Hälfte des ſchon genannten dritten Schreibens; andere meinen, er ſpreche von einer uns verlorenen Schrift; andere wollen in verſchiedenen anonym oder pſeudonym überlieferten Abhandlungen das Werk gegen die Arianer und Macedonianer wiedererkennen. Der Verfaſſer vorliegender Diſſertation ſieht in den beiden von Gennadius erwähnten Fauſtus-Schriften die beiden Theile des „dritten Schreibens“. Die Polemik des Claudius Mamertus, meint er, habe zur Folge gehabt, daß man den hauptſächlich angegriffenen zweiten Theil des dritten Schreibens auch als beſonderes Werkchen

n zu des Faustus Lebzeiten herausgegeben und später in den Handschriften mit Mamertus Widerlegung zusammengeschrieben habe. Diese seine Behauptung der Verfasser mit recht guten Gründen zu stützen verstanden und dürfte mit der Hauptsache nach Recht behalten. Jedenfalls hat der Verfasser bewiesen, er zu patristischen Untersuchungen die Befähigung besitzt. Er ist keiner der en Fragen, die mit seinem Gegenstand in Verbindung stehen, aus dem Wege ngen und hat sie beantwortet, soweit es möglich war. Nicht ganz befriedigt uns die Polemik gegen Tillemont (p. 11 sqq.) und der Versuch, die Bekämpfung Macedonianer im ersten Theil des dritten Schreibens nachzuweisen (p. 34).

ben des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alfons M. von Liguori, Stifters der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Nach dem Französischen des P. Saintrain C. SS. R. von P. Gerhard Schepers, Priester derselben Kongregation. Zweite, verbesserte Auflage, herausgegeben von P. Jos. Alois Krebs C. SS. R. Mit einem Bilde des Heiligen in Farbendruck. 8°. (395 S.) Regensburg, Pustet, 1898. Preis *M.* 3; geb. *M.* 4.20.

Es gibt wenige Leben der Heiligen, die so großes Interesse bieten, wie das hl. Alfons M. von Liguori, schon weil er unserer Zeit so nahe ist. Als Priester, ksmissionär, Ordensstifter, Bischof, hervorragender und überaus fruchtbarer riftsteller, dem die strahlende Aureole des Kirchenlehrers zuerkannt wurde, ist ns bewundernswerth, und als Heiliger leuchtet er durch sein herrliches Tugendpiel nicht nur dem Priester und Ordensmann, sondern auch den Laien wie ein ndlicher Stern vor. Mit viel Geschick hat der hochwürdige Verfasser gezeigt, der Heilige in seinem Leben dem großen Vorbilde aller Heiligkeit, Jesus istus, immer ähnlicher wurde, namentlich durch seine Liebe und seinen Seelen: für die arme Landbevölkerung, für welche er seine hochverdiente Congregation ete, und wie er schließlich, auch von einem Judas verrathen, den bittersten h der Seelenleiden, der Verlassenheit von den Menschen, ja scheinbar selbst Gott, bis zur Hefe zu trinken bekam. Namentlich den letzten Lebensabschnitt Heiligen wird man nicht ohne Rührung und Bewunderung lesen können. — Zweck des Buches bringt es mit sich, daß der historische Hintergrund des nsbildes etwas knapp ausfallen mußte; gleichwohl ließe sich durch Hereinen der Zeitgeschichte vielleicht mit Nutzen bei einer neuen Auflage etwas mehr t. Gerne möchte man namentlich wissen, wie es dem Heiligen möglich war, de unter Tanucci, der im Königreiche Neapel so viele Klöster und Orden aufhob, e Congregation zu stiften. Auch die schriftstellerische Thätigkeit des Heiligen hten wir gerne ausführlicher behandelt sehen. Endlich würde ein vollständiges zeichniß seiner Werke mit bibliographischen Angaben einen sehr erwünschten ang bilden.

pst Silvesters II. Einfluß auf die Politik Kaiser Ottos III. Ein Beitrag zur Geschichte des 10. Jahrhunderts. Auf Grund der neuesten Forschungen bearbeitet von Lic. SS. Theol. Carl Lux, Domvikar. 8°. (VIII u. 82 S.) Breslau, Müller u. Seiffert, 1898. Preis *M.* 1.60.

Seit der correctern Ausgabe der Briefe Gerberts durch J. Havet 1889 ist r merkwürdige Mann und bedeutende Papst der Gegenstand vielfacher historischer rsuchung geworden. Der Verfasser sah sich in der günstigen Lage, alle diese

Arbeiten heranziehen und für seinen Zweck verwerthen zu können. Insbesondere erwies sich dies vortheilhaft hinsichtlich des wichtigen, russisch geschriebenen Werkes des Petersburger Professors Bubnov. Es handelt sich darum, klarzustellen, in welchen politischen Ideen Gerbert heranreifte, welche Stellung in Bezug auf die große Politik er an der Seite Adalberos von Rheims und am Hofe des dritten Otto eingenommen, welche politischen Pläne er als Sylvester II. verfolgt habe. Endlich war aber auch Grad und Dauer seines Einflusses auf seinen kaiserlichen Schüler näher zu untersuchen, um zu entscheiden, ob wirklich er es ist, auf welchen die phantastischen Pläne und die politischen Mißgriffe Ottos III. thatsächlich zurückgeführt werden können. Die Aufgabe ist sehr glücklich gewählt und bietet so viel Anziehendes wie Lehrreiches. Natürlich darf man nicht erwarten, in so engem Rahmen ein volles Bild von der geistigen Bedeutung eines Mannes wie Sylvester zu finden, geschweige denn eine Würdigung der Persönlichkeit Ottos III. Aber eine dankenswerthe wissenschaftliche Arbeit ist geleistet, namentlich durch den Versuch einer definitiven chronologischen Ordnung der Briefe Gerberts. Vielleicht dürfte S. 61 „Todi" gemeint sein.

Les Origines des Églises de France et les Fastes Épiscopaux. Par Charles-Félix Bellet. Nouvelle édition entièrement refondue suivie d'une étude sur le Cursus et la Critique. 8°. (XXVIII et 422 p.) Paris, Picard, 1898. Preis *Fr.* 7.50.

Entgegen der Behauptung in Duchesnes Fastes Épiscopaux (1894), als habe es vor dem Jahre 250 im ganzen damaligen Gallien keinen einzigen Bischofssitz gegeben außer dem seit etwa 150 nachweisbaren von Lyon, vertheidigt Bellet die altüberlieferte Anschauung von der Begründung mehrerer gallischen Kirchen noch vor Ablauf des apostolischen Zeitalters. Von der ersten Auflage (1896) dieses Achtung gebietenden Werkes (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 112) haben auch dessen Gegner zugestanden, daß es auf ausgedehntem und gediegenem Wissen beruhe, einen würdigen Ton behaupte und mit Interesse sich lese. Dabei hoben sie aber auch hervor, daß dasselbe über die Bedeutung einer Specialforschung weit hinausgehe und principiell einer schonenden conservativen Kritik, oder wie Bellet sich ausdrückt, einer „weisen und vorsichtigen" Kritik das Wort rede im Gegensatz zu den Radicalkuren der heute im Schwange gehenden „negativen Kritik". Erwiderungen und Angriffe blieben denn auch nicht aus; aber die Aufstellungen Msgr. Bellets haben durch dieselben so wenig Schaden gelitten, daß nach kaum zwei Jahren eine „zweite Auflage" mit verstärktem und vermehrtem Beweismaterial auf den Kampfplatz treten kann. Wiewohl dabei die eine oder andere Frage zu späterer eingehenderer Behandlung ausgeschieden worden ist, erscheint das Buch an Inhalt und Umfang um das Doppelte gewachsen. Der friedliche und vornehme Ton ist derselbe geblieben wie früher; das Interesse ist infolge der gegnerischen Einwürfe noch gewachsen. Ist das Werk zum großen Theil gegen neuere Ausführungen Abbé Duchesnes gerichtet, so hat der Verfasser doch wiederholt Gelegenheit genommen, auch auf die hervorragenden Verdienste hinzuweisen, welche dieser fähige und unermüdliche Forscher um die Sache der Wissenschaft sich erworben hat. Aus vielen Gründen empfiehlt sich das verdienstvolle Werk auch der Beachtung in Deutschland, zumal in der Controverse mit Duchesne nicht nur Bisthümer des heutigen Frankreichs in Frage kommen, sondern auch das Alter echt deutscher Bischofssitze, wie Metz und Straßburg, Trier, Mainz und Köln.

La Persécution des Catholiques en Angleterre. Un Complot sous Charles II. Par la Cᵗᵉˢˢᵉ R. de Courson. 12°. (XII et 336 p.) Paris, Firmin-Didot, 1898. Preis *Fr.* 3.50.

In einer frühern Schrift bereits, Quatre Portraits de Femmes (1895), hat die Verfasserin bewiesen, daß sie nicht nur Geschichte zu studiren, sondern auch trefflich zu erzählen versteht. Das Lob und die Empfehlung, welche in diesen Blättern (Bd. XLVIII, S. 219) jener ersten Schrift zu theil geworden sind, könnten wörtlich hier wiederholt werden. Den Kern der hier vorliegenden ergreifenden Erzählungen bildet die erlogene Titus Oates-Verschwörung, doch so, daß die gesamte Lage der englischen Katholiken unter Karl II. zur Darstellung kommt, und daß durch gelegentlichen Ausblick auf die spätere Gestaltung der Dinge und auf manche auffallende Strafgerichte Gottes das Ganze einen psychologischen Abschluß erhält. Ein besonderes Interesse weiß die Verfasserin ihrer Erzählung noch dadurch zu verleihen, daß sie, so oft sich Gelegenheit bietet, den Zusammenhang der alten Martyrer-Familien mit den heute noch in England blühenden katholischen Geschlechtern nachweist, wie z. B. S. 262 in Bezug auf die Familie des Cardinals Vaughan. Auch an Einzelheiten, die für Deutschland ein besonderes Interesse haben, fehlt es nicht. Das Buch ist nicht Roman, sondern wirkliche Geschichte, aber ebenso anziehend geschrieben, wie es auf jeden Katholiken herzerhebend wirken muß.

Georg Goyau, Andreas Pératé, Paul Fabre (ehemalige Mitglieder der École Française zu Rom). **Der Vatikan.** Die Päpste und die Civilisation. Die oberste Leitung der Kirche. Mit einer Einleitung von Sr. Eminenz dem Kardinal Bourret, Bischof von Rodez und Vabres, und einem Nachwort von dem Vicomte E. Melchior de Vogüé, Mitglied der Académie Française. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Muth. Mit 532 Autotypien, 13 Lichtdruckbeilagen und einem Lichtdruckporträt Sr. Heiligkeit Leos XIII. nach F. Gaillard. 24 Hefte. kl. Fol. (XI u. 788 S.) Einsiedeln, Benziger & Co., 1898. Preis pro Heft *M.* 1.

Mit Heft 23 und 24 liegt die deutsche Uebersetzung des „Vatikan" fertig vor uns da. Die Illustration des Werkes ist im Verlaufe seiner Fertigstellung noch reicher ausgefallen, als das Titelblatt des ersten Heftes versprach. Die 532 Autotypien mit den 14 Lichtdrucken allein machen das Werk schon zur feinsten Zier des vornehmsten Salons. Der Text entspricht den Bildern in der Weise, wie wir ihn in diesen Blättern früher schon gewürdigt haben. Wenn z. B. in dem von Geist sprühenden Nachwort das Mitglied der französischen Akademie, der Vicomte de Vogüé, in der deutschen Uebersetzung S. 747 sagt: „Als römische Erbschaft übernahm die Kirche die Regierungsformen ... endlich auch die Idee des Primats und der Unvergänglichkeit, wie sie nach der allgemeinen Auffassung mit der Stadt Rom innig verknüpft ist", so wird jeder gebildete deutsche Katholik schon von selbst diesem Adlerflug mit Matth. 16, 18 die richtigen Bahnen zeigen. Es ist übrigens allbekannt, daß nur zu oft die schönste französische Phrase in ein deutsches Gewand sich nicht fügen mag. Die Arbeit des Uebersetzers war deshalb gerade eine so schwere und in einem gewissen Sinne undankbare. Um so mehr erfreut es, ein solches Deutsch, eine so flüssige Sprache zu lesen. Ueber einige Unebenheiten wird man gern hinwegsehen. Ist S. 658 „von den Brüdern des

Concils von Lyon" die Rede, so ist das jedenfalls eine getreue deutsche Wiedergabe eines französischen Druckfehlers (Frères statt Pères). Das uneingeschränkteste Lob verdient der dritte Mitarbeiter Paul Fabre. Seine Beschreibung der vaticanischen Bibliothek zeichnet sich ebensosehr aus durch gründliche Wissenschaftlichkeit als edle Volksthümlichkeit, welche beide nur noch übertroffen werden durch die Bescheidenheit und Besonnenheit des Verfassers. Paul Fabre ist kein Neuling und kein Dilettant auf diesem Gebiete. Von ihm gerade möchten wir die noch zu schreibende Geschichte der Vaticana haben.

Geschichte der Stadt Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz. Von Schulrat Dr. Volkmer, Königl. Seminar-Direktor. Mit einem Bilde von Habelschwerdt und einem lithographierten Stadtplane. 8°. (VIII u. 310 S.) Habelschwerdt, Franke, 1897. Preis *M.* 3.

Wiewohl gegenwärtig nicht über 6000 Einwohner zählend, hat die zweite Hauptstadt der Grafschaft Glatz doch eine merkwürdige Geschichte hinter sich, in welcher nicht nur furchtbare elementare Katastrophen Schlag auf Schlag sich folgen, sondern auch wichtige Epochen der vaterländischen Vergangenheit lehrreich sich abspiegeln. Auch wer mit den Wechselfällen des Dreißigjährigen Krieges vertraut ist, und wer die schlesischen Feldzüge Friedrichs II. kennt, wird noch Belehrung schöpfen aus der quellenmäßigen Darstellung, welche ein fleißiger und erprobter Localforscher von den Schicksalen dieser kleinen, im 13. Jahrhundert entstandenen Stadt hier gegeben hat. In richtigem Verständniß der Aufgabe einer Stadtgeschichte hat der Verfasser die culturgeschichtlichen Momente in den Vordergrund gerückt und sie so allseitig und vortrefflich behandelt, daß kaum ein Wunsch unbefriedigt bleibt. Die Gelegenheit, den Bibliotheksbestand eines Habelschwerdter Patriciers des beginnenden 17. Jahrhunderts genauer anzugeben, ist (S. 51) leider unbenutzt geblieben; auch den ausgesprochenen Sinn der Bevölkerung für Pflege der Musik erkennt man nur aus gelegentlich eingestreuten Thatsachen. Der Paritätsfrage und dem Proceß der künstlichen Großziehung des Protestantismus in der ganz katholischen Stadt durfte der Verfasser nicht wohl näher treten. Bei Darstellung der Gegenreformation scheint er einseitigen oder unvollständigen Berichten gefolgt zu sein. Konnten solche Maßregeln der Härten im einzelnen nicht entbehren, so ist es doch um so mehr geboten, bei ihrer Beurtheilung weise Abwägung der Umstände und vorsichtige Kritik der überkommenen Nachrichten walten zu lassen. Auch bei Schilderung der durch die schlesischen Kriege herbeigeführten Verhältnisse vermißt man zuweilen den Blick des Historikers. Mit Verständniß sind dagegen die Schulverhältnisse behandelt; hier bietet das Buch sehr viel Werthvolles. Für die Volksgebräuche (S. 259 f.) hat der Verfasser enge an die Vorarbeit eines andern sich angeschlossen. Dies erklärt es vielleicht, daß im Vergleich zu allen übrigen Seiten des städtischen Lebens die „religiösen Gebräuche" allein mit wenig Liebe und Verständniß behandelt erscheinen. Im übrigen ist die Schrift bei gedrängter Kürze das wahre Muster einer Stadtgeschichte und vielfach belehrend, dazu bei hübscher Ausstattung ungemein billig.

Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur bei Schopenhauer von Otto Keutel, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte der zweiten städtischen Realschule zu Leipzig für das Schuljahr 1896—97. 4°. (47 S.) Leipzig, Zechel. Preis *M.* 2.

Der Verfasser weist nach, daß die Schopenhauersche Teleologie dem Grundprincip der Schopenhauerschen Philosophie widerspreche, daß sie der Einheitlichkeit

ıbehre und auch mit einzelnen Theilen seines Systems in Widerspruch stehe. Er ht hierbei insbesondere auf den Instinct und die Kunstthätigkeiten der Thiere n, da gerade diese Erscheinungen nach Schopenhauer die beste Erläuterung zur ›rigen Teleologie in der Natur geben. In einer Schlußbetrachtung untersucht r Verfasser das Verhältniß der Teleologie zu den verschiedenen Weltanschauungen. r kommt hierbei zu dem Ergebnisse: „Nur der Theismus ist im stande, im Einang mit andern Problemen der Philosophie das Problem der Zweckmäßigkeit faßh und befriedigend zu lösen, und überhaupt eine in sich befriedigende und zueich herzstärkende Welt- und Lebensauffassung im ganzen zu gewähren."

r. W. Webers Spruchschatz. Aus dessen Werken gesammelt, geordnet und herausgegeben von Lud. Wills. 12°. (76 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis 60 *Pf.*

Dieses Büchlein hätte man längst erwarten sollen. Welcher Leser der Werke W. Webers hätte nicht die Versuchung gespürt, die auf Schritt und Tritt ihm ffstoßenden Sprüche und knapp gefaßten Wahrheiten aufzuzeichnen und sich so ten ganzen „Spruchschatz" Weberscher Weltanschauung und Erfahrung zu sammeln! ills hat die Sache nun endlich ausgeführt und damit sehr vielen gewiß eine :eude gemacht. Er faßt freilich den Begriff „Spruch" etwas weiter, als eigentlich laubt ist, aber man nimmt auch die längern Citate gern in Kauf. Bedenklicher eint uns, daß auch Stellen Aufnahme fanden, die nur im Zusammenhang ganz htig, für sich alleinstehend aber entweder falsch oder mißverständlich sind. Meist eilich hat dann der Sammler sie mit Anführungszeichen versehen. Im übrigen sind e „Sprüche" sehr übersichtlich unter alphabetisch geordnete Stichwörter eingereiht.

omenico Palmieri S. J., **Commento alla Divina Commedia di Dante Alighieri.** Vol. I: L'Inferno. 8°. (567 p.) Prato, Giacchetti, figlio e Co., 1898.

So großartig das Zeitbild ist, welches Dante in seiner Göttlichen Komödie on dem damaligen Italien entworfen hat und welches auf die weitere Cultur, kunst und Literatur seiner Heimat einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat, o liegt der eigentliche Schwerpunkt, die Seele seines Weltgedichtes in den religiösen nd philosophischen Ideen, welche dessen Gesamtheit, Plan und einzelne Theile beherrschen. Trotz kleiner Mängel und Schwächen gilt es mit Recht als das gewaltigste Weltgedicht des Mittelalters, als das umfassendste Spiegelbild seiner Anschauungen und Strebungen. Für immer bleibt es eine Art Ergänzung zu den großen Hauptwerken der scholastischen Philosophie und Theologie und wird stets von jenen am tiefsten erfaßt und genossen werden, welche dieses Wissensgebiet beherrschen oder es wenigstens durch eifriges Studium sich anzueignen suchen. Mit wahrer Freude begrüßen wir darum diesen neuen Commentar, in welchem ein bewährter Kenner katholischer Dogmatik und Moral uns die erhabene Dichtung nach dieser Seite hin erläutert. Dem Texte des Gedichtes gehen 154 Seiten Prolegomena voraus, welche 1. dessen Ziel, 2. dessen Symbolismus, 3. die Bedeutung der Wölfin und des Windspiels, 4. Beatrice und Virgil, 5. den Schauplatz der Dichtung, 6. die Vision, 7. die Vorzüge der Dichtung, 8. Dantes Philosophie, 9. Dantes Ghibellinismus, 10. und 11. Dantes Katholicismus, 12. Die Sündenclassification des Inferno, 13. die prophetische Erleuchtung der Verdammten, 14. Zeit der Abfassung und Veröffentlichung besprechen und endlich 15. eine chronologische Uebersicht über Dantes Leben und Schriften bieten. Jedem Canto sind dann wieder eine

bis sieben Seiten Osservazioni beigegeben, und schließlich sind auf jeder Seite die schwierigen Stellen durch Anmerkungen erläutert. Besondere Anerkennung verdient es, daß bei aller Verehrung für den großen Dichter doch dessen philosophische und namentlich kirchenpolitische Irrthümer klar, nüchtern und ohne jede Beschönigung besprochen werden, das Gefährliche und Unrichtige derselben beleuchtet, sein Ghibellinismus maßvoll widerlegt, seine kirchliche Orthodoxie klargestellt, die falsche Auffassung seiner einzelnen Schwächen schlagend zurückgewiesen wird. Wir können den trefflichen Commentar nur bestens empfehlen.

Familien-Almanach. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. kl. 8°. (282 S.) Stuttgart, Roth, 1899. Preis geb. *M.* 4.50.

Ein neues literarisches Unternehmen, dem wir von vornherein sympathisch gegenüberstehen. Nicht bloß sind solche poetischen Jahrbücher längst durch Vorgänger zur Zeit unserer klassischen Literatur eingebürgert, sie haben auch das Gute, eine gewisse Fühlung und Einheit in die Literatur zu bringen und einen gewissen Gradmesser des jeweiligen Standes der Production wie des Geschmackes abzugeben. Wir stimmen aber auch hinwiederum der öffentlich ausgesprochenen Bemerkung bei, daß der jetzige Titel für dieses Jahrbuch nicht glücklich und zutreffend gewählt ist. Er müßte lauten: Damen- oder Frauen-Almanach. Bei einem Familien-Almanach müßten doch wohl auch Männer zu Worte kommen. Was nun das vorliegende Buch selbst angeht, so kann man sich nur freuen, daß der Herausgeberin so viele und tüchtige Hilfskräfte zur Verfügung standen, um in ein paar Wochen eine so reiche Anzahl von Beiträgen zusammen zu bringen. Alle diese Beiträge stehen freilich nicht auf derselben literarischen Höhe, kein einziger aber steht unter einem noch annehmbaren Mittelmaß. Es wechseln Erzählungen, Skizzen, Aufsätze, Biographisches, Aphorismen und Gedichte. Von letztern haben uns am meisten zugesagt das kräftige „Nero" von Hedwig Kiesekamp, „Freundschaft" von A. v. Schleinitz und „Nur ein Ave" von M. v. Greiffenstein. — Unter den Erzählungen möchten wir hervorheben: E. v. Pütz: „Der alte Wendelin", M. Herbert: „D'Pepi", Ant. Haupt: „Hie Trier, hie Sponheim" und Ant. Jüngst: „Ein ungelöstes Räthsel". Anziehend sind die Seiten, welche Julie v. Massow über den Altmeister Ludwig Richter bringt. Interessiren werden viele sich für die Chopin-anekdoten in Johanna Baltz: „Aus der Jugendzeit". — Anregend sind die Ausführungen über Frauen- und Familienleben, wie W. Ende, Martha Friede und Emy Gordon sie geben. Diese Art von Aufsätzen könnte vielleicht in den folgenden Jahrgängen noch mehr gepflegt werden; dafür dürften schon weniger Gedichte aufgenommen werden. Auch der Biographie berühmter Frauen sollte ihr Recht werden. Wir hegen zu der Umsicht und dem Verständniß der eifrigen Herausgeberin das Vertrauen, daß sie bewahrheitet, was sie am Schluß des Vorwortes sagt, und daß dieser Jahrgang in der That ein Versprechen für die Zukunft ist. Jetzt, wo für die folgenden Bände die Zeit nicht so sehr drängt, können nicht bloß das Programm etwas vertieft, neue Kräfte hinzugezogen, sondern auch die Beiträge strenger ausgewählt und besonders der Sprache eine strengere Sorgfalt zugewendet werden. Wir zweifeln dann nicht, daß der Frauen-Almanach sich bald als eine unentbehrliche Weihnachtsgabe für die katholische Damenwelt herausstellen wird. Und so wünschen wir diesem ersten Jahrgang als Vorläufer bestes Glück auf

Kaiserin Elisabeth-Todtenfeier auf der Alm. Scenen aus den Septembertagen. Ein Tiroler Edelweiß auf das Grab der Kaiserin. kl. 8°. (15 S.) Innsbruck, Rauch, 1898. Preis 30 *Pf.*

Ein paar einfache, anspruchslose Scenen im Tiroler Dialekt, die aber gerade egen ihrer Einfachheit bei entsprechender Aufführung eines guten Erfolges gewiß in können. Der biedere Sinn und die treue Anhänglichkeit der Tiroler an ihr aiserhaus, wie sie sich bei der entsetzlichen September-Katastrophe zeigten, kommen rin schön, ja stellenweise ergreifend zum Ausdruck. Eine kurze Erklärung der hwierigern Dialektausdrücke ist für Nichttiroler beigefügt.

Neue Communionandenken der Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln.

An erster Stelle ist hier zu nennen das eucharistische Gruppenbild s allgemeinen Vereins für gute Vorbereitung unserer Jugend auf eine würdige ilige Erstcommunion und Beharrlichkeit derselben im Guten (in zwei Größen: r. 14404 Bildgröße 370 × 245 mm, Papiergröße 560 × 405 mm, à 1 Mk.; r. 14010 Bildgröße 265 × 175 mm, Papiergröße 400 × 280 mm, à 60 Pf.). as von Fritz Kunz entworfene Blatt zeigt in polychromer Ausführung sechs ruppen, die in der Darstellungsart zum Theil an Katakombenbilder, zum Theil moderne Muster erinnern, dazu eine Auswahl passender Inschriften, alles zu iem etwas fremdartig anmuthenden Ganzen vereinigt. — Nr. 14011 (Format 0 × 280 mm, à 40 Pf.) stellt den Moment dar, in welchem Jesus vor seinen ängern zu Emaus das Brod segnet. Die Gestalten des göttlichen Heilandes d der staunenden Jünger gemahnen auf den ersten Blick an die Beuroner Kunstule. Die Farbengebung und die decorative Einfassung sind entsprechend edel d einfach. — Nr. 13585 und Nr. 13586 (Format beider 285 × 185 mm, à 24 Pf.) ren den Heiland mit Kelch und Hostie vor, und zwar das erstere Jesus i Knaben, in einer Umrahmung aus Lilien und Disteln, das andere Christus als ann, innerhalb eines hauptsächlich aus Palmzweigen gebildeten Bogens. Auf der Decoration eingefügten Engelköpfchen wäre wohl besser verzichtet worden. e zwei Blätter kommen dem modernen Geschmacke weit entgegen. — Als neue mmunionandenken des Benziger'schen Verlags darf man auch noch zwei Arten erer Bilder bezeichnen, insofern dieselben „in neuem Gewande" auftreten. Sie cheinen nämlich jetzt auf festem Carton mit ornamentirter Umrahmung und liespressung. Bis jetzt liegen 17 verschiedene Muster vor. Einige derselben haben Form eines Altärchens mit beweglichen Seitenflügeln, durch die beim Aufstellen i Bildes diesem ein fester Halt gegeben wird; gerade sie werden voraussichtlich sonders in Pensionaten und Krankenhäusern sich bald einer großen Beliebtheit reuen. Verkleinerte Abbildungen und den Preis der einzelnen hier besprochenen d mancher der ältern Bilder findet man in dem Katalog „Beicht-, Firm- und mmunion-Andenken, Heiligenbilder" der Verlagshandlung Benziger & Co. vom nuar 1899.

Soeben erscheint auch das „Communion-Andenken-Verzeichniß pro 1899 aus Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach" mit einer reichen Auswahl von schönen, rdigen Communionbildern.

Miscellen.

Randglossen zur neuesten deutschen Bearbeitung des Buches der Bücher. „Das Buch der Bücher, populär-wissenschaftlich dargestellt von Dr. S. Bernfeld" (Berlin 1899), verfolgt laut Vorwort (S. VII) den Zweck, das biblische Schriftthum in populär-wissenschaftlicher Darstellung dem gebildeten Laienpublikum näher zu bringen. Ebendaselbst gibt Dr. S. Bernfeld dem Leser Auskunft über seine eigene Persönlichkeit: „Ein gnädiges Schicksal wollte es, daß ich mit der hebräischen Sprache seit meiner frühesten Kindheit vertraut ward, daß ich die Bibel in sehr jungen Jahren zu lesen und zu lieben anfing, wofür ich der Vorsehung nicht dankbar genug sein kann." Hieraus erklärt es sich, daß mit dem Buche der Bücher nur der modern-jüdische Canon des Alten Testamentes gemeint ist.

Obwohl dem Verfasser als Ziel vorschwebt, die gebildete Welt, der das Interesse für das Buch der Bücher abhanden gekommen, mit der Lectüre desselben wieder vertraut zu machen (S. VII), so hat er doch, wie er in der Schlußbetrachtung (S. 291) sagt, keine Veranlassung, hier seinen religiösen Standpunkt, seine dogmatische Auffassung von den biblischen Schriften auseinanderzusetzen; lediglich im Sinne der wissenschaftlichen Kritik hat er seine Betrachtungen über das Buch der Bücher angestellt. Wer demnach die Schlußbetrachtung vor dem Vorwort liest, wird die etwas verschwommenen Auseinandersetzungen des Vorwortes im Sinne des Verfassers zu verstehen im stande sein. Er sagt daselbst, es sei nicht seines Amtes, Glauben und Frömmigkeit zu predigen; er redet von der sinnlosen Kritik, den halsbrecherischen Hypothesen und Conjecturen, bei denen man nicht weiß, ob sie mehr kritiklos oder geschmackwidrig sind. So errathen wir auf Umwegen, daß er in seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung sich ausschließlich auf den historisch-kritischen und textkritischen Standpunkt stellen will, um den historischen Charakter der Bibel gegen die modernen Bibelkritiker oder Kritikaster (S. 31. 67) zu vertheidigen. Den oberflächlichen Kritikern ertheilt er S. 75 die beherzigenswerthe Belehrung: „Gründlicheres Wissen und weniger Anmaßung sind die Hauptbedingungen für die richtige Erforschung der biblischen Schriften."

Ueber den historischen Charakter der Bibel entwickelt Dr. S. Bernfeld nun freilich sehr weitherzige Auffassungen, welche auch einigermaßen den Schleier lüften, den er über seinen religiösen Standpunkt, über seine dogmatische Auffassung von den biblischen Schriften geworfen. Wird er als folgerichtig denkender Mensch noch vom „Worte Gottes" reden können?

Die Schöpfungsgeschichte ist dem Verfasser ein Bericht über den Anfang des Culturmenschen, nicht über den Ursprung der Welt; die Erzählung vom ersten Menschenpaar, vom Sündenfall und dem Brudermorde sind Ueberlieferungen, welche gewiß keinen Anspruch auf historische Authenticität machen; etwas historischer wird wohl der Bericht von der Sündfluth sein, dem wenigstens eine umfangreiche Weltkatastrophe oder ähnliches zu Grunde liegen muß; erst bei der Geschichte

brahams haben wir es zweifellos bereits mit hiſtoriſchem Material zu thun, mögen anche Einzelheiten auch eine poetiſch-epiſche Bedeutung haben (S. 69). Der Jakobsſegen" und der „Moſeſegen" ſind poetiſche Stücke, welche nachweisbar us ſpäterer Zeit ſtammen (S. 116); die Abfaſſungszeit des Jakobsſegens darf n etwa 100 Jahre nach dem Ableben Moſes' angenommen werden, der Moſe- gen iſt wahrſcheinlich während der Regierungszeit des Königs Jeroboam II. ıſtanden (S. 132); trotzdem will Dr. S. Bernfeld der letzte ſein, den frommen lauben an eine übernatürliche Kraft der Vorausſchau und ſomit an einen wirk- hen, prophetiſchen Segen ſtören zu wollen; er hat es ja nicht mit der dogma- chen Behandlung der Bibel zu thun, ſondern mit deren wiſſenſchaftlicher Er- ſchung (S. 119). Dieſe zarte Rückſichtnahme auf den frommen Glauben ſeiner ſer iſt gewiß ein edler Zug an Dr. S. Bernfeld, aber ſehr ungeſchickt gerade rt angebracht, wo der Verfaſſer den wiſſenſchaftlichen Nachweis für den ſpätern ſprung dieſer bibliſchen Poeſien erbringen will. Wenn die beiden poetiſchen ücke nachweisbar aus ſpäterer Zeit ſtammen, was folgt dann für den mmen Glauben? Ja wir fragen weiter: Was folgt dann für die Bibel, lche ſowohl den Segen Jakobs als den Segen Moſes' als wirklichen, prophe- hen Segen ihren Leſern darbietet? Iſt die Bibel in einer ſolchen Vorausſetzung h hiſtoriſch glaubwürdig? Iſt ſie noch das Wort Gottes? — In den Büchern Chronik (Paralipomenon), die ganz unbeſtritten zum jüdiſchen Canon der ligen Schriften gehören, ſieht der für das Buch der Bücher ſo warm be- ſterte Verfaſſer eine tendenziöſe Geſchichtsdarſtellung, die wir nicht ohne Miß- uen leſen dürfen; der Verfaſſer der Chronik geht mit den geſchichtlichen Thats hen ſehr willkürlich um; er wollte für die Dynaſtie David Stimmung machen, l Geſchick hat er dabei nicht bewieſen; nur in verſteckter Weiſe konnte er für eſe verſtoßene Dynaſtie Stimmung machen, „indem er in ſeinem Geſchichts- erke die Verdienſte Davids und ſeines Hauſes um Israel hervorhob und dabei e Farben etwas ſtärker, als die Wahrheit es geſtattete, auftrug. Die Chronik ßt ſich nach dieſer Richtung mit den bekannten Geſchichtswerken des franzöſiſchen Staatsmannes Thiers vergleichen, der ebenfalls die ihm verhaßten Bourbonen urch die Verbreitung der Napoleonlegenden bekämpfte und bei dieſem Beginnen icht ſelten mit der geſchichtlichen Wahrheit allzu frei umſprang" (S. 180—184). Wir fragen wiederum: Iſt das noch das Wort Gottes? Wird Dr. S. Bernfeld ls folgerichtig denkender Menſch noch vom Worte Gottes reden können? Die Schlußbetrachtung ſeines Buches gibt uns auf dieſe Frage eine überraſchende und ür den Verfaſſer in mehr als einer Hinſicht verhängnißvolle Antwort; ſie gipfelt n dem ſiegesfrohen Ausruf:

„Die wiſſenſchaftliche Rehabilitirung des bibliſchen Schriftthums vollzieht ich bereits. Einſt aber wird der Tag kommen, an dem jeder gebildete Menſch, leichviel welchen religiöſen Bekenntniſſes, mit Heine ausrufen wird: ‚Die Bibel ſt das Wort Gottes!'"

Wir bedauern, daß Dr. S. Bernfeld bei ſeinem an und für ſich überaus eitgemäßen und eines beſſern Erfolges würdigen Unternehmen, die geſchichtliche Glaubwürdigkeit der Bibel gegen die moderne Bibelkritik wiſſenſchaftlich zu ver-

theidigen, mit der einen Hand niederreißt, was er mit der andern aufbaut. Wir bedauern, daß er bei seiner Vertheidigung nicht bloß vereinzelte Breschen im biblischen Schriftthum mit zerstörender Hand geöffnet, sondern ganze Bücher in Trümmer gelegt hat. Wir bedauern, daß er alle gebildeten Menschen, gleichviel welchen religiösen Bekenntnisses, mit Heine brüderlich in dem Bekenntniß vereinigen will oder wenigstens in ahnender Voraussschau vereinigt sieht, eine solche Bibel, wie er sie uns dargestellt hat, sei das Wort Gottes.

Wenden wir uns nun vom Inhalt zur populär-wissenschaftlichen Darstellung des Buches der Bücher. Wissenschaftlichkeit und Popularität sind die beiden Vorzüge, welche Dr. S. Bernfeld seiner Darstellung zueignet. Inwieweit er sich diesem Doppelideale genähert hat, zeigt uns beispielsweise die von ihm befolgte deutsche Schreibweise biblischer Eigennamen.

Aus dem sowohl in wissenschaftlichen als in populären deutschen Schriften eingebürgerten Job macht Dr. S. Bernfeld einen Ijjob, aus Melchisedech einen Malki-Zedek, aus Ezechiel einen Jecheskeel, aus dem Perserkönig Cyrus einen Koresch (S. 85. 183. 184), aus Isaak einen Jizchak (S. 64: die Furcht Jizchaks). Der Prophet Jeremias erscheint als Jeremijah (S. 1), als Jeremiah (S. 7), als Jirmija (S. 184), Jephte als Jiftach (Jeftah), Phinees als Pinchas, Juda als Jehudah (S. 77. 79). Weitere Beispiele dieser Art sind: Zidkija, Bath-Scheba, Chilkijah, Esra, Nehemia (Nehemja, Nehemjah), Jissachar, Hosea, Obadia (Obadja), Micha, Haggai, Zefanja, Secharja, Malachi (Malachai) u. s. w. Merkwürdigerweise finden sich neben der überwiegenden Mehrheit dieser hebraisirenden Wortbildungen doch wieder die aus der Vulgata des hl. Hieronymus allgemein bekannten und in der deutschen Sprache eingebürgerten Formen: Israel (nicht Jisrael), Samuel (nicht Schemuel), Saul (nicht Schaul), Salomo (nicht Schelomoh), Artaxerxes (nicht Artachschaschta), auch Ezechiel, Cyrus, Juda.

Diese allerdings bunte Kostümirung der biblischen Eigennamen erinnert uns unwillkürlich an die Worte, welche Paul de Lagarde in seiner Anzeige der Hartelschen Ausgabe von Cyprians Werken geschrieben hat (Symmicta I [Göttingen 1887], 74. 75): „Esra, Hoseas, Micha, Zephania, Haggäus nehmen sich unter Cyprians Text und neben Hieremias, Malachias, Ezechiel (warum nicht das geschmackvolle Hesekiel oder gar, um einer andern Barbarei zu gefallen, Kaskel? siehe übrigens Pamel zu De lapsis 250 a) — sie nehmen sich aus wie Menschen mit gepuderten Perücken, Galanteriedegen und Tressenröcken in der Gesellschaft Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide. Das ist Fasching, nicht Wissenschaft. Solche Monstra, wie die eben angeführten, mag man unter einem neuen Abdrucke von Benjamin Schmolkes Werken verwenden: Kirchenväter, überhaupt wissenschaftliche Literatur soll man billig von ihnen unbehelligt lassen." So urtheilt Paul de Lagarde über die Wissenschaftlichkeit dieser deutschen Schreibweise biblischer Eigennamen, und doch sind die obigen Monstra, über welche er sich so sehr ereifert, noch ziemlich harmloser Natur im Vergleich zu den von Dr. S. Bernfeld ausgestellten Exemplaren. Ueber die Popularität Ijjobs, Malki-Zedeks, Jecheskeels oder gar Jizchaks mag das gebildete Laienpublikum urtheilen, an welches Dr. S. Bernfeld mit seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung sich wendet.

Noch schärfer spricht sich Paul de Lagarde über die bei jüdischen Schriftllern beliebte Schreibweise Zion und Jeruschalajim aus. Dr. S. Bernfeld läßt ıar das Jeruschalajim fallen, indem er S. 48 schreibt: „In mehreren assyrischen ıschriften kommt nämlich der Name dieser Stadt (Uru-Salim) deutlich vor, :lche Aussprache dieses Namens mit dem altbiblischen, griechischen und syrischen :rusalem (nicht wie später üblich wurde: Jeruschalajim) durchaus übereinstimmt.“)ohl aber hält Dr. S. Bernfeld an Zion oder vielmehr an Zijon unentwegt fest.

Zur Würdigung dieser Schreibweise sagt Paul de Lagarde (Mittheilungen [Göttingen 1887], 332—333): „Was gehen die Landsleute des Arminius ıd Siegfrieds Zion und Jeruschalajim an? Herr Delitzsch ist als Protestant ıd Jude, Herr Kaufmann und Herr Lippe sind als Juden gar nicht im stande, begreifen, was der Umstand besagt, daß Luther die altkirchlichen Formen der ımen des alten Testamentes in seiner widerwärtigen Weisheit geändert — und e geändert! — hat. צִיּוֹן und יְרוּשָׁלַיִם = Zion und Jeruschalajim eignen nur n Juden, und den Juden als Juden: die Kirche hat jene Orte nicht durch die ıden, sondern durch die Vermittlung der griechisch sprechenden Synagoge und :t dem Sinne kennen und nennen gelernt, den diese hellenistische Synagoge mit n griechisch umschriebenen Ortsnamen verband; die Kirche hat dann weiter ihren inn in das so Ueberkommene hineingelegt, und darum redet die Kirche von Sion ıd Jerusalem und sieht die von Zion und Jeruschalajim Redenden als ἐθνικοί, s Heiden an. Die besten, weil am meisten den geordneten Gottesdienst der ten Synagoge ausdrückenden Psalmen, die cantica graduum (119—133 = 120—134), singt die Kirche der Synagoge nach, aber in ihrem eigenen)inne singt sie dieselben nach. Zion und Jeruschalajim sind für Deutsche, die icht in Liberalismus und Protestantismus untergegangen sind, gar nichts, für ie Juden so viel werth wie das Forum in Rom für die Italiener, die Kaaba ir die Mohammedaner. Aber auch der nach der herz- und gedankenlosen Reormation geborene Deutsche seufzt, noch alten Glaubens voll:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
wollte Gott, ich wär' in dir,

ınd der Theologe, der seine Sache gelernt hat, weiß sehr wohl, was er mit den Stellen des Briefes an die Hebräer anzufangen hat, die meine Leser 12, 22; 13, 14 aufsuchen wollen. Zion (lieber gar Çiyyón), Jeruschalajim, Hesekiel = Kaskel = Yehezqeél, Yirmeyohu oder Ewalds und seiner Fünfpfennigschüler Jeremjah sind für empfindende Menschen über ganz Europa weg nicht vorhanden: wer sie uns anpreist — rasch über die Grenze mit ihm!“

Paul de Lagarde hat seine eigene Art zu reden, die wir durch Anführung seiner Worte nicht zu der unsrigen machen; aber sachlich hat er das Richtige getroffen, indem er für die altkirchlichen Formen der biblischen Eigennamen mit Entschiedenheit eintritt.

Wir schließen unsere Randglossen mit dem berechtigten Wunsche, daß die Leserwelt sich nicht durch den verlockenden Titel des Buches irreführen lasse, bei Dr. S. Bernfeld zu suchen, was nicht bei ihm zu finden ist: eine populärwissenschaftliche Darstellung des biblischen Schriftthums.

Die Historical Review über katholische Leistungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Ein ruhiges, unbefangenes Urtheil über die Resultate und die Methode der Kirchengeschichte wird so selten, daß man gerne über die Einseitigkeit eines übertrieben neutralen Standpunktes hinwegsieht, wenn man nur wieder einmal einem aufrichtigen Streben nach Gerechtigkeit und echt historischer Unparteilichkeit begegnet.

In der englischen Historical Review vom Januar 1899 veröffentlicht A. C. Headlam eine Studie über die Methoden der Kirchengeschichte des frühen Christenthums. Mit ängstlicher Sorgfalt bemüht er sich, alles Gute anzuerkennen, was in den Werken der verschiedensten Richtungen, von Erasmus angefangen bis zu Renan und Harnack, ausfindig gemacht werden kann. Unverkennbar ist aber auch sein ehrliches Ringen mit alteingewurzelten Vorurtheilen, deren Hohlheit er nachdrücklich bekämpft. Gegenüber all den Klagen über mangelnde Wissenschaftlichkeit ist es gut, sich an einiges zu erinnern, was Headlam betont; es ist ja nicht neu und sollte allbekannt sein, aber manches Gedächtniß legt sich bisweilen freiwillige Vergeßlichkeit auf. Die Erinnerung an große Leistungen soll nicht nur trösten, sondern auch zur Nachahmung spornen. Headlam mahnt, daß Benediktiner es waren, welche die Grundlagen der modernen Kritik legten, ja gleichsam beim ersten Wurf schufen. Alles sodann, was uns andere Gelehrte an Väterausgaben neben ihnen schenkten, bedeckt ein relativ eng begrenztes Feld. Unternehmungen, welche heutzutage nur mit Staatsunterstützung möglich erscheinen, wurden damals von katholischen Gelehrten betrieben. Die Bollandisten, die Concilienſammlungen Labbes, Harduins, Mansis, die Ausgaben der byzantinischen Historiker ließen gleichzeitige ähnliche Arbeiten anderer Gelehrten weit hinter sich zurück (l. c. p. 11).

Headlam beleuchtet auch einige Grundsätze gewisser moderner Gelehrten. So führt er folgenden Satz aus der Encyclopaedia Britannica an: „Niemand darf eine wissenschaftliche Kirchengeschichte von einem römischen Katholiken erwarten.“ Dazu bemerkt er mit jenem Freisinn, welcher uns bei den englischen Gelehrten im Gegensatz zu Engherzigkeiten, denen wir bei uns zu Land nur zu oft begegnen, so angenehm berührt: „Wenn ein römisch-katholischer Schriftsteller an die Spitze seiner Bemerkungen den Satz stellte: ‚Niemand kann von einem Protestanten wissenschaftliche Geschichte erwarten‘, so würde man ihn für fanatisch und voreingenommen erklären; und doch haben beide Bemerkungen genau denselben Werth“ (l. c. p. 27). Ganz unwissenschaftlich erscheint Headlam der oberste kritische Grundsatz Renans, das Uebernatürliche existire nicht. Unglaube sei doch auch eine dogmatische Voraussetzung, genau so wie der Glaube, erwidert Headlam. „Die Forschung fragt, ob etwas wahr oder nicht wahr sei. Sie beginnt nicht mit der Annahme, daß etwas nicht ist.“ Renan habe seine Untersuchung mit einer bereits fertigen Meinung begonnen, darum sei seine Methode in der Wurzel verdorben.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

r Entwicklungsgeſchichte der anarchiſtiſchen Ideen.

Pierre Joſeph Proudhon gilt überall als der Vater des modernen rchismus. Noch vor kurzem hat Profeſſor Georg Adler, gewiß ein ner der Frage, in der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ beinahe die ſte ſeines Aufſatzes über den Anarchismus Proudhon gewidmet[1]. Eine Tradition, die Hingabe und Verehrung feuriger Anhänger ſichern dem zöſiſchen Socialiſten ſeinen Titel. Dennoch iſt es ſchwer, die Richtig- dieſer Vaterſchaft Proudhons zu begründen. Hat er ſein Kind nicht cbt und verläugnet? Hat er es jemals ernſtlich anerkannt?

In ſeiner Schrift Qu'est-ce que la propriété vom Jahre 1840 irt Proudhon freilich, er ſei weder Republikaner noch Demokrat noch änger der Monarchie oder einer gemiſchten Regierung, ſondern einfach rchiſt. Jede Regierung, jede ſouveräne Gewalt unterſtütze die Aus- ung des Arbeiters durch den Kapitaliſten, vertheidige alſo eine Un- chtigkeit und ſei ſchuld am Niedergang der Wohlfahrt. Erſt wenn Verträge den Parteien ganz freigegeben ſeien, werde, ſo meint er, das Menſchen innewohnende Princip der Gerechtigkeit von ſelbſt alles ien und ausgleichen; dann hätten wir aber auch die freie Geſellſchaft, Herrſchaftsloſigkeit. „Die Anarchie“, ſo ruft er aus, „ohne Gebieter, : Machthaber, das iſt die Regierungsform, der wir uns täglich nähern.“[2] Bekenntniß ſcheint deutlich genug; es wiederholt ſich auch in ſeinen nden Schriften, beſonders in den Confessions d'un révolutionnaire, ier Idée générale de la révolution und im Werk De la justice s la révolution et dans l'église. Wer aber in dieſer Kriegs- rung die ganze Seele Proudhons zu finden meint, wird den Mann erſtehen, welcher am 4. März 1863 an den Oberſt Clerc ſchrieb:) mißtraue dem Autor, der da behauptet, nach 25 Jahren ſich gleich eben und ſeinem urſprünglichen Gedanken vollkommen treu zu ſein.“

[1] IX. Bd., 10. Heft, S. 1085 ff. [2] L. c. p. 237—242.

Proudhon liebt verblüffende Kraftausdrücke und weiß sie zur rechten Zeit klug zurückzuziehen. In seinen Werken ist er leidenschaftlich, in den Briefen gemäßigter, wenn auch ungemein von sich eingenommen; darum bleiben seine größern Arbeiten, abgeschnitten von der Correspondenz, ein verschlossenes Buch. Es steht mit Proudhons Anarchismus ähnlich wie mit seiner Gottesläugnung und seinem Gotteshaß. In seinen Büchern, zumal im Système des contradictions économiques, ergeht er sich in den gröbsten Schmähungen gegen Gott; verraucht seine Leidenschaft, so zeigt sich, daß er kein so verbissener Atheist war. Wollte sich demnach jemand die Mühe nehmen, die 14 Bände der Briefsammlung Stück für Stück durchzunehmen, so würde er vielleicht — abgesehen von polternden Phrasen — keinen anarchistischern Ausdruck finden als das Geständniß im Schreiben an Bergmann vom 5. März 1854: „Skeptisch rücksichtlich jeder Autorität". Schon 1849 hatte übrigens sein Freund Alfred Darimon verschiedene Meinungsäußerungen Proudhons mit andern revolutionären Documenten unter dem Titel Idées révolutionnaires herausgegeben. Das Programm, welches hier entwickelt wird, ist die authentische Erklärung einiger schärferer Ausdrücke, welche sich in den um die gleiche Zeit erschienenen Confessions d'un révolutionnaire finden. Der Staat tritt freilich sehr zurück und geht fast in der Polizei auf. Aber die einzelnen Industriegruppen, der Unterricht, die öffentlichen Arbeiten, die Justiz u. s. w. fordern nach diesem Programm noch so viel Centralisation und Regierung[1], daß ein moderner Anarchist ähnliche Zumuthungen entrüstet abweisen würde. In seinem frühern Hauptwerke, Système des contradictions économiques, hatte er radicaler gesprochen; aber dieses Buch sollte eben, wie er unter dem 4. Juni 1847 an Bergmann schreibt, nur Kritik am Bestehenden üben; die positive Synthese blieb der Zukunft vorbehalten. Was Proudhon nach 1849 veröffentlichte, vergoldet die bittere Pille der Anarchie noch mehr. Er verwirft in Worten die Zwangsherrschaft, braucht aber recht viel Regierung. Das beweist sein Kleiner politischer Katechismus und seine Arbeit über das Föderativ-System. Er haßt das Wort Autorität und behält darum nur die Sache, nachdem er ihr sorgfältig jede vernünftige Grundlage entzogen hat. Immerhin hat derselbe Proudhon, welcher in seinen frühern Jahren über den „von Natur guten Menschen" und die „Brüderlichkeit" sich

[1] L. c. p. 53—93.

lustig gemacht hatte, später einen Kitt nöthig, der seine freie atheistische Gesellschaft zusammenhalte: er hat zu dem Zwecke in seinem Werk De la justice dans la révolution et dans l'église seinen immanenten Gerechtigkeitstrieb, den er schon seit 1840 ahnte, aufgeputzt und in das menschliche Geschlecht hineindisputirt. Drängt man ihn aber weiter, zu erklären, wie sich die Harmonie der verschiedensten Interessen erhalten werde, so hat er dafür stets die Phrase bereit: „Sie werden sich gegenseitig ausgleichen."

Trotzdem mußte der Mann, welcher einmal den Ausspruch gethan hatte, daß von 100 Bürgern 97 Schufte seien, einen festern Verband finden als die Salbung einer neuen hypothetischen Kraft der „immanenten Gerechtigkeit". So brachte er denn noch gegen Ende seines Lebens Macht und Recht unheimlich nahe aneinander und vertheidigte Kriege und Eroberungen — eine bittere Enttäuschung für die anarchistischen Schüler. Es ist zweifellos, diese können ihre Grundideen, die Ersetzung aller autoritativen Rechtsnormen durch bloße Conventionalregeln, ganz aus Proudhon schöpfen und beweisen. Aber Proudhon selbst ohne weiteres als Gewährsmann herbeiziehen, würde eine kritiklose Beurtheilung seiner Werke verrathen. Trotz aller „Ehrenrettungen" und parteiischen Schönfärbereien, trotz der Studien eines so warmen Bewunderers wie Dr. Arthur Mülberger bleibt das Wort Considérants unwiderlegt: „Er hat alles geläugnet und hat unter den verschiedensten Formen sich selbst hundertmal negirt und aufgezehrt." [1] Mit Proudhons Consequenz ging es wie mit seinem Charakter: er haßte die Martyrer der eigenen Ueberzeugung. In einem Briefe an Clerc vom 16. März 1863 hat er selbst die hübsche Erklärung und Rechtfertigung gefunden, bei ihm gebe es keinen Widerspruch, nur Entwicklung.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich noch nichts über das berühmte Wort „Eigenthum ist Diebstahl" gesagt habe. Proudhon war eben, wenn man sein erstes Werk mit spätern vergleicht, trotz dieses Kraftspruches im ganzen und großen ein Verfechter des Privateigenthums im landläufigen Sinne des Wortes. Er nannte es freilich Besitz. Eigenthum waren ihm nur bestimmte Formen, die er, manchmal willkürlich genug, als unrechtmäßig verwarf. Man muß, wie gesagt, die erste Schrift über das Eigenthum mit der posthumen Théorie de la propriété ver-

[1] Le Socialisme devant le vieux monde p. 106.

gleichen. Da ist es wie Tag und Nacht. So kommt es, daß die V theidiger des Gemeinbesitzes unter den Anarchisten Proudhon aufgegeb haben; den Anhängern des Privatbesitzes, den Selbständigen, ist er n immer ein Orakel.

Die anarchistischen Gegner der Ehe und Freunde der Fraueneman pation werden sich ebenfalls mit Proudhon, dem Vertheidiger der Ein und Unauflöslichkeit der Ehe, in der die Frau sich rein passiv zu v halten habe, auseinanderzusetzen haben. Härtere Worte über die Frau als die Auslassungen Proudhons in seinem letzte, nposthumen Werk wurd selten geschrieben. In einem Punkte freilich, der meistens gar nicht bet wird, ist Proudhon thatsächlich der grundlegende Autor der Anarchist der „Selbständigen". Diese berufen sich mit ihrer Reform des Ba wesens, ihrer Aufhebung der Zölle, des Zinses, der Haus- und Bod rente mit Recht auf die Lehren und die Versuche Proudhons. Doch a hier mußten sie mit allzu utopischen Träumereien, z. B. der Auffassu des Geldes, brechen. Wir werden auf diese Reformen in einem ande Artikel bei Gelegenheit der Kritik des Anarchismus noch zurückkomm Trotz dieser Einschränkungen, welche selbst Dr. Mülberger und den deutsch Lebensbeschreiber Dr. K. Diehl, keinen Anhänger Proudhons, zu manch Nachträgen veranlassen dürften, ist doch noch eine Beeinflussung der ra calen Bewegung durch den französischen Socialisten einzuräumen. Fo geschrittene Geister Jung-Europas bemächtigten sich einiger Phrasen Prou hons, nahmen sie gläubig an, wiederholten sie unermüdlich in Broschür und auf Versammlungen und bereiteten so den Boden für Bakuni Werbungen. Gewöhnlich stellt man die Sache freilich so dar, als Bakunin selbst so ziemlich alles von Proudhon gelernt hätte. Die folgen Darstellung wird hier manches richtigstellen müssen.

Diese Andeutungen über Proudhons Einfluß auf die anarchistisch Theorien dürften vorläufig genügen. Jetzt sollten wir eigentlich auf sei Quellen eingehen. Das wäre jedoch verfrüht, bevor gründliche Vorarbeit eine übersichtliche Zusammenfassung ermöglichen. Man darf übrigens d Neigung, eine socialistische, communistische oder gar anarchistische B wegung bis tief in das vorige Jahrhundert zurückzuwerfen, nicht lei nachgeben. In dem Werk Le socialisme au XVIIIe siècle und einem gelehrten Artikel in der Revue socialiste[1] hat André Lichte

[1] (Juin 1898): S'il y eut du socialisme dans les cahiers et les brochu de 1789.

berger die Frage gründlich untersucht. In allen Broschüren, welche die Bewegung von 1789 in Frankreich einleiteten — Lichtenberger sah an 4000 durch — und in den Eingaben und Protokollen, an deren Abfassung sich nach seiner Schätzung 5—6 Millionen betheiligten, findet man nur äußerst selten Vorschläge, welche auf den Umsturz der Grundlagen der bestehenden Gesellschaft abzielen.

Die Thatsache der Revolution war es, welche die Einsicht schuf, daß die philosophisch-socialen Ideen der Zeit um die Bundesgenossenschaft der Gewalt werben dürften. Und als diese Einsicht am Verblassen war, bedurfte es wieder des Beispiels der Bourgeois von 1848, um die socialen Theorien von neuem daran zu erinnern, daß sie sich in praktischer That verkörpern könnten. Diese Bemerkung war nothwendig; wir wollten dem Vorwurf zuvorkommen, als betonten wir zu einseitig den Einfluß der Theorien.

Nunmehr können wir die Entwicklungsgeschichte der anarchistischen Ideen weiter verfolgen.

Vielfach geht man von Proudhon gleich auf Bakunin über und macht sich so einerseits jedes tiefere Verständniß der Rettung Bakunins unmöglich, und steht andererseits vor den selbständigen Anarchisten Nord-Amerikas wie vor einem unlösbaren Räthsel. In der Neuen Welt griff Josiah Warren mit dem Versuch einer anarchistischen Gründung ein. Bakunins Lehrjahre aber führen uns nothwendig zu Max Stirners Umgebung und Philosophie.

So werden uns Warren und Stirner zunächst beschäftigen.

Der traurig berühmte John Humphrey Noyes hat uns in seiner History of American Socialisms nach den Manuscripten Macdonalds wichtige Aufschlüsse über Warren hinterlassen[1]. Der Schiffbruch der communistischen Gründung Owens in New Harmony belehrte Warren, daß die „Verbindung" Wurzel aller Uebel sei; man müsse sie durch den vollkommensten Individualismus ersetzen. Warren selbst bringt sein System in die engste Verbindung mit dem Protestantismus, ein Zusammenhang, den auch Goyau in seinem vielgenannten Buch über den Protestantismus in Deutschland für die entsprechende Bewegung bei uns nachgewiesen hat. Auf dieser Grundlage der individual sovereignty gründete Warren

[1] p. 94 f.

1844 die kleine Gemeinde Utopia und später 1851 auf Long Island das berüchtigte Modern Times mit noch ausgeprägterem anarchistischen Charakter. Hier durfte sich keiner in die Dinge des andern einmischen; Recht verschaffte sich jeder selbst; keine Spur irgend einer Regierung. Nur der Arbeits-Austausch verband die Einzelnen miteinander. Die öffentliche Meinung sollte alles regeln und schützen. Die freie Liebe war proclamirt, die Frauen waren den Männern gleichgestellt. Die Civilisationsstufe, nach der man strebte, war nicht eben hoch. Eine Abc-Schule, a sort of primary affair, mußte für die Kinder genügen.

In Stephen Pearl Andrews hatte man schon früh einen Schriftsteller der „Selbstherrlichkeit" gefunden. Später legte Warren seine socialökonomischen Ansichten in einem eigenen Werke, True civilization, nieder. Er scheint ganz unabhängig von Proudhon auf sein anarchistisches Ideal gekommen zu sein. Die meisten Aufsätze über den Anarchismus haben von dieser Sachlage keine Ahnung. Die modernen selbständigen Anarchisten Europas sind infolgedessen eine unbegreifliche Erscheinung. Der in der „Nation" vom 16. Dec. 1893 von Paul Nathan gezeichnete Artikel lieferte dafür den schlagendsten Beweis. Eine weitere Frage wäre, ob nicht Warren durch Vermittlung Owens von den radicalen Ansichten William Godwins, des „ersten anarchistischen Philosophen" aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, gehört habe. Godwin selbst wird man nach dem neuen Werke G. P. Goochs The history of English democratic ideas in the seventeenth century von den anarchistischen Ideen des englischen Interregnums nicht mehr so leicht trennen können. Damals — man vergesse es nicht — kamen zur Theorie die Thaten.

Wie dem immer sei, Josiah Warren ist thatsächlich der Ahnherr der selbständigen Anarchisten Nordamerikas. Seine Grundgedanken retteten sich mitten durch die Fourier'sche Begeisterung und werden jetzt von seinem thätigen Anhänger Benjamin Tucker in der Zeitschrift Liberty verfochten. Mosts blutige Agitationen riefen wohl eine communistisch-gewaltthätige Partei ins Leben, förderten aber mittelbar auch die Sache der „Selbständigen". Denn nach der Tragödie von Chicago mögen viele, welche Anarchisten bleiben wollten, in der platonischen Schule Tuckers eine Zuflucht gefunden haben.

Ein ganz anderer, thatsächlich weniger bedeutender Mann als Josiah Warren war Max Stirner, eigentlich Kaspar Schmidt, welcher den theoretischen Individualismus in Deutschland am folgerichtigsten ausbaute.

in Mann der Praxis, kein Mann der Organisation und der That, eb er bei der reinen Theorie. Schule konnte er schon seiner Denkweise näß nicht machen. Der Zusammenhang mit den modernen „selbständen" Anarchisten wurde nachträglich künstlich hergestellt.

Im Jahre 1844 war sein Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" chienen. Nach kurzem Aufsehen ist es verschollen. Erst in neuester it wurde es wieder hervorgezogen, neu aufgelegt und sogar in billigster sgabe hergestellt. Eine englische Uebersetzung ist in Vorbereitung; Stocks rlag in Paris brachte schon 1895 die Anzeige einer französischen Uebergung, welche indes meines Wissens nie erschienen ist. Um den „Einen" ganz zu verstehen, muß man in „Wigands Vierteljahrsschrift" von 45 (III. 147—194) den M. St. gezeichneten Artikel unter dem Titel ecensenten Stirners" herbeiziehen. Im folgenden werden alle von Mackay ausgegebenen „Kleinen Schriften" Stirners als Commentar benutzt.

Wie bei seinem Erscheinen, so werden auch jetzt noch die widerechendsten Ansichten über das Lebenswerk Stirners laut. Die einen eichnen es als den scharfen, consequenten Abschluß der negativen Kritik, ounden oder verurtheilen es als einseitig; andere halten es einfach für jurd. Neuerdings möchte Mackay ohne Versuch eines Beweises oder einer higen Kritik den „Einzigen" an den Anfang einer aufgehenden Zeitoche in der Geschichte der Philosophie stellen, als Grundlage einer neuen nkart. Nach seinem Urtheil, das sich selbst richtet, wird dieses unsterbe Buch „in seiner Tragweite einst nur mit dem der Bibel verglichen rden, . . . um einen Einfluß zu üben ebenso segensreich, wie der s ‚Buches der Bücher' verderblich war" [1]. Wir müssen uns einen Augenck bei der sonderbaren Schrift aufhalten, nicht so sehr um nachweisen, daß die Bewunderer es bei weitem überschätzen und daß die gner vom zwanzigjährigen Kuno Fischer an bis zur Gegenwart es ist mißverstanden haben, sondern weil wir *nothwendig das Milieu nnen lernen müssen*, in welchem das Werk entstand; es ist *dasbe*, in dem sich Bakunin zum Anarchisten entwickelte. Wir stoßen bei auf die Grundlagen der ganzen anarchistischen Weltanschauung. uchen wir zunächst eine Vorstellung vom Zeitgeist zu gewinnen.

Der „Einzige" war damals das Modernste, was sich denken ließ. ie ganze Entwicklung der Philosophie und des socialen Lebens drängte

[1] Max Stirner. Sein Leben und sein Werk S. 191 ff.

zum Individualismus, zur Befreiung des Einzelnen von jedem Band der Autorität, zur vollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit des eigenen „Ich". Nach dem Beispiel der französischen Socialisten sprach man auch in Deutschland — wir brauchen nur Heß zu nennen — viel vom „wirklichen, lebendigen Menschen", vom „leibhaftigen Individuum". Heine und Börne hatten sich von Paris aus redlich bemüht, das echt Deutsche, das im neuen Geschlecht noch geborgen lag, durch die frivolste Kritik zur Caricatur herunterzuzerren und durch die ungesundesten Manieren Jung-Frankreichs zu ersetzen. In Rahel Varnhagens Salon verarbeitete man alles Sensationelle eifrig zur Literatur des Jungen Deutschland.

Die Morgenröthe des Jung-Hegelianismus zieht langsam herauf. Das System des Meisters bricht man ab und denkt nur mit der revolutionären Denkmethode weiter. Die Apotheose der Wirklichkeit erliegt jetzt ihrem Größenwahn. Man gefällt sich in der sinnlichen Wirklichkeit und prahlt mit der Negation alles Ererbten. Und wahrhaftig, Deutschland war jetzt stark im Negiren auf allen Gebieten. David Friedrich Strauß hatte 1835 sein „Leben Jesu" erscheinen lassen. Irgendwie positives Christenthum liebte man als Afterchristenthum zu bezeichnen. Selbst die conservative „Societät für wissenschaftliche Kritik" in Berlin war mit Feuerbach einig in der ungerechten Verurtheilung eines Buches wie Stahls „Kritik der christlichen Rechts- und Staatslehre" [1]. Negation wird Modesache. Bruno Bauer, 1837 noch maßvoller, wird seit 1838 von einer Leidenschaft der Zerstörung erfaßt und hat keine Ruhe, bis er „die Negation des theologischen und des populären religiösen Bewußtseins" vollführt hat. Nach ihm erreicht die Religion erst ihre Vollendung, wenn sie alle Bestimmtheit aufgelöst und in einem unbestimmten Sausen ihr wahres Element gefunden hat [2]. So schrieb er 1841. Feuerbach — er gesteht es selbst — hatte es ihm angethan.

Die Negation des letzten idealistischen Restbestandes war auch schon geschehen. Im Jahre 1838 veröffentlichte Dorguth — eine recht unbekannte Größe —, mit der Betheuerung, daß er schon seit 40 Jahren richtig philosophire, seine „Kritik des Idealismus"; keine allgemeinen Begriffe, Geistthätigkeit, nur Hirnthätigkeit, — man glaubt L. Büchner zu hören. Nur scheint Dorguth einen Schöpfer seines Stoffes zu brauchen.

[1] Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß u. s. w. von Karl Grün. Ich citire das Buch als F. N. — F. N. I, 241 ff. 244.

[2] Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker III, 236.

Die Berliner Althegelsche Societät wird jetzt den Jungen allmählich zur komischen Figur. Schon seit 1837 bestand ein Organ, welches die philosophischen Illusionen der Zeit vollends aufdecken und sich dann auch an die politischen und socialen Illusionen machen sollte. Es waren die „Halleschen Jahrbücher" Arnold Ruges. Aus Frankreich tönten die verlockenden Stimmen radicaler Socialisten. M. Heß hatte gleich für ihre Verbreitung in Deutschland, zumal für die Bekanntmachung Proudhons gesorgt und wollte, wie er sich später in seiner Schrift „Die letzten Philosophen" ausdrückte, als Socialist „mit der Verwirklichung und Negation der Philosophie" Ernst machen, „die Philosophie wie den Staat beiseite liegen" lassen. Arnold Ruge wird diese äußersten Wege nie begreifen und nie mitgehen. Vorläufig aber sind ihm die Ziele nicht klar. Was er will, ist politischer Fortschritt und Umsturz. Er braucht jemand, der seine Ideen philosophisch stützt und deckt. Aus der Asche der Philosophie Hegels soll eine neue, nie dagewesene Weisheit erstehen. Feuerbach ist sein Mann. Seine Briefe an ihn zeigen, wie werthvoll ihm die Beiträge des neuen Philosophen waren[1]. Für Feuerbach, den ehemals so begeisterten Jünger Hegels, war schon seit 1835 der Lehrer „zu einem Object der Geschichte geworden"[2].

Aber das neue System war noch am Werden. Erst seit 1838 findet man bei ihm ganz deutliche Spuren einer Kritik Hegels; jedoch schon 1839 erscheint die kritische Abhandlung gegen den Philosophen. Feuerbach hat jetzt endgiltig eingesehen, daß es mit der abstracten Begriffswelt nichts sei. Es wird indes noch sechs Jahre dauern, bevor er die letzten Folgerungen aus seiner Methode zieht.

Er hat uns seinen Entwicklungsgang im autobiographischen Vorwort zur Gesamtausgabe des Jahres 1846 selbst geschildert: „Was also deinen frühern Standpunkt", so schreibt er dort, „vom jetzigen trennte, war einzig der Mangel an der Erkenntniß von der Wahrheit und Wesenhaftigkeit der Sinnlichkeit."[3] Bisher war für ihn das Denken Sein; das sinnliche Wesen galt ihm für ein nichtiges Wesen. Jetzt wird es umgekehrt. Ein Gedankenwesen ist nicht sinnlich, also nicht wirklich, es existirt also nur in der Vernunft. Nun ist Gott ein Gedankenwesen; denn er ist nicht sinnlich. Also existirt er nur in der Vernunft.

---

[1] F. N. I, 293—299. 333 ff. 335—340.
[2] Ebd. I, 69. 389. [3] Ebd. I, XII.

Dieser merkwürdige Schluß, zu dessen entschiedener Feststellung Feuerbach nach eigenem Geständniß sieben bis acht Jahre brauchte, bildet die vorläufige Einleitung zur „Neuen Philosophie", wie sie Feuerbach selbst nannte, zu einer Weltanschauung, die sich von der Grundillusion, von Gott und Christenthum, freimacht. So beschenkt uns Feuerbach 1841 mit seinem radicalen, oberflächlichen Buch „Das Wesen des Christenthums".

Nun kommt die Philosophie an die Reihe. Wie alles übrige, muß auch sie als System abgeschafft werden. Es erscheinen 1842 Feuerbachs „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie". „Die neue... Philosophie", schreibt der Autor, „ist die Negation aller Schulphilosophie."[1] In einem Fragment, das erst nach seinem Tode herauskam, schildert er uns seine damalige Verfassung: „Nur wer den Muth hat, absolut negativ zu sein, hat die Kraft, Neues zu schaffen."[2]

Jetzt mußte ein Mann kommen, welcher alle diese Negationen gründlich verquickte und praktisch verwerthete. Und das bringt uns zu Bakunin, Ruges Freund. Sein Werk, seine Ansichten haben wir schon kennen gelernt[3]. Heute soll uns sein Entwicklungsgang klar werden. Er weilte seit 1839 in Berlin. Als Bewunderer Hegels hatte er Rußland verlassen. Bald blieb ihm nur Hegels Denkmethode als Gerüst. Feuerbach und Strauß brachten ihn um seinen Glauben. Zum Manne des Tages machte ihn sein Charakter, welcher damals von Katkow ganz richtig gezeichnet wurde: sein Hauptzug sei, „sich von der Stimmung seiner Umgebung hinreißen zu lassen und dabei diese Stimmung bis zum Extrem zu treiben"[4].

Die „Halleschen Jahrbücher" waren 1841 durch die „Deutschen" ersetzt worden. Hier veröffentlichte Bakunin 1842 unter dem Pseudonym Jules Elizard in den Nummern 247—251 eine ganz revolutionäre Abhandlung: „Die Reaction in Deutschland, Fragment eines Franzosen". Er vertritt die gänzliche Vernichtung der bestehenden politischen und socialen Ordnung. Nur das absolut Negative erscheint ihm berechtigt. Aber „die Lust der Zerstörung", so ruft er aus, „ist zugleich eine schaffende Lust" — wie man sieht, Feuerbachs Motto. Wäre Max Stirners Buch nie erschienen, die Bewegung, welche sich an Bakunins Namen anschließt, könnte in derselben Weise verlaufen.

---

[1] Werke II, 264. [2] F. N. I, 407.

[3] Vgl. diese Zeitschrift, diesen Band S. 28 ff.

[4] Michael Bakunins socialpolitischer Briefwechsel S. XXIII.

Immerhin fehlte noch der ganzen bisherigen Entwicklung ein stilgerechter, einheitlicher Ausbau. Der Zeitpunkt für Stirners Buch war gekommen.

„Mir gilt auch die Idee," hatte Feuerbach gesagt, „aber nur auf dem Gebiete der Menschheit, der Politik, der Moral, nicht auf dem Gebiete der Natur, der Physiologie."[1] Stirner schreitet unbarmherzig auf die Consequenzen los. Warum auf halbem Wege stehen bleiben, warum nur einen absoluten Begriff, eine Illusion vernichten? So denkt der Einzige: Mit derselben Nothwendigkeit kann und muß ich alle übrigen absoluten Begriffe, auch das Gewissen, auch den Staat, jede allgemeine Idee, kurz alles, was mit Herrschaft droht, alles außer meinem lebendigen, wirklichen „Ich" von seinem angemaßten Throne stürzen. Alles Recht ist in mir verkörpert; ich leite es aus mir selbst ab, thue alles meinetwegen, führe alles auf mich zurück. Ob ich recht habe oder nicht, darüber gibt es nur einen Richter, und das bin Ich. Das ist der „Einzige", der „Egoist" Stirners, der „Unmensch", ein richtiges Vorbild des „Uebermenschen" Nietzsches. Der Einzige steht den andern Sterblichen selbständig und unabhängig gegenüber; er mag sie brauchen; gut, er verpflichtet sich gegen sie, wenn er will, und hält sich daran, so lange er will. So entsteht, wenn sich noch andere „Einzige" finden, der Verein der Egoisten, eine anarchistische Gesellschaft.

Max Stirner hat die bewegenden Ideen seiner Zeit bis zur äußersten Consequenz hinaufgeschraubt. Auf diesen Höhen war freilich nichts mehr vom Alten da, auch nicht von der Kritik des Alten; man kann nicht einmal mehr denken: insofern bietet Stirner freilich eine „neue Denkart". Er hatte die Tagesgedanken in einem richtigen Kreise studirt. Gewiß ist Stirners Philosophie eine Weiterentwicklung der herrschenden Ideen. Hierdurch will Leo Berg in seiner Studie „Der Uebermensch" alles erklären. Das ist zu seicht. Der Strom des Lebens, die Gewalt der Umgebung trieb Stirner mitten in die Gewässer, aus denen er schöpfte und trank. Hippels Weinstube in Berlin vereinigte seit 1841 oder 1842 die „äußerste Linke" der damaligen Bewegung, die „Freien"[2]. Hier wurde alles kritisirt, auch die Kritik, wenn es über die Ausgelassenheit und Zoten überhaupt zu einer ernstern Besprechung kam. In dieser Gesellschaft, deren Ton bei einmaligem Besuch einen Herwegh, Fallersleben,

[1] F. N. II, 807. [2] Max Stirner von Mackay S. 67—107.

Ruge angewidert hatte, erschien Stirner regelmäßig. Er unterhielt sich gelehrt mit seinem Nachbar oder saß ruhig rauchend da; nie entfiel ihm ein beleidigendes, leidenschaftliches oder cynisches Wort. Er verbrauchte eben nur die „Freien". Professor Karl Joel, der letzte Kritiker Stirners, wurde in seinem mit launischem, oft bissigem Humor geschriebenen Artikel von der Ahnung erfaßt, daß Max Stirner eigentlich nur der Philosoph der „Freien", „der Bohême" [1] war. Er wird nicht so ganz unrecht haben. Stirner hat wohl den ungebärdigen Geist der „Freien" in eine einzige Idee gebannt. So entstand allmählich sein Lebenswerk. Es steht auf einem Berg von Trümmern und von Voraussetzungen, auf den Trümmern der nachkantischen Philosophie und auf der ganzen radicalen Kritik des Jahrhunderts. Stirner beweist nicht die Richtigkeit seiner Grundlagen; seine historischen und religionsphilosophischen Fundamente sind dilettantisch und zwingen dem heutigen Forscher ein Lächeln ab. Ohne Kritik nach rückwärts nimmt er alle Negation mit unglaublicher Naivetät an. Nur nach vorwärts kritisirt er; er fragt bloß, wo noch irgend etwas nicht radical genug geläugnet sei.

Hier ist er allerdings consequent ohne Rücksicht, scharf ohne Mitleid. Aber er beweist eigentlich nicht; seine Sätze sind auf falschen Voraussetzungen richtig aufgebaut, aber mehr das Werk einer Art unmittelbarer Anschauung als logischen Vorangehens; er schließt nicht, er behauptet; er überredet nicht, er befiehlt.

Die neue Philosophie und Kritik hatte alle Titel, mit denen man nur im entferntesten eine Herrschaft über den einzelnen Menschen begründen konnte, sorgfältig vernichtet.

Der Einzige will jetzt sein Leben danach einrichten. Keine Idee, kein Begriff darf ihn zur Anerkennung zwingen. Er schafft sich die Begriffe, ihren Werth und Inhalt ausschließlich von innen heraus, nach seinem Wohlgefallen. Kein Tugendideal darf ihn binden, aber auch kein Laster zum Sklaven machen; er will auch nicht bloß nach seinen Trieben leben, denn das macht ihn auf die Dauer nur zu ihrem Diener, zum Knecht der Gewohnheit; wie er sich stets entwickelt, so schafft er sich beständig nach Bedürfniß und Gefallen neue Ziele, neue Ansichten. Seine jedesmalige That ist sein Princip, sein augenblickliches Handeln, der innersten Eigenheit entsprungen, ist Paragraph um Paragraph sein Moral-

[1] Neue Deutsche Rundschau IX, 10, S. 998.

oder. Die Gemüthlichkeit und Behaglichkeit des durch nichts gebundenen, selbstgeschaffenen, durch keinen Affect gestörten Augenblicks webt und formt sein Leben, Punkt um Punkt. Das ist Stirners „That".

Man sieht, von einem philosophischen System sprechen, heißt Stirner mißverstehen. Diese Wahrheit hat Saint-René Taillandier, welcher Stirner besser erfaßt hat als irgend einer seiner deutschen Zeitgenossen, in der Revue des deux mondes klar ausgesprochen. „Jeder Weg von Stirner zum Nebenmenschen", sagt er, „ist zerstört, unmöglich ist jede Verbindung." [1] Ganz richtig. Ich bin kein Ich neben andern Ichen; alles an mir ist einzig: so denkt der Einzige. Stirners Begriffe, aus seinem individuellen Innern herausgebildet, bieten andern höchstens einen Anlaß, das Beispiel des Einzigen nachzuahmen und sich nach eigenem Gutdünken eine Welt zu schaffen, welche ganz verschieden sein darf von der Stirners.

Der „Einzige" war zu unbegreiflich und blieb zu unbekannt, um die entsprechende praktische Umsturzbewegung heraufbeschwören zu können. Aber Stirners Umgebung und Entwicklung bildet, wie gesagt, den Hintergrund, auf dem sich Bakunins Geistesgang, wie wir ihn gleich schildern werden, und somit ein Haupttheil der anarchistischen Ideengeschichte deutlich abhebt. Auch wurde diese Philosophie des Einzigen in neuester Zeit der radicalen Bewegung als „veredelndes" Reis aufgepfropft. Der eigentliche Philosoph des Anarchismus ist thatsächlich, vielleicht widerwillig, Ludwig Feuerbach. Und hier sind wir an einem Punkte angelangt, der bisher übersehen wurde. Nicht der Feuerbach, von dem Stirner ausging, ward zum Gewährsmann der Anarchisten, sondern der Feuerbach, der sich im Sinne Stirners ausbildete. Feuerbach ist nicht nur der Lehrer Stirners, er ist auch sein Schüler. Als solcher machte er bei den Radicalsten Glück. Wir müssen also, bevor wir auf Bakunin übergehen, dieser Weiterentwicklung des Einsiedlers von Bruckberg unsere Aufmerksamkeit schenken. Im Anschluß daran werden wir auch die ersten praktischen Versuche erwähnen.

Zunächst aber eine Bemerkung. Adler erklärt in seinem Aufsatz über den modernen Anarchismus Feuerbach als die „natürliche proletarische Reaction gegen den reinen Staatscommunismus" [2]. Das sei seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der socialen Ideen. Eine gute Beobachtung.

[1] L. c. 1847 III, 192 ss.; cf. p. 197.

[2] Neue Deutsche Rundschau IX, 10, S. 1095.

Hat man doch in jüngster Zeit mit Recht betont, daß philosophische Anschauungen erst dann neue Ideen in den Massen erzeugen — „zur Massenideologie" werden —, wenn sie mit den Bedürfnissen, Leidenschaften, socialen und politischen Erschütterungen der Nationen übereinstimmen. Das ist gewöhnlich vollkommen wahr. Man darf aber ebendeshalb den Einfluß der Theorien, welche sich an diese Strömungen anlehnten und ihnen zum Wachsthum verhalfen, nicht unterschätzen. Sonst wird man die großen Bewegungen nur einseitig und oberflächlich begreifen. Darum verweilen wir auch länger bei Feuerbachs neuer Lehre; sie fühlte sich eins mit ihrer Zeit, mußte aber doch noch etwas fortschrittlicher werden. Nun, auch diese Entwicklung trat ein. Feuerbach gesteht im autobiographischen Vorwort, freilich ohne Stirner zu nennen, ihm habe im „Wesen des Christenthums" das abstracte Vernunftwesen noch zu viel im Kopf gespukt. Später habe er „den Philosophen vollkommen im Menschen aufgehen lassen"[1]. Das Allgemeine im Gegensatz zum sinnlich Individuellen wird damit zur Phrase. Wir sind wieder um ein gutes Stück dem Einzigen näher gekommen. Freilich hatte Stirner auch gleich die Moral aus der Geschichte seines selbstherrlichen Ich gezogen.

Indes kam auch Feuerbach hier zum Theile nach, wenn er auch die compromittirende Ausdrucksweise Stirners sorgfältig mied und immer noch einer dualistischen Moral, bei der die Glückseligkeit des Nebenmenschen ebenfalls Berücksichtigung findet, das Wort redete. Wir können uns auf seine ziemlich verwickelte Speculation nicht einlassen. Seine ethischen Schriften, die Moralfragmente im Nachlaß und besonders das Brouillon eines Briefes aus dem Jahre 1866 an Dr. J. Duboc bieten allen nöthigen Aufschluß[2]. Jedenfalls fangen bei Feuerbach Pflicht, Tugend, Recht zuletzt doch beim Individuum an und hören in ihm auf. Sie werden zu subjectiven, flüssigen Begriffen. Die Moral wird dann, wie Feuerbach thatsächlich einräumt, „so gut eine Erfahrungswissenschaft wie die Medicin"[3]. Gerechtigkeit, Liebe, Pflicht und Recht gründen einerseits in der Willkür, beziehungsweise dem guten Willen der einzelnen, andererseits in der Fähigkeit und Macht, seinen Glückseligkeitstrieb dem Mitmenschen gegenüber geltend zu machen. Feuerbachs und Stirners Ethik berühren sich hier. Hätte Engels den Zusammenhang dieser Lehre mit

[1] Werke I, XIII.
[2] Werke X. F. N. II, 253—305 und 180—183.
[3] F. N. II, 305.

dem Materialismus und dem sogenannten Gesetz der Entwicklung durchschaut, so hätte er sie in seinem Buch über Feuerbach nicht reactionär genannt[1]; sie führt ja über den Socialismus hinaus zum Anarchismus der „Selbständigen".

Feuerbachs „Neue Philosophie" paßte in ihre Zeit; sie brauchte nur politisch und socialökonomisch hergerichtet zu werden. Feuerbach selbst blickte ahnungsvoll in die Zukunft. Einen interessanten Beleg finden wir zunächst in den nachgelassenen Aphorismen. Hier liest man: „Es war eine Zeit, wo man glaubte, man könne und dürfe in allen Stücken Fortschritte machen, während man in der Religion ein Simeon Stylites sei; umgekehrt scheint man jetzt zu glauben, daß man das Religionsgebäude zerstören könne, ohne damit das stille Geisterreich der Logik und Metaphysik, geschweige die Kasernen des modernen Staatsgebäudes zu beunruhigen oder gar zu erschüttern."[2]

Noch interessanter ist ein Brief an Friedrich Kapp vom 15. October 1844. Feuerbach hatte eben Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit", eine hochradicale Schrift, gelesen und ist ganz überrascht „von der Gesinnung und dem Geist dieses Schneidergesellen". „Wahrlich bald," so schreibt er, „bald im Sinne der Menschheit, nicht der Individuen, bald wird sich das Blatt wenden, das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst kehren, die da herrschen, dienen, die da dienen, herrschen. . . . Und jetzt schon haben wir die religiösen und theoretischen Anfänge dieser unvermeidlichen Metamorphose vor Augen."[3]

Ueber den durchschlagenden Einfluß Feuerbachs auf die Entwicklung des Socialismus braucht man nach den Geständnissen Marx' und Engels' und den Ausführungen H. Peschs in dieser Zeitschrift[4] kein Wort mehr zu verlieren. Aber ein ebenso breiter Strom der neuen Philosophie ergoß sich in die anarchistische Bewegung. Bald begannen auch die praktischen Anwendungen. Seit 1841 weilte Wilhelm Marr, der warme Anhänger Feuerbachs und Proudhons, in der Schweiz; er war mit seinen Freunden eifrig an der revolutionären Arbeit. Sein wüstes Buch „Das junge Deutschland in der Schweiz" bezeichnet als Ziel: „Vernichtung aller herrschenden Begriffe von Religion, Staat und Gesellschaft". Ihr geheimer Bund spannte seine Netze über die ganze Arbeiterschaft aus. Marr selbst

[1] A. a. O. S. 88. [2] F. N. II, 309. [3] Ebd. I, 365.
[4] Bd. XLI, 245 ff. 357 ff. 473 ff.

gesteht, daß seine und Döleles Schüler unter den Arbeitern „persönliche Feinde Gottes" sind, und nur „durch Ertödtung jedes Autoritätsglaubens zu dem radicalen Standpunkt gelangt waren, welchen sie einnahmen". Ein Hauptmittel der Agitation war die Popularisirung und Massenverbreitung der Ideen Ludwig Feuerbachs mittels der Schrift seines jüngsten Bruders Friedrich: „Die Religion der Zukunft". Die „freie Vereinigung" Marrs war ganz anarchistisch gedacht[1]. Eine Geschichte des modernen Anarchismus darf sie nicht übergehen. Merkwürdig! Auch sie hatte, wie der spätere Bund Bakunins, in La Chaux de Fonds ihren Mittelpunkt. In Deutschland warb ebenfalls der wärmste Bewunderer Feuerbachs, Karl Grün, eifrig für die Sache des Anarchismus. Diese Bewegungen wurden von der Reaction nach 1848 erstickt. Aber Feuerbachs Ideen wirkten im stillen weiter; sie zogen auch den modernen Anarchismus groß.

„Ich will nichts anderes geschrieben haben," sagt Feuerbach in seinem Nachlaß, „nichts anderes nach meinem Tode im Andenken der Menschheit zurücklassen als die ‚Theogenie' oder mit andern Worten ‚das Wesen der Religion'. Und selbst von dieser Schrift beanspruche ich nur die Wahrheit und Richtigkeit des Grundgedankens, des Princips." [2] Welches ist nun dieser Grundgedanke, den er eigentlich schon 1841 geahnt hatte? Gott und Götter sind die personificirten menschlichen Wünsche; oder wie die Schlußfassung in den nachgelassenen Aphorismen lautet: „Gott ... ist nichts anderes als der erste und letzte Wille, der erste und letzte Gedanke des Menschen." [3] Wie also der Gottesglaube, die Religion nichts ist als der Ausdruck unbefriedigter Wünsche, so wird die Religion um so eher schwinden, je mehr Befriedigung der Mensch in der Natur findet. Nun ist gerade dieser Satz einer der Grundpfeiler der anarchistischen Theorien Bakunins. Wie in einem Brennpunkt faßte er seine und Feuerbachs Weltanschauung auf dem zweiten Congreß der Friedensliga vom Herbst 1868 in einer Rede der dritten Sitzung zusammen. „Der Mensch," so führt er aus, „der in dieser Welt nur Dummheit, Ungerechtigkeit und Elend findet, schafft sich mit seiner Phantasie eine eingebildete Welt, in die er seine Wünsche, seine Hoffnungen und sein Ideal versetzt. ... So ist die Religion entstanden, und sie wird allmächtig sein, solange Unvernunft und Ungerechtigkeit auf Erden regieren. ... Um also die Religion

[1] A. a. O. S. 135. 271. 204. 203. 248. 180. 205. 273.
[2] F. N. II, 309. [3] Ebd.

zu zerstören, genügt die bloße geistige Propaganda nicht, die sociale Revolution ist erforderlich." [1]

So hatten Jungdeutschland und der Junghegelianismus in Bakunin einen gelehrigen Schüler herangezogen.

Wir haben seine erste social-philosophische Gastrolle im Dienste Ruges und seine Schlußvorstellung im Geiste Feuerbachs in die Darstellung des Milieu, welches ihn ausbildete, verwoben. Nunmehr können wir seinen Entwicklungsgang näher verfolgen. Die meisten bisherigen Skizzen über den merkwürdigen Mann sind ungenügend, weil die Correspondenz Bakunins nicht sorgfältig herangezogen wurde. Nettlaus neueste Biographie von 1814 bis September 1868 ist nur in 50 Exemplaren autocopistisch vervielfältigt und war uns somit unzugänglich.

Schon in Rußland war Bakunin begeisterter Anhänger Hegels. Er schwärmte mit seinen jungen literarischen Freunden in Moskau und Petersburg für die „Wirklichkeit". Dabei war er noch religiös. Ein Brief des berühmten Kritikers Bjelinski an Botkin aus dem Anfang des Jahres 1840 enthält den merkwürdigen Satz, Bakunin habe viel dazu beigetragen, Bjelinski wieder zum Christen zu bekehren [2].

Indessen waren manche Jungrussen mit dem zweiten Theil des Hegelschen Satzes: „Das Wirkliche ist das Vernünftige", angesichts der russischen Zustände gar nicht einverstanden. Zumal Ogarjow und Alexander Herzen, die eifrigsten Freunde Bakunins, machten aus ihrer Neigung zur Revolution und zum Saint-Simonismus kein Hehl. Schon damals wurde Bakunin beeinflußt, der Berliner Aufenthalt that das übrige. Wir haben seine Annäherung an die deutschen philosophischen und politischen Neuerer oben berührt. Jetzt kommt es darauf an, die Quellen der verschiedenen Theile seines revolutionären Systems aufzudecken. Wir werden die drei Ideen der Propaganda der That, der Regierungslosigkeit, der freien Gesellschaft nacheinander behandeln.

Bakunin führt sich gleich als Mann der That ein. Seine Gedanken wollte er möglichst rasch verwirklicht sehen. Die Propaganda der That wird er nie mehr aufgeben. Er brachte diese Idee nicht eigentlich aus Rußland mit. Sein persönlicher Antheil war die Leidenschaftlichkeit seines Charakters; die Vorbilder fand er reichlich auf westeuropäischem Boden.

[1] Jäger, Der moderne Socialismus S. 166; vgl. Bakunins Briefwechsel S. 316.

[2] Panajew, Literarische Erinnerungen S. 260; im Briefwechsel S. XVI.

Die Ideen flossen aus Frankreich herüber und wurden seit 1832 auch wohl durch französische Emissäre verbreitet. Der griechische Aufstand, die Empörungen in Spanien und Italien 1820, die polnische Revolution im Jahre 1830 schürten außerdem einen grenzenlosen Freiheitsfanatismus. Verein um Verein bildet sich in Deutschland; ihre Lehren sind nicht bloß theoretisch, sie verkünden eine richtige „Propaganda der That". Sogar in einem oder dem andern der sogenannten Bildungsvereine noch vor 1820 wurde der offene Angriff auf die Begüterten gutgeheißen. Den Beweis findet man in einem 1819 von Dr. Friedrich Schulz herausgegebenen und von einem solchen Verein gebilligten „Frage- und Antwort-Büchelein über Allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders noth thut". Bis zum Jahre 1819 hatten sich Ideen genug angesammelt, daß der Jenaer Privatdocent Karl Follen zu Thaten auffordern durfte. Es folgten die Ermordung Kotzebues, das Attentat auf Ibell und der Bauernaufstand vom 20. September. Der „Bund der Jungen" (1821—1824) trat ebenfalls ursprünglich für Thaten ein. Bald stand er aber von den „unpraktischen" Gewaltmaßregeln ab[1]. Die Idee, durch Revolution eine Verfassungsänderung zu erzwingen, gewinnt an Boden. Man schmiedet Complotte; Studenten in Gießen vereinigen sich zu revolutionären Umtrieben (1832). Im gleichen Jahre zettelt Ludwig Koseritz eine Militärverschwörung in Württemberg an. Am 3. April 1833 wird das von den vereinigten Burschenschaften und dem Vaterlandsverein inscenirte Frankfurter Complott glücklich vereitelt.

Ueberall dachte man schon damals nicht bloß an eine deutsche, sondern an eine allgemeine „Europäische Republik", wie sie z. B. ganz deutlich in der „Tribüne" vom 3. Februar 1832 in Aussicht gestellt wird. Auch Blätter, z. B. der von Dr. Weidig und Student Büchner herausgegebene „Hessische Landbote", predigten den Krieg gegen die Paläste. Seit dem Jahre 1833 fanden die socialistischen und hochrepublikanischen Ideen Frankreichs noch freudigen Widerhall in Deutschland. Die „Union" stand allem Anschein nach unter directem französischen Einfluß, wie die Untersuchungen gegen Schopp, Schwab u. a. m. erweisen.

Indessen kam ein fester internationaler Bund der Umsturzpartei erst durch die Bemühungen Mazzinis zu stande. Am 15. April 1834 verband eine Verbrüderungsacte das Junge Italien, Deutschland und Polen

[1] Histor. Jahrb. XIV, 786—795.

zum Jungen Europa; im April 1835 gesellte sich dazu das Junge Frankreich und im Juli die Junge Schweiz. Die Gewalt ward zum Princip erhoben, freilich nicht in der Acte selbst, wohl aber in der etwas später erschienenen Declaration der Principien und in der „Allgemeinen Instruction für die Initiateurs des Jungen Europa". Die im Februar 1835 zum Abschluß gelangten Statuten für das Junge Deutschland enthalten unter den §§ 16 und 33 deutliche Aussichten auf eine „Waffenunternehmung".

Besonders stark war die deutsche Agitation unter den Handwerkern der Schweiz; seit Ende 1835 plante man in allem Ernst einen Einfall in Deutschland, wie mehrere Kreisschreiben der dortigen Ausschüsse beweisen [1].

Denselben Zweck, den Umsturz der bestehenden Verhältnisse durch Waffengewalt, verfolgte auch der nach französischem Muster eingerichtete deutsche Bund der „Geächteten" seit 1834. Die Aussagen Friedrich Mertes aus Homburg, eines Mitgliedes, erweisen ganz klar, daß die Gewalt ins Programm aufgenommen war. Der Bund der „Gerechtigkeit" oder der „Gerechten" zweigte sich nach einiger Zeit ab, während der spätere „Bund der Deutschen", in den auch Reste des Jungen Deutschland sich verloren, beide Gesellschaften wieder vereinigen sollte. Die Statuten des Bundes der Geächteten und der Gerechten waren sehr vorsichtig abgefaßt. Offener spricht sich der Bund der Deutschen aus. Hier folgt auf Artikel 26 die militärische Organisation des Bundes mit der Einleitung: „Da die Befreiung Deutschlands von seinen Herrschern nur durch Heeresmacht möglich ist, so ist der Beruf des Bundes, diese Macht zu bilden" u. s. w.

Dieser kurze Ueberblick bis zum Jahre 1840 zeigt deutlich, wie Bakunin nur ein offenes Auge, ein williges Ohr und einen leidenschaftlichen Charakter zu haben brauchte, um aus den Kreisen, in denen er in Deutschland verkehrte, den Gedanken eines gewaltthätigen Umsturzes in sich aufzunehmen. Wenn man jetzt seinen Aufsatz in den „Halleschen Jahrbüchern" liest, findet man wenige originelle Gedanken. Was er in Deutschland noch nicht lernte, holte er in der Schweiz nach, wo er 1843 mit Socialisten und Communisten, vor allem mit Weitling, bekannt wurde. Am 4. November schrieb Alexander Herzen in sein Tagebuch über Bakunin: „Seine Consequenz vermochte vor nichts Halt zu machen."

[1] Histor. Jahrb. XIV, 800 ff.

Die Theorie der „Propaganda der That" als Mittel zur Einführ der neuen Gesellschaft hat er sich erst später allmählich zurechtgelegt. Gegensatz zu landläufigen Darstellungen ist festzuhalten, daß diese Th sich am deutlichsten im Programm der internationalen Brüder find Hier lehrt er, daß die verkehrte Organisation der Gesellschaft der ei Grund der Verbrechen sei. Da es keine Freiheit und keine Verantw lichkeit gebe, so gebe es auch kein Strafrecht. In ihrem jetzigen Zus dürfe aber die Gesellschaft die von ihr gezüchteten Verbrecher, zu denen die Könige gehören, aus Nothwehr zwar nicht richten und verurthe wohl aber ermorden.

In der Schweiz kamen neue Elemente ins System Bakunins. Idee des Anarchismus begann in seinem Geiste zu tagen. Ruge und Anhang waren gewiß begeisterte Anhänger der französischen Socialis man braucht nur zu lesen, wie „französisch" Ruge selbst Bakunins handlung einführt; aber Ruge scheint immer nur an eine politische wälzung gedacht und sich nie mit den Socialisten zurecht gefunden haben. Bis dahin waren überhaupt in den meisten Köpfen politi und socialer Radicalismus noch nicht geschieden. Bakunin dagegen n immer die extremen Folgerungen seiner Umgebung an; er war geneigt, sie logisch weiter bis zum Aeußersten auszubauen, brauchte dazu regelmäßig einen neuen Anstoß von außen. Weitling hatte z Proudhon in Paris kennen gelernt, scheint es aber nicht über den C munismus hinaus zum Begriff der vollen Regierungslosigkeit gebrach haben. Darum auch der spätere Kampf seiner Partei in der Sch mit dem radicalen Marx, welcher Proudhon besser gefaßt hatte. Imme ist das Programm, welches man 1843 bei Weitlings Verhaftung u seinen Papieren fand, weiter fortgeschritten als die Artikel der deutsc Geheimbünde. Weitling will nicht nur das Eigenthum abschaffen, sond auch Gesetze und Strafen. So begnügte sich denn auch Bakunin läufig mit einem halb autoritären Communismus.

In Paris schloß er sich Marx und den Communisten an und beitete an ihrer Zeitung, dem „Vorwärts". Wir stehen im Jahre 18 Die französischen Ideen wurden damals in Paris am eifrigsten von deutsc Radicalen gepflegt. Die Pariser Polizei unterrichtet uns darüber in e Denkschrift an den preußischen Gesandten vom Jahre 1845. 32 J

[1] Briefwechsel Beil. VII, S. 331 ff.

später erzählte Ruge in der „Neuen Freien Presse", wie er einmal Bakunin in der Tivolistraße getroffen und ihn wegen seiner communistischen Neigungen zur Rede gestellt habe. Bakunins Antwort war eine Ausflucht. Thatsächlich verkehrte er damals viel mit Proudhon und weihte ihn in die Geheimnisse Hegels ein. Ob er damals schon den unklaren, negativen Anarchismus des französischen Social-Philosophen in seine Geistesentwicklung aufgenommen hatte? Die Begriffe seiner Freunde waren jedenfalls noch unklar genug. Arnold Ruge scheint in jenen Tagen gar nicht geahnt zu haben, daß zwischen seinem Standpunkt und dem Proudhons noch der ganze Communismus und Socialismus liege. Uebersetzte er ja noch im Jahre 1850 Proudhons „Revolutionäre Ideen". Vergessen wir indes nicht, daß es derselbe Mann ist, welcher lange als Revolutionär gefangen saß, sich mehrmals in Deutschland unmöglich machte, aber von 1877 an ein staatliches Ehrengehalt von 3000 Mark bezog wegen seiner Unterstützung der Einheitsbestrebungen.

War Bakunin mit sich selbst mehr im klaren? Wir vermögen seinen anarchistischen Entwicklungsgang einigermaßen zu verfolgen. Es können aber nur die Resultate unserer Untersuchungen, wie sie sich aus der Correspondenz Bakunins, seinen Proclamationen, Reden, Statuten u. s. w. ergeben, kurz mitgetheilt werden.

Schon in Paris, vielleicht schon in der Schweiz, begann Bakunin die Erhebung des Proletariats als Hauptsache anzusehen; daraus spann er noch 1863 den Gedanken einer socialen Revolution und verwarf später ganz ausdrücklich jede politische Action, die nicht als unmittelbares Ziel den Triumph der Arbeiter über die Kapitalisten anstrebe. Erst gegen Ende seines Lebens änderte er diese seine Ansicht wieder.

Bei seinen frühern revolutionären Bestrebungen hatte er immer die Einheit des demokratisirten Deutschlands, die Zerstörung aller künstlich zusammengefügten Reiche, zumal Oesterreichs, und die Befreiung der Slawen im Auge; daß er vor Gründung des italienischen Geheimbundes 1864 einen Zustand der Regierungslosigkeit mit klarer Erkenntniß anstrebte, wird sich nicht leicht nachweisen lassen. Die Statuten des Geheimbundes aber sind schon absolut staatsfeindlich[1]. Nach allem, was uns vorliegt, zu urtheilen, scheint ihm der Widerwille gegen die Bourgeoisie den Unglauben an die politische Revolution gebracht zu haben, und daran schloß sich un-

[1] Vgl. diese Zeitschrift, diesen Band S. 28 ff.

mittelbar die Hoffnung auf die Zukunft der Proletarier und einen socialen Umsturz.

In einem Briefe an Herzen und Ogarjow vom 19. Juli 1866 tadelt er seine Freunde wegen ihrer Unterhandlungen mit Kaiser Alexander und ihrer Neigungen zu gewissen russischen Politikern. „Sie sind patriotische Anhänger des Staatsthums," ruft er Herzen zu, „du aber Socialist; deshalb mußt du aus Consequenz überhaupt ein Feind eines jeden Staates sein, da ein solcher mit der wirklichen, freien, weiten Entwicklung der socialen Interessen der Völker unvereinbar ist. . . . Oder bist du ein Staatssocialist, der bereit ist, sich mit der von unserem Jahrhundert erzeugten abscheulichen und gefährlichen Lüge zu versöhnen: mit dem Regierungsdemokratismus, mit dem rothen Bureaukratismus?" [1]

Die Sprache ist hier ganz klar; sie bleibt es von jetzt an. Der Standpunkt der Verwerfung jedes Staates ist wieder in einem Briefe an Ogarjow vom 14. Juni 1868 ausgesprochen. Er bezeichnet den Staatssocialismus als die „schädlichste Selbsttäuschung" und mahnt, dagegen mit Entschiedenheit aufzutreten [2]. Im Herbste desselben Jahres beginnen die Umtriebe Bakunins in Bern, welche die Gründung der ersten Anarchistenpartei zur Folge hatten. Der Friede mit Marx ist nur eine Klugheitsmaßregel. Am 28. October 1869 schreibt Bakunin aus Genf an Herzen, man müsse Marx schonen, um zunächst die Bourgeoisie zu vernichten; später komme die Reihe an den Staatscommunismus. „Dann aber wird es einen Kampf nicht auf Leben, sondern auf Tod geben." [3] Die negative Grundidee des Anarchismus, die Regierungslosigkeit ist bei Bakunin allmählich zum Durchbruch gekommen, ohne daß man einen wesentlichen Einfluß Proudhons nachzuweisen im stande wäre. Die entsprechende positive Idee, die freie Gesellschaft, tritt beim russischen Dictator weniger klar hervor. Sie erscheint bei ihm im Gewande einer freien Föderation.

Seitdem in Bakunins Geist die revolutionären Ideen rege geworden waren, schwebte ihm stets als politisches Endresultat eine Föderation vor, nicht bloß eine panslawische, auch eine allgemein europäische.

Noch gegen Ende seines Lebens kleidete er, wie Dragomanow erzählt [4], seine Gedanken in die Hegelsche Formel: Das Staatsthum (Centralisation) ist die *These*, die Anarchie oder der Amorphismus die *Antithese*, die

---

[1] Briefwechsel, Brief 41. [2] A. a. O. Brief 56.
[3] A. a. O. Brief 62. [4] A. a. O. S. 388.

föderation wird die Synthese sein. Es ist nun gewiß nicht zu bezweifeln, daß dieser Begriff der Föderation bei ihm verschiedene Wandlungen durchgemacht hat und auch von Proudhon beeinflußt wurde; indes ist eine so enge Anlehnung an den französischen Philosophen, wie sie bisher angenommen wurde, liegen keine Beweise vor.

Man vergesse nicht, daß schon Postels Militäraufstand in Rußland 1825 eine lose Föderation russischer Provinzen bezweckte. An diese Verschwörung knüpften sich Bakunins Pläne einer großen slawischen Republik, mit denen schon im Jahre 1842 der Gedanke an eine Weltrepublik parallel lief. Bereits im Aufsatz der „Deutschen Jahrbücher" ist die Zerstörung (Anarchie, Amorphismus nannte er es später) die Antithese, und die Synthese eine „wirklich demokratische und universell menschliche Kirche der Freiheit". Wie weit dieser Gedanke durch den persönlichen Verkehr mit Proudhon ausgestaltet wurde, ist nicht nachzuweisen.

Im Aufruf an die Slawen nach dem Prager Congreß von 1848 bezeichnet er als Endziel „die allgemeine Föderation der europäischen Republiken". Dann beherrscht ihn lange Zeit, auch in Sibirien, der Gedanke an die slawische Föderation fast ausschließlich [1]. Erst nach dem mißlungenen polnischen Aufstand von 1863 wird seine Politik wieder europäisch; es wird ihm endgiltig klar, wie er am 24./12. April 1864 an Tchórzewski schreibt, daß nur in der rothen, socialen Revolution Rettung für alle sei. Mit dem Studium Proudhons scheint sich Bakunin erst seit 1870 ernstlich beschäftigt zu haben. Man kann zugeben, daß diese Lesung ihm zu einer schärfern Formulirung seiner Ziele verhalf. Darum muß das Programm der slawischen Section aus dem Jahr 1872 als klassisch gelten [2].

In Artikel 3, 4 und 5 wird die Abschaffung aller Staaten verlangt, die Vernichtung aller gesetzlichen Rechte, des Erbeigenthums und der „juridischen" Familie. Im Artikel 6 wird die neue Organisation als vollkommen freie Vereinigung der Individuen zu Gemeinden, Provinzen, Nationen bezeichnet mit Collectivbesitz und Collectivarbeit. Alle Associationen sind autonom, die Gemeinsamkeit der Interessen und der socialen Bestrebungen bildet das verknüpfende Band. Artikel 7 erklärt die Section für atheistisch und materialistisch. Die Gewissensfreiheit soll heilig gehalten, aber alle Kulte und besonders die Idee Gottes nach Möglichkeit bekämpft werden.

[1] Briefwechsel, Brief 6 u. 7. [2] A. a. O. Beil. X, S. 381 ff.

Das war Bakunins Vermächtniß an seine Schüler. Der bedeutendste unter ihnen, Fürst Peter Krapotkin, hatte nur die Grundbegriffe schärfer und klarer zu fassen, sie in ein gelehrtes Gewand zu hüllen und seinen Namen, sein Vermögen und sein Leben einer verzweifelten Sache zu widmen. In einem Punkte aber schien ihm ein neues Element nothwendig: der Gemeinbesitz sollte den Anarchismus vor dem Untergang retten. Aber der neue Communismus mißfiel; er schmeckte nach Autorität; so ging man auf Stirner und Proudhon zurück, und es erstand auch in Europa unter dem Einfluß der Anhänger Tuckers in der Neuen Welt die Partei der „selbständigen" Anarchisten. **Stanislaus v. Dunin-Borkowski** S. J.

Der obere Nil und seine Erforschung.

(Schluß.)

III. Das Problem der Nilquellen im 19. Jahrhundert.

Wie wir aus der Betrachtung der geographischen Bücher und Karten des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit gesehen haben, behielten die Quellen und der Oberlauf des Nils für alle Generationen des Menschengeschlechtes eine nur ihnen eigenthümliche Bedeutung. Gelehrt und Ungelehrt interessirte sich für das Problem der Nilquellen, für die Heimat jenes merkwürdigen Stromes, der Jahr für Jahr in ersehnter, fruchtbringender Ueberfluthung das Land Aegypten, wie schon Herodot sagte, aufs neue der Welt schenkt. Aber nachdem Ptolemäus etwa 140 n. Chr. auf die Lösung des Räthsels klar hingedeutet hatte, hüllten sich die Quellen „des Vaters des Segens" sofort wieder in tiefstes Dunkel.

Noch sind es nicht 50 Jahre her, daß wir auf unsern Karten eine Zeichnung des obern Nillaufes eingetragen erblickten, welche weniger genau war als die des Ptolemäus vor damals 1700 Jahren. Greifen wir aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nur ein paar Beispiele heraus. Da finden wir auf einer „Charte vom Nilstrom" von 1800[1]

[1] Charte vom Nilstrom, Aegypten, Nubien und Habesch nach astronomischen Berechnungen, ältern und neuern Reisen und andern Nachrichten entworfen von F. L. Güßfeld. Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs.

und auf einer von 1801 den „Bahr el Abiad oder den Weißen Fluß“ von dem „Dschäbel el Kumr“, den ptolemäischen Mondbergen, aber aus dem Westen kommen. Wo das Rinnsal des Weißen Flusses wirklich liegt, zieht sich auf diesen Karten ein Gebirge nach dem Süden hin.

Eine ähnliche Flußzeichnung bringt 1827 der Atlas von A. le Sage (Comte de las Cases)[1]. Ganz Innerafrika ist als ein hohes, flaches Plateau gezeichnet, welches steil nach allen Seiten hin abfällt. Auf der großen, weißen Fläche lesen wir: Hier ist alles Unwissenheit. Die Geographen sind nicht einig weder über die Sache noch über die Form noch über die Namen. Die einen malen hier ein blühendes Reich, die andern wilde Völker; die einen lassen Karawanen ziehen, die andern sagen, das Land sei unpassirbar.

Dieselbe Zeichnung bringt 1829 die Karte des preußischen Hauptmanns Streit. Der Weiße Fluß kommt vom „Jebbel Komi oder dem Mondgebirge“[2]. Wie bei Le Sage ist es kein anderer als der Bahr el Gasal. Im Süden sind die wunderbarsten Gebirge als „wahrscheinlicher Zug der innern Gebirgsketten“ glücklicherweise ohne sonstige Bemerkung eingetragen.

Im Jahre 1834 läßt W. Hoffmann den eigentlichen Nil wieder aus Abyssinien kommen[3].

Eine arge Verquickung bringt 1855 der Atlas von Sohr in seiner fünften Auflage. Ungefähr an der Stelle des Tanganyika liegt der alte See Marawi, aber unter dem Namen Bahr el Abiad. Ihm entströmt der Loango nach Westen und nach Norden der Kadada[4]. Dieser Kadada vereinigt sich mit dem Bahr el Gasal, und beide nehmen den heutigen Sobat als Bahr el Abiad auf. Von dem wahren Lauf des Bahr el Abiad — keine Spur. Auf dem großen Centralplateau steht: Molua

---

[1] Atlas Historique, Généalogique, Chronologique et Géographique de *A. Le Sage* (Comte de las Cases), avec des augmentations par *J. Marchal, de Bruxelles*, et de nombreuses améliorations par une Société de Savans et de Gens de Lettres. Bruxelles 1827.

[2] Afrika, entworfen und gezeichnet von F. W. Streit, kgl. preuß. Hauptmann der Artillerie. Leipzig 1829.

[3] Beschreibung der Erde. Ein Hand- und Lesebuch für jeden Stand bearbeitet von W. Hoffmann. Stuttgart 1834.

[4] Vollständiger Handatlas der neuern Erdbeschreibung über alle Theile der Erde in 82 Blättern, herausgegeben von Dr. K. Sohr. 5. Aufl., vermehrt und verbessert von Dr. H. Berghaus. Glogau u. Leipzig 1855.

Beschuana Volk, in zahlreiche Stämme getheilt, deren Dialekte die Sechuanasprache zum Schlüssel haben.

Eine ganz andere und der Wirklichkeit viel näher kommende Zeichnung bietet uns in demselben Jahre (1855) Berghaus, der Herausgeber des eben vorhin genannten Atlasses.

Zwei bedeutende Ströme aus Norden vereinigen sich mit dem Nil el Nil im Gebiete des Bahr el Gasal, und dorthin mündet der aus dem unbekannten Südosten, wo die „Negerstämme" eingezeichnet sind, kommende Bahr el Abiad[1]. Am richtigen Platz stößt auch der Jelkir oder Saubat zu dem Weißen Fluß. Für den so eigenthümlichen Unterschied der beiden letzten Darstellungen des obern Nils, welche doch durch die Hände desselben Herausgebers gegangen sind, wissen wir keinen Grund anzugeben.

Nach diesem flüchtigen Blick auf die mangelhaften Kenntnisse der Nilquellen, wie sie sich bis in die fünfziger Jahre noch geltend machten, wollen wir jetzt die Erforschungsgeschichte und deren Vorbereitung in ihren Hauptdaten an uns vorüberziehen lassen.

Am 9. Juni 1788 war die African Association gegründet worden. Sie war die älteste geographische Gesellschaft. Es begann mit ihr die wissenschaftliche, zielbewußte, planmäßige Afrikaforschung, und damit gewann auch die Erdkunde wissenschaftlich wie praktisch eine erhöhte Bedeutung. Zwei Ziele waren es, welche seitdem die Entdeckungsreisenden in erster Linie zu erreichen sich bestrebten: Die Quellen des Nigers und die Quellen des Nils. Der erste zu diesem Zwecke nach Nordostafrika ausgesandte Forscher war Ledyard, der 1788 von Aegypten nach Südwesten ins Innere vordringen sollte, aber in der Libyschen Wüste seinen Tod fand. Glücklicher war der Engländer Browne, der 1792 nach Siwah ging und 1793—1796 Dar Fur erreichte. Wenn auch sein Bericht[2] dürftig und nicht ganz zuverlässig erscheint, erkannte er doch, daß die von Bruce[3] beanspruchte Nilquelle nicht die richtige, sondern daß der Weiße Strom der Hauptarm sei. Seine Karte zeigt das Mondgebirge bei 7—8° nördl. Br. Die Quellseen hingegen sind ausgelassen.

Von Europa aus leichter erreichbar als irgend ein anderer Theil, wurde Aegypten bald das bestgekannte Land Afrikas. Wichtig dafür war

[1] Vollständiger Universal-Handatlas von Dr. H. Berghaus. 5. Aufl. Glogau 1855. In diesem Atlas behandeln 5 Karten Afrika und dessen Theile.

[2] Travels in Africa. London 1799.

[3] Travels into Abyssinia. 1790. 5 vols.

namentlich die Expedition des Generals Bonaparte 1798—1801. Die Arbeiten der französischen Gelehrten wurden grundlegend für die ganze moderne ägyptologische Forschung; die Augen der Welt wurden wieder auf das Land der Pharaonen gelenkt. Und wenn auch das archäologisch-geschichtliche Interesse überwog, so kam doch die Geographie dabei nicht zu kurz. Männer wie Denon, Delisle, Geoffroy Saint-Hilaire waren es, deren Aufnahmen unter der Leitung Jomards in einem großen Atlas niedergelegt wurden. Denons dreibändiges Buch[1] erhielt in kurzer Zeit vier Auflagen. Im Anschluß an die französische Expedition drang der Maler Max v. Waldeck 1801 durch die Wüste von Dongola tief in Nubien ein. Gleich darauf wurde ein Theil von Nubien von Hamilton 1801, Denon 1802 und Girard bereist, und der Mohammedaner Ibn Omar el Tunsy kam 1803—1805 bis nach Dar Fur. Salt[2] drang 1805—1809 nach Nordabyssinien vor, und Seetzen[3] erforschte den nördlichen Theil der Libyschen Wüste. Indessen wäre die französische Expedition samt ihrer Anregung vielleicht nur eine Episode geblieben, wenn nicht Aegypten durch Mohammed Ali von 1805—1848 dem Einflusse der europäischen Cultur dauernd erschlossen worden wäre. Die Eroberungssucht dieses Mannes, der zu Kavala im alten Macedonien als Sohn eines Vorstehers der dortigen Straßenwächter geboren wurde, hatte für die Erforschung des Nils die besten Folgen.

Durch den Sieg von Korti 1820 war Nubien unterworfen, und sofort ging man an die Eroberung Sennars, von dessen Goldreichthum man gehört hatte. Der Armee Ismaels schlossen sich 1821—1822 die Forscher Cailliaud[4] und Letorzek an. Die vorzügliche Routenaufnahme dieser Reisenden bildete bis in die neueste Zeit die Hauptgrundlage unserer Kenntnisse jener Gegenden[5].

Im Jahre 1821 stand Cailliaud am Zusammenfluß der beiden Nilarme und konnte nun durch den Augenschein sich belehren, daß der west-

---

[1] Voyage dans la Basse et la Haute Égypte pendant les Campagnes du Général Bonaparte par *Vivant Denon*, membre de l'Institut National etc. 3 vols. 4e éd. Paris 1803.

[2] Account of a voyage to Abyssinia. 1814.

[3] Berliner Zeitschrift für Erdkunde III (1854), 217 ff., und Reisen durch Syrien, Arabien, Unterägypten 1854—1859. 4 Bde.

[4] Voyage à Meroë, au fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennâr, a Syouah et dans les cinq autres oasis fait 1819—1822 (1823—1826. 4 Bde., mit Atlas in 2 Bdn. Auszüge daraus im „Ausland" 1828).

[5] Peterm. Mitth., Ergänzungsheft 1862—1863, Karte 2.

liche Fluß den Vorrang habe[1]. Aber er glaubte, daß derselbe nicht von Süden, sondern von Westen komme. Er hielt sich dabei an die Ansicht des kühnen Deutschen Burckhardt, der 1816 die Wüsten am mittlern Nil bereist und Abyssinien besucht hatte. Auf der seinem Buche[2] beigegebenen Karte kommt der Weiße Fluß aus dem Stromgewirr des Bahr el Gasal, wo man den „Gebel el Kumri (Montes lunae Ptolemaei)" noch sieht und dabei liest: „Weißer Fluß, ein beständiger Strom", wie bei dem andern Arm: „Blauer Fluß, steigt und fällt". Die Libysche Wüste und Oberägypten bereisten 1820—1825 Minutoli, Scholz, Hemprich und Ehrenberg. Der Sultan Tecma kam 1821 nach Dar Fur, Rüppell[3] 1824 nach Nubien und Kordofan, v. Prokesch-Osten[4] an den mittlern Nil.

Wenn nun auch die ägyptische Regierung vorläufig kein Interesse an der Nilfrage zeigte, so trug doch die Gründung Chartums 1823, welches sich rasch zum Mittelpunkte der Sudanländer hob, sehr viel zur Lösung des Nilproblems bei. Zuerst soll Höchst 1824 den Weißen Nil befahren haben. Eigentlich aber datirt die moderne Nilforschung vom Jahre 1827.

In diesem Jahre gelangte nämlich der Abgesandte der African Association, Linant de Bellefonds, den Nil hinauf bis El Ais, 13,6° nördl. Br. Aus der Beschaffenheit des im Flusse mitgeführten Schlammes sowie der schwimmenden Pflanzenmassen schloß er, daß der Weiße Nil nicht direkt von einem Gebirge kommen könne, sondern eine Seegegend durchströmen müsse, welche Ansicht ihm von Scheik Hassan auch bestätigt wurde. Nach eingezogenen Erkundigungen setzte er die Nilquelle auf etwa 7° nördl. Br. fest[5]. Doch rückte die Erforschung des Bahr el Abiad und seiner Uferstrecken nur langsam voran.

Wir erwähnen die Kriegszüge und Sklavenjagden des Ibrahim Kaschef und des Kurschid Bey, die 1828 bis in das Gebiet der Dinkaneger sich erstreckten. Die Erzählungen, die uns Prudhon[6], Holroyd[7],

[1] Bullet. de la Soc. de Géogr. I (Paris 1822), p. 157.

[2] Burckhardts Reisen, herausgegeben von Dr. Bertuch, Großherzogl.-sächs.-Weimarscher Legationsrath, Ritter des Weißen Falkenordens u. s. w. Weimar 1820.

[3] Reisen in Nubien, Kordofan und im peträischen Arabien 1829; Reisen in Abyssinien 1838—1846. 2 Bde.

[4] Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien 1829—1831. 3 Bde. Das Land zwischen den Katarakten des Nils. 1831.

[5] Journal of the Roy. Geogr. Soc. II (London 1832), 26. 186.

[6] Ibid. V (1835), 38. [7] Ibid. (1839) p. 190.

ickler-Muskau[1] davon geben, enthalten außer wenigen unbedeutenden hilderungen der Schilluk und ihrer Inseln manche fabelhafte Angaben n echt türkischer Auffassung.

In den Jahren 1838 und 1839 hielt sich der Böhme Pallme in Kordofan f. Seine Nachrichten über den „Bacher-abbiad", die er im 18. Kapitel seines ichleins[2] gibt, sind leider ebenso kurz als unbestimmt. Er will diese Nachhten auch an A. d'Abbadie geschickt und dieser soll sie der Akademie Paris und der Geographischen Gesellschaft in London mitgetheilt haben. er große Abyssinienforscher d'Abbadie hatte allerdings geglaubt, in dem n ihm wiederentdeckten Godscheb in Kaffa den Oberlauf des Nils genden zu haben, und fixierte dessen Quelle auf 7,8° nördl. Br. und 7° östl. L.[3]

Wichtiger als die eben genannten Reisen sind die von Russegger[4] nd Kotschy[5] in den Jahren 1837 und 1839. Der im Bergbau sehr fahrene Russegger erschütterte noch mehr als seine Vorgänger durch einen rief an die Geographische Gesellschaft in London den Glauben an die lolemäischen Mondberge[6].

Theodor Kotschy, der tüchtige und vielgereiste Botaniker, schildert uns as reiche Savannenland, welches südlich von Nubien in Kordofan auftritt, als fruchtbare Landschaft, belebt von Viehherden und zahlreichen ilden Thieren. Wir verdanken ihm manche Zusätze zu dem Kärtchen Liants und werthvolle Erkundigungen über die von Westen kommenden Flüsse.

Es kam aber niemand über den 13.° nördl. Br. hinaus. Zwar wurde in Paris 1832 eine Subscription für eine Reise nach den Nilquellen eröffnet, ber das ganze Unternehmen scheiterte schon vor dem Versuch[7].

Nun kam doch eine Wendung. Das Jahr 1839 kann als Anfang ner ganz neuen Epoche in der Erforschung des obern Nils bezeichnet erden. Mohammed Ali hatte nämlich auf einer Inspectionsreise in die eu eroberten Nubischen Länder von dem Goldreichthum des Nilquellen-

---

[1] Aus Mehemed Alis Reich. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. I, 284.

[2] Beschreibung von Kordofan u. s. w. von Ignaz Pallme. Stuttg. 1843.

[3] Athenäum, 9. October 1848.

[4] Reisen in Europa, Asien und Afrika 1835—1841. Bd. II, 2. Theil.

[5] Allgemeiner Ueberblick der Nil-Länder. Reise nach Kordofan 1839; term. Mitth., Ergänzungsband II (1862/63), (3)—(17).

[6] Journal of the Roy. Geogr. Soc. VIII (1838) p. 252.

[7] Bullet. de la Soc. de Géogr. X (1848), 304.

gebietes gehört und den Plan gefaßt, von daher wenn möglich seinen erschöpften Finanzen wieder aufzuhelfen. Die sofort beschlossene großartige Expedition sollte schon aus diesem Grunde eine rein türkische sein. Die Oberleitung hatte Selim Bimbaschi, der auch vom 17. November 1839 bis zum 28. Januar 1840 bis $6^1/_2{}^0$ nördl. Br. vordrang, dann aber unter dem Vorwand, der Fluß sei zu seicht, umkehrte. Die wissenschaftliche Ausbeute ist gleich null [1]. Unzufrieden mit diesem Resultat erhielten bei der zweiten Reise die Gelehrten d'Arnaud und Sabatier die wissenschaftliche Leitung, denen sich auch Ferdinand Werne anschloß. Die Fahrt ging vom 23. Nov. 1840 bis zum 18. Mai 1841 bis gegen Gondokoro. Man erreichte 4^0 42′ nördl. Br., und es war somit die Stelle, wo d'Anville, Browne und Cailliaud ihr Mondgebirge hingesetzt hatten, schon überschritten. Erst mit unsäglicher Mühe gelang es, aus den Angaben Wernes [2] und aus seinem Tagebuch den Bahr el Abiad und seinen Zusammenfluß mit Bahr el Gasal zu skizziren [3]. Indessen hatte Werne ausdrücklich erklärt, daß nach Aussage des Barikönigs die Nilquellen eine Monatreise weit im Süden im Lande der Anjan lägen [4].

Die dritte Nilexpedition stand ebenfalls unter der Führung Selims und wurde begleitet von d'Arnaud, Sabatier und Thibaut. Sie kam nicht einmal bis Gondokoro, und von wissenschaftlichen Resultaten ist nichts bekannt geworden.

Mohammed Ali mußte einsehen, daß er auf den Entdeckerruhm und noch mehr auf die Hilfsquellen des erträumten Goldlandes zu verzichten habe. Doch hatte seine Unternehmung einen andern Erfolg.

Der Erschließung des Bahr el Abiad folgte ein kleiner Sturm von Segelfahrten europäischer und türkischer Händler, welche durch den Reichthum an Elfenbein und auch durch den Sklavenhandel herbeigelockt wurden.

Im Jahre 1843 oder 1844 segelte eine kleine Flotille von 6 bis 7 Barken bis zum 7.° nördl. Br., und 1845 scheint bereits der sardinische Consul Brun-Rollet eine größere Expedition geleitet zu haben. Er erreichte in Begleitung eines Herrn Lafargue Fayak im Lande der Kitsch, gründete

[1] Ritter über die drei Nilexpeditionen in: Monatsberichte der Gesellsch. für Erdkunde IV (1843), 117; Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. II (1857 and 1858), 222.

[2] Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nils. Mit Vorwort von C. Ritter und einer Karte von Mahlmann.

[3] Peterm. Mitth., Ergänzungsband II, 29.

[4] Monatsber. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde 1845, S. 21.

die erste Handelsstation und stellte sie unter die Aufsicht des Syriers Ibrahim Bas. Bis zu seinem Todesjahre 1857 hat Brun-Rollet den Weißen Nil oft befahren. Doch ist die wissenschaftliche Ausbeute aus seinem Buche[1] gering.

Nun betheiligten sich auch die katholischen Glaubensboten an dem Forschungswerke. Durch ein Decret Gregors XVI. wurde am 3. April 1846 das Apostolische Vicariat von Centralafrika errichtet. Der erste Apostolische Vicar, P. Ryllo S. J., starb schon 1848. Ihm folgte Dr. Knoblecher. Schon in dieser ersten Periode hatte die Mission eine Niederlassung in Chartum, eine in Gondokoro, errichtet 1849 von Dr. Knoblecher, eine in Heilig Kreuz, errichtet 1856 von Mosgan, und eine in Schellal gegenüber der Insel Philä. Nach dem Zeugnisse Petermanns und Hassensteins[2] haben die Missionäre manch kostbare Nachrichten für die Karten der Nilländer geliefert. Sehr viel werthvolles Material über die Völkerverhältnisse des Weißen Flusses und dessen Anwohner enthält das schlichte und einfach geschriebene Werkchen Kaufmanns[3]. Die Karten Kaufmanns und die des italienischen Missionärs Beltrame[4] enthalten die Reiseroute des Missionärs Morlang von 1859 in besserer Form, welche zuerst der Reisende Miani auf einer höchst rohen Skizze in großer Unordnung und mit übertriebenen Entfernungen als eigene Erkundigung angegeben hatte[5]. Eine sehr richtige Bemerkung über Miani steht in einem Privatbriefe Lejeans vom 6. October 1861: „Miani beschuldigt in einer seiner Notizen die Missionäre, nichts für die Wissenschaft gethan zu haben, und doch verdankt er den ganzen westlichen Theil seiner Karte den sehr guten Arbeiten Franz Morlangs." Wie oft könnte dieses Urtheil wiederholt werden!

Die Station Gondokoro mußte 1860 aufgehoben werden. Die Thätigkeit der Missionäre wurde gehemmt durch das schamlose Treiben der türkischen und nicht minder der europäischen Händler. Männer wie Dandolo, v. Heuglin, Hartmann, Lejean, v. Harnier haben die empörende Niederträchtigkeit dieser Sorte von Menschen gebührend zu kennzeichnen versucht.

---

[1] Le Nil Blanc et le Soudan. 1855.

[2] Peterm. Mitth., Ergänzungsband II, 30.

[3] Das Gebiet des Weißen Flusses und dessen Bewohner. Brixen 1861.

[4] Di un Viaggio sul Fiume Bianco nell' Africa Centrale. Verona 1861. Erschien auch 1881 als Il Fiume Bianco e i Denka.

[5] Esplorazione verso le origini del Nilo eseguita da *G. Miani*. 1859—1860.

Aber auch der Tod räumte unbarmherzig auf. Von 1848—1884 sind 37 Missionäre, davon 15 in Chartum, gestorben. Der Aufstand des Mahdi hat vollends alles zerstört[1].

Bedeutendere Touren am Weißen Flusse hatten auch unternommen: Emil Dandolo 1851, Bologneſi 1856/1857, Marquis Antinori 1860/1861, v. Harnier 1860/1861, A. de Bono, Dr. Peney und Lejean 1859. 1859 und 1860 reiste der junge Eugen de Pruyssenaere dreimal in rascher Folge zwei Breitengrade gegen Süden.

Pruyssenaere war ein unruhiger, von heißem Wissensdrange erfüllter Kopf, hatte umfassende Kenntnisse, sprach und schrieb 7 bis 8 Sprachen, und seine kräftige Constitution schien ihn besonders zu diesem Berufe zu befähigen. Leider starb er schon am 15. December 1864 in der Nähe von Chartum. Die Resultate seiner Forschungen, über die er selbst soviel wie nichts veröffentlicht hat, finden sich im 50. Ergänzungsheft zu Petermanns Mittheilungen von K. Zöppritz zusammengestellt.

Im Jahre 1860 hatte sich Miani vorgenommen, den weißen Strom entlang bis zu den Quellen vorzudringen, und gelangte bis 3° 34′ nördl. Br. Bis hierher ist der Nillauf von Norden her entdeckt worden. Endgiltig war also die auch in den fünfziger Jahren noch so oft beliebte Umbiegung nach Osten in die südabyssinischen Vorberge aus der Welt geschafft. Neue Erkenntnisse und neue Unternehmungen greifen jetzt in den Gang der Nilforschung ein. Ihr Schauplatz ist das östliche Afrika.

Es möge uns aber gestattet sein, vorher einen kurzen Blick auf das Gebiet des Bahr el Gasal zu werfen.

Der sardinische Consul Vaudey suchte 1851 auf dem Wege des Bahr el Gasal nach Dar Fur zu gelangen, verlor aber bei Gondokoro das Leben. Seine Idee wurde jedoch von Brun-Rollet erfaßt, der 1855 die Reise antrat. Die Eröffnung der an Elfenbein so reichen Gegenden zog viele Handelsleute hin. Geographische Mittheilungen haben wir namentlich den Gebrüdern Jules und Ambroise Poncet, den Neffen des unglücklichen Vaudey, zu verdanken[2]. Petherick, Antonio Castel, Bologneſi, Antinori,

[1] Siehe Historische Uebersicht und Schilderung der Zustände des Apostolischen Vicariates Centralafrika, von Msgr. D. Comboni, Apost. Vicar. Wien 1875. Mittheilungen des Marienvereins in Köln und Wien. Der Sudan. Ein allgemeiner Ueberblick über das Insurrectionsgebiet von Joh. Dichtl, Apost. Missionär. Graz 1884. Vgl. die Zeitschrift „Die katholischen Missionen", besonders die Nachrichten von Fr. X. Geyer.

[2] Bullet. de la Soc. de Géogr. IV (1860). 20, p. 225.

muri brachten gute Ergänzungen. Zur Festlegung der Karte waren amentlich Lejean 1861 und v. Heuglin 1863 thätig gewesen. Petherick atte sich große Verdienste erworben, indem er nach ausgedehnten Kreuz- nd Querzügen 1858 Mundo im Lande der Niam-Niam, also beiläufig ° nördl. Br., erreicht hatte. Er hatte bei seinen Entdeckungen an die Hypo- ese Brun-Rollets von 1856[1] angeknüpft, daß wohl der Bahr el Gasal r Hauptarm des Nils sein könnte. Das war der letzte Ausläufer jener alten Ansicht, daß der Niger und der Nil in Verbindung stehen müßten. ie Lösung des Jahrtausende alten Problems stand unmittelbar bevor.

Das südafrikanische Hochland wird „nirgends von einem großen trome der Länge oder der Breite nach durchzogen, also nirgends durch- hnitten". „Ja es scheint, daß nur an seinem Nordabhange etwa die auptquellen der beiden größten Ströme, des Nils und des Joliba oder iger, auf seinen innersten Höhen ernährt werden, und daß die andern tröme von drittem, höchstens von zweitem Range nur in den Gebirgs- tten des Randes oder auf den Seitenstufen ihren Ursprung haben." Vielleicht daß der Mangel an strömenden Wässern in größerer Menge, s er hier innerhalb der Tropenzone und zwischen zwei Oceanen statt- ndet, den Schluß zum voraus erlaubt, daß die Menge des atmosphärischen ieder schlages im Innern des Hochlandes an Regen und Schnee auch rhältnißmäßig gering sein muß, wofern nicht große Binnenseen ls Sammelplätze der strömenden Wässer sich auf den öhen vorfinden." In diesen Worten faßte schon 1817 Karl Ritter[2] ine Auffassung von der Natur des südafrikanischen Binnenlandes zu- mmen, und darauf baute er hauptsächlich seine Ansicht über die Un- gänglichkeit Afrikas auf. Wir wissen jetzt freilich, daß nur die Küsten- me mit ihren Stromschnellen und Wasserfällen zu überschreiten ist, um uf ein weitverzweigtes Wassernetz, welches über das ganze Land sich aus- reitet, zu stoßen.

Seit 1518 hatte man, wie wir gesehen haben, Kunde von einem roßen See in Innerafrika, landeinwärts von Moçambique. Man nannte n den Marawi-See und brachte ihn infolge der Ptolemäischen Darstellung it dem Nil, schließlich auch mit dem Kongo, dem Sambesi und dem impopo in Verbindung. Seit 1835 hatte Cooley mit unermüdlichem

[1] Journal of the Roy. Geogr. Soc. XXVI (1856), p. CCXII.
[2] Erdkunde I, 77 ff.

Fleiße alle Nachrichten darüber gesammelt, ihm auf seinen Karten (1845 und 1853) eine feste Lage anzuweisen gesucht und den Namen Nyassa in die Literatur eingeführt[1]. Unrichtig ist aber die häufig zu lesende Ansicht, daß man Cooley die erste Kunde von den Nilseen zu verdanken habe. Obwohl nämlich schon 1845 Macqueen[2] die Angabe eines gewissen Ali Ben Seid, daß „der Große See auch die Quelle des ägyptischen Nils" sei, mitgetheilt, blieb Cooley und mit ihm die Mehrzahl der Geographen der Ueberzeugung, daß es nur einen See gebe. Auch 1859 hielt er noch am Zusammenhange des Tanganyika und Nyassa fest. Natürlich mußte dieser eine See eine immer größere Ausdehnung annehmen, je deutlicher die Lage des Tanganyika und des Ukerewe hervortrat.

Da bahnte sich mit einemmal ein großer und überraschender Erfolg an.

In Mombasa an der Ostküste war 1844 eine Missionsstation der Anglikaner gegründet worden. Die Sendboten Krapf, Rebmann und Erhardt hörten durch die arabischen Händler bald von einem großen See, bald von einer Reihe von Seen, die im Innern liegen sollten. Im Jahre 1849 entdeckten sie auch die Schneeberge am Aequator: Rebmann den Kilimandscharo, Krapf den Kenia. Im Jahre 1855 sandten Rebmann und Ehrhardt eine ziemlich rohe Kartenskizze nach England.

Die enorme Ausdehnung der Seen sowie deren eigenthümliche Gestalt lenkte die Aufmerksamkeit der geographischen Welt auf diese Skizze. Die Meinung tauchte auf, daß man es schließlich doch hier mit den wirklichen Quellseen des Nils zu thun haben müsse. Die Begleitworte der Karte erregten in der Presse und in der öffentlichen Meinung eine solche Aufregung, daß die Geographische Gesellschaft sich entschloß, mit einem kühnen Griff den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Hauptmann Burton und Leutnant Speke, die früher bei der englischen Armee in Indien gestanden und bereits von der Somaliküste her nach Innerafrika hatten vordringen wollen, erhielten den Auftrag, die Umgrenzung des Sees von Ujiji zu bestimmen.

Am 13. Februar 1858 wurden sie für ihre ungeheuern Anstrengungen durch den ersten Anblick des Tanganyika belohnt. Die arabischen Händler hatten von einem Flusse Rusisi erzählt, der am Nordende den See verlasse. Das wäre ein Fingerzeig für die Nilquellen gewesen. Die Reisenden be-

[1] Peterm. Mitth. 1888, S. 176; Journal of the Roy. Geogr. Soc. (London 1845), map 1.

[2] Ibid. X, 371 ff.

fuhren also den See, kamen aber nur bis Uvira an der Westküste. Da Burton durch Rheumatismus halb lahm, Speke aber beinahe blind geworden war, mußte man Halt machen. In Uvira behaupteten jedoch alle die vielen Besucher, daß der genannte Fluß in den See hinein-, nicht aus ihm herausfließe. Burton bemerkt: „Es ist eine Eigenthümlichkeit der Reisen in Afrika, daß der Forscher gewöhnlich beim letzten Schritt, den er zu seinem Erfolge noch zu thun hätte, aufgehalten wird, und dann so nachhaltig, als hätten alle Wellen des Atlantischen Oceans oder aller Sand der Sahara sich zwischen ihn und sein Ziel gedrängt“ [1]. Das kam Burton um so mehr aus dem Herzen, da gerade er den Entdeckerruhm verlieren, sein Genosse Speke ihn gewinnen sollte. Im Mai 1858 verließen die beiden Offiziere den Tanganyika und gelangten im Juni nach Kase in Unjamjebe. Hier erhielten sie zuerst bestimmtere Nachrichten über die ganze Seengegend. Ein Araber theilte ihnen mit, daß der Nyassa, der Tanganyika und der Ukerewe nicht eine Wasserfläche, sondern drei verschiedene Seen seien. Nun entschloß sich Speke, einen Abstecher nach Norden zu machen. Burton war zu schwach. Er blieb zurück, um Nachfrage anzustellen. Am 9. Juli 1858 brach Speke auf, und schon am 30. Juli erblickte er den Ukerewe-See.

Von diesem Augenblicke an blieb Speke überzeugt, den Quellsee des Nils gefunden zu haben — und so war es auch.

Der ganze See war den Eingebornen bekannt als Nyansa, welchem Worte Speke als treuer Engländer den Namen seiner Königin, derselben, die heute noch regiert, Victoria, voransetzte. Begeistert machte sich Speke auf den Rückweg. Aber eine arge Ernüchterung wartete seiner, da sich Burton über die glückliche Entdeckung nervös gereizt und eifersüchtig ablehnend zeigte. Ja Burton trug in seiner officiellen Karte vom Nyansa nur den ganz kleinen, von Speke wirklich gesehenen Theil ein und bestritt in der bittersten Art, daß Speke die oder überhaupt eine Nilquelle entdeckt habe. Speke hingegen veröffentlichte seine Entdeckung in den englischen Tagesblättern und machte sich anheischig, die Entdeckung durch neue Reisen auszunutzen. Und wirklich betraute die Geographische Gesellschaft Speke und mit ihm seinen Freund, den Hauptmann Grant, mit einer neuen Expedition. Am 27. April 1860 segelten die beiden Forscher ab. Schon

[1] *Rich. F. Burton*, The Lake Regions of Central Equatorial Africa, bildet den XXIX. Band des Journal of the Roy. Geogr. Soc. London 1859.

in Karagwe erzählten ihnen die Eingeborenen, daß gegen Norden ein hohes Gebirge sei, auf welches „weißes Pulver" niederfalle. Speke zog nach Uganda, wo er vom König Mtesa hörte, daß ein Fluß den Victoriasee im Norden verlasse, dann durch Unyoro gehe, und daß endlich im Nordwesten sich ein zweiter großer See, Luta-Nsige, befinde.

Während nun Grant nach Unyoro zog, marschirte Speke gegen Nordosten, traf bei Burondogani auf den angegebenen Fluß, ging aufwärts und entdeckte wirklich in einem 12 Fuß hohen und 1000—1200 Fuß breiten Wasserfall den Austritt des Nils aus dem Victoriasee.

Leider war es nun nicht mehr möglich, den Luta-Nsige aufzusuchen. Die mitgenommenen Waren und die Kräfte der Reisenden waren erschöpft. Sie beschlossen nach dreijähriger Wanderung, so rasch als möglich über Gondokoro und Aegypten heimzukehren. Man verfolgte nicht weiter den Lauf des Stromes, sondern suchte rasch voranzukommen. Bald traf die Expedition glücklich in Gondokoro ein. Ihre Kleider waren zerfetzt und ihr Aussehen ein wahrhaft afrikanisches; aber die beiden Männer brachten die Lösung des Geheimnisses der Nilquellen mit sich. In Gondokoro traf man mit Herrn und Frau Baker zusammen, welche ausgezogen waren, den beiden Forschern zu helfen oder, wenn das nicht möglich, selbst den obern Nil zu erforschen. In einem von Baker zur Verfügung gestellten Schiff fuhren die Reisenden rasch den civilisirten Gegenden zu, und bald kam die Meldung von Speke nach England: The Nile is settled.

Ja, die Nilfrage war gelöst, aber nur insoweit, als sie eine historische Bedeutung hatte und eben dadurch eine so hervorragende Rolle spielte. Man wußte jetzt, daß der Weiße Nil in Wahrheit aus großen Binnenseen hervorkommt, in deren Nähe Berge mit schneetragenden Häuptern sich erheben, wie es Ptolemäus im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf Karten angedeutet und mit Worten ausgesprochen hatte. Weit entfernt nun, daß das öffentliche Interesse damit geschwunden sei, wurden die Nilquellen erst recht das Thema zahlreicher Schriften und Erörterungen; denn Spekes Entdeckungen hatten einen Blick in eine neue Welt gestattet und eine Menge neuer Fragen und neuer Zweifel wachgerufen. Mit Freuden betrachtet man die Karte, die Speke 1863 im Journal der Geographischen Gesellschaft von London veröffentlichte und die mit einem Schlage mit dem großen Centralsee, mit Zaire-Zembre, Zaflan und Zachaf endgiltig aufgeräumt hat.

Unterdessen waren Herr und Frau Baker wirklich bis zum Luta-Nsige gekommen, an dessen Nordostecke sie den Eintritt des Nils (Kivira)

entdeckten. Man fuhr den Strom hinauf, und bald bot sich ein Anblick, den die Reisenden wohl nicht mehr vergessen haben. In einem 120 Fuß hohen Sturz eilten die Gewässer dem Luta-Nsige zu. Baker gab dem Katarakt den Namen der Murchisonfälle. Darauf wurde auch der Ausfluß nach Norden entdeckt [1].

Die beiden Seen des Ptolemäus waren also wiedergefunden.

Doch nichts Großes ohne Widerspruch. Burton und auf seiner Seite die Theoretiker, namentlich der sonst so vernünftige Beke, der sich freilich etwas unbescheiden den theoretischen Entdecker der Nilquellen nannte, sie aber nach Abyssinien versetzte, meinten, die Karte Spekes müsse so umgewandelt werden, daß der Tanganyika seinen Ausfluß nach dem Albertsee habe, daß der Victoriasee in zwei Theile zerlegt werde, daß der Nyansa-Ausfluß jedenfalls geringer sei als der vom Baringosee kommende Assua, daß somit der Assua als der eigentliche Weiße Nil zu betrachten sei. Ebensoviele absolute Unrichtigkeiten als kühne Behauptungen!

Aber auch Livingstone, der 1859 bis zum Nyasse, dem alten Maravi, vorgedrungen, war der Meinung, Speke habe seine Entdeckung überschätzt und der Tanganyika spiele bei den Nilquellen doch eine Rolle. Der ganze Streit konnte nur durch eine neue Forschungsreise geschlichtet werden, und diese wurde von der Geographischen Gesellschaft dem erprobten Livingstone übertragen. Livingstone zog aus, um niemals wiederzukehren. Er gab sein Leben zur Erforschung des Nils, hat aber dessen gesuchten Oberlauf niemals erblickt, hingegen die Quelle des Kongoflusses entdeckt.

Zunächst umschritt Livingstone den Südrand des Tanganyika und setzte damit ein für allemal fest, daß derselbe mit dem Nyassa nicht zusammenhängt. Dann entdeckte er den Moëro- und den Bangweolo-See, wandte sich von da nach Norden und folgte dem Lualaba bis Nyangwe. Den herrlichen Lualaba hatte Livingstone erst für den Nil gehalten; da derselbe aber immer mehr sich nach Westen wandte, kamen dem Forscher doch Zweifel. Von Nyangwe mußte Livingstone über den Tanganyika nach Ujiji zurückkehren, und dort wurde der kranke und verlassene Mann von Stanley, der ihm zu Hilfe geschickt war, aufgefunden. Beide Forscher besuchten das Nordende des Tanganyika und fanden für immer, daß der Rusisi kein Abfluß, sondern ein Zufluß des Sees sei und dieser also mit

[1] Baker, Der Albert Nyansa. Uebersetzt von Martin. 1867.

dem Albert-Nyansa und deshalb mit dem Nil wenigstens von der nördlichen Ecke her in keiner Verbindung stehe.

Nun war noch zu erledigen, wohin der Tanganyika seinen Abfluß sende und ob der Lualaba nicht doch zum Nilsystem gehöre.

Livingstone war an den Ufern des Bangweolosees gestorben. Da kam Stanley zum zweitenmal nach Afrika. Am 27. Februar 1875 war er am Südende des Victoriasees, umfuhr die ganze Wasserfläche und bewies die Richtigkeit der Behauptung Spekes, daß der Victoria Nyansa vom Baringo gänzlich getrennt sei. Der Versuch, den Albertsee Bakers zu erreichen, gelang nicht. Dafür fand Stanley den Muta-Nsige oder Albert-Eduard-See. Darauf reiste er nach dem Victoria-Nyansa zurück, fand den von Speke schon entdeckten Kitangule, jetzt Kagera, wieder, und gab ihm den Namen Alexandra-Nil, weil er der größte Zufluß des Sees ist.

Unterdessen hatte Leutnant Cameron den Tanganyika befahren und dessen Ausfluß in den Lualaba entdeckt, war dann bis Nyangwe gekommen, wo er gleich Livingstone umkehren mußte. Stanley ließ sich nicht abschrecken, sondern fuhr von Nyangwe stromabwärts und blieb verschollen, bis er auf einmal im Westen Afrikas an der Kongomündung wieder auftauchte.

Im Jahre 1876 untersuchte Gessi mit einem kleinen Dampfer den ganzen Albertsee, konnte aber an dem sumpfigen Südufer keinen Zufluß finden; doch war das ein Irrthum.

Diese letzte Frage, ob nämlich auch der Albert-Eduard-See zum Nilsystem gehöre, löste wiederum Stanley bei der Emin Pascha-Expedition. Als er 1889 heimwärts zog, fand er den Semlikifluß aus dem Albert-Eduard-See nach Norden dem Albertsee und damit dem Nile zuströmen. Rechts davon erhob sich das Gebirge 1200—5000 m in die Region des ewigen Schnees. Somit hatten auch die Mondberge endlich ihren Platz und damit ihre Ruhe gefunden.

Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf die Forschungsthätigkeit im Norden der großen Seen. Gesandt von der ägyptischen Regierung, versuchte Samuel Baker im Februar 1870 mit 34 Schiffen den Weg nilaufwärts, kam aber erst nach wiederholtem Rückzuge am 15. April 1871 nach Gondokoro und nahm formell im Namen des Khedive Besitz vom Barilande. Aber die Bari wehrten sich, und man mußte einstweilen nachgeben. Die im März 1872 aus Chartum kommenden Nachrichten fügten

nzu, daß bis zu dieser Zeit die Expedition bereits $2^1/_8$ Millionen Thaler kostet habe [1].

Den Mißerfolg Bakers sollte Oberst Gordon wieder gut machen. ls Generalgouverneur der Aequatorialprovinzen hatte er die Aufgabe, e ägyptische Besetzung der Nilquellenländer fortzuführen, durch eine olitik geduldiger Versöhnung die Feindschaft der Bevölkerung und durch örderung des Handels und anderer Erwerbsquellen den Sklavenhandel ngsam zu beseitigen.

Im Jahre 1873 zog Gordon auf seinen Posten. Ihn begleitete rnst Marno, der bereits früher in der Nilgegend mit Erfolg als Forscher hätig gewesen war [2]. Gordon arbeitete unermüdlich für die Befestigung nd Ausbreitung der ägyptischen Herrschaft, wie für die geographischen ntdeckungen. Sein Ziel war von vornherein, die Grenzen seines Macht- reiches bis an die beiden Nilquellen, den Victoria- und Albert-Nyansa- See vorzuschieben. Die Kette seiner kleinen Soldatenstationen erreichte auch ald die beiden Seen, und die Offiziere Gordons halfen wacker mit. Oberst Long war 1874 beim König von Uganda, den seit Grant und Speke kein Europäer mehr besucht hatte, befuhr den Kivira und fand ahrscheinlich den Kiodjasee [3]. Im Jahre 1875 kam Linant de Belle- onds am 11. April nach der Residenz Mtesas, wo er am folgenden Tage öchst unerwartet mit Stanley zusammentraf.

Oberhalb Gondokoro bildet der Nil bekanntlich eine Reihe von Wasser- ällen. Mit der Untersuchung derselben und dem Transport eines Dampfers urch die Kataraкte, oder wenn dieses nicht möglich, um dieselben herum ach Dufile, beauftragte Gordon die Ingenieure Chippendall, Watson nd Kemp. Es gelang diesen Männern trotz langwährender Anstrengungen icht, den Dampfer zu Wasser nach Dufile zu bringen; er wurde später ückweise zu Lande dahingeschafft. Aber man verdankt ihnen die erste ollständige Karte jener schwierigen Stelle des Nils [4]. Die drei Ingenieure reichten den ersehnten Albertsee nicht. Romolo Gessi, einem andern Offizier Gordons, war es beschieden, die Zugehörigkeit dieses Sees zum Nilsystem gegen alle Zweifel, welche die Entdeckung Bakers wieder fraglich

[1] Sitzungsbericht der Londoner Geogr. Gesellsch. 1872, und Proceed. of the oy. Geogr. Soc. XVIII (1874), nr. 2, p. 131.

[2] E. Marno, Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil in den Jahren 69—1873. Wien 1874.

[3] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX (1875), 107. [4] Ibid. p. 324.

gemacht hatten, zu rechtfertigen[1]. Erst im Dienste Gordons, dann als dessen Nachfolger hat Emin Pascha (Dr. Schnitzler) seit dem Jahre 1876 das Gebiet zwischen der Station Lado bis zum Nordufer des Victoria und dem Westufer des Albertsees durch zahlreiche Kreuz- und Querzüge kennen gelernt und in Berichten und Karten zusammengestellt[2]. Durch den Aufstand der Mahdisten wurde Emin von allem europäischen Verkehr abgeschlossen und durch die Expedition Stanleys 1889, über deren Beweggründe und Vorangehen das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, nach Deutsch-Ostafrika zurückgebracht.

Gleichzeitig war man auch im Norden nicht müßig geblieben. Das Bahr el Gasal-Gebiet, damals noch immer das Eldorado für Elefantenjäger, wurde zuerst 1869—1871 durch Schweinfurths Reise wissenschaftlich erschlossen. Schon seine erste, in der Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin veröffentlichte Karte bringt die werthvollsten und durchgreifendsten Berichtigungen.

Noch mehr verdanken wir Junker, der für das Gasal-Gebiet und das Land der Niam-Niam das wurde, was einst d'Abbadie für Abyssinien gewesen ist. Seine erste Reise 1877/1878 ging bis über 3° nördl. Br. hinaus in das Quellgebiet des Uëlle. Die zweite Reiseperiode (1880—1886) fällt fast ausschließlich in das Uëllegebiet jenseits der nach Nordwesten verlaufenden Wasserscheide. Während ein reich illustrirtes Lieferungswerk[3] in populärer Weise die Resultate Junkers dem Publikum darbot, wurden die wissenschaftlichen Ergebnisse in den Petermannschen Ergänzungsheften Nr. 92 und 93 zusammengefaßt. Die vier beigegebenen Kartenblätter werden wohl noch für lange Zeit das maßgebende Bild des Hauptschauplatzes der Thätigkeit Junkers und Emins bieten.

Sehr thätig war auch der Gouverneur des Gasal-Gebietes, Lupton, dessen Forschungen sich namentlich gegen Westen hin erstreckten[4].

Mit dem Falle Chartums am 25. Januar 1885 wurde aber der Zugang zum obern Nil vollständig verschlossen und so jede weitere Forschung

[1] Die zwei Karten Gessis wurden 1876 in Kairo vom ägyptischen Generalstabe herausgegeben.

[2] Eine werthvolle Uebersicht über die gesamte Thätigkeit Emin Paschas am obern Nil von 1877—1886 bietet die von Fr. Ratzel, G. Schweinfurth und G. Hartlaub herausgegebene Sammlung seiner Abhandlungen und Briefe. Leipzig, Brockhaus, 1888.

[3] Dr. Wilhelm Junkers Reisen in Centralafrika 1875—1886. Wien 1889.

[4] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. New Ser. VI (1884), p. 245.

möglich gemacht. Es ist jedoch zu erwarten, daß die Expedition Marnds bedeutende Aufklärung gerade über das unbekannte Gebiet der asserscheide zwischen Nil und Uëlle bringen wird.

Im Gebiete der Nilseen war für einige Zeit nach der Besitzergreifung es Theiles der Ostküste durch die Deutschen die Forscherthätigkeit in den ntergrund getreten.

Im Jahre 1885 aber führte Dr. G. A. Fischer eine Expedition ch dem Victoriasee. Er hatte den Auftrag, nach dem obern Nil vordringen, um Dr. Junker, welchen man dort durch den Aufstand des lahdi abgeschnitten glaubte, Hilfe zu bringen. Die Aufnahme der Ostte des Victoria-Nyansa durch Fischer hat die Karte Stanleys selbstrständlich ganz bedeutend verbessert [1].

Ueber die Natur an den Nilseen erfahren wir von Hauptmann Lurd einige interessante Beobachtungen [2]. Bald häuften sich die Forschungsisen nach dem Seengebiete. Wir erwähnen die Berichte des trefflichen . Schynse [3], dann die des Leutnant Werther [4] und des Grafen Schweiz [5]. Am 5. Februar 1894 kam der Zoologe Oskar Neumann an den ictoriasee. Eine Recognoscirungsfahrt an der deutschen Ostküste des ees hatte schon 1883 Leutnant Meyer unternommen [6], und über militische Erkundigungen bis zum Urigisee in Karagwe hat Leutnant Hermann berichtet [7]. In einer zweijährigen Reise vom September 1894 bis 396 erforschte Leutnant Wandeleur mit Jackson und Ashburnham Uganda, nyoro und den Lauf des Kivira. Seine Karte gibt ein deutliches Bild s Nils bis Dufile [8]. Außergewöhnlich vom Glück begünstigt war die n Jahre 1891 begonnene Expedition Baumanns, welche über vielfach nerforschtes Terrain nach der Quelle des Kagera, des Hauptzuflusses des ictoriasees, vorgedrungen ist. Baumann bemüht sich, den Ruvuvu als n Hauptarm des Kagera und damit als die wirkliche Quelle des „heigen Nils" darzustellen. In einem knapp gefaßten, aber bedeutsamen Werk

[1] Peterm. Mitth. 1895, S. 1 ff.

[2] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. New Ser. XIV (1892), 238.

[3] P. Schynses letzte Reisen. Herausgegeben von Hespers. Köln 1893. gl. auch „Kölnische Volkszeitung" vom 26. Februar 1893.

[4] Zum Victoria-Nyansa. Berlin 1894.

[5] Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden. Berlin 1894.

[6] Deutsches Kolonialblatt 1893, S. 517.

[7] Ebd. S. 196.

[8] Journal of the Roy. Geogr. Soc. (1897), p. 369 ff.

hat er seine Erfolge zusammengestellt. Die kartographischen Resultate sind in Gotha in gewohnter Trefflichkeit ausgeführt worden [1].

Gegen Baumann stellt Graf v. Götzen auf, daß der Nyavarongo, der vom Rande der nördlichen Tanganyika-Umwallung herabkömmt und den Baumann angeblich nicht bemerkt haben soll, bei seiner Vereinigung mit dem Kagera viel bedeutender sei als der Kagera selbst. Mithin, schließt Graf v. Götzen, ist der Nyavarongo der eigentliche Quellfluß des Nils [2].

Diese Ansicht scheint Hauptmann Ramsay zu bestätigen [3]. In einem Vortrage über seine Expedition nach dem Ruanda und dem Rikwasee bemerkt er: „Es versteht sich von selbst, daß mich die Feststellung dieses so oft besprochenen und sagenhaften Flußsystems (Ruvuvu, Kagera, Nyavarongo) auf das äußerste interessirte. Herr Dr. Baumann hatte in seinem Buche ‚Durch Massailand zur Nilquelle' nachzuweisen gesucht, daß die [4] Kagera der Quellfluß des Nil sei, und behauptet, daß der Ruvuvu, dessen Quellen er entdeckt und festgestellt hat, und die Kagera ein und derselbe Fluß ist. Das ist nicht der Fall. Der Ruvuvu heißt nirgends Kagera; wohl aber ist der Nyavarongo und Kagera ein und derselbe Fluß, der von Westen her den Akanyaru und Kagoma aufnimmt, etwa an der Stelle, wo Graf v. Götzen auf seiner Karte schreibt: ‚Hier großes Ueberschwemmungsgebiet des Nyavarongo.' Und abgesehen von dem Namen, ist der Nyavarongo-Kagera ganz unzweifelhaft viel bedeutender als der Ruvuvu. Ich bin deshalb der Meinung, daß Herr Dr. O. Baumann die Nilquellen, wenn man, wie er, die Kageraquellen dafür hält, nicht entdeckt hat; das caput Nili quaerere besteht demnach noch fort, da es auch mir im weitern Verlauf der Expedition nicht gelungen ist, weder die Quellen des Akanyaru noch die des Nyavarongo zu finden."

Hauptmann Ramsay nimmt an, daß diese Quellen im Gebiete des heutigen Kongostaates sich befinden.

Also noch immer ist es nicht bekannt, welche Quelle die ersten Tropfen jener gewaltigen Wasserader liefert, die auf mehr denn 6000 km rechts und links Fruchtbarkeit spendend die Länder von Nord-Ostafrika durchrauscht.

Mühsam und unter Aufgebot aller Körper- und Geisteskräfte haben Reisende jeder möglichen gesellschaftlichen Stellung, Neger und Araber,

[1] Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894, und Peterm. Mitth., Ergänzungsheft 1894, S. 111. 4 Bl. in 1 : 600 000.

[2] Verhandlungen der Gesellsch. für Erdkunde (Berlin 1895) S. 112.

[3] Ebd. 1898, S. 313 ff. [4] Ramsay schreibt nicht der Kagera.

Elefantenjäger und Goldsucher, Sklavenhändler und Kaufleute, Berufsforscher und Touristen, Generäle und Missionäre das Kartenbild von den Regionen des obern Nils Strich für Strich zusammengetragen.

Mit welcher Bestimmtheit tritt es uns heute entgegen im Vergleiche mit der Oede einer Landkarte aus dem Jahre 1860 oder 1870!

Jetzt liegt der Strom Aegyptens, jene herrliche Wasserstraße, die bis ins Herz von Afrika führt, von der Mündung bis beinahe zur Quelle offen vor dem betrachtenden Auge des Kartographen und eines jeden, der die Karte zu lesen vermag.

Allerdings auf der rechten und linken Seite des obern Nils erstrecken sich noch gewaltige Ländermassen hinein ins Unbekannte. So sind wir z. B. über einen Strich westlich vom Rudolfsee in einer Ausdehnung von vollen sechs Breitegraden soviel wie gar nicht unterrichtet.

Ueber den wirtschaftlichen, Handels- und Kolonisationswerth der Gegenden, welche der Nil bis Chartum durchströmt, läßt sich ein erschöpfendes und nach allen Seiten hin begründetes, zuverlässiges Urtheil noch kaum abgeben. Die Forschungsreisenden sind zwar geneigt, von paradiesischen Gegenden und hoher Fruchtbarkeit zu sprechen. Indessen muß das erprobt werden.

Zur Zeit der ägyptischen Besitznahme beschäftigte man sich weniger mit solchen Fragen. Eine ruhige, wirtschaftliche Ausbeutung des Landes und deshalb eine unbeeinflußte Schätzung dessen Werthes nach dieser Hinsicht lag damals noch in ferner Zukunft. Seit 1885 konnte davon überhaupt keine Rede mehr sein. Zu läugnen ist jedenfalls nicht, daß der Besitz des obern Nilthals einer jeden Macht, die afrikanische Kolonien hat, wünschenswerth erscheinen muß. Wenn auch wirtschaftlich nicht so viel versprechend wie das Kongoreich, ist der Lauf des obern Nils schon wegen seiner verhältnißmäßig leichten Zugänglichkeit von Norden her politisch wichtig genug, um begehrenswerth zu erscheinen. Es läßt sich ferner nicht läugnen, daß der Beherrscher der Region am obern Nil auf die Bewässerung Aegyptens während der Sommermonate einen höchst bedeutenden, bezw. verhängnißvollen Einfluß ausüben könnte. Thatsächlich wird zur besagten Zeit der Nil unterhalb des großen Schleusenwerkes bei Kairo so seicht, daß ihn ein Mann bequem durchschreiten kann. Das Wasser des Flusses wird nach allen Seiten hin durch die Kanäle den durstigen Pflanzungen zugeführt und häufig ist nicht einmal genug vorhanden. Der Blaue, abyssinische Nil führt im Sommer wenig, der Atbara fast kein Wasser.

Die Hauptader bleibt also immer der Weiße Nil, der seinen Bedarf südlich von Faschoda aus dem Seen- und dem Kirgebiet her erhält. Es würde daher eine Controlle des Weißen Nils in den Aequatorialprovinzen sich zu einer Art Lebensfrage für Aegypten zuspitzen können.

Indessen gehören politische Fragen nicht in den Rahmen der uns gestellten Aufgabe. Die kommenden Jahrzehnte werden uns ja lehren, wie die Entdeckung der Quellen des „Vaters des Segens" von den glücklichen Erben wird verwerthet und wie die Geschenke des „heiligen Nils" sollen vertheilt werden.

Joseph Schwarz S. J.

Ueber den Index der verbotenen Bücher.

Im umgekehrten Verhältniß zur Bedeutung und Wichtigkeit des Gegenstandes hat man vielfach mehr Aufmerksamkeit dem eigentlichen Index der verbotenen Bücher geschenkt als den allgemeinen Regeln oder Decreten, die wir letzthin[1] behandelten. Viel bittere Kritik und manch herbes Wort ist so dem Index zu theil geworden. In der That scheint aber diese harte Beurtheilung zum großen Theil verursacht durch die schiefe Auffassung von Wesen, Zweck und Einrichtung des Index. Mehr als die Sache selbst hat man das Zerrbild im Auge gehabt, das man sich aus dem Index gemacht hatte. Da möge es gestattet sein, eben sein Wesen, seinen Zweck mit seiner Einrichtung ins rechte Licht zu rücken. Sollten dabei auch nicht alle Vorurtheile schwinden, vielleicht gelingt es doch, manch unliebsames Urtheil verstummen zu machen.

I.

Also zunächst: Was ist der Index? Es ist bereits hervorgehoben worden, daß der Index der verbotenen Bücher nicht die ganze kirchliche Gesetzgebung über das Bücherwesen und verbotene Bücher enthält. Diese ist enthalten in den allgemeinen Decreten der Constitution „Officiorum ac

[1] Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift S. 258 ff.

munerum"; damit darf man ihn nicht verwechseln. Daß die Beziehungen des Index zu jenen allgemeinen Bücherverboten und so auch zum Naturgesetz die innigsten sein müssen, ist selbstverständlich. Hier wie dort handelt es sich um verbotene Bücher. Aber nun deshalb jenen Katalog verbotener Bücher und diese Bücherdecrete als identisch ansehen, ist ein erster und Hauptfehler, vor dem selbst gelehrte Forscher bei Beurtheilung und Verurtheilung des Index sich nicht genug gehütet haben. Weder ausschließlich noch auch vorzüglich findet sich das kirchliche Gesetz über verbotene Bücher im Index. Wer sagt: „dieses oder jenes Buch steht nicht auf dem Index, also darf ich es lesen", macht deshalb einen doppelten Trugschluß; denn ein solches Buch kann erstens noch durch die allgemeinen Regeln der Kirche und zweitens vom Naturgesetze verboten sein. Mit andern Worten: bei weitem nicht alle für Glauben und Sitten verderblichen Bücher werden auf den Index gesetzt, auch nicht einmal alle kirchlicherseits verbotenen Bücher. Es wäre dies einerseits bei der Unzahl schlechter Bücher, welche jedes neue Jahr auf den Büchermarkt wirft, einfachhin unmöglich, andererseits unnöthig und überflüssig, da Naturgesetz und allgemeines Kirchengesetz in den meisten Fällen klar genug sprechen, auch wenn der Index schweigt.

Eher verhält sich der Index zu den allgemeinen kirchlichen Bücherverboten — nicht aber umgekehrt diese zu jenen — wie ein integrirender Theil zum Ganzen, obgleich auch diese Begriffsbestimmung nicht bloß der Erklärung, sondern auch der Einschränkung bedürfte. Ganz und gar unrichtig wäre es z. B. demnach, anzunehmen, der Index müsse wenigstens alle die gefährlichsten Bücher enthalten, so daß das Auf-dem-Index-stehen eine Art Gradmesser wäre für die Schlechtigkeit eines Buches. Auch dies wäre immer noch ebenso unthunlich als unnöthig. Der Index müßte jedes Jahr eine ganze Bibliothek von Schund- und Schandliteratur in sich aufnehmen: eine Bibliothek, in der jeder Band das Brandmal der Schlechtigkeit und Verwerflichkeit an der Stirne trüge. Gerade bei den schlechtesten Büchern reden ja Naturgesetz und allgemeines kirchliches Gesetz am deutlichsten. Und damit zerrinnt eine zuweilen gehörte Klage, als wenn Index und Indexcongregation nach dem Recept vorangingen: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Thatsächlich wird der Index für gewöhnlich von den schlechten Büchern nicht gerade die schlimmsten enthalten. Z. B. Werken von Literaten wie Karl Gutzkow und Konrad Ferdinand Meyer, von Naturforschern wie Ernst Haeckel und Ernst Krause (Carus Sterne), von Philosophen wie Ludwig Feuerbach

und Ludwig Büchner, von Theologen wie Ferdinand Christian Baur und Bruno Bauer, deren Name schon ein Glaubensbekenntniß, wenn auch das des Unglaubens, braucht der Index nicht erst zur Warnung den Stempel der Ungläubigkeit oder Unsittlichkeit aufzudrücken. Gibt es doch heute schon Philosophen, deren charakteristische Werke als gemeingefährlich für jede Vernunft erklärt werden müssen von jeder Vernunft, geschweige denn vom Index für gläubige Katholiken.

Schon die geringe Zahl der Bücher, welche auf dem Index stehen, muß davon überzeugen, daß es sich hier weder um die Sammlung aller verderblichen noch auch der verderblichsten von allen handelt. Selbst wenn wir gut rechnen, so kommen in den letzten drei Jahrhunderten durchschnittlich aufs Jahr nur etwa sechzehn verbotene Bücher, welche zudem noch über die verschiedenen Länder der Welt, hauptsächlich Europas, vertheilt werden müssen. Daß da für die einzelnen Literaturen und für die Schriftsteller eines Landes nur sehr wenig abfallen kann, ist wohl mehr als einleuchtend. Wenn man deshalb auch absieht von allem andern und nur die kleine Anzahl der verbotenen Bücher im Auge behält, wundert man sich billig, wie geschworene Inderhasser den Index als eine grausame Folterkammer, die Indexcongregation als den blutdürstigen Herodes ansehen können, der da mit unersättlicher Gier den foetus ingenii der Weisheitsmänner aller Zeiten und aller Lande den Garaus machen wolle. Mit Recht darf man solche Gegner fragen, ob sie wohl jemals den Index zu Gesichte bekommen haben. Damit man also in Zukunft wenigstens nicht länger gegen Windmühlen kämpfe, wollen wir den Feind in seiner wahren Gestalt zeigen.

Das Buch, welches schlechthin Index genannt wird, zählt in alphabetischer Reihenfolge nach bibliographischer Art die Titel derjenigen Bücher auf, die in den letzten drei Jahrhunderten durch kirchliche Sonderdecrete sind verboten worden. Bei jedem Titel oder Buche sollen Art und Tag des Verbotes genau angegeben sein. Von den ungefähr 1900 Schriftstellern und Büchern, welche seit dem tridentinischen Concil bis zum Ende des 16. Jahrhunderts auf den Index gekommen sind, nehmen wir bei dieser Inhaltsangabe mit Fleiß Abstand, weil alle diese nach einer Bestimmung der allgemeinen Decrete in der Neuausgabe des Index nicht mehr sollen aufgeführt werden. Sonach zählt der Index rund 4800 Titel auf. Dabei sind jedoch die 100 bis 120 Verfasser, deren sämtliche Werke in derselben Zeit verboten wurden, als einzelne Nummern miteingerechnet. Das ist der ganze Inhalt, nichts mehr und nichts weniger.

Alle Bücher, welche in dieses Verzeichniß aufgenommen wurden, sind vorher im einzelnen gewissenhaft und mit Verständniß von der zuständigen kirchlichen Behörde geprüft worden. Auf das Ergebniß dieser Untersuchung hin wurden sie alsdann durch besondere Beschlüsse und Entscheidungen verurtheilt entweder durch die Congregationen des heiligen Officium und Index oder in wenigen Fällen durch die Ablaß- oder Ritencongregation oder endlich ausnahmsweise und mit mehr Nachdruck unmittelbar vom Papste selbst. Demnach stellt der Index sich dar als eine Sammlung der einzelnen kirchlichen Urtheilssprüche über verbotene Bücher. Er verhält sich zu den allgemeinen Bücherdecreten ungefähr wie die Sammlung der einzelnen Strafurtheile eines Gerichtshofes zu dem eigentlichen Gesetzescodex. Sache des Gerichtshofes ist es ja, die allgemeine Bestimmung auf einzelne Fälle anzuwenden, besonders in zweifelhaften Fällen zu entscheiden, ob ein Rechtsbruch vorliegt, und nöthigenfalls die Ausführung des Gesetzes zu urgiren.

Was nun die gefährlichen Bücher angeht, so liegt in den meisten Fällen auch für den gemeinen Mann die Sache so klar da, daß es überflüssig wäre, außer den Bestimmungen des Naturgesetzes und Dekaloges sowie der allgemeinen Bücherdecrete noch einen besondern Rechtsspruch der kirchlichen Obrigkeit zu verlangen. Um daher bei der Auswahl der zu verbietenden Bücher so zweckdienlich als möglich voranzugehen, wird der Proceß eines Buches erst begonnen, wenn dasselbe an der zuständigen Stelle in Rom als gefährlich angezeigt wird. Im 10. Kapitel der Constitution „Officiorum ac munerum“ heißt es deshalb ausdrücklich: „Obgleich es Sache aller Katholiken, zumal aller Gebildeten ist, verderbliche Bücher bei den Bischöfen oder beim Apostolischen Stuhle anzuzeigen, so liegt dies doch ganz besonders den Nuntien, den Apostolischen Delegaten, den Ordinarien sowie den Rectoren der gelehrten Hochschulen ob.“ Wohl hat das Wort „Denunciation“ einen übeln Klang, und doch ist jeder Staatsanwalt seinem Wesen nach nichts anderes als ein gut besoldeter Denunciant in hoher Stellung. Vor allem aber sollte man nicht vergessen, daß die Ausübung der Anzeigepflicht für einen Bischof beispielshalber vom Naturgesetz oder seiner Stellung gefordert wird, abgesehen von jener Mahnung in der päpstlichen Constitution. Die Bischöfe als die geborenen Hüter und Schützer von Glauben und Sitten innerhalb ihres Sprengels werden es jedenfalls am besten zu beurtheilen wissen, ob unter den Büchern, die im Bereiche ihrer Hirtengewalt schädlich wirken, solche sind, welche ein

allgemein kirchliches Verbot erheischen oder doch besonders wirksam und nützlich erscheinen lassen, oder ob sie sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln begnügen können. Dementsprechend werden sie als gute Hirten pflichtgetreu handeln müssen. Diese Praxis der Denunciation, es ist wahr, verhindert es, daß aus dem Index ein nach bestimmten Regeln angelegtes bibliographisches Sammelwerk der schlechten Bücher entstehe. Aber der Index ist nicht und will nicht sein eine systematisch geordnete Zusammenstellung schlechter Bücher aus jeder Klasse verbotener Bücher aus den verschiedenen Sprachen und Zeitabschnitten. Dem Index aber deshalb System- und Planlosigkeit vorwerfen, heißt ebensoviel als dem Staatsanwalt zürnen, weil er nicht jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Verbrechen gegen bestimmte Staatsgesetze zur Anzeige bringt, oder ebensoviel als den Gerichtshof beschuldigen, weil er nicht alljährlich Fälle aus allen möglichen Kategorien nach festgesetztem Plane aburtheilt. Der Richter ist auf den Kläger wie dieser auf den Uebelthäter angewiesen. Oder soll man auf Bestellung schlechte Bücher in jeder Sprache, etwa gegen jedes allgemeine Decret eine bestimmte Anzahl schreiben und drucken oder wenigstens ausfindig machen lassen, um so im Index systematisch abschreckende Beispiele aufstellen zu können? Das wird doch im Ernste keiner empfehlen, auch wenn das Ergebniß ein bibliographisch vollkommenes Ganze ausmachen würde.

Hier muß man aber noch dazu in Betracht ziehen, daß ein und dasselbe Buch oder an und für sich gleich verderbliche Bücher durchaus nicht zu jeder Zeit gleich verderbliche Wirkungen haben. Dies hängt eben gar sehr von den Zeitumständen ab. So kann es wohl geschehen, daß das gleiche Buch oder ein ganz ähnliches in einer frühern oder andern Zeitlage angezeigt und verboten werden mußte, während es heute unbeachtet bleibt und deshalb am besten nicht durch Anzeige und Verbot aus der Vergessenheit hervorgezogen wird — mag nun auch ein professioneller Indexkritiker dabei die Anklage erheben, daß im Index heute weiß sei, was gestern schwarz gewesen. Die Einrichtung der Bücherverbote bringt also naturgemäß eine gewisse Systemlosigkeit in den Index hinein. Aber solange das Mittel der Anzeigepflicht das natürlichste und zweckdienlichste ist, obgleich es wie alles Menschliche mißbraucht werden kann, handelt man vernünftig, sich mit dem Guten zu bescheiden, ohne zu viel nach dem Besten zu schielen.

Betrachtet man im Ueberblick die kleine Bibliothek von etwa 5000 Werken aus den letzten drei Jahrhunderten, die sich im Index zusammen-

findet, so gewahrt man allerdings, daß dieselbe weit über ihr Verdienst ist geschätzt worden. Merkwürdig aber ist dabei, daß es gerade die Indexgegner sind, welche den Index und seine Bedeutung in feindlicher Absicht so maßlos hinaufschraubten, noch merkwürdiger, daß man in dem Lager, in dem man dem römischen Index unausgesetzt auffässig ist, gleichzeitig ohne alle Consequenz, aber mit sehr viel Intoleranz trotz aller liberalen Principien Bücher über Bücher verbot, einen Index um den andern schmiedete bis in unsere Tage hinein. Es ist nicht bloß interessant, sondern auch überaus lehrreich, diese Indexgelüste auf liberaler Seite zur Vergleichung und Beleuchtung beizuziehen.

Auf dem römischen Index steht eine anonyme Schrift von Barbier d'Aucourt, die den Titel führt: Onguent à la brûlure ou le secret pour empêcher les jésuites de brûler les livres. Der Verfasser ergeht sich hier in beiläufig 2000 Versen satirisch über die Jesuiten wegen der Unterdrückung jansenistischer Bücher. Als aber gerade 100 Jahre nach Erscheinen jenes Werkchens endlich das zu Häupten der Jesuiten zusammengezogene gallikanisch-jansenistisch-ungläubige Gewitter niederprasselte, da zündete auch alsbald ein Blitzstrahl den Scheiterhaufen an. Durch Beschluß des Pariser Parlaments vom 6. August 1761 wurden 24, unter dem gleichen Datum des folgenden Jahres auf einmal 163 Bücher von Jesuiten verboten als aufrührerisch, die christliche Moral zerstörend, eine mörderische und abscheuliche Lehre enthaltend. Sie sollten samt und sonders von Henkershand zerrissen und verbrannt werden. Es waren Bücher, zum guten Theile schon ein und zwei Jahrhunderte alt. Natürlich werden die Todfeinde des römischen Index dies Pariser Verfahren dem römischen gegenüber als besonders human, weise, milde, freisinnig preisen! Nichtsdestoweniger und obgleich man in demselben Frankreich unaufhörlich Bücher verfolgte, Bücher verbot, so daß man aus den Jahren 1814—1847 einen Index von weit über 500 Nummern zusammenstellte, nannte man dennoch 1865 hinwiederum zu Paris in öffentlicher Senatssitzung die ganze römische Indexcongregation kurzweg die Incarnation des Despotismus. Aber schon 1882, im Zeitalter der Preßfreiheit, in der Domäne des Liberalismus sieht sich der Minister Goblet genöthigt, in edlem Wetteifer mit der kirchlichen römischen Behörde einen Gesetzentwurf gegen die Pornographie ausarbeiten zu lassen. Welches Schicksal auch immer dieser Entwurf gehabt haben mag, er beleuchtet grell die Segnungen der Preßfreiheit zugleich mit dem liberalen Wechselbalg nicht zu Ungunsten des römischen Index. Frankreich

steht nicht allein da. Als in der Glühhitze des Culturkampfes der Liberalismus im Namen der Freiheit und Bildung gegen römischen Geistezwang stritt, da waren es dieselben Machthaber, die mit dem Socialistengesetze von 1878 auch der socialistischen Literatur zu Leibe gingen und dazu auch einen eigentlichen Index socialistischer Schriften ins Leben riefen. Dieser Index des Deutschen Reiches zählt heute bereits über 800 Nummern. Eine solch reiche Beute hat Rom in so wenigen Jahren nicht einmal auf allen Gebieten der Wissenschaft und in allen Ländern zusammengebracht; in so kurzer Zeit hat Rom nie so viele Bücher auf den Index gesetzt. In Neu-Italien aber, dem dritten Mittelpunkte der Volksbefreiung, schmachten immer noch gleich gemeinen Sträflingen, und zwar seit Monaten schon, eine Reihe von Journalisten, darunter wahre Ehrenmänner, im Gefängnisse als Opfer des neuesten italienischen Index, den man eigens ad hoc im Ministerium Rudini-Zanardelli geschaffen. Man sieht es allenthalben, das Ideal von der freien Presse, dem freien Wort, dem freien Gedanken erblaßt gar sehr in der prosaischen Wirklichkeit. Und jedenfalls bilden diese neumodischen liberalen Indices den besten Hintergrund für den römischen. Von jenen hebt sich dieser immer noch ab wie ein Bild von dem Zerrbild. Die giftigen Pfeile aber, welche man aus dem Lager der Gedankenfreiheit auf den römischen Index abschießt, prallen ab und zurück: sie treffen den unvorsichtigen Schützen.

II.

Oben wurde eine gewisse Systemlosigkeit im Index, die eben aus dessen Wesen und Natur sich von selbst ergeben muß, zugestanden. Aber man darf sich denselben nun dennoch nicht als ein durch lauter Zufälligkeiten ziel- und planlos zusammengewürfeltes Ganzes vorstellen, in dem die 24 oder 25 Schutzmänner des Alphabets mit Mühe irgend eine äußere Ordnung halten. Ohne Plan ist der Index nun doch nicht! Um das klar zu sehen, müssen wir auf sein *innerstes* Wesen zurückkommen, müssen seinen *Zweck* ins Auge fassen.

Im allgemeinen hat der Index den gleichen Zweck wie die Decreta generalia der Constitution über das Bücherwesen. Beide, allgemeine und besondere Decrete, sollen und wollen Glauben und Sitten, wo man dieselben in Büchern angreift oder gefährdet, schützen und vertheidigen. Die Bücherverbote sind ein Mittel der kirchlichen Hirtengewalt, um die Herde Christi vor ungesunder und giftiger Weide zu bewahren. Kann man jene

allgemeinen Decrete Warnungstafeln vergleichen, die auf unheilbringende Weideplätze aufmerksam machen, so ist das Indexverbot der väterliche Zeigefinger, der, um zu warnen, auf ganz bestimmte Gräser oder Kräuter, Blüthen oder Blumen der geistigen Wiese hindeutet und, wenn nöthig, sich hebt, um zu drohen. Schon aus diesem Vergleiche ist es klar, daß Indexverbote um so eher angebracht sind, je mehr solch eine Giftblume schillert und gleißt, je schwerer es hält, sie von unverfänglichen, heilwirkenden Blüthen zu unterscheiden, je weniger sie mitten auf sonst gesunder Trift als gefahrbringend geahnt oder erkannt wird, je argloser der Gärtner selbst sein mag, der sie vielleicht wie ein Arzneikraut oder eine Wunderblume gepflanzt hatte.

Der Index verfolgt demnach nicht den Zweck, die Verfasser der verbotenen Bücher an den Pranger zu stellen, er ist seinem innersten Wesen nach nicht zur Strafe der Schriftsteller, sondern zum Schutze der Gläubigen eingerichtet. Damit fällt auch ein herber Tadel, den man gegen den Index zur Zeit des Vaticanischen Concils[1] erhoben hat. Unwürdig sei es, meinte man, und nicht zu dulden, daß im Index neben gemeinen Pamphletisten und unsaubern Romanschriftstellern berühmte Namen, Koryphäen der Wissenschaft mit ihren Werken wie Brüder erschienen. Nebenbei sei bemerkt, daß derartige Klagen von eben jenen Leuten kommen, die ein andermal und für gewöhnlich die Indexverbote glauben verachten zu müssen und vorgeben, es sich zur Ehre zu rechnen, auf dem Index zu stehen inmitten der Elite des Genies, das da von rückständigen italienischen Priestern nicht verstanden und nicht gewürdigt werden konnte. In Wirklichkeit kann aber nur Gelehrtenstolz, der sich für noch mehr als unfehlbar hält, sich diffamirt fühlen, sobald man ihn auf Fehler und Irrthümer aufmerksam macht. Jeder Wahrheit und Glauben liebende Geist müßte der Kirche Dank wissen, daß sie ihn durch ein Indexverbot auf das Schiefe, das Gefährliche, das Unrichtige, kurz auf den wunden Punkt aufmerksam macht. Denn wenn irren menschlich ist und im Irrthum beharren teuflisch, dann zeugt demüthiges, aufrichtiges Geständniß des eigenen Irrthums vom wahrsten Adel des Geistes. Männer wie Fénelon waren dessen fähig! Und solange katholischer Glaube nicht bloß den Verstand aufklärt, sondern auch Seele und Herz veredelnd durchdringt, wird es bei katholischen Gelehrten nicht an solchen Bei-

[1] Cf. Coll. Lac. VII, 1175.

ſpielen des Heroismus der Demuth und Wahrheit fehlen, auch nicht i
unſern Tagen.

Außerdem weiß jedermann, daß von den Büchern, welche auf de
Index ſtehen, nicht alle gleichwerthig, nicht alle aus demſelben Grun
verboten ſind. Im übrigen — und das verdient hier hervorgehoben
werden — iſt es viel wichtiger und zweckdienlicher, die Gläubigen geg
Bücher mit klingendem Namen, ob dieſelben nun mit oder ohne Wiſſ
und Willen ihrer Verfaſſer Ungeſundes oder gar Giftiges bergen,
ſchützen, als gegen die Schmutzpreſſe, vor welcher ein jeder, der wi
ſich ſelbſt ſchirmen kann. Wollte man alſo Namen ſtreichen in dem V
zeichniß der verbotenen Bücher, es kann kein Zweifel ſein, welche ſteh
bleiben müſſen.

Der Index bezweckt zweitens durch ſeine Verbote nicht, mit unfeh
barer Autorität über die Doctrin eines Buches zu richten. Denn d
Bücherverbote, obgleich alle vom Papſte gutgeheißen, gehen nicht von ih
und ſeinem unfehlbaren Lehramte aus. Wo der Papſt es für gut hä
mit ſeiner Unfehlbarkeit die Lehre eines Buches als häretiſch zu kennzeichne
kann er das gewiß thun, und es finden ſich im Index dafür Beiſpiel
aber an und für ſich enthalten die Bücherverbote des Index als ſol
nicht eine dogmatiſche Entſcheidung im engern Sinne des Wortes über d
in den Büchern vorgetragene Lehre. Natürlich iſt es nicht ausgeſchloſſe
daß eine ſolche Glaubensentſcheidung über die Lehre eines verbotenen Buch
noch nebenher erlaſſen wird. Es verſteht ſich auch ganz von ſelbſt, da
wenn z. B. ein rein theologiſches Werk mit neugearteter Doctrin, n
neuem Syſtem, wenn auch noch ſo epochemachend und bahnbrechend h
vortritt und nun vom Index als verboten bezeichnet wird, die Fol
rungen über die Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit, die Gefährlichkeit od
Ungefährlichkeit einer ſolchen Neuerung in der Lehre auf der Ha
liegen. Dieſe unberückſichtigt laſſen oder umgehen wollen, hieße Vog
ſtraußpolitik treiben nach Art der Anhänger des Janſenius in frühe
Zeiten, nach Weiſe der Hermeſianer in unſerem Jahrhundert. Solan
der Papſt nicht als unfehlbarer Lehrer über ein Buch, eine Lehre u
theilen will, bleibt das Decret, welches derſelbe Papſt als oberſter Vo
ſteher jeder Congregation namentlich gutheißt und veröffentlichen läßt,
vollen Würden, d. h. es iſt für gelehrt und ungelehrt der ſicherſte Wi
weiſer in der Glaubens- und Sittenlehre, nach dem jeder gläubige Kathe
vorangehen muß.

In erster Linie sind diese Verbote, wie schon das Wort sagt, disciplinare Vorschriften. Es ist jedoch für jeden Gläubigen nicht bloß moralisch einzig richtig, sondern auch intellectuell einzig vernünftig, sich diesen Vorschriften im Gehorsam zu fügen. Nicht den Professoren der Hochschulen, nicht den Gelehrten und Schriftstellern, sondern der Kirche übertrug Christus die Hirtengewalt. Ihr allein liegt es ob, nach ihrem Ermessen die Gläubigen auf gute Weide zu führen und vor giftiger, gefährlicher Nahrung sicherzustellen. Jedoch schon anderswo[1] wurde über die Vernünftigkeit und die Berechtigung der kirchlichen Bücherverbote ein mehreres gesagt.

Daß es sich bei den Bücherverboten an und für sich nicht um eine unfehlbare Lehrentscheidung handelt, geht am klarsten daraus hervor, daß auch eine Anzahl von Büchern auf dem Index steht, bei denen gar nicht die Rede sein kann von falscher, irriger oder gefährlicher Doctrin. Es sind Bücher, die nicht durch irgend einen Paragraphen der allgemeinen Bücherdecrete, streng genommen auch nicht durch eine Bestimmung des Naturgesetzes des Dekaloges, sondern einzig durch das positive Gesetz des Index verboten sind. Auch bei diesen gilt die Pflicht des Gehorsams gegenüber dem Verbote wie bei allen andern. Daraus ersieht man nebenher, daß, wie wir oben schon andeuteten, der Index nicht schlechthin ein Theil der allgemeinen Decrete genannt werden kann. Stellenweise geht er über dieselben hinaus. Es kann das aber keinen befremden, der sich die Gründe des Verbotes solcher Bücher an einzelnen Beispielen vorführt. Auf dem Index stehen wenigstens heute noch einige Bücher, welche in frühern Jahren zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß Mariä geschrieben wurden. Verboten wurden sie seinerzeit nicht der Sache wegen, sondern um der Art und Weise der Vertheidigung willen, welche die wissenschaftlichen Gegner und überhaupt den Frieden innerhalb der Kirche schwer verletzen mußte. So kann es zu jeder Zeit, auch nach Veröffentlichung der Constitution „Officiorum ac munerum", Bücher geben, die ein Verbot nothwendig machen, weil sie eben zum schweren Schaden des Gemeinwohls Zwietracht säen und Aergerniß geben, obgleich sie nicht durch die Constitution verboten erscheinen.

Nehmen wir an, es schriebe heute jemand einen katholischen Katechismus. Er setzt darin die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche aus-

[1] Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift S. 259 ff.

einander, ſchweigt aber vollſtändig von der Unfehlbarkeit des Papſtes. Ein anderer gibt für den Elementarunterricht Leſeübungen heraus. Darin wird viel, beinahe pietiſtiſch rührend, geredet über die Natur und Gott, Gott und die Natur. Man findet keinen Satz darin, welcher auf einen perſönlichen Gott, viel weniger auf den Erlöſer, den Gottmenſchen hinwieſe. Ein Pantheiſt vom reinſten Waſſer würde auch ſo ſchreiben können. Es ſind das keine Fälle und Beiſpiele, vom Mond geholt. Von den allgemeinen Regeln läßt ſich ſchwerlich eine gegen derartige Bücher deuten. Ja es geht überhaupt kaum an, eine allgemeine Regel zu erfinden, die ſolche Bücher verböte, weil dieſelbe für einen Geſetzesparagraphen zu vieldeutig, zu elaſtiſch werden müßte. Gleichwohl werden alle darin übereinſtimmen, daß beſonders bei der Beſtimmung jener Bücher als Schul- und Unterrichtsmittel ein Verbot derſelben nur zu gerechtfertigt wäre. Man kann zugeben, daß keine Nothwendigkeit beſteht, ſolche und ähnliche Bücher auch dann noch länger im Index aufzuführen, wenn der Grund, die Urſache des Verbotes, weil eben zeitweilig, jetzt längſt verſchwunden und vergeſſen iſt. Wenn man andererſeits Büchlein und Schriftchen aus frühern Jahren im Index findet, deren Stoff abſeits von Glauben und Sitten zu liegen ſcheint, deren Titel keine Spur von Gefährlichkeit verräth, ſo handelt der dennoch zum mindeſten ſehr voreilig und unklug, welcher da gleich die Indexcongregation beſchuldigt, Mücken zu ſeihen und Kamele zu verſchlucken oder in fremdem Revier zu jagen. Um ſich ſo etwas herausnehmen zu dürfen, müßte man vorher doch wohl genaue Einſicht in die Acten des Indexarchivs und die Urſachen des Verbots genommen haben.

Der Bücher, von denen wir hier reden, gibt es jedoch im Index verhältnißmäßig nur wenige, ſie bilden durchaus nicht den Haupt- und eigentlichen Inhalt desſelben. Im Verbote dieſer Bücher beſteht daher auch nicht der Hauptzweck und die Hauptwirkſamkeit des Index. Der Index will auf ſeine Weiſe in ſeinem Bereiche nach Kräften mitarbeiten an der Reinerhaltung von Glauben und Sitten. Daß aber hier der Index ſeine Schuldigkeit gethan, das bezeugt ihm der Groll ſeiner Gegner. Auch ſie geben zu, daß es keine wiſſenſchaftliche oder religiöſe Strömung von einiger Bedeutung in dieſen letzten Jahrhunderten gegeben, wofern ſie in Büchern oder Schriften greifbare Geſtalt annahm und das Gebiet des Glaubens und der Sitten feindlich ſtreifte, ohne ihre Spuren im Index zurückzulaſſen. Rom hat mit ſeinem Index zu all dieſen gefährlichen

geistigen Bewegungen früher oder später Stellung genommen und dieselben durch die Bücherverbote entweder im Keime unterdrückt oder doch jedenfalls die Gläubigen dadurch über Wesen und Bedeutung jener Tendenzen aufgeklärt.

Wer eine sachgemäße Geschichte des Index schreiben wollte, müßte das Wirken desselben auf diesen Wegen verfolgen und zeigen, wie gegen all die antikirchlichen und antikatholischen Strebungen des Protestantismus und Jansenismus, des Gallicanismus und Regalismus, Quietismus und Spiritismus, ungläubiger Philosophie und Freimaurerei, Deismus und Rationalismus, Communismus und Socialismus der Index mitgekämpft hat. Ja wenn wir heute von manchen religiösen Kämpfen nichts mehr wissen und haben als das Erinnerungszeichen im Index, so gereicht dies dem letztern wahrlich nicht zur Schmach. Zuweilen gab der Index das Signal zum Kampfe, indem er auf den noch im Dunkeln schleichenden Feind aufmerksam machte. Ein andermal lockte er den Arglistigen aus seinem Hinterhalt und zwang ihn durch das klare Verbot, offen Farbe zu bekennen. Ein drittes Mal und öfters entschied er den lange hin und her wogenden Kampf zu Gunsten der Wahrheit und des Glaubens. Nicht selten bewahrte der Index dadurch einen Gelehrten vor schwerem Irrgange ins Labyrinth, öfter noch dessen Leser und Schüler vor verführerischen Irrsternen. Auch hieraus ersieht man, daß es nicht so sehr Aufgabe des Index ist, ein Buch oder gar einen Schriftsteller zu verdammen, als vielmehr durch das Verbot und die Verurtheilung des Buches zugleich belehrend und schützend zu wirken.

Das aber wird hinwiederum nicht so sehr dort vonnöthen sein, wo Häresie und antikatholische Tendenzen sich förmlich aufdrängen, als vielmehr da, wo unter katholischem Namen und katholischer Flagge glaubens- und kirchenfeindliche Ziele bewußt oder unbewußt verfolgt werden. Leicht erklärlich ist es andererseits, daß infolgedessen der ganze Liberalismus mit seinen rom- und kirchenfeindlichen Strebungen wie ein Wespenschwarm jedesmal sich gebärdet, sobald Rom es gewagt, durch ein Bücherverbot Klarheit zu schaffen. Das Gesagte ließe sich leicht durch Beispiele treffend beleuchten. Der Kürze halber deuten wir nur hin auf das Verbot der hermesianischen Schriften. Gerade in solch zweifelhaften, durch das Parteigezänke noch überdies verworrenen Fällen und Fragen haben die Bücherverbote für gewöhnlich wie ein reinigendes Gewitter befreiend gewirkt und den Katholiken Sicherheit und Klarheit gegeben.

In dem bunten Gemisch von gelehrten Werken aus den verschiedensten Wissenszweigen, von Büchern, großen und kleinen, Schriften und Schriftchen, Zetteln und Blättern, in dem sich Uebersetzungen der Heiligen Schrift neben schmutzigen Romanen, Werke von Kirchenvätern neben Pamphleten, Naturwissenschaft und Geschichtskunde neben Gebetbüchlein und Ablaßzetteln alphabetisch aneinander gereiht zusammenfinden, gibt es System und Ordnung. Man muß nur die Bücher auf dem Hintergrund der kirchengeschichtlichen Wirren und der jedesmaligen Zeitlage betrachten, man muß den allgemeinen, den Hauptzweck des ganzen Index und den besondern Grund bei Verurtheilung eines jeden Buches ins Auge fassen, und die Planlosigkeit verschwindet. System liegt nicht in den Büchern und nicht in den Titeln derselben, wohl aber in den Verboten bestimmter Bücher zu bestimmter Zeit. Das ist Aufgabe und Zweck des Index, wie seine Natur, sein Wesen nicht Bibliographie ist, sondern Sammlung der einzelnen Urtheilssprüche über verbotene Bücher zur Belehrung und zum Schutze der Gläubigen. Wie segensreich der Index dadurch im Laufe der Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte mitgearbeitet, darf man nicht beurtheilen nach der vielleicht nicht immer lautern Absicht bei der Anzeige eines verderblichen Buches, auch nicht nach den Intriguen, die in oder um Rom spielen mochten, um die kirchlichen Censoren für oder gegen ein Buch oder dessen Verfasser zu beeinflussen, viel weniger nach den Mängeln und Fehlern der Redaction des Index, wohl aber und allein nach dem regen Antheil, den er zu jeder Zeit an der Vertheidigung des Glaubens und der Sitten genommen durch erfolgreiche Bekämpfung glaubensfeindlicher und sittengefährlicher Bücher auf allen Gebieten. Verlangt man mehr, will man den Geist, die Tendenz zeigen, welche das ganze Wirken der Indexcongregation durchdrungen und geleitet hat, so darf man nicht leichtgläubig die Vertheidigungs- und Entschuldigungsreden der vom Bücherverbot Betroffenen oder ihrer Anwälte für bare Münze nehmen, man muß neben den Büchern selbst die Archive der römischen Congregationen zu Rathe ziehen, und hier ebensosehr und noch mehr die Verhandlungen über die Bücher, welche geprüft wurden und nicht auf den Index kamen, als über diejenigen, welche verurtheilt wurden. Einzelne Proben solcher Verhandlungen, welche auf irgend eine uns nicht bekannte Art und Weise in römische Bibliotheken verschlagen wurden, legen gutes Zeugniß ab und bestätigen, daß auch hier nicht inquisitorische Verfolgungssucht, sondern weise Mäßigung und freisinnige Weitherzigkeit vorherrscht.

Wir könnten hiermit das, was wir über Wirksamkeit und Zweck des Index zu sagen haben, abschließen. Doch Contraste wirken, und auch dem Gegner soll man das Wort nicht abschneiden. Hören wir also den Erguß einer wissenschaftlichen Zeitschrift Jung-Italiens aus letzter Zeit.

„In Italien gibt es einzelne Bibliotheken ohne jeglichen Katalog, jeden Index. Zum Ersatz haben wir einen Index ohne Bibliothek, es ist eben der Index der verbotenen Bücher. Welch großartige, welch erhabene Bibliothek, welch Monument könnte man da der Kunst und Wissenschaft, die im Streite liegen mit Reaction und der Gewaltthätigkeit, auf den Spuren dieses Index errichten, in dem sich die ganze Geschichte der Verfolgung des menschlichen Gedankens findet! Diese große Bibliothek würde die merkwürdigste bibliographische Sammlung der Welt sein und der beste Leitfaden für eine mit Documenten belegte Geschichte der Verfolgungen, der clericalen Hemmnisse und Hindernisse, die dem freien Gedanken unheilvoll den Weg verlegten. Kein Wagemuth noch so hehr, keine Intuition des Genies auf dem Gebiete der Moral oder der Natur, keine edle Empörung des Geistes gegen den Zwang ist dieser Censur entgangen! Man möchte glauben, daß der Geist der Reaction sich die Jahrhunderte hindurch abgemüht habe, uns den Katalog der schönsten Bibliothek zu schaffen, welche das freie Italien als ein Monument dem Genie errichten kann."

Am 16. October 1897 noch konnte man diesen Hymnus auf den Index zu Rom in der Nuova Antologia lesen. Wenn derselbe jeden, der den Index auch nur oberflächlich kennt, mehr zum Lächeln als zum Widerspruch reizt, so ist das nicht unsere Schuld, aber der Leser hat so wenigstens einen Geschmack und eine Ahnung von dem, was man liberalerseits aus dem Index hat machen wollen. Und so wird er besser verstehen und eher würdigen, was oben zur Charakterisirung des Index beigebracht wurde. Dabei sieht er auch, daß nicht alle Gegner dem Index Planlosigkeit zur Last legen. Obendrein wollte es die Ironie des Schicksals, daß im Schoße derselben Regierung Jung-Italiens, als eben der obige Artikel und Plan an sie herantrat, fast gleichzeitig eine förmliche „Verfolgung des freien Gedankens" im großen Stile ins Werk gesetzt wurde, die mit vollständiger Unterdrückung verschiedener Zeitungen und schweren Gefängnißstrafen endigte. Eines der angesehensten, bestredigirten Blätter Italiens, die Unità cattolica in Florenz, vom Papste selbst hochgeschätzt, traf gleiches Los und zwar, weil sie „schuldig befunden" ward „bitterer Ironie gegen einen Bischof".

III.

Ueber die äußere, mehr bibliographische Einrichtung des Index viele Worte zu verlieren, lohnt sich gegenwärtig nicht. Man erwartet eben eine veränderte Neuausgabe desselben. Erscheint dieselbe, so läßt sich das hier Fehlende leicht und mit mehr Sachkenntniß nachholen. Zwei Bemerkungen sollen jedoch hier nicht unterdrückt werden. Die erste betrifft den praktischen Nutzen jeder Buchausgabe des Index überhaupt; die andere hat die redactionellen Fehler und Mängel der frühern Ausgaben des Index im Auge.

Schon vorhin wurde angedeutet, daß der Index seinem Hauptzwecke entsprechend mehr ein juristisches als ein bibliographisches Werk ist. Es kommt deshalb nicht so sehr darauf an, die durch Sonderdecrete verbotenen Bücher mit der Akribie des Bibliophilen beschrieben zu sehen. Es thut nicht noth, Auflage, Ort und Jahr des Druckes zu verzeichnen, es sei denn, daß eine bestimmte Auflage oder Ausgabe des Buches verboten ist und nur diese. Da für gewöhnlich aber mit einem Werke dessen sämtliche Auflagen sowie alle Uebersetzungen desselben als verboten gelten, könnten derartige bibliographische Angaben nur verwirren. Es ist auch nicht vonnöthen, betreffs des Verfassers eines Werkes uns weitere biographische Notizen über seine sociale Stellung und Wirksamkeit zu geben, zumal ja nicht der Verfasser verurtheilt, sondern sein Buch verboten ist. Nothwendig aber muß man uns in der Indexausgabe mit dem genauen Sinn des Decretes der Verurtheilung den Titel des Buches so bestimmt, so genau und so ausführlich geben, daß keine Unklarheit und keine Verwechslung statthaben kann. Alle bibliographischen Regeln, welche hierzu nützlich sind, müssen angewendet werden, damit auch der Laie ohne Mühe sofort sehen kann, ob ein Buch, das in Frage kommt, durch den Index verboten ist oder nicht.

Damit kämen wir zur zweiten Bemerkung, die schon deshalb gemacht werden muß, damit man uns nicht der Voreingenommenheit für den Index beschuldige. Die Hauptausstellungen nämlich, welche man berechtigterweise am Index machen kann, betreffen und treffen eben die Redaction der Indexausgaben, wofür man jedoch nicht so ohne weiteres die ganze Kirche Gottes und nicht einmal die ganze Indexcongregation kann haften lassen. Dieser Mängel und Fehler sind nicht wenige. Aber obgleich wir dieselben ziemlich im einzelnen aufzählen könnten, hat es keinen Zweck, dies hier zu

thun, zumal die kirchliche Behörde dieselben rückhaltlos eingesteht. Gereichen die vorhandenen Fehler den Indexredacteuren nicht zur Ehre, so gereicht es uns jetzt zur Freude, daß gerade hier Wandel geschaffen wird. Leo XIII. kündigt ja in seiner Constitution eine Neuausgabe des Index an, durch die den gerechten Anforderungen Genüge geschehen solle.

Freund und Feind diesseits der Alpen haben die Schuld an den gerügten Fehlern italienischer Nachlässigkeit und Sorglosigkeit in die Schuhe geschoben. Wahr ist auch, daß es wohl Italiener gewesen sein werden, welche den Anlaß zu den Klagen gegeben haben. Man darf aber dennoch nicht zu einseitig hier vorangehen, gleich als ob es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, daß so etwas auch bei uns Germanen und Angelsachsen vorkomme. Geht doch, um ein Beispiel zu bringen, gerade in den letzten Monaten aus und über London folgende heitere Nachricht durch die Tagesblätter: „... Eines der nationalen Institute, auf das der Brite ungeheuer stolz ist und das er als eine Besonderheit seines Vaterlandes betrachtet, ist die große kunstgewerbliche Sammlung des Kensington Museum. Vor längerer Zeit sah man sich veranlaßt, eine besondere Commission zu ernennen, die eine genaue Untersuchung der Verhältnisse dieses Instituts vornehmen sollte. In der Sammlung von echten Schilda-Stücklein, welche diese Commission zusammengebracht hat, wird zunächst verzeichnet, daß der Katalog für eine historische Sonderausstellung von Möbeln zwei Monate nach Schluß dieser Ausstellung fertiggestellt wurde. Geradezu unglaublich ist die Unwissenheit, die sich in den Arbeiten des Bureaus offenbart. Das South Kensington Museum hat eine stattliche Bibliothek, die Beamten aber, die mit dem Catalogisiren und mit der Verwaltung dieser Bücherei betraut sind, scheinen von ihrem Berufe so gut wie nichts zu verstehen. Das holländische Wort Deel (Theil), das auf den einzelnen Bänden von Werken verzeichnet war, ist in dem Kataloge als Autorname verwendet worden. Ein schlechthin regelmäßiger Fehler ist die Verwechslung zwischen dem Namen des Autors und seinem Geburtsorte. Bekanntlich tragen die Bücher des 15. und 16. Jahrhunderts gewöhnlich den Namen des Verfassers in Verbindung mit dem Orte seines derzeitigen Aufenthaltes oder seiner Geburt. Die Bibliothekare des South Kensington Museum haben in solchen Fällen den Namen als den Vornamen eingezeichnet und den Ort als den Autornamen. Natürlich ist es bei solcher Art der Controlle nicht zu verwundern, daß die Bibliothek von Duplicaten strotzt. Eine andere Entdeckung machte man in der Abtheilung Zeitungen und Zeitschriften. In dieser Sammlung

wird die Uebung beobachtet, die manchmal sehr umfangreichen Inseratentheile abzutrennen, da man Anzeigen nicht in die wissenschaftliche Bibliothek aufzunehmen geneigt ist. Bei der Untersuchung ergab sich nun, daß diese abgetrennten Inseratentheile in Maroquin mit Goldschnitt eingebunden waren, während ein großer Theil des wissenschaftlichen Inhalts der Zeitschrift vermuthlich weggeworfen worden war. Man fand zwei und drei solcher Prachtbände, die nichts enthielten als Inserate. Eine Musterleistung von Unwissenheit und Ungeschick bietet der Katalog der Porträts in Stahlstichen, der von einem Vetter des Bibliothekars angefertigt ist. Die historischen Noten wirken einfach humoristisch, und das Verständniß, das der Verfasser von seiner Aufgabe hatte, kann daraus bemessen werden, daß er einem Ringkämpfer, der öffentlich auftrat, eine ganze Biographie widmete, während Lord Beaconsfield sich mit der erschöpfenden Charakteristik ‚conservativer Politiker' zu begnügen hatte. Das Honorar, das dieser tüchtige Custos erhielt, wird nicht genannt; wohl aber hat die Commission herausgebracht, daß er für die Correctur seiner Abzüge zwei Guineen per Tag beanspruchte."[1] Wir möchten es den italienischen Indexredacteuren aus frühern Zeiten nicht rathen, nunmehr Steine auf die angelsächsische Rasse zu werfen. Wenn man aber immer von neuem ihnen ihre „romanische Minderwerthigkeit" wegen der Fehler im Index sollte unter die Augen rücken, dürften sie dennoch berechtigt sein, durch den Humor über die obengeschilderte angelsächsische Musterleistung sich einigermaßen schadlos zu halten. Jedenfalls läßt der Londoner Index mit seinen Ungeheuerlichkeiten den römischen noch immer weit, weit hinter sich zurück.

Und so nehmen wir dermalen Abschied vom Index, nicht ohne den stillen Wunsch, die von Leo XIII. angekündigte Neuausgabe möge bald erscheinen und auch die Indexgegner befriedigen.

[1] „Köln. Volksztg." Nr. 708, 17. August 1898.

Joseph Hilgers S. J.

Worauf es in dem Streit zwiſchen Unglauben und Glauben zuvörderſt ankommt.

Unſere Schuld iſt es nicht, wenn auf die Frage der Ueberſchrift nächſt eine ſehr banale Antwort erfolgen muß. Sie lautet: Es handelt h vorab darum, was Glauben bedeutet.

Leſſing ſchreibt: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man it dieſem Worte ſagen wollte.“ [1] Bis zum heutigen Tage hat der Unaube es nicht einmal zu verſtändnißvoller Würdigung deſſen gebracht, as wir Glauben heißen.

Paulſen ſpricht öfters und eingehend vom Glauben, dem er, wie wir rn und freudig anerkennen, zu einigem Rechte verhelfen möchte. Nirnds fanden wir aber in ſeinen Schriften das Glauben im eigentlichen inne berückſichtigt, die Verſtandeszuſtimmung zu dem Inhalt glaubhafter ugenausſage: „jemandem etwas glauben“. Der chriſtliche, der kathoche Glaube iſt Glauben in dieſem Sinne und andernfalls vollkommen verſtändig und unverſtändlich.

Zugleich ſcheint der Unglaube auch über ſich ſelbſt ſehr lange Zeit angelhaft orientirt geweſen zu ſein. Daß er nur ein Pſeudonym für Glaube“ iſt, für einen andern, angeblich „neuen“ Glauben, ward von inen Vertretern ſehr langſam eingeſehen oder zugeſtanden. Allmählich er bricht ſich die Einſicht Bahn, auch im Unglauben gehe es durchaus icht ohne Glauben. Zugleich wird es unverſtändlicher als je, „was ſie it dieſem Worte ſagen wollen“.

Sogar E. Haeckel ſpricht in ſeinem „Glaubensbekenntniß“ von „naturiſſenſchaftlichen Glaubensſätzen“ [2]. Als Beiſpiel gibt er unter anderem ie Urzeugung an, den Glauben an den thatſächlichen Urſprung der Lebeeſen aus unbelebtem Stoff. In bündigſter Kürze formulirt er den Unterſchied zwiſchen derlei Glaubensſätzen und den „kirchlichen Glaubensätzen oder religiöſen Dogmen“ [3]. Letztere ſeien entweder „reine Dichungen“ „ohne jeden empiriſchen Beweis“, oder „einfach unvernünftig“, dem Cauſalgeſetz widerſprechend“.

[1] W. W. Hempel 18, 131.

[2] Der Monismus als Band zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft (7. Aufl. 898) S. 9. 37. [3] Ebd. S. 37.

Wir überlassen es andern, sich mit der artigen Eintheilung in reine Dichtungen und einfache Unvernunft abzufinden. Vom allgemein menschlichen Standpunkt aber ist es merk- und denkwürdig, daß Haeckels citirtes „Glaubensbekenntniß" 1898 in siebenter, verbesserter Auflage erschienen ist.

Haeckel sagt von dem Glaubensartikel „Urzeugung", er sei naturwissenschaftlicher Glaubenssatz; Haeckel sagt von den naturwissenschaftlichen Glaubenssätzen, sie ständen im Gegensatz zu den kirchlichen Glaubenssätzen, welch letztere ohne empirischen Beweis seien und dem Causalgesetz widersprächen. Haeckel behauptet also von der Urzeugung, sie habe empirische Beweise und sei dem Causalgesetz gemäß.

Nun ist es aber durchaus notorische Thatsache, daß die Urzeugung zwar ohne die leiseste Spur eines empirischen Beweises ist, ihr aber dafür Berge empirischer Gegenbeweise entgegenstehen. Hier gähnt uns allerdings ein klaffender Widerspruch zwischen Wissen und Glauben an, zwischen naturwissenschaftlichem Wissen und ungläubigem Glauben. Nicht besser ist die behauptete Uebereinstimmung der Urzeugungsglaubenslehre mit dem Causalgesetz. Daß das Leben einzig und allein aus seinem Nichtvorhandensein als seiner Ursache abgeleitet, diese Ableitung als schöner Ausdruck und entsprechende Anwendung des Causalitätsgesetzes der Bildungsmenschheit dargeboten wird, diese endlich bis zur siebenten Auflage danach begierig verlangt, vermögen wir lediglich als ein erheblich großes psychologisches und culturelles Phänomen zu begutachten.

Neuerdings hat E. Haeckel versucht, seine „naturwissenschaftlichen Glaubenssätze" im Sinne des „Glaubens an historische Thatsachen" umzudeuten oder fortzubilden, in welchem Kampf ums Dasein die gesunde Vernunft wiederum blaue Wunder erlebt und die arme Logik neue Knochenbrüche erleidet.

Keine vage Hypothese, sondern „historische Thatsache" sei die Abstammung des Menschen von „ausgestorbenen Primaten", Herrenthiere werden sie auch zuweilen genannt, wahrscheinlich um der „Herrenmoral" keinen Zweifel darüber zu lassen, woher auch sie abstamme. Da nun alle historischen Thatsachen geglaubt werden, braucht man sich gar nicht zu schämen, wenn man schließlich auf einem Abstammungs*glauben* festsitzt. „Wir glauben alle an die einstmalige Existenz . . . von Luther und Aristoteles, obwohl sich dieselbe nicht exact beweisen läßt im Sinne der modernen Naturlehre." Das fehlte allerdings gerade noch, daß sich die organische Chemie auf die Wiederherstellung von Aristoteles und Luther

legte. Haeckel fährt fort: „Wir glauben feſt an die Exiſtenz dieſer und ler anderer Geiſteshelden, weil wir ihre hinterlaſſenen Werke kennen....“ [1]

Alſo: Ariſtoteles' Exiſtenz iſt Gegenſtand des Glaubens, aber nicht ja deshalb, weil wir auf Grund hiſtoriſcher Zeugniſſe von ſeiner Exiſtenz viß ſind und von da aus dann den Nachweis für die Echtheit ſeiner hriften führen. Wir glauben „feſt“ an die Exiſtenz des großen Griechen, il wir „ſeine hinterlaſſenen Werke“ kennen. Gerade wie wenn jemand te, dieſe Banknote muß echt ſein, es ſteht doch darauf „Reichsbanknote“. eſen ſtaunenswerth kritiſchen Sinn hat Haeckel zuerſt in Cambridge auf n Zoologen-Congreß leuchten laſſen, dann aber, wie billig, auch den itikern Deutſchlands zugänglich gemacht.

Der Schluß aus einer angeblichen Wirkung („hinterlaſſene Werke“) f eine vorgegebene Urſache (Exiſtenz desjenigen, der als Verfaſſer ge- nnt iſt) muß zwar auch den beſcheidenſten Anſprüchen als ein Trug- luß gelten, er iſt aber doch, wenigſtens formell, ein Verſtandesſchluß, : auf keiner als glaubhaft erwieſenen Zeugenausſage ruht, erzeugt alſo t nichten „Glauben, wie an hiſtoriſche Thatſachen“; weit eher könnte Unglauben an die Logik ſeines Urhebers veranlaſſen.

Die Anwendung dieſes Excurſes auf den Abſtammungsglauben läuft nn wie folgt: Die Abſtammungsreihe „vom einfachſten Monere“ „bis n Gorilla und zum Menſchen“ läßt ſich zwar „natürlich“ „nicht exact veiſen“. Sie iſt ja eine „hiſtoriſche Thatſache“, und die können nur zlaubt werden. Man beruhige ſich demnach und glaube an die Stamm- ter ebenſo „feſt“ wie an „viele andere Geiſteshelden“.

Neu und durchaus originell iſt an dieſer Auffaſſung, daß hiernach : Menſchenkinder alleſamt als „hinterlaſſene Werke“ ausgeſtorbener Affen- nſchen anzuſehen wären. Sie erſcheinen unaufhörlich in neuen und mehrten Auflagen, ſind aber auch ſtets in antiquariſchen Exemplaren rräthig, nur in Ganzleder gebunden erhältlich und zum Glück ſelten mit n Bildniß der Verfaſſer geſchmückt.

Durchaus nicht neu dünkt uns aber die klärlichſt hervortretende hiſto- che Thatſache, daß der Unglaube, obwohl geſtändig, Glaube zu ſein, nnoch bis heute auf dem Standpunkt von Leſſings Frage verblieben iſt d nicht zu wiſſen ſcheint, was Glauben bedeutet — nicht weiß, was er it, wenn er glaubt.

---

[1] Deutſche Rundſchau XCVII (1898), 193.

Wir versuchen es nun, auf die Frage der Ueberschrift eine bestimmte Antwort zu geben. Es kommt durchaus darauf an, wie man sich zum Autoritätsglauben im allgemeinen stellt.

Jeder Glaube ist ja Autoritätsglaube. Es erscheint uns völlig unmöglich, zu einem klaren Begriff vom Glauben zu kommen, wenn man nicht von der Grundbedeutung ausgeht: „jemandem etwas glauben". Gewiß ist Glauben Zustimmung zu dem Inhalt einer Zeugenaussage. Aber diese Aussage muß glaubwürdig sein. Das wird sie durch gewisse Eigenschaften des Zeugen, welche die nothwendigen Bürgschaften für die Wahrheit gewähren. Um seiner Glaubwürdigkeit willen hat der Zeuge Anspruch darauf, daß man ihm traue und glaube. Dieses Anspruchs wegen heißt der Glaube Autoritätsglaube.

Deshalb scheint es uns eine logische Unmöglichkeit zu sein, irgend einen Glauben beibehalten, den Autoritätsglauben aber ablehnen zu wollen, weil diese beiden ein und dasselbe sind.

Den Autoritätsglauben überhaupt verwerfen, führt aber auch zu praktisch unmöglichen Consequenzen.

Sowohl im Betrieb der Wissenschaften, in der Forschung und zumal in jeglichem Unterricht, als auch allenthalben und unaufhörlich im individuellen wie im socialen Leben könnte man nur vermittelst einer ungeheuern Selbsttäuschung einerseits mitmachen, wie alle andern, andererseits ohne allen Autoritätsglauben auszukommen behaupten.

Wird aber weiterhin zugegeben, der Autoritätsglaube sei eine unerläßliche Erkenntnißquelle für alle Menschen, so läuft der Gegensatz zwischen Unglauben und Glauben schließlich auf eine Competenzfrage hinaus.

Die Wahrheiten, um die es sich in diesem Gegensatz handelt, sind die religiösen Wahrheiten, die Weltanschauung. Man kann also fragen, ob die Bildung der Weltanschauung, ob Religion oder Religionslosigkeit vollkommen unabhängig vom Autoritätsglauben sind, oder ob dieser dabei irgendwie mitzuwirken bestimmt und berufen erscheint. Gewiß muß das Axiom: „Ohne Wissen kein Glauben" unbestritten bleiben. Dennoch gilt unseres Erachtens auch die modificirte Umkehrung: Ohne Glauben keine normale Entwicklung des Wissens noch dessen wünschenswerthe Fortschritte; ohne Glauben keine große sociale Verbreitung von Ideen.

Schon die Thatsache, daß die gewöhnliche Form der Ueberlieferung gerade der Weltanschauung Erziehung und Unterricht ist, muß wohl beachtet werden. Erziehung und Unterricht verbreiten nicht allein die religiöse,

sondern auch durch den bloßen Mangel religiöser Unterweisung die irreligiöse Weltanschauung, und es gibt keine Erziehung, in der nicht die eine oder die andere Weltanschauung weitergegeben würde, keine zudem, in welcher nicht Autorität die Ueberzeugungen mitbestimmte.

Dazu kommen zeitlebens zahllose Einflüsse, in denen Belehrung, Beredung, Beispiel anderer, die Mode, die öffentliche Meinung, also Autorität in irgend einer Form auf die Weltanschauung einwirkt.

Wenn demnach der Autoritätsglaube *thatsächlich* die gläubige wie die ungläubige Weltanschauung zu begründen und zu verbreiten hilft, so läßt sich die Frage nicht vermeiden, wo in dieser Sache die competentere Autorität sei, die Autorität, welche bessere Bürgschaften allen Menschen gleichmäßig darbiete.

Der moderne Unglaube ist freilich nach seiner historischen Entwicklung wie in seinen vornehmsten heutigen Vertretern anderer Meinung. Indem er Unglauben mit Wissen und Glauben überhaupt mit katholischem Glauben identificirt, verwandelt er den Gegensatz von Unglauben und Glauben in die nachstehenden Antithesen: Wissen oder Glauben, Wissenschaft oder Dogma, freie Forschung oder Autoritätsglaube, freies oder gebundenes Denken.

In zweifach verschiedener Weise ward dann üblich, vom Verhältniß zwischen Wissen und Glauben zu reden, je nach dem Object, auf das man den Glauben bezog. Man kann den *Offenbarungsglauben*, näherhin das Credo der katholischen Kirche, darunter verstehen, oder *die religiösen Grundwahrheiten im allgemeinen*[1]. Nicht bloß im ersten Sinne behauptet der Unglaube die absolute Unverträglichkeit von Wissen und Glauben, auch im zweiten Sinne bleibt es bei einem „klaffenden Widerspruch".

In einer polemischen Ausführung wider von Gizycki schreibt Paulsen, er könne sich „nicht" davon „überzeugen", daß „Glaube und Religion an einem Menschen allemal ein Fehler entweder des Kopfes oder des Herzens ist"[2]. Er fährt fort: „Diese Meinung mancher Wirklichkeitsphilosophen ist übrigens nicht die Ansicht von Gizyckis; er hält vielmehr Religion für

[1] Wir verstehen darunter etwa folgende Wahrheiten: Die Existenz Gottes, des unendlichen Geistes und Schöpfers der Welt; die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele; die Freiheit des Willens; den göttlichen Ursprung des Sittengesetzes und der Rechtsordnung.

[2] System der Ethik I (4. Aufl., 1896), 417.

ein völlig Gleichgültiges und Zufälliges. Ich glaube dagegen, Religion gehört zu den normalen Functionen der menschlichen Natur."

Daraus ergeben sich drei Auffassungen des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Religion. Die erste sieht darin den Gegensatz zwischen geistiger Gesundheit und einer Geistesstörung oder einer Herzkrankheit. Die zweite stellt der Wissenschaft als dem einzigen, was noth thut und für alles ausreicht, die Religion als das Werthlose und Zwecklose gegenüber. Die dritte, derzufolge Wissen und Glauben in ihrem Ursprung heterogen, in ihrem Inhalt incommensurabel sind, ist in der letzten Abhandlung besprochen worden [1].

Versteht man unter „Glauben" das „Credo" oder die erwähnten „Grundwahrheiten", in beiden Fällen faßt man es objectiv auf, nach dem, was geglaubt wird, und schränkt es auf religiöse Wahrheiten ein.

Es erübrigt noch ein weiterer Sinn, den man dem Problem „Wissen und Glauben" geben kann, der nämlich, welcher das Glauben subjectiv betrachtet als eine Erkenntnißweise eigener Art würdigt.

Mag man zuweilen „an" Dinge glauben, für die kein Zeuge einsteht, z. B. „an den Fortschritt der Menschheit", mag man noch so oft das Wort Glauben verwenden, um ein unsicheres Vermuthen zu bezeichnen, jene optimistisch gefärbten Begeisterungsanfälle wie diese zweifelvollen Annahmen sind Glauben im abgeleiteten Sinne, Nebenbedeutungen des Wortes. Die Hauptbedeutung aber liegt in der Wortverbindung: jemandem etwas glauben.

Jene Erkenntnißweise, die auf der Bezeugung einer Wahrheit durch einen glaubhaften Zeugen beruht und in der Annahme des Inhaltes dieser Zeugenaussage durch den Hörer besteht, halten wir für das eigentliche Glauben.

Nun sind Wissen und Glauben auch in diesem Sinne als zwei dem Menschen natürliche Erkenntnißweisen miteinander in Beziehung zu bringen. Dabei kann es fraglich erscheinen, ob das freie Denken Glauben und Wissen auch in diesem Sinn für von Haus aus feindliche Gegensätze hält, oder, ob das Glauben als eine niedere Erkenntnißstufe anzusehen wäre, welche allgemach durch die Fortschritte des Wissens entbehrlich werden soll, oder endlich, ob das Glauben nicht auch eine immer und überall nothwendige Erkenntnißweise ist wie das Wissen.

---

[1] Im vorigen Hefte S. 245 ff.

Man könnte nun meinen, daß das Verhältniß von Wissen und Glauben in diesem Sinne keine erheblichen Schwierigkeiten biete; denn in der modernen Philosophie wird es großartig todtgeschwiegen.

Auch könnte man wähnen, daß die Beziehungen zwischen dem Wissen durch eigene Einsicht und dem Glauben auf Grund einer fachwissenschaftlichen Autorität hin — wie wenn man dem Arzt die Diagnose glaubt — für den Gegensatz zwischen religiösem Unglauben und religiösem Glauben ohne Bedeutung, jedenfalls ohne entscheidende Bedeutung seien. Und doch ist dem durchaus nicht so. Beim Widerstreit zwischen ungläubig-irreligiöser und gläubig-christlicher Weltanschauung liegt vielmehr ein entscheidender Punkt gerade in der richtigen Auffassung des Verhältnisses von Wissen und Autoritätsglauben als zwei naturnothwendigen Erkenntnißweisen der menschlichen Natur. Und das ist unsere eigentliche Antwort auf die Frage der Ueberschrift.

Der Unglaube der Aufklärung lärmte natürlich am lautesten wider die Lehrautorität der römisch-katholischen Kirche, weiterhin wider allen Autoritätsglauben in religiösen Fragen. Allein er wurde durch eine stille und unwiderstehliche Großmacht, die Macht der Consequenz, in einen Antagonismus wider das Glauben überhaupt hineingetrieben.

„Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube." Dieses Testament Diderots[1] bezieht sich zwar zunächst auf religiösen Unglauben, auf Atheismus; aber Diderots Unglaube war Mißachtung alles Glaubens, aller Erkenntniß durch glaubhafte Bezeugung. „Daß man historischen Beweisen den Vorzug vor andern gab, hat für alle falschen Religionen freie Bahn geschaffen." „Alle positiven Religionen stehen auf historischen Beweisen." „Sobald man dem Zeugniß von Menschen höhere Bedeutung zuschrieb als dem Zeugniß der Vernunft, hat man allen Absurditäten die Thüre aufgethan . . . und die Autorität . . . verwandelte die ganze Welt in eine Lügenschule."[2]

An diesen Aussprüchen Diderots ist für ihn und die gesamte Aufklärung typisch, wie kaum etwas anderes, die schroffe Gegenüberstellung

[1] Oeuvres complètes, éd. Assézat, I, LVII.

[2] Introduction aux grands principes. Oeuvres II, 81. Zur „Lügenschule" vgl. Voltaire an Helvétius, 4. October 1763: Enfin dans chaque page, depuis la Genèse jusqu'au Concile de Trente, vous trouverez le sceau du mensonge. *Bengesco* 5246: *Moland* 43, 5. An d'Argental, 20. April 1769: „Bolingbrokes" (d. i. Voltaires) Examen important enthalte l'histoire suivie et démontrée de dix-sept cents ans d'imposture. *Beng.* 10307: *Moland* 50, 455.

des „Zeugnisses von Menschen“ und der „menschlichen Vernunft“, als ob es die ausgemachteste Sache wäre, daß kein menschlicher Zeuge je eine Vernunft besessen habe. Und wie unendlich einfach ist doch die Unterscheidung der Gebiete und der Competenzen! Historische Dinge sind ja schlechthin unerkennbar, wenn nicht durch menschliches Zeugniß, während reine Vernunftfragen vor das Forum der Vernunft gehören.

Man erinnere sich an Nathan (III, 7): „Gründen sich nicht alle“ (positiven Religionen) „auf Geschichte? Geschrieben oder überliefert? Und Geschichte muß doch wohl allein auf Treu und Glauben angenommen werden? Nicht?“ u. s. w. Man möchte den folgenden Spruch Saladins also ergänzen: „Bey dem Lebendigen, der Mann hat recht“ — gut Diderot studirt.

Die Aufklärung übermittelte dem Liberalismus die Verachtung alles Glaubens. „Glauben heißt nichts wissen“ war einer der Glaubensblitze des vulgären Liberalismus, wie sie noch vor einem Menschenalter jeder Bildungsphilister bündelweise mit sich trug. Das Reich der Vernunft und Wissenschaft sollte sich in dem Maße ausbreiten, als das Reich des Glaubens schwand. Dieser Ansicht zufolge, bemerkt ein geistvoller Staatsmann der Gegenwart, wäre die Vernunft der persischen Lichtgottheit vergleichbar, welche in beständigem Kampf wider die Ueberlieferung und die Autorität als Mächte der Finsterniß begriffen ist. Er fügt ironisch hinzu: Its gradual triumph over the opposing powers of darkness is, what we mean by Progress[1]. Ein katholischer Apologet der Gegenwart, Prof. Schanz, schrieb vor kurzem, der allgemeinste Grund für die antireligiöse Richtung der Wissenschaft sei, „daß Vernunft und Erfahrung“ als die einzigen Erkenntnißquellen angesehen werden[2]. Die Erkenntnißquelle, welche dabei übersehen, ja ignorirt wird, ist eben glaubhafte Bezeugung und Glaube.

An anderer Stelle bezeichnet es der genannte Gelehrte als Aufgabe, „die Harmonie zwischen dem Glauben und unserer ganzen Natur mit allen ihren Bedürfnissen nachzuweisen“.[3] Vielleicht dürfen wir hoffen, daß die nachstehenden Ausführungen als ein geringer Versuch angesehen werden, die Lösung der gedachten Aufgabe irgendwie zu fördern.

Wir wollen darthun, daß die Erkenntnißweise durch Bezeugung erstens eine für alle Menschen auf allen Bildungsstufen unerläßlich noth-

[1] *A. J. Balfour*, The foundations of belief (3. ed., 1895) p. 62.
[2] Literarische Rundschau XXV (1899), Sp. 2.
[3] Tübinger Theol. Quartalschrift LXXXI (1899), 62.

ndige Erkenntnißweise ist, ja daß ihre Bedeutung mit zunehmender ldung wächst; zweitens, daß diese Erkenntnißweise die eigentlich so- ale ist. Dann wird sie aber auch für die Verbreitung jener Ideen sonders berufen erscheinen, welche soziales Gemeingut sein sollen und ren Consequenzen das soziale Leben beherrschen.

Es wird sich der Mühe verlohnen, von da aus in einer folgenden bhandlung einen Blick auf die Verbreitung des katholischen Christenthums werfen.

Die Einsicht, daß der Autoritätsglaube für die Ueberlieferung und n Fortschritt alles Wissens und aller Bildung große Bedeutung hat, rfte ihm nicht bloß einiges von seinem Schrecken nehmen, sondern ihn ch für große und bleibende Culturaufgaben bestens empfehlen, zumal r solche der religiös-ethischen Cultur.

Die Einsicht aber, daß der Autoritätsglaube die soziale Erkenntnißweise , legt die Vermuthung nahe, daß ihm die erste Stelle zugedacht sein ß, wenn es gilt, mit Ueberzeugungen als Bausteinen eine Kirche zu uen, d. i. einen religiös-socialen Verband zu gründen und zu erhalten.

Und wenn dieses Reich ein nach Ursprung, Kraft, Recht und Ziel ernatürliches wäre, so würde der Autoritätsglaube selbst gewiß nicht behrlich, vielmehr höherer Art werden. Denn ein Lehramt, das ein ches Reich zu verbreiten und zu regieren bestimmt und befugt ist, muß unsterblicher Herold der Heilsbotschaft Gottes an die Menschen sein.

Alles, was ein Mensch je wußte oder zu wissen vermag, ward oder rd ihm kund entweder durch die Sinne, oder durch die Vernunft, oder rch Bezeugung von andern: durch Sehen[1], Einsehen oder Glauben.

Es begreift sich leicht, warum wir diese drei Erkenntnißweisen haben ssen und mehr als diese drei nicht wohl haben können. Sie entsprechen nlich den drei Seiten der menschlichen Natur: der organisch-sensitiven Sinne, der geistigen die Vernunft, der socialen die Bezeugung.

Wie aber der ganze Mensch trotz der drei Seiten seines Wesens rch seine geistige Seele eine Natur oder Person ist, so wird auch das nschliche Erkennen, ob es sich gleich durch dreierlei Erkenntnißweisen lzieht, dennoch durch den Primat der Vernunft völlig einheitlich. Wie nur durch die Vernunft Gewißheit erlange, daß meine Sinneswahr-

[1] Nach dem vornehmsten Sinn kann man die gesamte Sinneserkenntniß der rze wegen so bezeichnen.

nehmungen richtig und wahr ſind, ſo gibt mir nur die Vernunft die Gewißheit, daß ein Zeuge glaubwürdig iſt, ich alſo ſein Zeugniß glauben kann, darf, ſoll.

Bekanntlich muß in der Erkenntnißweiſe durch Bezeugung der Zeuge und ſein Zeugniß unterſchieden werden: die Glaubwürdigkeit des Zeugen und der Inhalt ſeiner Ausſage. Die Glaubwürdigkeit wird gewußt, der Inhalt der Ausſage wird geglaubt. Die Glaubwürdigkeit iſt Gegenſtand der Vernunfteinſicht; ſie kann und ſoll geprüft, wo es nöthig erſcheint, kritiſch geprüft werden. Der Inhalt der Ausſage aber iſt Gegenſtand einer andern, weitern Vernunftzuſtimmung, welche wenigſtens da, wo nicht das Zeugniß ſelbſt und die Glaubwürdigkeit des Zeugen evident ſind, durch ein Willensgebot desjenigen, der glaubt, zuſtande kommt und welche eben das eigentliche Glauben iſt.

Einem Gewährsmann glauben, heißt dem Inhalt ſeiner Ausſagen zuſtimmen, das, was er berichtet, annehmen. Das Verſtandesurtheil, daß er glaubwürdig iſt, muß zwar vorhergehen; es ergibt ſich aber daraus zunächſt nur, daß man glauben könne, dürfe, ſolle, nicht, daß man thatſächlich glaube. Die Ueberleitung vom Glauben-können zum factiſchen Glauben vollführt wenigſtens beim Mangel der eben erwähnten Evidenz ſtets der freie Wille deſſen, der die Botſchaft hört. Danach liegt am Tage, daß „das Urrecht des Geiſtes, ſich im Denken nur durch Gründe der Vernunft beſtimmen zu laſſen“ [1], durch den ſogen. Autoritätsglauben nicht beſchädigt, geſchweige verneint wird. Denn es iſt weder unverſtändig, volle Glaubwürdigkeit eines Zeugen auf den eigenen Verſtand wirken zu laſſen, noch iſt es unverſtändig, einem vernünftigen Beweggrund gemäß einen freien Entſchluß zu faſſen.

Der Autoritätsglaube iſt aber nicht bloß vernunftgemäß, ſondern auch eine unerläßlich nothwendige Erkenntnißweiſe, ein unentbehrlicher Förderer der Bildung. Und zwar iſt er dieſes für jeden Menſchen, für jede Bildungsſtufe, ja für den Betrieb aller, auch der exacteſten Wiſſenſchafter. Das Glauben ſteht nicht von ferne in urſprünglichem Gegenſatz zum Wiſſen; ebenſowenig iſt es die privilegirte Erkenntnißweiſe der Ungebildeten. Vielmehr muß man es als nothwendiges Complement alles Wiſſens anſehen. Wir meinen ſogar, und werden verſuchen es nachzuweiſen, daß mit den Fortſchritten der Fachwiſſenſchaften die Glaubensnothwendigkeit zunimmt.

---

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift dieſen Band, S. 25 f.

Die normale Entwicklung des menschlichen Geisteslebens wäre unmöglich ohne Unterricht, der zunächst als autoritatives Lehramt wirken muß, wenn er irgend einen Erfolg zu haben beabsichtigt. Glaubt das Kind nicht den Inhalt des Unterrichtes, die Bedeutung der Worte, die Figur der Buchstaben und Ziffern, so lernt es weder sprechen, noch lesen, noch schreiben, noch rechnen. Nach einer alten Anekdote hätte ein Knabe aus adeligem Hause zu seinem Mathematik-Professor bei Gelegenheit des pythagoreischen Lehrsatzes gesagt: „Geben Sie mir nur Ihr Ehrenwort, daß die Sache richtig ist; ich glaube es lieber, als daß ich's verstehe." Selbstredend soll der Unterricht Einsicht erschließen, wo das nach dem Object der Erkenntniß möglich ist. Aber wie sieht es mit der Einsicht aus betreffs der Ergebnisse der Volkszählung, der Messungen der Länder und Welttheile? Mögen Lehrer und Schüler alle Angaben meinetwegen noch so kritisch auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft haben, den Inhalt der Zeugenaussage haben sie weder gesehen noch erdacht. Woher haben sie also diese Kenntnisse, wenn nicht auf Grund glaubhafter Bezeugung, also durch Glauben?

Nicht bloß im Jugendunterricht, auch in der wissenschaftlichen Forschung und der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse behält das Glauben seine complementäre Stellung neben allem Wissen.

Gerade im abgelaufenen Jahrhundert sind die historischen Studien überhaupt, ist insbesondere die Quellenkritik eifrig gepflegt und erfolgreich betrieben worden. Nun quillt aber der gesamte Inhalt historischen Wissens aus dem Inhalt glaubhafter Bezeugung, deckt sich mit dem, was „gute Ueberlieferung" bietet. Die hohe Bedeutung der Quellenkritik besteht in nichts anderem als darin, daß sie eine Schärfung der Erkenntnißweise durch Bezeugung ist. Oft genug hat sie freilich gegen sich selbst gewüthet, oder, um es nach berühmten Mustern zu sagen, den Ast abgesägt, auf dem sie saß, wie das Brunetière so schön angedeutet hat: als man uns mit Autorität darüber belehrte, wir dürften nie einer Autorität trauen . . .[1] Man möchte es deshalb als einen staunenswerthen Vorgang bezeichnen, daß in diesem historisch-kritischen Jahrhundert die Erkenntnißweise durch glaubhafte Bezeugung so völlig aus der modernen Erkenntnißtheorie und weiterhin aus dem Bewußtsein weiter Kreise verschwinden konnte.

Es handelt sich aber durchaus nicht bloß um Geschichte. Müßte der gelehrteste Geograph, Ethnograph, Biolog alle Kenntnisse auslöschen,

[1] Revue des deux mondes CXXXVII (1896), 890.

die er aus Beschreibungen, Berichten, mit einem Wort aus Büchern den andern übernommen hat, so empfände er seinem eigenen, übrig bleibenden Wissen gegenüber vielleicht den horror vacui. Nehmen wir an, ein Geograph hätte die ganze Welt bereist — es versteht sich zu Lande einen Quadratkilometer nach dem andern, zu Wasser mag er selbst sehen, wie er fertig wird —, er hätte alle Ströme und Flüsse befahren, alle Berge bestiegen oder doch gesehen, alle Gletscher gemessen oder doch begangen, und nun will er sein Weltwissen in socialen Gemeinbesitz überleiten, hält Vorlesungen, schreibt Bücher . . . ja wozu denn? Doch wohl, damit man ihm einiges glaube. Hat E. Reclus seine große Geographie etwa in der Absicht herausgegeben, daß jeder Interessent, mit mehr als zwei Dutzend Bänden schwersten Kalibers im Koffer, die Erde abreise, um alles „nachzuprüfen", damit er alles „wisse" und nichts zu glauben brauche?

Die Meteorologie fußt auf zahlreichen, jahrelang fortgesetzten Beobachtungen, die an zahlreichen Stationen vorgenommen worden sind; die Statistik auf massenhaftem Zahlenmaterial, an dessen Beschaffung Hunderte, ja Tausende unbekannte Leute mitgearbeitet haben: diese unentbehrlichen Grundlagen wissenschaftlicher Forschung sind aber nichts als mehr oder minder glaubhafte Bezeugungen.

Die moderne apsychische Psychologie scheint sich durch übermäßig ausführliche Darlegung der Physiologie der fünf Sinne für ihre Seelenlosigkeit schadlos halten zu wollen, als bestände der höchste Ehrgeiz des Psychologen darin, bei Störungen des Gehörs oder schwereren Nasenfällen fachmännisch mitreden zu können. Nun übernimmt sie aber einfach eine große Menge von Beobachtungsergebnissen oder von experimentell Festgestelltem aus den medicinischen oder aus andern Fachwissenschaften, aus der Neuropathologie, der Psychiatrie, der Physiologie u. s. w. Dagegen läßt sich schon deshalb nichts einwenden, weil es unmöglich vermieden werden kann, — das Uebernehmen, das Glauben nämlich.

Die hochwissenschaftliche Flucht vor dem Glauben wirkt, man möchte fast sagen, komisch, wenn man bedenkt, daß gerade das moderne Princip wissenschaftlichen Fortschrittes, das Princip der Nachforschung, des Specialistenthums in geradem Verhältniß steht zur Zunahme objectiver und subjectiver Glaubensnothwendigkeit. Wo die Bürgschaften für kritische Schulung leicht erkennbar sind, wird die Glaubwürdigkeit des Specialisten gesteigert, an der Thatsache vermehrter Glaubensnothwendigkeit aber nichts geändert.

Je intensivere Anwendung das Princip der Arbeitstheilung und Fach-
schung findet, um so massenhafter wird erstens das, was man glauben
ß, um auf der Bildungshöhe zu bleiben, um so zahlreicher werden
itens diejenigen, welche glauben müssen. Je enger man die Gebiets-
nzen zieht, innerhalb welcher der Specialist zu Hause ist, um so
ößer sind die außenliegenden Gebiete, die ihm fremd bleiben, wo er
auben muß. Zugleich sind aber die Bewohner der außenliegenden
ebiete um so zahlreicher, die ihrerseits von dem kleinen Fach des
pecialisten nichts verstehen und, mit ihrem guten Glauben auf ihn an-
wiesen, thun müssen, was sie nicht lassen können. Und je vielfältiger
e Forschungsergebnisse des Specialisten werden, um so mehr steigt der
xport von Glaubensartikeln aus seinem Gebietchen in die übrige Welt
s Wissens und Glaubens.

Ein Beispiel aus der neuern Diplomatik ist geeignet, diese Thatsache
beleuchten.

In der v. Sickelschen Schule wurde staunenswerth scharfsinnige
ritik Uebung und Ueberlieferung. Ein merkwürdiger Fortschritt fand
elfach, zumal im Text zu den „Kaiserurkunden in Abbildungen", erfolg-
iche Verwendung. Wohlgeschulte Urkundenforscher, welche Gelegenheit
tten, mit Muße eine große Zahl von Originalurkunden zu betrachten,
kunden, die zu einer bestimmten Zeit aus einer einzelnen Kanzlei hervor-
gangen sind, brachten es allmählich dahin, in diesen Documenten Gruppen
bilden, welche individuell gleiche Schriftzüge aufweisen. Die Schreiber
r Urkunden blieben zumeist nach wie vor unbekannt, aber man entdeckte
e „Hände". Wurde nun eine neue, noch nicht besehene Urkunde aus
eser Zeit vorgelegt, so vermochte man zuweilen die bekannte Hand des
ibekannten Schreibers mit ähnlicher Sicherheit wiederzuerkennen, wie
ermann schon an der Briefadresse die Hand eines Freundes erkennt.
arin meinte man ferner endlich ein untrügliches Merkmal für Urkunden-
htheit gefunden zu haben. Und in der That, wenn zwei Kaiserurkunden
n einem und demselben Schreiber der kaiserlichen Kanzlei geschrieben
d, oder wenn unter zwei nahezu gleichzeitigen die eine in den tiefsten
üden, die andere in den höchsten Norden des Reiches geht und beide
m nämlichen Individuum geschrieben sind, so ist die Möglichkeit einer
lschung von seiten der Empfänger ausgeschlossen.

Solche Höhe kritischer Bildung zu erklimmen, ist aber eine schwierige
ache und zudem ein beschränkter Vorzug, weil er sich nothwendig in

engen Zeitgrenzen hält — vielleicht nicht gerade eine brodlose Kunst, aber auch keine solche, die sichere Renten abwirft. Man muß an einem der großen wissenschaftlichen Institute jahrelange Uebung auf das Lesen, Vergleichen, Copiren, Pausen, Photographiren von Urkunden verwendet haben, auf eine kleine Forschungsepoche, einige Jahrzehnte, sich beschränken, große Forschungsreisen zu unternehmen in der Lage sein. Hat man aber endlich die Kenntniß bekannter Hände, welche unbekannten Schreibern gehörten, erobert, so genießt man den Vortheil, für eine bestimmte Zeit und für eine einzelne Kanzlei eine Instanz in Fragen der Urkundenechtheit geworden zu sein, von der es keine Berufung und für die es keine Controlle gibt. Allen übrigen Menschen, und wären sie Bildungsmenschen von feinster Sorte, allen Historikern, ja allen Urkundenforschern, welche andere Zeiten, andere Kanzleien, andere „Hände" studiren, bleibt schlankweg nichts übrig als zu glauben: Peritis in arte *credendum* est. Manche meinten, durch den gedachten Forschungsfortschritt werde die Diplomatik eine empirische Wissenschaft. Mag sein, für wenige Specialisten, innerhalb ihres Epöchleins; für alle andern wird sie gerade dadurch einer reinen Glaubenslehre viel näher gerückt, als diesen andern lieb ist.

Wie in den Wissenschaften, so ist auch im Leben das Glauben kein Gegensatz des Wissens, sondern dessen nothwendige Ergänzung. Das Kind glaubt es zeitlebens, daß seine Eltern wirklich seine Eltern sind, und doch gibt diese Thatsache jedem Einzelleben seine Stellung und Richtung und vieles andere. Der Kranke pflegt die Diagnose und die Arzneien des Arztes nicht „nachzuprüfen". Kein Gerichtsverfahren wäre möglich, insofern alle Zeugenaussagen überflüssig würden. Allenthalben, wo Sachverständige ihr Urtheil geben, wird schließlich geglaubt, und so fort ohne Ende.

Ja es wird sogar vielfach Leuten geglaubt, die gar nicht als Zeugen, sondern als „Erfinder" von Beruf auf den Plan treten. Wie viele Hochgebildete gibt es, die in ihrer Weltanschauung oder in dem, was die leere Stelle der Weltanschauung ausfüllen soll, durch Romane und Theaterstücke aufs tiefste beeinflußt werden. In zweifacher Weise scheint dabei reine Vernunft und exacte Wissenschaft in voller Thätigkeit, um kirchenfeindlichen Unglauben auf das beste zu beglaubigen: erstens, weil sich die Hochgebildeten in viel blinderem Autoritätsglauben den Verfassern übergeben, als für diese annehmbar und schmeichelhaft ist, da sie doch Dichter zu sein beanspruchen; zweitens, weil die lieben Leser aus Eigenem noch eine

Generalisation hinzuzufügen pflegen, welche der reinsten Weisheit sehr nahe kommt.

Mag der Naturalismus sich noch so photographisch gebärden, es bleibt doch dabei, daß Romane und Dramen Erzeugnisse von „Findern und Erfindern" sein sollen und sind. Mögen sie sich aller „Wahrscheinlichkeit" befleißen, Thatsächliches benutzen, ihrer ganzen Eigenart nach sind sie oft schöne, aber stets ex officio erfundene Sachen. Das aber wirkt auf den Verstand und das Gemüth des großen Bildungspublikums, als wäre es die allerwirklichste Wirklichkeit. Oft genug haben wir derlei mit dem stillen Seufzer aus der Hand gelegt: Wenn doch die lieben Leser sich wenigstens sagten, rein Erfundenes kann nichts beweisen. . . . Aber nein, die einzige Verstandesübung, die man vorzunehmen pflegt, nachdem man den Roman genossen hat, oder unterwegs vom Theater zum Stammtisch, ist die Verallgemeinerung: „So sind sie alle". War es ein Scheusal von Mönch oder ein sonstiges clericales Ungeheuer — so sind sie alle, oder, da sieht man es, wie sie sind; war es ein Freidenkertugendbold oder ein Mirakel von einem Edeljuden, so wird auch der als Typus bestaunt. Blinder Glaube hält blaue Märlein für bare Wirklichkeit und baut darauf reine Vernunftschlüsse; woraufhin der Culturmensch in seinem Hochbewußtsein beglückt wandelt, wohin sein unstillbarer Culturdurst ihn führt: er glaubt nichts, er weiß bloß; prosit Bildung und Cultur!

Wenn nun noch der Einfluß des Journalismus erwogen würde, so träte auch hier zu Tage, daß richtiger Köhlerglaube in Freidenkerkreisen schreckhaft verbreitet ist.

Eine Erkenntnißweise, der in der Wissenschaft wie im Leben so ungemessen große Bedeutung eignet, und die zudem bei weiterer Vertiefung recht nachdenkliche Probleme aufweist, verdient gewiß in der Erkenntnißtheorie eingehende Würdigung. In der katholischen Wissenschaft findet sie allenthalben eine solche, im kleinsten Handbuch der Logik wie in den großen Darlegungen der theologischen Lehre vom Glauben, woher denn auch unsere Ausführungen genommen sind[1]. Für die ungebundene oder ungläubige Philosophie scheint sie aber nicht zu existiren. Ob das auch zur Inferiorität des Katholicismus gehört?

Taucht bei modernen Philosophen einmal ein Kapitel „Wissen und Glauben" auf, so wird zumeist Glauben unmittelbar religiösem Glauben

[1] Wir verweisen besonders auf *Chr. Pesch* S. J., Praelectiones dogmaticae VIII (1898), 47 sqq.

gleichgeſetzt, als ob es gar kein anderes Glauben gäbe, was unſeres Erachtens handgreiflich unrichtig iſt; und zudem wird der Begriff des religiöſen Glaubens gründlich verwirrt, was die Sache nicht viel beſſer macht. Daneben treibt ſich allerlei Glaube herum, der keiner iſt noch einer ſein kann. So begegnet uns „Glaube an die Außenwelt" als ein in philoſophiſchen Kreiſen gangbarer Ausdruck[1], während wir doch die Exiſtenz der Außenwelt weder vermuthen noch auf Zeugenausſage hin annehmen. Dieſe völlige Ignorirung der Erkenntnißweiſe durch Bezeugung und Glauben dünkt uns ein ebenſo erſtaunlicher Fortſchritt der Wiſſenſchaft und Bildung, wie wenn Lehrbücher der Arithmetik in Gebrauch ſtänden, die nichts von der Diviſion enthielten, oder lateiniſche Grammatiken, die von der dritten Conjugation völlig entblößt wären.

Halten wir demnach die Bezeugung und das Glauben für eine unerläßliche Ergänzung alles Wiſſens, für einen unentbehrlichen Factor im menſchlichen Leben, läugnen wir jeden urſprünglichen Gegenſatz von Wiſſen und Glauben, behaupten wir vielmehr die naturnothwendige Zuſammengehörigkeit beider, ſo ſind wir doch keineswegs gewillt, die tiefgehenden Unterſchiede zu überſehen oder zu verwiſchen, welche zwiſchen den innern und eigenen Erkenntnißweiſen durch die Sinne, durch die Vernunft und der äußern, ſtellvertretenden und entlehnten Erkenntnißweiſe durch glaubhafte Bezeugung beſtehen. Dieſe Unterſchiede ſind wichtig an ſich, zugleich aber auch als Ausgangspunkte für die verſchiedenen Nebenbedeutungen des Wortes „glauben".

Sie beziehen ſich erſtens auf die Erkenntniß ſelbſt. Alles Schauen und alles Wiſſen hat eine eigenartige Klarheit, gewährt volle intellectuelle Befriedigung. Das aus Sehen und Einſehen ſich ergebende Urtheil beſitzt beſondere Feſtigkeit. Dieſe Eigenſchaften eignen jedem Glaubensſatz, der auf menſchlichem Einzelzeugniß ruht, in geringerem Grade und in anderer Weiſe. Freilich waltet zwiſchen dem Einzelzeugniß und dem Maſſenzeugniß ein tiefgehender Unterſchied ob, wenngleich ſich keine beſtimmte Grenze ziehen, nicht ſcharf beſtimmen läßt, wo letzteres anfängt. Im übrigen bleibt auch in der Zuſtimmung zum Inhalt des Maſſenzeugniſſes die Eigenart des Glaubens gewahrt, obzwar man da gewöhnlich von „Wiſſen" redet.

[1] J. Volkelt in Falckenbergs Zeitſchr. f. Philoſ. u. philoſ. Kritik. Neue Folge CXII (1898), 238. 239. F. Paulſen, Einleitung (5. Aufl., 1898). S. 385 u. a. W. Diltheys Abhandlung in Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1890. S. 977 ff., mit dem monumentalen Titel: Beiträge zur Löſung der Frage vom Urſprung unſeres Glaubens an die Realität der Außenwelt und ſeinem Rechte.

Alle, die nie in Australien waren, bejahen die Existenz dieses Welttheiles auf Grund eines Massenzeugnisses. Wissen oder glauben sie, daß Australien existirt? Bei der vollkommenen Evidenz der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, zu der auch noch kommt, daß tausend Thatsachen die Existenz von Australien voraussetzen, mögen sie getrost sagen, sie wüßten es. Aber im Grunde richtet sich ihre Bejahung schließlich immer auf den Inhalt einer Zeugenaussage. Und wenn sie stundenlang Schlüsse machten, um zu beweisen, daß Australien existiren müsse, in die Prämissen wird immer die Zeugenaussage und ihr Inhalt aufgenommen werden. Anders können sie der Existenz von Australien nicht habhaft werden.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Glaubens, die wir jetzt noch kurz zu besprechen haben, dünkt uns sehr wichtig: Die Erkenntnißweise durch Bezeugung entwächst der socialen Natur des Menschen, es ist die sociale Erkenntnißweise.

Das geht schon daraus hervor, daß zwei dazu gehören: ein Zeuge und einer, der glaubt. Damit es aber vor sich gehen könne, müssen diese zwei auch irgendwie zusammengehören.

Wie ist es überhaupt möglich, daß ich die Kenntnisse eines andern einfachhin entlehne, übernehme? Hätte ich es auch mit dem ehrlichsten Manne zu thun, daß er in diesem einzelnen Falle ehrlich gewesen, kann ich wahrhaftig nicht mathematisch beweisen, sondern nehme es an, etwa auf Grund des Analogieschlusses: er sagt sonst die Wahrheit, also auch hier; oder auf Grund des negativen Arguments: er hat keinen Grund zur Unehrlichkeit, folglich ist er es nicht; oder umgekehrt und positiv: er hat Anlaß und Grund zur Ehrlichkeit; oder endlich ich will an seiner Ehrlichkeit nicht zweifeln. . . . Wie zahllosen Fehlerquellen ist die Beobachtung, wie vielen Irrungen das Nachdenken ausgesetzt, wie oft sind uns die Zeugen für alles mögliche ganz unbekannt! Und trotzdem glauben wir täglich, glauben wir zeitlebens, glauben wir alle, und zwar massenhaft, immer massenhafter mit fortschreitender Bildung, eventuell fast den Gesamtinhalt des Conversationslexikons. Das dürfte wohl eine wichtige Frage sein, wie das psychologisch auch nur möglich ist. Ich kann die Kenntnisse eines andern nicht herausschöpfen, um sie chemisch analysiren zu lassen, und durchleuchtete ich den Zeugen mit X-Strahlen, so brächte ich auch damit nicht heraus, ob er kundig und ehrlich ist.

Die Möglichkeit, daß wir dem Inhalt der Aussage eines andern zustimmen, ergibt sich lediglich aus der Identität und Solidarität der mensch-

lichen Natur, daraus, daß die Menschen alle im wesentlichen die gleichen Fähigkeiten haben, um zur Wahrheit zu gelangen, die Sinne und die Vernunft, nebst der gleichen Bestimmung dazu, einem im wesentlichen gleichen Interesse am Erwerben und Besitzen der Wahrheit. Deshalb vermag jeder für alle zu sehen und einzusehen, jeder von jedem zu lernen.

Die Menschen sind zudem auch im Streben nach Wahrheit aufeinander, auf gegenseitige Hilfeleistung angewiesen. Auch im Geistesleben hat das viribus unitis volle Geltung, von dem L. Stein jüngst treffend sagte, es sei „immer die tiefste sociale Devise gewesen und" werde „es immer bleiben" [1]. Die Bestimmung zur Wahrheit, zu wahren Erkenntnissen zu kommen, ist jedem Individuum anerschaffen. Die Bestimmung aber zu extensiv und intensiv unbegrenztem Fortschritt erscheint als eine sociale Aufgabe, welche über die einzelne Menschenkraft weit hinausreicht, jedoch viribus unitis wohl gefördert werden kann und soll. Das bedeutet erstens Arbeitstheilung, zweitens Ueberleitung der einzelnen Arbeitsergebnisse in den Gesamtbesitz. Und wie in der jeweiligen Zeitlage die Fachforschungen einander ergänzen, so bestimmt in der Abfolge der Generationen der einmal erreichte Höhepunkt wahrer Wissenschaft und Bildung den Erben nicht das Object von Umsturzversuchen, sondern die Ausgangsstelle weiterer Fortschritte. Der Austausch von Fachkenntnissen unter Zeitgenossen wie die Uebernahme von einmal Erreichtem durch die heranwachsenden Geschlechter sind schlechthin unmöglich ohne alles Glauben. Und deshalb darf man getrost dem Zeitgeist ins Antlitz behaupten: Ohne Glauben kein Fortschritt.

Es frägt sich nur stets: wem, was, warum? In Competenzstreitigkeiten sind die Rechtstitel und Befähigungsnachweise zu prüfen, wobei das alte ne sutor supra crepidam nie außer acht gelassen werden darf.

Auch aus den Naturtrieben des Menschen geht hervor, daß Bezeugung und Glaube als sociale Erkenntnißweise angesehen werden muß.

So sehr der Communismus auf wirtschaftlichem Gebiet der menschlichen Natur widerspricht, so sehr ist er ihr entsprechend im Reich der Wahrheit. So sehr ein jeder bemüht und berechtigt ist, Eingriffe in das Privateigenthum abzuwehren, es für sich zu behalten, ebensosehr ist man auch geneigt, ja getrieben, seine Kenntnisse nicht für sich zu behalten, sie viel-

[1] Deutsche Rundschau XCVIII (Januar 1899), 39.

mehr auf jeden Acker zu säen, sie allen Winden anzuvertrauen. Weder ist das eine an sich Geiz noch das andere Ruhmsucht; beides sind vielmehr Naturtriebe, die, wie alle andern, zu regeln der Vernunft obliegt.

„Jedem das Seine" gilt auch in der Wissenschaft; der Schutz literarischen Eigenthums ist vollauf berechtigt, zumal in einer Culturlage, in der jedes Fündlein escomptirt wird; mit gutem Recht und großem Erfolg ward emsiger Fleiß auf kritische Untersuchungen über die Herkunft von Ideen und Nachrichten, über die Abhängigkeitsverhältnisse der Schriftsteller voneinander verwendet; Prioritätsstreitigkeiten und Plagiatbeschuldigungen werden in der literarischen und gelehrten Welt gelegentlich immer wieder vorkommen. Trotz alledem aber bleibt doch wahr, daß machtvolle Ueberzeugungen, von edlem Sinn und echter Liebe getragen, sich als Gemeingut fühlen und allen sich anbieten, die sie haben wollen, wie das Quellwasser im Hochgebirg und der Sonnenschein allenthalben.

Vom alten Görres wurde einmal irrthümlich gesagt, er sei nach Rom gereist und wohne „in der Propaganda". Man hat die Nachricht dementirt und sinnig hinzugefügt, Görres sei zwar nicht in der Propaganda, wohl aber sei Propaganda in ihm.

Diese Triebkraft der Ueberzeugung äußert sich sowohl als *Belehrung* wie als *Bezeugung* im engern Sinn. Aber selbst dann, wenn sie Beweise vorträgt, Einsicht vermitteln, Wissen erzeugen will, übt die Tiefe und Kraft der Ueberzeugung auf den Hörer einen unmittelbaren Einfluß aus, so daß der Lehrer zugleich Zeuge wird und die Einsicht des Hörers durch etwas wie Glauben gefördert erscheint. Daß hierin keine Vergewaltigung liegt, vielmehr ein naturgemäßer Vorgang sich abspielt, der freilich dem Irrtum wie der Wahrheit, dem Bösen wie dem Guten dienstbar werden kann, ist daraus abzuleiten, daß die Wahrheit Gemeingut ist. Gleich ist die objective Wahrheit, aber davor stehen trotz ihrer wesentlichen Gleichheit ungleiche subjective Fähigkeiten, sie zu finden oder zu fassen. Diese Ungleichheit auszugleichen ist die hohe Aufgabe und die sociale Bedeutung jeglichen Lehrberufes im weitesten Sinne des Wortes. Die höhere Fähigkeit oder die höhere Ausbildung steht gerade durch ihre Ueberlegenheit im Dienste der andern. Und für diese andern liegt in jedem Fall auch eine Bürgschaft der Wahrheit in der Kraft und Tiefe der Ueberzeugung, zumal jener Ueberzeugungen, denen es Bedürfniß und Freude ist, sich der „kleinen Leute" im socialen wie im physischen Sinne anzunehmen, zu allermeist aber jener Ueberzeugungen, die darin nicht

Honorarfragen ſehen oder Triumphe ſuchen, ſondern ernſte Pflichten und beſcheidene Dienſte.

Weit ſchärfer tritt freilich, wenn wir nicht irren, der ſociale Charakter aller Ideenverbreitung, alles Fortpflanzens von Ueberzeugungen da hervor, wo das Belehren *lediglich* Bezeugen iſt, wo keine Beweiſe Wiſſen vermitteln und ſo dem Belehrten Selbſtändigkeit geben, ſondern wo Treue und Glauben ein bleibendes geiſtiges Band knüpfen.

Gewiß ſind weitaus die meiſten fachwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe nur für die Verbreitung innerhalb enger Kreiſe beſtimmt, und es entbehren viele Thatſachen, die für einige oder viele höchſte Wichtigkeit haben, alles Intereſſes für zahlloſe andere. Aber auch da, wo ſich die Ideenverbreitung durch Zeugniß und Glauben in geringerem Umfang hält, wirkt die Bezeugung zunächſt durch die ſocialen Momente, die namhaft gemacht wurden, durch die weſentliche Gleichheit der Fähigkeiten, der Beſtimmung, des Intereſſes an der Wahrheit und durch das Aufeinander-angewieſen-ſein. Vielleicht kann man ſagen, dieſe Lehrweiſe *wirke* nicht bloß durch ſociale Factoren, ſondern ſie *bewirke* auch eine ideelle ſociale Zuſammengehörigkeit, eine bleibende Abhängigkeit vieler von einem.

Die Erkenntnißweiſe durch Bezeugung und Glauben erſcheint demnach nicht bloß in der Mittheilung von einem zum andern, ſondern auch in der Ideenverbreitung von einem auf viele als die eigentlich ſociale Erkenntnißweiſe.

Damit dürfte zuſammenhängen, daß Wahrheiten, deren habhaft zu werden jedermanns Sache iſt, die für allgemeinſte Verbreitung beſtimmt, in dieſem Sinne alſo ſociale Wahrheiten ſind, ihre einzige, oder ihre wirkſamſte, oder ihre gewöhnliche ſociale Verbreitung durch Bezeugung finden: ſo die Elemente menſchlicher Bildung, das Reden und Leſen, Schreiben und Rechnen; ſo auch die meiſten bürgerlichen, insbeſondere die Unterthanenpflichten. Kein Menſch hat je daran gedacht, ſein Steuerzahlen oder ſeine Dienſtpflicht oder anderes von einem vorgängigen kritiſchen, rechtsgeſchichtlichen Beweis für die Legitimität der über ihm ſtehenden ſtaatlichen Obrigkeit abhängig ſein zu laſſen; und wollte es einer, der käme ſchön an.

Wie gar keine andern Wahrheiten ſind die religiöſen Wahrheiten jedermanns Sache, beſtimmt, Gemeingut und Erbgut zu werden und zu ſein. Deshalb gelten ſie uns auch als ſociale Wahrheiten im höchſten Sinne des Wortes.

Sie sind es erstens nach ihrem Subject, weil sie herrschende eltanschauung sein sollen; zweitens nach ihrem Object, weil der griff „Gemeingut" in gar keinen andern Wahrheiten so voll ausprägt ist, wie in diesen; drittens nach ihren Consequenzen, weil Grundlagen der socialen und der politischen Ordnung und Freiheit, auch der Einklang von Ordnung und Freiheit mit ihnen stehen und llen; viertens nach der Form ihrer gewöhnlichen und thatsächlichen eberlieferung, welche die sociale Erkenntnißweise durch Bezeugung d Glauben ist.

Die religiös-philosophischen Grundwahrheiten[1] sind beweisbar, werden wiesen und „gewußt". Und dennoch nennt der Unglaube wie der laube sie Glaubenswahrheiten.

Innerhalb des Katholicismus heißen sie nicht etwa irgendwie in bertragenem Sinne Glaubenswahrheiten, sondern sind es, weil sie zum nhalt der christlichen Offenbarung gehören und darum von allen mit ichtigkeit, ohne Irrthum und in höchster Gewißheit erfaßt werden können[2].

Daneben verdient aber auch die Thatsache Erwähnung und Erwäung, daß sie mit allen natürlichen Eigenthümlichkeiten der Erkenntnißeise durch Bezeugung innig verwoben sind. Sie können als durchaus bersinnliche Dinge sinnenfällige Anschaulichkeit nicht haben. Verlangen, aß man sie sich „vorstellen" könne, heißt so viel als verlangen, daß sie ufhören zu sein, was sie sind, damit man fassen könne, was sie sind. ie müssen deshalb auch jener Evidenz entbehren, welche sich aus mathematischen Beweisen ergibt, bei denen die Phantasievorstellung, wenn auch abgemagerten Zustand von Figuren und Ziffern, Vorspanndienste leistet.

Diese Wahrheiten stehen ferner in sehr inniger Beziehung zum Geüths- und Willensleben der Menschen, unter anderem auch deshalb, eil dieses einen nie verstummenden Protest gegen deren Ablehnung abbt. In seinem eigenen Herzen hat jeder Mensch zwei lebenslängliche ausgenossen, die sichere Bürgen und laute Zeugen für das Transcendente ßeres Ursprungs und unserer Bestimmung, zugleich unabsetzbare Richter d unerbittliche Rächer des religiösen Unglaubens sind und unversiegre Quellen religiöser Ideen und Ueberzeugungen: die Imperative der flicht und die Gewalt des Verlangens nach Glück. Der Mensch mag

[1] Vgl. oben S. 429, Anm. 1.

[2] Conc. Vatic. S. III, c. 2: Coll. Lac. VII, 251 a.

sich wie immer bemühen, den Kosmos atheistisch zu erklären, so aufzufassen, als wäre er aus sich, gehörte seinem Ursprung nach, genügte seinem Ziele nach sich selbst und sich allein. Versucht aber nun der einzelne nach dieser Theorie zu leben, versucht er es, sich allein zu gehören, so verurtheilt ihn das Pflichtbewußtsein; versucht er es, sich allein zu genügen, so dementirt ihn empfindlich genug der Glückseligkeitstrieb.

Endlich sind die religiös-philosophischen Grundwahrheiten, wie gesagt, die höchsten socialen Wahrheiten, und deshalb ist die sociale Erkenntnißweise durch autoritative Belehrung zu deren erster Mittheilung oder Ueberlieferung geeignet, jeder Bruch der Continuität hierin ein unwiederbringlicher Schaden.

Daß das Glauben vernunftgemäß, naturnothwendig, und insbesondere, daß es die sociale Erkenntnißweise ist, diese philosophische Einsicht wirft unseres Erachtens auch einiges Licht auf Christenthum und Kirche.

A. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die heiligen Berge im Lande Toscana.

Florenz ist die Perle von Toscana, das Land in der Runde die edle Fassung der Perle.

In der That ist Toscana mit seinem Streifen Meerufer, mit seinen mäßig weiten, sonnigen Ebenen, gemustert aus dem Gold der Aehre, dem Dunkelgrün des Maulbeerbaumes, dem Silbergrau der Olive und dem Hellgrün der Rebe, die sich von Baum zu Baum fortspinnt und den Plan mit lichten Kranzgewinden durchflicht und umsäumt, Toscana mit seinen langen Querthälern voll lieblich kühner und ernster Ueberraschungen, durcheilt von frischen, muntern Bergwassern und gehütet von sanften Rebenhügeln und dunkeln Cypressen, Eichen und Pinienwäldern, Toscana mit seinen mauer- und zinnengekrönten Bergstädtchen, Burgen, edeln Landsitzen, Klöstern und weltberühmten Domen, Toscana ist ohne Widerrede ein schönes Land, so hochberühmt in aller Welt. Und damit der Herrlichkeit nichts abgehe, fehlen auch die Berge nicht. Der Apennin berührt und durchzieht mit seinem Höhengrat das Land und überzieht es mit einem verschlungenen Netz von Thälern und Höhen, deren Gipfel sich selbst zur Alpenhöhe aufthürmen, hier die Adria, dort das Mittelmeer überschauend.

Die Berge aber haben es, wie man richtig sagt, von jeher dem Menschen angethan. Sie sind gleichsam die Aufflüge und Erhebungen, in denen die Erde

verlangend nach dem Himmel greift, um seiner habhaft zu werden. In der That sind von alten Zeiten her die Berge vorzugsweise Berührungsstätten zwischen dem Himmel und der Erde gewesen. Von dem geheimnisvollen Zauber ihres Ernstes, ihrer Ruhe und hehren Einsamkeit angezogen, wallfahren die Menschenkinder unentwegt zu den Bergen, lüften auf ihren Höhen ihre dumpfen, erdsorglichen Gedanken und trinken den frischen Muth eines freiern, reinern und höhern Lebens. Sie meinen dort dem Himmel näher zu sein und eine selige Spur der Gottheit zu finden. Das alte wie das neue Gesetz sind von Bergen gekommen, und unzählige Heilige bauten dort ihre Hütten, empfingen dort ihre welterneuernden Gedanken und Aufträge. Wie die Berge in der sichtbaren Ordnung den Bewohnern der Niederung stets die Richtung weisen und ihre befruchtenden Wasser niederwärts entsenden, so sind auch in der geistlichen Ordnung die Berge wie oft die Quelle unermeßlichen Segens und Ausgangspunkte weltgeschichtlicher Geschehnisse und Einrichtungen, Culturstätten im höchsten Sinne des Wortes geworden. Das sind dann wirkliche heilige Berge, Berge Gottes, wie die Schrift sie nennt.

Solch heilige Berge zählt das Land Toscana nicht weniger als vier, zwei in der nächsten Nähe von Florenz, den Monteſenario und Vallombrosa, welche die eitelschöne und lebenslustige Arnostadt nie aus dem Auge lassen, dann Camaldoli und Alvernia weiter ab im Thal von Casentino.

1. Monteſenario.

Nur wenige Schritte von dem Nordthore der Stadt Florenz führt ein Hohlweg oder vielmehr eine enge Schlucht, die von den umherirrenden Ausläufern des Apennin gebildet wird, in ein kleines, etwa eine Stunde langes Thal, das vom Bergwasser Mugnone durchflossen und rings von bedeutenden Höhenzügen umwallt wird. Geradeaus auf dem nördlichen Gebirgswall fallen dem Auge vier hochbewaldete Kuppen, gleich Kamelhöckern, auf, von denen die linke, die ansehnlichste und höchste, Baulichkeiten mit einem Thurme trägt. Das ist der Monteſenario, die Wiege des Ordens der Diener Marias oder der Serviten, der Männer Gottes im schwarzen Priestertalar mit gleichfarbigem Schultermäntelchen und ledernem Gürtel, denen wir auch heute noch in Oesterreich begegnen. Im Rheinlande erinnert an sie der Kreuzberg bei Bonn, wo sie einst eine Niederlassung hatten, und wo sie in dem Grabgewölbe der Kirche eine schlummernde Wache von zahlreichen wohlerhaltenen Leichen zurückgelassen haben.

Die Ordensgeschichte ist zu anziehend und zu lehrreich, als daß sie hier nicht wenigstens mit einigen Strichen gezeichnet werden mag.

Im 13. Jahrhundert, diesem vulkanartigen Ausbruchsgebiete von politisch-religiösem Hader, von wilder, ungezügelter Leidenschaft und großartiger Heiligkeit, von Auflehnung gegen die Kirche und von Gründungen kirchlich treuer Orden, mitten in dem Wogen des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen, am 8. September 1233 sah das alte Florenz ein eigenartiges Schauspiel. Da schritt durch die Straßen ein Zug von sieben Männern in aschgrauem Bußgewand und mit einem Strick umgürtet. Diese Männer waren Bonfiglio Monaldi, Giovanni di Bonagiunta Manetti, Benedetto dell' Antella, Bartolomeo degli Amidei, Rico-

vero Lippi di Uguccione, Gherardino di Soſtegno und Aleſſio Falconieri — alle Bürger, wohlbekannt und hochgeehrt in der Stadt wegen ihres Reichthums, ihres Adels und ihrer Ehrenämter in der Republik. Nun aber waren Amtsſtab, Ritterſchwert und Federbarett verſchwunden und hatten dem armen und ſtrengen Aufzuge des Bußbruders Platz gemacht. Verwundert lief die ganze Stadt zuſammen zu dieſem befremdenden Schauſpiel, und aufs höchſte ſtieg die Erregung, als ganz unmündige Kinder auf den Armen der Mütter zu rufen begannen: „Sehet, ſehet die Diener der Jungfrau Maria.“ Das in der That und nicht mehr wollten die Männer fürder ſein, und eben waren ſie auf dem Gang zum Biſchof der Stadt, um ſich für ihr Vorhaben ſeine Zuſtimmung und ſeinen Segen zu erbitten.

Dies alles war folgendermaßen gekommen. Die ſieben edeln Florentiner hatten als Mitglieder einer der vielen religiöſen Bruderſchaften angehört, die den Namen Laudati oder Societas laudantium Beatae Virginis führten, und welche in der religiös-politiſchen und literariſchen Geſchichte der Stadt eine bedeutende Rolle ſpielten. Sie verſammelten ſich an beſtimmten Tagen zum Lobpreis der Gottesmutter. Es war nun der 15. Auguſt eben des Jahres 1233, am Himmelfahrtsfeſt Marias, als ſich die Bruderſchaft in der alten Reparata-Kirche zu dieſem Zweck zuſammenfand und die ſieben Männer, nachdem alle andern ſich ſchon entfernt hatten, noch im Gebete am Verſammlungsorte verweilten. Da erſchien ihnen im Geleite von heiligen Engeln die Mutter Gottes; von einem Feuerball ließen ſich Strahlen auf jeden einzelnen nieder, und die Stimme der Jungfrau ermahnte ſie, die Welt und alles zu verlaſſen und vertrauensvoll zu folgen, wohin ſie ſie führen würde. Mit der kindlichen Einfalt und Ritterlichkeit jener Zeit ergriffen die edeln Männer den Vorſchlag des Himmels. Der Biſchof Ardingo II. Trotti billigte nach eingehender Prüfung ihr Vorhaben und ſchenkte ihnen, da ſie in der Stadt bei dem Zudrang des Volkes und der Verwandten kein ruhiges Heim gewinnen konnten, den Monteſenario, den er von einem Edeln als Gottesgabe erhalten hatte, zu eigen.

Der Monteſenario war damals ein düſterer Wald auf der ſteilen Bergeshöhe und mehr eine Stätte des Wildes als der Menſchen. Am 31. Mai 1234, am Vorabend des Feſtes Chriſti Himmelfahrt, zogen alſo die Männer, mit wenigen Lebensmitteln und mit Altargeräth beladen, im Geleite eines Prieſters, der ſich ihnen angeſchloſſen hatte, aus, um von dem Orte Beſitz zu nehmen, welchen die Gottesmutter für ſie auserſehen hatte. Auf der höchſten Kuppe angelangt, pflanzten ſie ein Kreuz auf, errichteten ein ärmliches Gotteshaus mit einer gemeinſamen Wohnung aus Holz für die Nacht, während ſie den Tag über einzeln in den nahen Grotten und Höhlen des Berges dem Gebete und der Leſung oblagen.

Bis dahin beabſichtigten ſie in keiner Weiſe einen Orden zu gründen, ſie wollten bloß gemeinſam ein Leben der Buße und des Gebetes führen. Erſt infolge einer neuen Erſcheinung der Mutter Gottes am Karfreitag des Jahres 1239 nahm dieſes Zuſammenleben die Geſtalt eines Ordens an. Maria erſchien ihnen als ſchmerzhafte Mutter, in der Hand ein ſchwarzes Ordenskleid, einen Palm-

weig und die Regel des hl. Augustinus mit dem goldenen Titel: Die Diener Marias (servi Mariae, daher der Titel: Serviten), und sprach: „Ich habe euch zu meinen Dienern erwählt, damit ihr unter diesem Namen den Weinberg meines Sohnes bebauet; das schwarze Kleid, mit dem ich euch ziere, soll euch stets an meine Schmerzen über den Tod meines Sohnes erinnern, und die Regel des hl. Augustinus, die ich euch gebe, wird euch die Weise und die Hilfe bieten, um die Palme des ewigen Lebens im Himmel zu erreichen, zu dem ich euch gerufen." Sie gaben sich nun eine Verfassung unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt in einem General, der ihre Priester- und Seelsorgsarbeiten leiten sollte. Das heiligmäßige Leben in dieser neuen Thebais zog viele hervorragende Männer als Zeugen und Bewunderer heran, die dann ihrerseits die Kunde in ganz Italien verbreiteten und Anstoß zu Neugründungen wurden, so daß schon Alexander IV. (1255), noch ausdrücklicher aber Benedikt XI. (1304) den Orden bestätigten. Unterdessen hatte auch auf dem Montesenario das kümmerliche Kirchlein und das armselige Blockhaus einem stattlichern Bau Platz gemacht, und um mit Florenz stets Fühlung zu unterhalten, hatten die Stifter das Kloster und die Kirche der Annuntiata gegründet (1250), die mit ihrem wunderthätigen Bilde in der kostbaren Medicikapelle und mit ihrem mäßig weiten, bedeckten und heimisch traulichen Vorhof im Laufe der Zeit das Lieblingsheiligthum der Florentiner geworden und jetzt noch zu jeder Stunde von Andächtigen besucht wird.

Den höchsten Aufschwung und die größte Verbreitung gewann der Orden unter dem Generalat des hl. Philipp Benizi, eines nahen Verwandten des hl. Alessio Falconieri. Er war ein außerordentlicher Mann, gelehrt, redemächtig, geschäftstüchtig, ein Mann von wahrhaft apostolischem Eifer, und nur mit Mühe entging er den Ehren des bischöflichen Stuhles von Florenz und selbst der päpstlichen Tiara. Kaiser Rudolf von Habsburg hatte ihn zum Freund und Berather und trat mit seiner Gemahlin dem dritten Orden der Serviten für Laien bei. Bei seinem Tode (1285) war der Orden verbreitet in Frankreich, Deutschland, Polen, Ungarn und selbst in dem fernen tatarischen Reiche, allerorts war er thätig am Friedenswerk entzweiter Städte und an der Vertheidigung und Verbreitung des Glaubens. Eine Erweiterung fand der Orden in zwei weiblichen Zweigen, deren einer, Mantellaten genannt, die hl. Juliana Falconieri, die Nichte des Heiligen, zur Urheberin hatte. Die Schilderungen der Thaten des hl. Philippus von Sarto sind ein Hauptschmuck des schönen Vorhofes der Annuntiata-Kirche.

Die sieben heiligen Stifter waren 1310 alle gestorben und auf dem Montesenario beigesetzt und sahen nicht mehr den Niedergang des Ordens, der bereits mit dem Ende des 14. Jahrhunderts durch Auflösung in mehrere Zweige anhub, und die Vereinsamung des heiligen Berges, dessen Heiligthum infolge von öffentlichen Drangsalen und unglücklichen Kriegsläuften nach und nach zu verfallen begann. Selbst die Gunst der Medici und anderer Gönner, welche 1420 Kirche und Kloster wieder bauten, vermochte den Verfall nicht aufzuhalten, und Erdbeben vollendeten den Ruin der Gottesstiftung. Um das Jahr 1593 fand sich bloß noch ein Wächter auf dem Montesenario. Es kamen nun aber

auch wieder bessere Zeiten, und der Orden, der anderwärts blühte, konnte seine Wiege auf dem Berge nicht in Verödung und Vergessenheit lassen. Mit Hilfe Clemens' VIII., der Großherzoge aus dem Hause der Medici und einiger Wohlthäter aus den Familien der heiligen Stifter erhoben sich gegen das Ende des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts die Mauern in größerem Umfang wieder aus ihren Ruinen. Die Wallfahrer stellten sich wieder zu Tausenden ein, und der Berg sandte aufs neue seine Gottesmänner nach Deutschland, um daselbst die Reform des Ordens zu vollziehen, bis unter Großherzog Leopold I. im Jahre 1777 dieses Heiligthum der Neuerungswuth des Josephinismus zum Opfer fiel und aufgehoben wurde. Vom Jahre 1808—1816, unter der napoleonischen Herrschaft, feierte der Berg vollständig, und die Bauten litten großen Schaden. Jetzt hat der Berg seine alten Wächter wieder gewonnen. Die Söhne der heiligen sieben Stifter mußten von der italienischen Regierung, welche seit dem Jahre 1866 die Klosterbesitzungen an sich gerissen, ihr Heim und Gut mit einem schweren Stück Geld zurückkaufen.

Betreten wir nun das Heiligthum selbst, dessen Geschichte in kurzen Zügen an uns vorübergezogen. Drei Straßen, eine durch die Sohle des obgemeldeten kleinen Thales und je eine auf jeder Seite der mittlern Thalhöhe, führen an den Fuß der Hochkuppe auf dem Bergrücken. Gleich am Fuße der Kuppe empfängt den Wallfahrer ernst die alte Clausurmauer, die einst die ganze Kuppe umschlang, und hinter der Mauer ehrfurchtgebietend ein alter heiliger Wald von hohen, dichten, vom Wetter arg zerzausten Tannen. Mitten durch das Spalier dieser schweigenden Wache in schnurgerader Richtung, wie auf Dantes Fegfeuerberg, führt ein roh gepflasterter Weg hinan, dessen Begehen ordentlich sauer werden könnte, wenn die leise wehenden, würzigen Waldschatten nicht köstliche Ruheplätze böten. Auf der Höhe geleitet der Weg auf einen mäßigen viereckigen Rasenplan, der, mit Lorbeergebüsch und einem umlaufenden Steinsitz eingefaßt und mit zwei Statuen von Heiligen aus dem Orden geschmückt, ganz wirkungs- und stimmungsvoll den Anblick auf das Kloster eröffnet. Die Klosterterrasse wird auf einer breiten Treppe erstiegen und von beiden Seiten durch die Kirche und Klosterflügel abgeschlossen; den Hintergrund derselben schließt aber ein hoher, stark zopfiger Thurm ab mit einem Balkon und einer Darstellung der Schmerzensmutter mit der Inschrift: Dolore quos genuisti, salva filios. So sind wir gleich belehrt, daß wir uns in einem Heiligthum der schmerzhaften Gottesmutter befinden.

Die Kirche links auf der Terrasse ist ein einschiffiger Bau mit einigen Nebenkapellen, einfach und anspruchslos, wie man es hier auf der Bergeshöhe bei Einsiedlern erwarten muß. Die Malereien, welche die Schmerzen der Gottesmutter und einige Züge aus der Ordensgeschichte darstellen, sowie das übrige mäßige Zierwerk aus der fortgeschrittenen Renaissance geben dem Ganzen einen wohlthuenden Zug von Alterthümlichkeit. Schön sind hinter dem Hochaltar zwei Nebenkapellen, die des hl. Benizi, anerkanntermaßen der älteste Betort der Niederlassung, in welchem auch die obgemeldete berühmte Erscheinung der Mutter Gottes stattfand, und die Kapelle der sieben heiligen Stifter, deren Häupter man unter dem Altar nicht ohne Rührung sehen und verehren kann.

Im Kloster selbst sind zwei kleine innere Höfe mit ihren Pfeilern, Bogen und Wandmalereien von recht poetischer Wirkung, besonders der zweite, Chiostrino genannt, welcher die Stelle der ersten Holzbauten der Stifter bezeichnet und die Inschrift trägt: Incunabula religiosorum servorum B. M. V. — Der Gastsaal mit seiner alterthümlichen Holzvertäfelung muthet recht heimisch an. Sehenswerth ist die große Cisterne, als Votivgeschenk für die Eroberung der Stadt Bona in Afrika gebaut von 1607—1622; Ferdinand I. begann den Bau, und Ferdinand II. vollendete ihn. Sie ist ein ganz monumentales Werk, und niemand, der auf den Steinfließen der großen, viereckigen Terrasse lustwandelt und die herrliche Aussicht genießt, denkt daran, daß er auf den riesigen Gewölbebogen einer Cisterne und über einem kleinen See im Innern des Berges steht.

Diese Aussicht ist eine der Herrlichkeiten des Montesenario, der wie eine Warte steht auf den Höhen, welche Fiesole von der Arno-Ebene scheiden. Westlich und nördlich führt der Apennin seine gewaltigen, ineinander laufenden Bergwälle auf mit den Eckzinnen des Monte Morello und des Falterona, an dem der Arno entspringt. Dazwischen senkt sich der Blick in tiefe Thäler mit Dörfern, Weilern, Landsitzen und alten Schlössern von geschichtlicher Bedeutung. Unmittelbar zu Füßen liegt das Thal Mugello, die Heimat der Medici, des Giotto und des Angelico, mit der Abtei Bonsollazo, die Markgraf Hugo von Tuscien unter Otto III. als Sühne für seine Vergehen gebaut. Weiter ab öffnet sich das tiefe Thal delle Croci, in dessen Gründen eingekeilt die Goten unter Radagais von Stilicho vernichtet wurden. Aus dem tiefen Waldesschoß grüßt das Kloster Vallombrosa und von den entgegengesetzten Höhen die Lustschlösser Pratolino und Casaggio, immer noch umwoben von den Sagen der geheimnißvollen Damen, obgleich die fabelhafte Herrlichkeit der Paläste und Grotten längst verschwunden ist. Südlich bietet sich über Fiesole hinaus ein lieblicher Ausschnitt vom Arnothal mit Florenz und seiner Herrlichkeit dar und darüber wieder hinaus die aufsteigenden Höhen bis Volterra.

Eine andere Herrlichkeit des Montesenario ist ringsum in nächster Nähe der schöne Wald, der von allen Seiten das Heiligthum in treuer, friedlicher Hut hält. Es ist eine schöne und kostbare Gabe, welche die Schöpfung der Königin der Schmerzen mit dieser edeln Pflanzung widmet, um so mehr, da rings auf den Höhen alle Wälder ausgestorben. Das Hauptaufgebot dieser Ehrenwache stellen die gewaltigen, ernsten Tannenriesen, den Rest das freundliche Volk der Buchen, Pinien und Kastanien mit dichtem niedern Gesträuch, in dessen Schatten und Moosboden unzählige Waldblumen ihr bescheidenes Stillleben fristen. Eine schöne Zier des Waldes sind die einsamen schattigen Wege und einige Einsiedeleien, welche einst von den ersten Stiftern bewohnt wurden. Man kann sich nichts Vollkommeneres und Malerischeres an Einsiedeleien denken, von denen einige in wilder, rauher Schönheit von der Natur selbst durch zerklüftete und übereinander gefallene Felsen zu Grotten und Höhlen, andere aber durch Menschenhand zu regelrechten Zellen mit einer kleinen Vorhalle, mit Kapelle, Kammern, einem kleinen Wiesenrain und mit allem Zubehör einsiedlerischer Ausstattung gebaut wurden. In der Grotte des hl. Benizi fließt eine Quelle, welche sich der Heilige

von Gott erbeten haben soll als Zeichen, daß ihm seine Sünden erlassen seien. Was einem an einsiedlerischen Reizen in Schriften und Bildnissen je begegnet, sieht man hier hingezaubert in wirklicher, unübertroffener Gestaltung.

Man verläßt den Montesenario mit einer lieblich frommen Stimmung. Es ist hier keine Kunst, alles Natur, einfache, strenge, einsame Natur. Der Montesenario muthet einen an wie ein edles, kunstloses Vesperbild auf einsamer Berghöhe. Das Heiligthum ist ja auch der Schmerzensmutter geweiht. Fernab liegt es vom Treiben der Welt; nur wenige Wanderer gehen am Bilde vorbei und grüßen die Jungfrau mit dem grausigen Schwert im Herzen und dem todten Sohne auf dem Schoß, obgleich sie immer an die Menschen denkt, und aus ihren thränenvollen Augen und den Wunden des Sohnes der Welt stets Ströme von Gnaden zufließen, die sie nicht einmal kennt. So wurde der stille, unbekannte Montesenario der Welt zum großen Segen. Seine Geschichte entspringt einem Hauptmittelpunkt des großen religiösen, politischen und wissenschaftlichen Lebens im Mittelalter, aus der Hauptburg des Guelfengeistes, aus dem Schoße des Bürger- und Volksthums, das sich damals zur Hauptmacht auszubilden begann, und aus der geheimnißvollen Triebkraft des religiösen Geistes, dessen geringste Aeußerung die Volksandachten sind, die aber einen ungeahnten und unerschöpflichen Schatz von Lebens- und Segensfülle in sich tragen und bethätigen. So geschah es hier mit der Andacht zur Gottes- und Schmerzensmutter. Man begegnet jetzt noch in und um Florenz unzähligen Bildstöcken, welche die schmerzhafte Mutter Gottes darstellen — offenbar eine Hinterlassenschaft des Ordens, welcher die Aufgabe hatte, dieses rührende Geheimniß besonders zu ehren und durch dieses heilige Zeichen die wilden Wogen des Parteihasses und des Bürgerzwistes, die besonders in der Arnostadt hoch gingen, zu beschwichtigen. Von da hat die Andacht ihre Wege durch den Orden auch in die andern Länder Europas gefunden. Dieses Zeichen des Montesenario hat die Welt mit Frieden erfüllt und unzählige Seelen gerettet, wie es auf dem Thurme heißt: Quos dolore genuisti, salva filios. Es ist auch lieblich und tröstend, zu sehen, wie diese sieben edeln Männer von der Gottesmutter gerufen wurden, wie sie, echte Kinder des einfältig frommen und ritterlichen Mittelalters, dem Rufe folgten, und wie sie von ihrer himmlischen Herrin als Lohn ihres Minnedienstes die versprochene Palme der Himmels- und Heiligenherrlichkeit erhielten. So ist es an dem Gewölbe der Montesenario-Kirche kurz und inhaltsschwer gesagt: Ex mundo in eremum, ex eremo in coelum Virgo vocavit. Et hoc erit vobis directa via!

2. Vallombrosa.

Vallombrosa befindet sich auch noch im Gesichtskreis von Florenz.

Es liegt auf einem Höhenzug, der vom Falterona, gegenüber dem Montesenario, das Thal Mugello entlang vorbeizieht und oberhalb der Einmündung des Bergflusses Pieve in den Arno sich zu einem anmuthigen Doppelgipfel (Taborra) erhebt, dann, niedersteigend und nach beiden Seiten sich ausweitend, eine weite, hochgelegene Mulde bildet. In dieser Mulde, 957 m hoch, liegt Vallombrosa, den Blick abendwärts nach Florenz gerichtet.

Nach Vallombrosa geleitet ein ganz modernes Fahrwerk, zuerst im Thale der Eisenbahnstrang und dann von da auf die Höhe eine Zahnradbahn. Der Aufstieg beginnt ganz malerisch bei einem alterthümlichen Burgbau, der auf einem waldigen Vorsprung zwischen zwei Wassertobeln am Arno liegt, und erhebt sich dann, rechts und links sich wendend, über bebuschte Halden und tiefe Rinnsale, durch Weinberge, Gärten und Wälder immer höher, jäher und steiler, an Dörfern, Weilern und Kirchthürmen vorbei, am Ende über einen nach beiden Seiten tief abschüssigen Berggrat bis zur Höhe der Bergmulde. Es wird einem bei dieser kühnen Kletterei schon schier gruselig, namentlich beim Abstieg, und man ist am Ende ganz froh, in dem Thal wieder ebenen und festen Boden unter den Füßen zu haben. Oben am Rande der Bergmulde begleitet eine ganze Reihe von Gasthöfen neuester Art den Fuß- und Fahrweg zum Kloster. Aber mit einem Schritte sieht man sich aus dem 19. Jahrhundert in das 11. versetzt. Da beginnen nämlich die ungeheuern Waldungen, welche ringsum die weite Mulde bis fast zu die Gipfel des Berges bedecken in alter, friedlicher, unentweihter Majestät wie ehedem, da St. Gualbertus sie betrat. Nach einer halben Stunde durch schattige, duftige Kühle, über Rinnsale von Waldwassern voll mosiger, massiger Steinblöcke, die riesigen Tannen zum malerischen Sockel dienen, öffnet sich ein mäßiger Wiesenplan, der von allen Seiten durch liebliche Tannengruppen gerahmt ist, und plötzlich steht man vor dem massigen, umfangreichen, fürstenmäßigen Abteigebäude. Rings ins Geviert laufen gleich einem Festungswall theils Nebengebäude, theils eine hohe Mauer, deren Ecken vorn von erhöhten Stockgebäuden, hinten aber von einem gewaltigen Thurm, eine Erinnerung trauriger Zeit, eingefaßt werden [1]. Alles aber beherrscht die Abteifassade. Vor dem hohen Eingangsthor liegt, vornehm in Stein gefaßt, ein großer Weiher, der die Bergwasser sammelt und sicher ehemals den Tisch der Mönche mit Fischen versehen mußte. Durch das Thor betritt man einen großen, freien Hof, der im Hintergrunde mit der großen Abteifassade abschließt und linker Hand durch einen Thorweg den Zugang zu einem innern kleinern Hof öffnet, dessen Hintergrund die Kirche mit der Vorhalle bildet, welche mit dem großen rohen Standbild des hl. Gualbertus, mit Inschriften und dem Abteiwappen (ein Krückstock, von St. Gualberti Hand gehalten) geschmückt ist. Die Kirche ist einschiffig, nicht hoch, scheint aber durch ein sehr geräumiges Querschiff außerordentlich ausgeweitet [2]. An das linke Querschiff reihen sich nach rückwärts mehrere große Kapellen an, die dem heiligen Stifter und den Seligen des Ordens geweiht sind. Alles ist reich verziert mit kleinen Kuppeln, Malereien und vergoldetem Stuck im Geschmacke der fortgeschrittenen Renaissance, aber von guter Wirkung. Ein Gemälde deutet auf Ghirlandajo hin. Sonst aber schauen die Spuren alter und neuer Beraubung, Trauer, Verlassenheit und Vereinsamung aus allen Ecken, namentlich

[1] Der Thurm wurde zum Schutz gebaut, nachdem die Abtei von umherstreifenden Söldnerscharen Karls V. ausgeraubt und niedergebrannt worden war.

[2] Die Kirche ist 49 m lang, 8 m breit, das Querschiff mißt 23 m Länge und 7 m Breite.

aus dem Chor, in dem der Psalmengesang längst verstummt ist. Seit dem Klostergesetz von 1866 ist das Stift dem Staate verfallen und seit 1870 in eine Forstschule verwandelt worden. Das laute Wesen dieser Jünger der Forstwissenschaft verleidet einem fast einen Besuch des Innern der Klostergebäude, die, durch eine Reihe von Aebten aufgeführt, erweitert und ausgeschmückt, mit ihrem großen Hof, mit dem Klostergang, mit dem Speise- und Kapitelsaal, mit der geräumigen Bibliothek und den vielen Kunstgebilden den vortheilhaftesten Eindruck von Frömmigkeit, klösterlicher Pracht und Kunstliebe erwecken. Ueberhaupt war das Stift hochangesehen, und sein Abt führte seit Martin V. den Titel Graf von Monte verde und Gualdo. Jetzt ist alles, was nicht niet- und nagelfest war, ausgeraubt und zerstreut. Bloß die verblaßten Schildereien aus dem Leben und Wirken der Heiligen des Ordens erzählen in den entweihten Räumen von der entschwundenen Herrlichkeit. Auch außer den Klostermauern ist nunmehr das alte, einsiedlerische Vallombrosa ein internationaler Luftkurort geworden. Indessen wird, die modernen Wirtshäuser abgerechnet, die aber am Waldrande ehrerbietig Halt machen, der Friede und die Beschaulichkeit der Waldeinsamkeit nicht arg gestört durch die Fremden, die in den äußern Wirtschaftsgebäuden der Abtei untergebracht sind und in stillen Gruppen und Kränzchen auf der Wiese im Schatten sitzen, im Walde auf hergestellten Spielplätzen sich am Ballspiel ergötzen oder sich in den heimischen Waldpfaden ergehen. Wie es scheint, legt der hehre Ernst der Einsamkeit und die ehemalige Weihe der Beschaulichkeit noch aller Welt eine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung auf.

Der Hochwald ist wahrhaft köstlich und bietet auf seinen stillen Steigen mit seinen Felsen, Rissen und rauschenden Waldbächen die wundersamsten Bilder von lieblicher Wildheit und Traumseligkeit. Besonders lohnend ist der Aufstieg zu dem sogen. Paradisino. Es ist dies ein jäher Felsenvorsprung mitten im Walde, hoch über der Abtei. Hier war der Ursprung und die Wiege des Ordens und die erste Stätte des heiligen Stifters und seiner frühesten Schüler. Später diente der Ort als Einsiedelei für Mönche, welche auf ganz besondere Weise dem beschaulichen Leben obliegen wollten. Jetzt hat sich an die altehrwürdige Stätte des Gebetes und der Buße ein ganz modern zugestutztes Wirtshäuschen gesetzt. Schön und erhebend ist nur die Fernsicht geblieben. Ringsum, soweit das Auge die Nähe überblickt, ein Meer von emporstrebenden, grünen Tannenwipfeln, deren Lichtungen köstliche Blicke thun lassen in Gründe, wo Fels und Moos und zitternde Sonnenstrahlen Teppiche von wunderbarer Wirkung weben; mitten im Wald der Wiesenplan, aus dem die altersgrauen Thürme und moosigen Dächer des Klosters wie riesenmäßige Erratblöcke emporsteigen; über den Wald hinaus aber nach Nord und West die Ausläufer der Apenninen, die in kühn geformten Graten und Abstufungen thalwärts strebend dem Arno zueilen, um sich jenseits Florenz', dessen Stadtbild sich deutlich abhebt, zu neuen Hügeln und Höhen zu erheben, welche in das Ungemessene dahinlaufen bis an den Saum des Mittelmeeres. Von dem Vordergrund des grünen, blühenden Waldes aus betrachtet, nimmt sich das ferne Landschaftsbild wegen des Gegensatzes aus wie eine in vulkanischem Ausbruch erstarrte Welt.

Stifter und erster Vorsteher der Abtei Vallombrosa war, wie bereits bemerkt, der hl. Gualbertus. Er, der Sohn des edeln Florentiners Gualbertus de' Risdomini, Herrn von Petcaia im Thale von Pesa (985), war es, zu dem sich in S. Miniato bei Florenz das Kreuzbild wundersam neigte, nachdem er einem Todfeind aus Liebe zum gekreuzigten Heiland großmüthig das Leben geschenkt hatte. In S. Miniato nahm er dann das Kleid des hl. Benedikt, ging aber nach einigen Jahren zum hl. Romuald nach Camaldoli, und von da aus zog er gegen das Jahr 1008 die Wildniß von Vallombrosa (ehemals Acqua bella genannt), um fern von der Welt nur Gott zu leben. Nachdem sich aber zahlreiche Schüler um ihn gesammelt, und nachdem ihm von den Benediktinerinnen von S. Ellero, von der Gräfin Mathilde und andern Adeligen der Waldgrund ringsum zu eigen geschenkt worden war, unternahm er eine Reform des Benediktinerordens und stiftete zu diesem Behuf die Abtei und die Congregation von Vallombrosa, die 1055 vom Papste Victor II. bestätigt wurde. In den Neugründungen, deren er in seinem Leben zwölf vollzog, wurde besonders die Armut, das Fasten, das Stillschweigen und die Strengheit der Clausur zur Regel gemacht. Das Ordenskleid hatte zuerst grüne, dann braune Farbe [1]; jetzt ist es schwarz. Es verdient bemerkt zu werden, daß, wie es scheint, in der Abtei von Vallombrosa zum erstenmal zum Unterschied von den Chorbrüdern auch Laienbrüder zur Besorgung der Haus- und Landwirtschaft angenommen wurden. In den Anstrengungen für die Reform der Kirche stand Gualbertus den Päpsten Leo IX., Gregor VII. und dem hl. Petrus Damiani mannhaft zur Seite und stritt gegen die Simonie und Ketzerei mächtig mit Wort und Wundern. Wie er einst S. Miniato verlassen haben soll, um nicht unter einem simonistischen Abte zu stehen, so erhob er sich später gegen den simonistischen Bischof von Florenz, Pietro Mezzabarbo, was ihm und den Seinigen neue blutige Verfolgung zuzog und die Zerstörung der Abtei S. Salvi bei Florenz zur Folge hatte. Hochgeehrt von den Päpsten, starb St. Gualbertus in der Abtei von Passignono (1073), wo sein Leib noch ruht.

Der Heilige hatte ursprünglich in Vallombrosa für seine Schüler bloß einzelstehende Zellen nebst einem Bethaus errichtet, wie er es in Camaldoli gesehen. Diese arme Einrichtung erhielt später wichtige Erweiterungen. Abt Benignus (gegen 1236) baute das bescheidene Bethaus, zu welchem Konrad II. und Heinrich III. Geschenke und Beiträge geschickt, und dessen Abtei der Bischof Rudolf von Paderborn geweiht hatte, in eine Kirche um. Abt Biagio Milanesi, gleichsam der zweite Stifter des Ordens (im 16. Jahrhundert), baute das Noviciat und richtete eine Studienanstalt in Vallombrosa ein nach Art einer Universität, mit einer bedeutenden Bücherſammlung. Abt Carducci (1560), der Mathematiker, der Sprachenkenner Abt Alfiano (1570) und der Botaniker Tozzi (1757) waren

[1] Abt Benignus soll dem hl. Franz von Assisi, der eines Tages ganz vom Regen durchnäßt aus dem Casentino nach Vallombrosa heraufkam, sein eigenes Ordenskleid gegeben haben, und der hl. Franciscus behielt es — ein Zeichen, daß damals beide Ordenstrachten miteinander übereinstimmten.

Gründer der Kloſteranſtalt [1]. Im Jahre 1654 wurde auch eine meteorologiſche Warte errichtet. Napoleon I. hat den traurigen Ruhm, auch dieſes alte, ehrwürdige Stift zerſtört zu haben. Am 20. October 1808 verließ der letzte Abt das Kloſter, und das heilige Opfer und der Pſalmengeſang hörten auf — nach 800 Jahren das erſte Mal. Endgiltig hergeſtellt am 5. Januar 1815, verfiel die Abtei aufs neue dem Kloſtergeſetz 1866. Gegenwärtig wird bloß ein Sohn des hl. Gualbertus in der Kloſterabtei geduldet, als Aufſeher der meteorologiſchen Warte. Die Congregation von Vallombroſa, ein ehrwürdiger Zweig des großen Benediktinerordens, hat durch ihre Heiligen und Seligen, ihr Gelehrten und Schriftſteller [2] große Verdienſte um die Kirche und um die Welt erworben, iſt aber, weil faſt bloß auf Italien beſchränkt [3], durch die Ungunſt der Zeiten und namentlich durch die zweimalige Aufhebung bis auf wenige Mitglieder zuſammengeſchmolzen.

---

[1] Unter dieſem Abte ſtudirte in Vallombroſa Galileo Galilei und wollte das Kleid des Ordens nehmen, der Vater aber nahm ihn ſchleunigſt aus der Anſtalt.

[2] Botaniker von Namen ſind Perier, Falugi, Maratti, Witmann. Ueber Forſtwiſſenſchaft ſchrieben u. a. Maggarini und Fornaini. Der Engländer Heinrich Hugford förderte und vervollkommnete beſonders die Kunſt, Marmor in Gips nachzuahmen.

[3] Nur Frankreich erhielt einen Ableger des Ordens.

(Schluß folgt.)

M. Meſchler S. J.

Recenſionen.

ialpolitik und Moral. Eine Darſtellung ihres Verhältniſſes mit beſonderer Bezugnahme auf die von Prof. Werner Sombart neueſtens geforderte Unabhängigkeit der Socialpolitik von der Moral. Von Dr. **Franz Walter.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. 8°. (XVI u. 346 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.60.

Es liegt auf der Hand, daß die Vertreter der chriſtlichen Weltanſchauung, ſie die Frage des wirtſchaftlichen Handelns und Lebens zum Gegenſtande ihrer erſuchung machen wollen, die ethiſche Seite, die Pflichten des freien Menſchen dem Gebiete der Oekonomie, nicht unbeachtet laſſen können. Genügt es ja doch, Begriff „wirtſchaftliche Thätigkeit“ richtig zu analyſiren, um denſelben ſofort einen ſittlich beſtimmten zu erkennen. Vermittelſt der wirtſchaftlichen Thätigkeit t der Menſch die Dinge der Außenwelt planvoll zur Befriedigung ſeiner Beſniſſe heran. Offenbar hat dieſe Thätigkeit eine natürliche und techniſche, aber t minder eine freie, ſittliche Seite. Es iſt „Arbeit“, die als ſittliche Pflicht Menſchen gilt; „wirtſchaftliche“ Arbeit auch in dem Sinne, daß Sparſamkeit bt, die unnütze Vergeudung der Kräfte und Güter vermieden werden muß; eit ferner „zur Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe“. Wie mannigfaltig aber die ethiſchen Geſichtspunkte, die auf all dieſes Anwendung finden! ließlich handelt es ſich um Arbeit inmitten der Geſellſchaft. Man kann nicht ſchaften, ohne in Beziehung zu ſeinen Mitmenſchen zu treten; von der Wirtſt der Einzelnen wird das Wohl der ganzen Geſellſchaft beeinflußt. Wie viele gen ethiſcher Art, insbeſondere Fragen der Gerechtigkeit gegenüber dem Nächund der geſamten Geſellſchaft, tauchen dabei auf!

Welche Geſtalt würde die Nationalökonomie wohl angenommen haben, wenn auf dem Boden der Scholaſtik zu einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft mit eigenem malobject geworden wäre? Ohne Zweifel würde hier den Lehren der praken Vernunft und der hiſtoriſchen Erfahrung der weitgehendſte Einfluß bei Entſcheidung der Fragen nach Herſtellung und Förderung der öffentlichen eriellen Wohlfahrt eines Volkes gewährt worden ſein. Aber ebenſo gewiß iſt, es hierbei nicht zu Lehren und Entſcheidungen gekommen wäre, welche dem lichen Sittengeſetze widerſprechen und welche etwas anderes als das materielle

Gemeinwohl des ganzen Volkes als Prüfstein und Maßstab ihrer Güte und Richtigkeit hätten gelten lassen.

Leider vollzog sich aber die Verselbständigung der Nationalökonomie zu einer Zeit, wo der einseitige Empirismus die Ethik in einer Weise umgestaltet hatte, daß von einem entscheidenden Einflusse moralischer Erwägungen auf die wissenschaftliche Beurtheilung wirtschaftlicher Probleme kaum mehr die Rede sein konnte. Wir denken dabei an jene durch die Aufklärungsphilosophie beliebte „Naturgeschichte" des menschlichen Handelns, an die Aufstellungen der englisch-schottischen Moralphilosophie, zu deren Vertretern Adam Smith, der Begründer der „klassischen" Nationalökonomie, gehörte. So kam es, daß die Nationalökonomie nicht bloß zu einer selbständigen Wissenschaft wurde, sondern sich immer mehr von der Ethik trennte, je mehr die materialistisch-naturgesetzliche Auffassung des wirtschaftlichen Geschehens die neue Wissenschaft beherrschte.

Die neuere, insbesondere die deutsche Nationalökonomie hat die Wege der alten Klassiker verlassen. Schmoller bezeichnet als den Kernpunkt dieses Umschwunges, daß die heutige Wirtschaftslehre die Function und Stellung von Sitte und Recht im Mechanismus der Gesellschaft weit richtiger bestimme. Es sei die heutige Volkswirtschaftslehre zu einer historischen und ethischen Staats- und Gesellschaftsauffassung im Gegensatz zum Rationalismus und Materialismus gekommen. Aus einer bloßen Markt- und Tauschlehre, einer Art Geschäftsökonomie, welche zur Klassenwaffe der Besitzenden zu werden drohte, sei sie wieder eine große moralisch-politische Wissenschaft geworden, welche neben der Production auch die Vertheilung der Güter untersuche, welche statt der Güter- und Kapitalwelt wieder den Menschen in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betrachtung stelle. Dem Vorwurf, der gegen die meisten akademischen Vertreter der Staatswissenschaften, speciell der Nationalökonomie, gerichtet wird, daß sie zu arbeiterfreundlich seien und also mehr ein Klassen- als das Gesamtinteresse vertreten, hält Schmoller entgegen, es wäre eben noch die Frage, ob diese Arbeiterfreundlichkeit nicht gerade der Gerechtigkeit und dem Gesamtinteresse entspreche. Es habe sich dieser Standpunkt der modernen Nationalökonomie aus der Wiederbelebung religiöser und ethischer Potenzen unserer Tage, aus dem machtvoll angewachsenen Staatsgefühl, aus dem gesteigerten Sinn für Recht und Gerechtigkeit ergeben (Einl. S. 8).

Diese neuere historisch-ethische Richtung hat mancherlei Gegner gefunden, neben den modernen Wirtschaftstheoretikern, die Karl Menger folgen, neuerdings insbesondere Werner Sombart. Letzterer erblickt gerade in der „Verethisirung" der Socialpolitik den „traurigsten Zustand der Verwahrlosung" der socialpolitischen Wissenschaft. Sombart ist beeinflußt von dem erkenntniß-theoretischen Kriticismus Kants. Man müsse die irdischen Lebensverhältnisse vom Gebiete der übersinnlichen Wahrheit ablösen und ganz auf sich selbst stellen. In den einzelnen Territorien der irdischen Lebensverhältnisse haben die metaphysischen Wahrheiten nichts mitzureden; ein jedes hat sein eigenes autonomes Ideal. Das Ideal der Socialpolitik ist das wirtschaftlich Vollkommene; dieses wird dargestellt von dem jeweils höchst entwickelten Wirtschaftssysteme, d. h. dem Wirtschaftssysteme höchster Productivität.

Dieſen geiſtvollen Gegner widerlegt Walter in geſchickter und ſiegreicher ſe. Er muß zugeſtehen, daß die hiſtoriſch-ethiſche Richtung in der National- omie nicht allen Anforderungen genügt. Ebenſo richtig iſt es, wenn Som- den Evangeliſch-Socialen vorwirft, ſie ſuchten zwiſchen der evolutioniſtiſchen it und der chriſtlichen Moral zu pactiren. Den Katholiſch-Socialen gibt nbart zu, daß ihr Standpunkt am einheitlichſten und klarſten ſei durch ihr gehen von einem unwandelbaren Naturrecht. Aber dieſes Naturrecht iſt ihm geoffenbartes und der Glaube an Gottes Offenbarung eine zu prekäre Baſis, die moderne Socialpolitik darauf zu bauen. Walter wird es leicht, dieſe Irr- mer zu zerſtreuen und den eigenen Standpunkt Sombarts als einen verfehlten) unzureichenden zu erweiſen.

Dieſe kurze Ueberſicht über den Inhalt des höchſt inſtructiven Werkes möge ügen. Dem Leſer wird eine im Ganzen wie im Detail auf klarer und ſicherer gumentation beruhende Lehre geboten. Die Darſtellung iſt edel, lichtvoll, endig, intereſſant. Reiche Kenntniß und objective Beurtheilung der einſchlägigen eratur zeichnet den Verfaſſer in hohem Maße aus. Das Werk gehört ohne eifel zu den werthvollſten neuern Erzeugniſſen auf ſocialwiſſenſchaftlichem Gebiete.

Heinrich Peſch S. J.

llarium **Franciscanum** sive Romanorum Pontificum constitutiones, epistulae, diplomata tribus ordinibus Minorum, Clarissarum, Poenitentium a seraphico patriarcha S. Francisco institutis ab eorum originibus ad nostra usque tempora concessa. Tomus V. Benedicti XI., Clementis V., Ioannis XXII. monumenta, iussu atque auspiciis reverendissimi patris magistri ***Laurentii Carabelli de Signia,*** totius ordinis Minorum S. Francisci Conventualium post seraphicum patriarcham ministri generalis CVI., a ***Conrado Eubel,*** eiusdem ordinis alumno, digesta. Fol. (685 p.) Romae MDCCCXCVIII. (Commiſſionsverlag von Otto Harraſſowitz, Leipzig.) Preis *M.* 35.

Unter den ſehr zahlreichen Ordensbullarien[1], d. h. unter jenen Samm- gen, in welchen ſämtliche einen Orden betreffenden päpſtlichen Erlaſſe zu- mengefaßt ſind, nimmt ohne Zweifel, was relative Vollſtändigkeit, Sorgfalt Abdruck der Texte, Reichhaltigkeit der Erläuterungen angeht, das Franziskaner- larium Sbaraleas die erſte Stelle ein. Allerdings enthält das Dominikaner- larium von Ripoll-Bremond in acht Foliobänden die auf den genannten Orden üglichen päpſtlichen Schreiben von Honorius III. bis auf Clemens XII. (1738),) auch das Bullarium der Franziskaner-Obſervanten des Franciscus Matri-

[1] Dieſelben finden ſich mit der übrigen, die Geſchichte der einzelnen Orden reffenden Literatur verzeichnet in *De Smedt,* Introductio generalis ad historiam :lesiasticum (Gandavi 1876) p. 347—382.

tensis [1] ist in fünf Foliobänden bis Benedikt XIV. fortgeführt; aber den Herausgebern dieser beiden Werke war es, wenigstens für die älteste Zeit, nicht vergönnt, das päpstliche Geheimarchiv zu benutzen, weshalb beide nicht im entferntesten jene Vollständigkeit aufweisen, deren sich die Arbeit Sbaraleas rühmen kann. Während z. B. Ripoll bereits auf 641 Seiten das Pontificat Benedikts XI. erreicht, füllt Sbaralea für denselben Zeitraum vier Folianten.

Von diesen vier Bänden konnte Sbaralea die drei ersten in den Jahren 1759, 1761 und 1765 selbst veröffentlichen, während der Druck des vierten nach seinem bald darauf erfolgten Tode von seinen Ordensbrüdern besorgt wurde, weshalb derselbe erst 1768 erschien. Der Mangel an historischer Kritik und die parteiische Voreingenommenheit des Conventualen Sbaralea in der Beurtheilung der franziskanischen Armut und ihrer Gestaltung durch die päpstlichen Decrete veranlaßten den Observanten Flamminio Annibale da Latera, den vier Bänden des Bullariums einen weitern Band als Ergänzung und Correctiv anzufügen. Dieser Band, welcher bisher nicht selten, allerdings irrigerweise, als fünfter bezeichnet wurde, enthält auf 224 Seiten päpstliche, den Orden betreffende Schreiben aus der Zeit vor Benedikt XI. (1303—1304), welche Sbaralea entgangen waren, und 174 Seiten werden der Widerlegung der conventualistischen Auffassung der Armutsfrage gewidmet. Den Kern dieser Controverse bildet die Frage, ob und seit wann der gemeinsame Besitz im Orden zu Recht bestehe.

Der auf allen Gebieten der geschichtlichen Forschung durch die Eröffnung des Vaticanischen Archivs erfolgte Aufschwung veranlaßte die Oberen der Franziskaner-Conventualen, die Arbeiten Sbaraleas wieder aufzunehmen und sein großes Werk fortzusetzen. Hierzu mußten schon die Abschriften für mehrere weitere Bände einladen, welche aus dem Nachlaß des unermüdlichen Forschers in das Ordensarchiv gelangt waren. Eine treffliche Kraft stand außerdem dem Orden für die Arbeit zur Verfügung in der Person des gelehrten Pönitentiars P. Konrad Eubel, dem Verfasser der Hierarchia catholica medii aevi (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 205 ff.). Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war derselbe im stande, den fünften Band des genannten Ordensbullariums im Druck zu vollenden.

Es ist dies ein stattlicher Foliant, sauber und geschmackvoll auf dauerhaftes Handpapier von Fabriano gedruckt. Wie schon der Titel besagt, umfaßt derselbe drei Pontificate und bietet für Benedikt XI. 43, für Clemens V. 182 und für Johann XXII. 855 Schreiben. Wir erhalten also 1080 päpstliche Schreiben theils in vollem Text, theils im Auszug, je nach der Wichtigkeit des Inhaltes. Den weitaus größten Theil dieser Schreiben, nämlich die 855 Johanns XXII., mußte der Herausgeber selbst aus den 55 Bullenregistern dieses Papstes aussuchen. Der dieses Pontificat betreffende Theil des Nachlasses Sbaraleas war verloren gegangen.

[1] Dieses sehr seltene Bullarium blieb De Smedt unbekannt; es führt den Titel: Bullarium ordinis fratrum Minorum strictioris observantiae discalceatorum a Fr. Francisco Matritensi. Matriti 1744—1749.

In der äußern Anordnung des Textes wurde mit Recht an dem klaren ud überſichtlichen Schema feſtgehalten, welches ſchon durch Sbaralea feſtgeſtellt orden war. Was ſodann den Inhalt ſelbſt angeht, ſo hat der Fortſetzer auf ie kurzen, ſehr nützlichen Erläuterungen und Verweiſe ſelbſt noch größern Fleiß erwandt als ſein trefflicher Vorgänger. Außerdem hat er noch eine beträchtliche ahl ſehr ausgedehnter Anmerkungen dem Texte angefügt. Dieſelben betreffen eils den praktiſchen, bereits unter Clemens V. anhängigen Armutsſtreit, in deſſen ittelpunkt Ubertino von Caſale, Petrus Johannis Olivi und Angelo Clareno ehen, theils den theoretiſchen, der unter Johann XXII. entbrannte und durch ichael von Ceſena und die andern Hoftheologen Ludwigs des Bayern durch ahrzehnte fortgeſchleppt wurde.

Es war ein recht glücklicher Gedanke des Herausgebers, den Schreiben Joanns XXII., welche den zweiten Streit betreffen, die zum Theil recht ausführichen Streitſchriften Michaels von Ceſena, Ockhams und ihrer Gefährten in orgſam verbeſſertem Texte anzufügen. Dieſe Schriftſtücke, welche bisher theils urch die Annalenwerke des Raynaldus und Waddings und die Sammlungen on Baluze zerſtreut waren, können nun, ſo vereint, viel leichter und eingehender usgebeutet werden. Die hauptſächlichſten dieſer Anmerkungen finden ſich auf Seite XLI, n. 2 u. 3 ſehr vollſtändig verzeichnet; allerdings iſt es bei Nachuchungen rathſam, die durch die zahlreichen hier angehäuften Zahlen bezeichneten ctenſtücke vorerſt nicht im Text, ſondern im erſten, Seite IX beginnenden Inhaltsverzeichniß zu prüfen.

Was nun die päpſtlichen Schreiben ſelber angeht, ſo kann es, da Raynaldus und Wadding die vaticaniſchen Regeſten bereits auch benutzt hatten, nicht befremden, daß neue, bisher unbekannte Schreiben von entſcheidendem Intereſſe nicht geboten werden. Der Werth dieſer Sammlung liegt in der reichen Maſſe neuen Details und in der relativen Vollſtändigkeit des hier vereinigten Materials. Ich ſpreche von „relativer" Vollſtändigkeit, da dieſe Sammlung im weſentlichen auf den päpſtlichen Regiſterbänden fußt, in dieſe aber nicht alle ausgeſandten Schreiben Aufnahme fanden.

Außer den Erläuterungen haben ohne Zweifel auch die trefflichen Inhaltsverzeichniſſe dem Herausgeber viele Mühe verurſacht; doch iſt es dieſe doppelte Mühewaltung, durch welche er ſich in vorzüglicher Weiſe den Dank der Benutzer dieſes Bandes verdient hat.

Zunächſt erhalten wir am Eingang des Bandes ein chronologiſch geordnetes Verzeichniß der päpſtlichen Schreiben mit kurzen Inhaltsangaben; ſodann ein alphabetiſches Verzeichniß der Anfangsworte derſelben; endlich ein nach gutgewählten Geſichtspunkten geordnetes Inhaltsverzeichniß. Am Schluſſe des Bandes findet ſich zunächſt in genau verbeſſertem Texte das Provinciale ordinis fratrum Minorum, d. h. ein Verzeichniß der nach ihren 34 Provinzen und ihren Cuſtodien geordneten Niederlaſſungen. In den Anmerkungen werden nach denſelben alten Quellen der vaticaniſchen und der Bamberger Handſchrift und dem Liber conformitatum des Bartholomäus von Piſa die den einzelnen Conventen entſtammenden Brüder aufgezählt, welche ſich durch Heiligkeit oder Wiſſenſchaft hervorgethan haben.

Hierauf erhalten wir ein treffliches Verzeichniß sowohl der dem Orden fälschlich zugetheilten als der ihm wirklich entnommenen Prälaten. Endlich folgen noch Verzeichnisse der Diöcesen, der Ordensgenossen, der dem Orden nicht angehörigen Personen, der Ordensniederlassungen sowie der andern Orte, welche in dem vorliegenden Bande Erwähnung finden. Es hat also der Herausgeber keine Mühe gescheut, um den Forschern ihre Arbeit zu erleichtern.

Ich kann mich also nur dem Endurtheil der gehaltvollen Besprechungen anschließen, welches bereits einige der berufensten Kenner der einschlägigen Periode dem schönen Bande gewidmet haben. Dasselbe geht dahin, der Fortsetzer des trefflichen Bullariums Sbaraleas habe den so gesteigerten Anforderungen der historischen Methodik und Kritik unserer Tage vollauf entsprochen.

Franz Ehrle S. J.

Der selige Petrus Canisius in Oesterreich. Von **Alois Kröß** S. J. 8°. (IV, 214 u. XII S.) Wien, Mayer u. Co., 1898. Preis *M.* 3.80.

Das dritte Centenarium, welches zur Erinnerung an den Tod des seligen Petrus Canisius in allen Ländern seines einstigen Wirkens festlich begangen wurde, hat einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Schriften das Leben gegeben, bestimmt, weitern Kreisen des Volkes das Andenken des Seligen näher zu bringen. Schon mit Rücksicht auf die im Werke begriffene monumentale Herausgabe seiner Briefe haben sich diese Schriften ausnahmslos mit der Verwerthung des bereits zu Tage geförderten Materials begnügt und auf selbständige Weiterführung der Forschung verzichtet. Nicht so die vorliegende, auf Anregung der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebene Schrift, welche gerade noch zum Schluß der Jubiläumszeit die Presse verließ. In der Hauptsache beschränkt sich dieselbe auf die eingehende Schilderung der Verdienste des Seligen um das Kaiserhaus und die Erblande von Oesterreich, bietet aber nicht bloße Zusammenfassung und kritische Nachprüfung des bereits Bekannten. Der Verfasser war in der Lage, das ganze für die Fortführung der Brief-Ausgabe aufgespeicherte Material einzusehen und ist dadurch gegen die Gefahr geschützt, durch die Veröffentlichung weiterer Bände der Briefe schon bald antiquirt zu werden. Er hat aber auch sonst mit großem Fleiße und findigem Spürsinn noch von vielen andern Seiten her Brauchbares zusammengetragen. Ohne Zweifel ist daher durch die vorliegende Schrift in der Canisius-Forschung ein Schritt weiter geschehen, und der Verfasser hat sich um das Andenken des Seligen wirklich verdient gemacht. Was immer im Wirken des sel. Petrus Canisius für Oesterreich oder an seinem persönlichen Tugendstreben die Aufmerksamkeit auf sich lenken konnte, ist vom Verfasser mit Liebe hervorgehoben worden. Ein solches kurzes Zusammenfassen des über Canisius thatsächlich Gegebenen, und zwar in vorwiegend wissenschaftlicher Form, war um so verdienstlicher, da neuerdings selbst auf katholischer Seite, wenn auch nur ganz vereinzelt, Ansichten und Urtheile über Canisius ausgesprochen worden sind, welche der Wahrheit diametral entgegenstehen. So soll „Canisius bei seiner Selbständigkeit und seiner bedeutenden Begabung nie so recht in den Orden sich eingegliedert haben". „Noch während Canisius auf der Höhe des Lebens stand,

gewann eine andere Methode als die ſeine die Oberhand in der Geſellſchaft, welche ſeit dem zweiten Ordensgeneral Laynez als Ausdruck der jeſuitiſchen Auffaſſung von Chriſtenthum und Kirche gilt." „Der große Organiſator der deutſchen Ordensprovinz hat ſeinem Werke keine eigenthümliche Seele einzugießen vermocht . . ., vielleicht wäre andernfalls der Kirche nicht bloß ein ſo kleiner Theil Deutſchlands wiedergewonnen worden." Schon P. Rieß hat 1865 in ſeiner großen Caniſius-Biographie S. 507—510 das gerade Gegentheil aller dieſer Sätze als das Ergebniß ſeiner jahrelangen Studien und Forſchungen und das Schlußreſultat ſeines ganzen Werkes ausgeſprochen. Gegenüber der nüchternen Aneinanderkettung der Thatſachen, wie P. Kröß ſie bietet, werden ſolche auf Mangel an näherer Kenntniß beruhende geiſtreiche Phantaſien wohl von ſelbſt zergehen.

Das Verdienſt des Verfaſſers, dem rückhaltloſe Anerkennung gezollt ſei, erleidet keine Einbuße dadurch, daß in Bezug auf einzelne untergeordnete Punkte Einſpruch erhoben werden könnte. So wurde z. B. Cardinal Otto nicht erſt auf der Reiſe nach Ulm mit Caniſius bekannt (S. 19), ſondern war es bereits von Worms 1545 (*Braunsberger*, Epistulae I, 159). Aus der Darſtellung der Entſtehungsweiſe des Caniſianiſchen Katechismus wird es kaum möglich ſein, ein klares Bild zu gewinnen. P. Braunsberger hatte ſich in den Epistulae (I, 412, n. 1) mit der Schwierigkeit bereits hinreichend auseinandergeſetzt. Die Wahrheit wird ſein, daß Jajus, abgeſehen von einigen Niederſchriften über theologiſche Controverspunkte, an den Katechismus ſelbſt überhaupt noch nicht Hand angelegt hatte. Wenn S. 71 vom hl. Ignatius behauptet wird: „Sein Ideal ſind Convicte wie das Deutſche Colleg in Rom", ſo iſt dies in ſolcher Abſolutheit wohl etwas zuviel geſagt. Man wird Caniſius für einen treuen Ausleger der Wünſche und Anſichten des hl. Ignatius halten dürfen, wie der Verfaſſer S. 67 ausdrücklich es thut. Caniſius aber legt S. 119 (cf. *Braunsberger* l. c. II, 260) weit nüchterner dar, inwieweit ſolche Anſtalten nothwendig, nützlich und wünſchenswerth ſeien. Richtig wird (S. 140. 189) der Umſtand berührt, daß Caniſius eine Schulung in der ſpeculativen Theologie nur in beſcheidenem Maße genoſſen hatte und demgemäß mehr der poſitiven humaniſtiſchen Richtung der Zeit zugewendet geweſen ſei. Dieſes naturgemäße Ergebniß eines unter ungünſtigen Verhältniſſen zurückgelegten Studienganges als „Begeiſterung" für die poſitive Wiſſenſchaft und Abneigung gegen die ſcholaſtiſche Speculation aufzufaſſen, wäre jedoch nicht berechtigt. Caniſius hat bei ſeiner Anweſenheit in Trient über ſeine eigene theologiſche Bildung ſehr beſcheiden gedacht und hat ſeiner Hochſchätzung für Lainez und Olave gerade in ihrer Eigenſchaft als Theologen bei jeder Gelegenheit unverhohlenen Ausdruck gegeben. Desgleichen hat er ſich wiederholt bemüht, für die verſchiedenen Collegien, namentlich Ingolſtadt, tüchtig gebildete, d. h. ſcholaſtiſch geſchulte, Theologen als Profeſſoren zu erhalten. Noch weniger berechtigt wäre es, in Vorausſetzung einer ſolchen Begeiſterung oder Abneigung dieſe dem Seligen zum beſondern Verdienſte anzurechnen. Das hat auch ſicherlich nicht in der Abſicht des Verfaſſers gelegen, wohl aber könnte es in ſeinen Worten gefunden werden. — Die Aengſtlichkeit des Seligen in Bezug auf die Annahme einer Fürbitte Chriſti an Gottes Thron (S. 96) hätte nothwendig einiger Erläuterung bedurft, zumal dem Exercitienbuch des hl. Ignatius (II. hebd., 4. die, meditatio 1, Colloq.) eine ſolche Auffaſſung nicht fremd war, und P. Braunsberger (l. c. I, 768) das Nothwendige fleißig zuſammengeſtellt hatte.

Etwas mehr Bedeutung als dieſe ganz nebenſächlichen Bemerkungen hat in der ſonſt ſo fleißigen Arbeit ein gewiſſer Peſſimismus der Auffaſſung, der nicht nur gelegentlich in leicht entbehrlichen herben Zwiſchenbemerkungen etwas hindurchdunkelt, ſondern auch auf die Beurtheilung der meiſten Perſönlichkeiten in der Umgebung des Seligen ſeine Schatten wirft. Es könnte faſt ſcheinen, als ob der Zeichner des Lebensbildes alle ſeine Lichtfarben ſo ſehr für die Geſtalt ſeines Helden aufgebraucht habe, daß für die Umgebung nur Schwarz und Grau noch übrig geblieben ſei. Schon gleich zu Anfang tritt dies hervor bei einer Reihe von Bemerkungen, welche darauf hinauslaufen, daß des Caniſius Vater kein guter Chriſt geweſen ſei und Caniſius über deſſen endliches Seelenheil in ernſter Beſorgniß geſchwebt habe. Es iſt dies ganz das von Drews aufgebrachte Mißverſtändniß, welches durch Braunsberger (l. c. I, 9, not. 1) genügend aufgeklärt worden iſt. Den Gegenſatz zwiſchen dem Weltſinn des Vaters und der Frömmigkeit der Mutter, welche (S. 1) „erſetzte, was dem Vater gemangelt haben mag", kennt Caniſius in ſeinen Confessiones nicht. Er rühmt beider Standhaftigkeit im Glauben und betet gleichermaßen für die Seelenruhe beider, wenn er auch meint, daß dem Vater infolge hoher weltlicher Ehren mehr Gelegenheit geweſen ſei, Reinigungsſtrafen des Fegfeuers ſich zuzuziehen. Wie er ſpäter über ſeinen Vater dachte, zeigt der Brief an ſeinen Neffen Jakob (Rieß a. a. O. S. 501): „Du heißeſt nicht umſonſt Jakob, damit Du auch meinem Vater in ſeine Fußſtapfen nachzufolgen Dir vornehmeſt, der, wie Du wohl weißt, bei ſeinen Lebzeiten durch ſeltene und hellleuchtende Tugenden ſich hervorthat." Seine Auffaſſung unmittelbar nach des Vaters Tod aber ſpiegeln die Worte des P. Faber vom 24. Januar 1544 wieder: Patrem sepelivit non mortuum mortuus sed viventem vivus. Auch die brave Stiefmutter (S. 10) erhält als „aufgeregte Wittwe" einen kleinen Seitenhieb. Der Nuntius Delfino kann noch von Glück ſagen, daß er nur als „etwas großſprecheriſcher Charakter" (S. 159), voll „kindlicher Neugierde" alles ausforſchend und „unvorſichtig" weiterſchwätzend, angekreidet wird. Die drei Königinnen (Töchter Ferdinands I.) erſcheinen vorwiegend in ungünſtigem Lichte, und das wohl ſicher mehr, als ſie es verdienen; ſelbſt der treffliche und Caniſius nahe befreundete Prager Erzbiſchof Brus von Müglitz wird, freilich nur infolge lückenhafter Darſtellung, S. 133 in wenig ehrenvolle Beleuchtung verſetzt. Des Seligen Mitbrüdern, Untergebenen und Obern geht es indes noch erheblich ſchlimmer.

Im engen Zuſammenleben der religiöſen Genoſſenſchaft und bei der in der Geſellſchaft Jeſu gegebenen großen Abhängigkeit des Untergebenen vom Obern werden auch geringfügige Mängel und Eigenheiten mehr empfunden und bilden naturgemäß leicht den Gegenſtand confidentiellen Austauſches mit den höhern Obern, um ſo mehr, da von den Mitgliedern des jedem Rector oder Provincial beigegebenen Rathes regelmäßige und auch auf Geringfügiges bezügliche Berichte über den Stand der Dinge gefordert ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dabei die allerhöchſten und idealſten Anforderungen die Vorausſetzung bilden, wie auch, daß in ſolche Darlegungen leicht eine gewiſſe Einſeitigkeit in Betonung etwaiger Mängel ſich einſchleichen kann. Nur mit größter Vorſicht und Umſicht und weiſer Abwägung aller Umſtände werden ſolche confidentielle Herzensergüſſe, namentlich wenn ſie von einem beſchwerdeführenden Untergebenen ausgehen, für das Geſamturtheil über einen Obern oder ſonſt einen eingreifend thätigen Ordensmann zu gebrauchen ſein. Auch ſelbſt im Ausdruck wird große Zurückhaltung beobachtet werden müſſen, um nicht, was ein leichtes Zurückbleiben von der höchſten Vollkommenheit iſt, als ſchweren

caliſchen Fehler, einen ganz untergeordneten und nebenſächlichen Punkt als große
iatsaffaire, einen vereinzelten Fall als eingeniſtetes Uebel hinzuſtellen. Daß
i die Beleuchtung, in welcher der Verfaſſer die nächſte Umgebung des ſeligen
rus Canisius innerhalb ſeines Ordens erſcheinen läßt, immer und in allweg eine
reffende und naturwahre ſei, wird derjenige ſchwerlich zugeben, welcher mit den
reffenden Perſönlichkeiten, ſei es aus andern Quellen, ſei es auch nur aus der
'amtheit der ſich ergänzenden Aeußerungen des Seligen, ſich etwas näher vertraut
iacht hat. Mögen die vom Verfaſſer gefällten Urtheile und gebrauchten Aus-
cke auch meiſtens an beſtimmte Vorkommniſſe oder Aeußerungen in der benutzten
elle anknüpfen, ſo ſind ſie damit noch nicht immer nach ihrer Tragweite gerecht-
igt. Auch anerkannt verdiente Männer, wie Hoffäus, Victoria, Dyrſius, Paſtel,
en gewiß ihre Fehler gehabt. Selbſt Heilige ſind von ſolchen nicht ganz frei,
› über einzelne perſönliche Mängel der Genannten hatte der Verfaſſer Berichte
ſich. Allein er hat ſich durch dieſelben zuweilen zu einer Darſtellung bewegen
en, die Einſeitigkeiten aufweiſt und die wohl Canisius ſelbſt am wenigſten ge-
igt haben würde.

Gewiß iſt es richtig, daß aus all den mitgetheilten Lebensumſtänden und
; der Eigenart all der genannten Perſonen mannigfache Gelegenheit zur Tugend-
ung für Canisius erwuchs; allein die relative Bedeutung, welche den einzelnen
ckommniſſen beigelegt, und die ſubjective Geiſtesverfaſſung, die bei den einzelnen
ſönlichkeiten vorausgeſetzt wird, entſprechen nicht vollkommen der Wahrheit. Es
ähnlich, als ob zur Schilderung einer fünfzigjährigen glücklichen Ehe nur Be-
te über alle kleinen Scharmützel gewiſſenhaft zuſammengetragen und möglichſt
ziſch aufgebauſcht werden ſollten, welche in dieſer langen Zeit gelegentlich über
inigkeiten die Gatten entzweit und ihnen Beſchwerden auf die Lippen gelegt
en. So könnte man jeden der Gatten ſchließlich zum Martyrer ſtempeln. Ver-
nte Wahrheitsliebe im Kleinlichen kann hier in Schädigung der Wahrheit um-
agen, wenn das richtige Verhältniß der einzelnen Züge zum Ganzen nicht
chtet wird.

Es iſt eine häufige Schwäche bei Heiligenleben, daß, um die Geſtalt des
ligen möglichſt im Strahlenkranz der Tugend hervortreten zu laſſen, die Um-
ung in dunkle Nachtfarbe gehüllt wird. Wenn von dieſer pſychologiſch ſo
ht zu erklärenden Schwäche auch das vorliegende Werk ſich nicht ganz frei
alten hat, ſo bleibt ſein unleugbarer Werth doch beſtehen, welcher darin be-
t, einen großen Theil des Lebens und Wirkens eines um Deutſchland und
ſterreich hochverdienten Seligen genau, kritiſch und mit großer Liebe zur Dar-
lung zu bringen.

Otto Pfülf S. J.

anuel. Dichtungen von Franz Reinhard. Mit [7] Illuſtrationen der Beuroner Kunſtſchule. 8°. (VIII u. 444 S.) Heiligenſtadt, Cordier, 1898. Preis geb. *M.* 6.80.

Der Inhalt dieſes vornehm ausgeſtatteten Bandes beſteht aus nachgelaſſenen
chtungen. Ihr Verfaſſer war der in kirchlichen Kreiſen, beſonders am Rhein
er dem Namen des „Laientheologen" bekannte Juſtizrath Franz Reinhard in
renbreitſtein (1814—1893). Wer das Leben dieſes edlen Mannes verfolgt
› die literariſchen Aeußerungen desſelben überblickt, findet ohne Mühe den ein-

heitlichen Gedanken, der all ſeinem Forſchen und Schaffen zu Grunde lag: Christus in omnibus! Chriſtus als Mittelpunkt alles geiſtigen Lebens in der vorchriſtlichen Zeit, bei den Juden ſowohl wie bei den Heiden, Chriſtus in der zerſprengten, oft entſtellten Uroffenbarung, Chriſtus in der geſchriebenen Offenbarung als Urbild der Patriarchen und Helden, als Gegenſtand der Wort- und Sachprophetie des Alten Bundes, Chriſtus in ſeiner gottmenſchlichen Perſon und in ſeinem myſtiſchen Leibe der Kirche, vorgebildet in tauſend Zügen der heiligen Bücher: das war der Inbegriff des Dichtens und Trachtens eines Mannes, den ein glänzender Bildungsgang und reiche Muße in ſtand ſetzten, ein ebenſo ſchwieriges wie anziehendes Ziel zu verfolgen. Was er darüber zu ſeinen Lebzeiten veröffentlicht hat, iſt in weitere Kreiſe nicht gedrungen, obwohl es von mehr als einer Seite fachmänniſchen Beifall gefunden hat. Jedenfalls tritt es, was Umfang angeht, hinter den literariſchen Nachlaß zurück, der aus nicht weniger als 215 großentheils umfangreichen Handſchriften verſchiedenſten Inhaltes beſteht. „Circa 30 Manuſcripte ſind Diarien für Poeſie.“ Aus dieſen letztern iſt jetzt mit vielem Geſchick in der Auswahl und Zuſammenſtellung das vorliegende Werk entnommen, das zwar als einheitliches Ganze vom Dichter nicht ſo gedacht war, das aber gerade durch den einheitlichen Gedanken, nach dem die zerſtreuten Stücke aneinandergereiht wurden, für den heimgegangenen Forſcher nicht charakteriſtiſcher hätte ſein können. „Durch ſie redet der Verfaſſer, indem er durch ſeine Dichtungen für den Emanuel Zeugniß gibt und zeigt, wie die göttliche Sonne der Gerechtigkeit ihre erleuchtenden, belebenden und erwärmenden Strahlen in die Dunkelheit der Jahrtauſende vor ihrem Erſcheinen bereits entſandte, wie ſehr aber wir vor jenen, die damals lebten, voraus begnadigt wurden durch die Wohlthaten des Chriſtenthums.“

Der reiche Inhalt des Buches zerfällt nach einem rhythmiſchen „Vorwort“ und einem „Programm“ in zwei Theile: „Die Welt vor Chriſtus“ und „Emanuel“. Der erſte Theil bringt folgende Hauptgruppen: Das göttliche Weltprogramm. — Gottes Führungen. — Nacht und Lichtſtrahlen im Heidenthum. — Licht in Israel (in zwei Abtheilungen: perſönliche Vorbilder — ſachliche Vorbilder). — Des Heiles Morgenröthe (Maria bis zur Geburt des Heilandes). Der zweite Theil umfaßt: Die größte Gottesthat. — Liebesblüthen um die Krippe des Erlöſers. — Die Könige vor dem König der Könige. — Heilige Familie. Verborgenes Leben Jeſu. — Die chriſtliche Welt und das Geheimniß der Menſchwerdung. — Was das Chriſtkindlein der Welt gebracht hat. — Des greiſen Sängers letztes Lied. Wie man ſieht, bringt das Buch in geiſtreicher Zuſammenſtellung des Vorhandenen gleichſam in einem monumentalen Moſaikbild den Lebensgedanken Reinhards ſehr glücklich zum einheitlichen Ausdruck.

Inhaltlich ſetzen alle dieſe Gedichte ein eingehendes liebevolles Studium der verſchiedenartigſten Quellen und eine eindringende fromme Betrachtung voraus. Sie thun, wie Cardinal Krementz in ſeiner Empfehlung ſagt, dar, „daß der Verfaſſer von einer tiefen und univerſellen Auffaſſung des Chriſtenthums und des Waltens Gottes in der Geſchichte der Menſchheit durchdrungen und von einer innigen Liebe zum Welterlöſer beſeelt war“. Bibel und Klaſſiker, Geſchicht-

, Kunſtſchriftſteller, wiſſenſchaftliche Exegeten aller Zeiten, Myſtiker und
, alle werden herbeigezogen, um ihr Zeugniß über Chriſtus in der Menſch-
ulegen. Auch der geringfügigſte Umſtand entgeht dem frommen Forſcher
Manches von dem, was er als Frucht ſeiner Studien vorbringt, iſt ja
Gemeingut der theologiſch-myſtiſchen Literatur geworden; ſehr vieles aber
r den weitaus größten Theil der Leſer als neu gelten. Mag auch nicht
ſſenſchaftlichen Werth haben, dem frommen Gemüthe, das in der Heiligen
kein gewöhnliches Buch und, nach dem Beiſpiel ſo vieler heiligen Väter,
nd Nebendingen einen tiefern Sinn erkennt, werden dieſe myſtiſchen
gen zur Nahrung ſeiner Andacht dienen. Ob bei Reinhard wie bei
ſeiner Vorgänger die Anwendungen immer noch ungeſucht ſind, wollen
ht entſcheiden; jedenfalls überſchreitet es unſeres Erachtens das äſthetiſche
enn Maria einmal das Dach genannt wird, durch das der Kranke zum
gelangte (S. 210). Im allgemeinen ſind die Deutungen ſehr geiſtreich
nen, wie geſagt, der chriſtlichen Andacht nur förderlich ſein, ſolange man
nicht mehr ſucht, als ſie enthalten, wie die katholiſche Hermeneutik dies
ern auseinanderſetzt. Daß ſie in unſerer nüchternen „exacten" Zeit manchem
ältern Literatur nicht ſehr Bewanderten etwas befremdlich, bisweilen ſpielend
nen mögen, iſt zuzugeben, ohne daß daraus gegen die Art ſolcher Er-
n das Mindeſte gefolgert werden dürfte.

Das nun die poetiſche Form der Dichtungen angeht, ſo trägt der erſte
ſt ausſchließlich ein didaktiſches Gewand, während im zweiten Theile faſt
nd ein lyriſcher Ton angeſchlagen wird. Als Probe der Behandlungsart
n Theile ſei hier ein kürzeres Stück mitgetheilt:

Stein und Tempel über dem Abgrund.

Deukalion und Pyrrha
zu retten war gelungen,
die wilden Fluthen hatte
rum der Schlund verſchlungen:
eſorgten ſie, die Fluthen
ten plötzlich wiederkehren,
ſie ſannen, wie ſie könnten
em Unheil ſicher wehren.
Kluft, die ungeheure,
s die Fluthen ſich ergoſſen,
mit einem großen Steine,
die Fabel, feſt verſchloſſen.
da mehr der Macht der Götter
em Steine ſie vertrauten,
gt' es ſie, daß einen Tempel
jenem Stein ſie bauten.
an der Hand der Fabel
s leichtlich zu erkennen,
auf Noe der zurückweiſt,
Deukalion ſie nennen.

Gottes weiſe Fügung war es,
Die es liebend ließ geſchehen,
Daß ein Bild auch — ferner Zukunft
In der Fabel zu erſehen.
Aus dem Abgrund hat das Böſe
Sich wie eine Fluth ergoſſen,
Unſer Heiland hat den Abgrund,
Wie mit einem Stein verſchloſſen.
Er, der ſich den Eckſtein nannte,
Wollte auch den Petrus ſtählen,
Daß er gleichſam ihn als Deckſtein
Konnte für den Abgrund wählen;
Und wie uns von einem Tempel
Ueber'm Stein die Fabel kündet,
Hat er über'm Steine — Petrus,
Seiner Kirche Dom gegründet. —
Wunderbar ſind Gottes Wege,
Die ſich durch die Mythen winden,
Daß wir Noe drin und Petrus,
Chriſtus und die Kirche finden (S. 54).

Die Frage aufwerfen, ob die Art der Exegese, wie Reinhard sie in diesen rhythmischen Betrachtungen auf die heiligen Bücher sowohl als auf die Myther anwendet, überhaupt einer wirklich poetischen Einkleidung fähig ist, heißt bei einigem Nachdenken fast soviel als sie verneinen. Auch die didaktische Poesie muß doch immer Poesie, d. h. anschaulich, greifbar in ihren Gegenständen, die Dinge mit dem Gemüth betrachtend, das Gemüth anregend und im Gemüth ausklingend sein, das Wahre muß uns unter dem Gesichtswinkel der Schönheit vorgetragen werden. Einfaches Feststellen von Thatsachen, noch so geistreiche Nebeneinanderstellungen, die dem Verstande allein ihren Ursprung und Zweck verdanken, sind darum an und für sich noch keine Poesie, ebensowenig wie eine fromme Betrachtung oder dogmatische Predigt dies ist. Wenigstens gehörte eine außerordentliche Dichterkraft dazu, den spröden Gedankenstoff zu einem Gemüthsstoff zu schmelzen. Reinhard aber hat sich offenkundig nicht einmal bemüht, der Poesie ihr Recht zu geben. Ihm ist es sichtlich nur um die Sache selbst und eine kurze, leicht überschaubare, rhythmisch glatte, lesbare Einkleidung zu thun. Dies darf bei Beurtheilung des Buches nicht außer acht gelassen werden, wenn man nicht von vornherein beim Lesen desselben enttäuscht werden soll. Manche gar zu prosaische Wendung freilich, die sich selbst dann in den Stücken nicht finden dürfte, wäre wahrscheinlich vom Verfasser ausgemerzt worden, wenn er die Sachen selbst zum Druck befördert hätte. So lesen wir jetzt z. B.

„Laßt darum auch uns nicht säumen,
Zur Erfüllung mitzuwirken,
Streben wir, daß in und um uns
Christus siegt“ (S. 25).

„Es klagt Homer, den man aus alter Welt
Wohl für den größten aller Dichter hält“ u. s. w. (S. 44).

„Auch im Heidenthume finden
Wir die Spuren der Erlösung“ u. s. w. (S. 48).

„Und wir sehn auch, wie der Vater
Größ're Liebe will erweisen
Einem Sohn, der lang verloren,
Als dem Sohn, der bei ihm war“ (S. 48).

„Wie wunderbar erscheint im Völkerstrome
Das kleine Völkchen, Israel genannt“ (S. 66).

„Wie tief, wie schön, wie wunderbar ist dies,
Wenn wir es recht betrachten und erkennen,
Der neue Führer, der erst Retter hieß,
Soll sich im voraus ‚Gott ist Retter‘ nennen.
O gehn wir auf die Absicht Gottes ein“ u. s. w. (S. 88).

Nicht bloß aus solchen und ähnlichen Wendungen, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, sondern mehr noch aus der ganzen Anlage der einzelnen Gedichte muß man schließen, daß Reinhard wissentlich und freiwillig darauf verzichtete, seinen Betrachtungen mehr als eine rhythmische Form zu geben. Daß

dieſe rhythmiſche Form der völlig ungebundenen Rede vorzog, mag wohl den-
ben Grund haben, der auch im Mittelalter ſo manchen frommen Autor ver-
laßte, ſeine Lehre in Verſe zu kleiden, ohne ſie darum poetiſch zu faſſen. Das
rsgewand hat nun einmal ſeinen eigenthümlichen Reiz für viele Leſer; das
ythmiſirte und gereimte Wortgefüge prägt ſich dem Gedächtniß leichter ein und
tet ſo vor der einfachen Proſa manche Vorzüge. So gehören denn auch dieſe
trachtungen des erſten und auch manche des zweiten Theiles zu einem eigen-
mlichen Grenzgebiet zwiſchen Poeſie und Proſa, das kaum mehr unter die
mpetenz rein äſthetiſcher Kritik fällt. In ihr „eine neue Art der didaktiſchen
d ascetiſch-religiöſen Poeſie", eine „noch fehlende Art der didaktiſchen Poeſie"
ennen zu wollen, halten wir für verfehlt und im Intereſſe unſerer katholiſchen
lletriſtik für gefährlich. Bei dem eigenartigen Inhalte des vorliegenden Buches
ig die Sache als ein ἅπαξ λεγόμενον hingehen — vor etwaiger Nachahmung
er muß entſchieden gewarnt werden.

Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes hat Reinhard in den lyriſchen
tücken des zweiten Theiles ſein wollen, und es muß hier anerkannt werden,
ß er den richtigen Ton nicht ſelten getroffen hat. Was die religiöſe Poeſie
n liebſten beſingt: Maria und das göttliche Kindlein, das findet auch in Rein-
rd einen unerſchöpflichen Sänger. Wer die Marienbichtungen des Mittelalters
nnt, weiß, welche Rolle in ihnen die Vorbilder der Mutter Gottes im Alten
unde und die verſchiedenen Sinnbilder aus dem Naturreich ſpielen. Das aber
hört alles zum eigentlichſten Studiengebiet Reinhards, und ſo mag man ſich
icht vorſtellen, wie überreich er an Beziehungen und Deutungen und Anſpielungen
. Aber auch das wirkliche einfache Lied gelingt ihm bisweilen recht glücklich,
ıb noch öfter würde dies geſchehen ſein, wenn er ſich zu beſchränken gewußt
itte. Daß es an Wiederholungen nicht fehlt, liegt erſtens in der Natur der
ache, dann aber auch in der Art, wie die Sammlung zu ſtande kam. Einen
lick in die Schaffensweiſe Reinhards laſſen uns die verſchiedenen Lieder thun,
elche den Gedanken behandeln: Wenn draußen der Winter kommt, naht für
ıs Chriſtenherz der Frühling (Weihnachten). Dieſen Gedanken führen aus:
dvent I, II, IV, V, VI und das Gedicht „Erdenwinter — Himmelsfrühling".
)en glücklichſten Ausdruck fand dieſer Gedanke unſeres Erachtens in Advent IV:

„Wenn in winterlicher Zeit
Dieſe Welt voll Weh
Ruht im eiſigkalten Kleid,
Unter Froſt und Schnee,
O, dann hat der Glaube doch
Schöne Himmelsblüthe noch,
Wirſt ja du in heil'ger Nacht,
Süßes Kindlein, uns gebracht!

Lieblich in den Herzen blüht
Lenz, der ſich erneute,
Denn durch jegliches Gemüth
Klingt Adventsgeläute:
Himmelswonne, Himmelsluſt
Dringt auch in die ärmſte Bruſt.
Kindlein, Troſt im Thränenthal,
Sei gegrüßt viel tauſendmal!" (S. 303.)

Erinnern die Marienlieder in ihrem Bilderreichthum an die „Goldene
chmiede" und ähnliche Dichtungen, ſo weht in den zahlreichen Liedern auf das
ttliche Kind etwas von dem Geiſte, dem wir in den myſtiſchen Poeſien ſo

mancher Klosterfrau des Mittelalters begegnen, z. B. Weihnachten III: „In armer Krippe spricht ein Kind" (S. 308).

Mit Interesse fanden wir unter den Liedern zum hl. Joseph auch eins, das schon seit langer Zeit in einem verbreiteten Gesangbuch steht und vielerorts zum beliebten Kirchenlied geworden ist: „Wenn wir ein Lied voll Liebe" (S. 284). Den schönsten, charakteristischsten und auch künstlerisch werthvollsten Ausdruck fand Reinhards innige und begeisterte Frömmigkeit in dem letzten Stücke der Sammlung: „Des greisen Sängers letztes Lied" (S. 430 ff.). Man glaubt es der „Trutznachtigall" des P. Spee entnommen, so ganz trifft es den Ton dieser Dichtungen.

Sehr willkommen und sachlich werthvoll sind die erklärenden Anmerkungen zu den einzelnen Stücken. Sie bieten die Nachweise und ausführlichern Erklärungen zu den im Text nur kurz gegebenen Anspielungen und erleichtern nicht bloß das richtige Verständniß, sondern regen auch zu weitern selbständigen Studien an. Sie sind theils aus Notizen des Verfassers entstanden, theils eigene Ausführungen des Herausgebers.

Die Ausstattung des Buches ist eine sehr vornehme, und die sieben charakteristischen Bilder aus der Beuroner Kunstschule passen ganz vortrefflich zu dem Inhalt der Dichtungen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Zukunft der Religionen. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. 8°. (VII u. 177 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1898. Preis *M.* 2.

In der Form von Gesprächen und Briefen, wie P. von Hammerstein es liebt, wird hier auf packende Weise der Nachweis geliefert, daß die katholische Kirche, ewig alt und ewig jung, auch heute noch ihre unversiegbare Lebenskraft erweist, und daß sie siegreich aus allen Kämpfen als die Religion der Zukunft hervorgehen wird. Eine Rundfahrt um die Welt von Land zu Land, von Volk zu Volk, durch das Gesamtgebiet der Missionen zeigt sie als den völkerbeschattenden Baum, der überall neue Blüthen und Schößlinge treibt, als die große evangelisirende und civilisirende Weltkirche, welcher allein die göttliche Sendung und die daran geknüpften Verheißungen des großen Endsieges zukommen. Eine „Graphische Darstellung der hauptsächlichen Religionen" und eine „Homalographische Aequatorial-Projection" der Weltkarte illustriren und unterstützen den Text. Das Ganze gibt zugleich einen dankenswerthen Ueberblick über den augenblicklichen Stand der katholischen Missionen.

e Ziele des Charitasverbandes für das katholische Deutschland. Von Geistl. Rat Dr. Lor. Werthmann, Präsident des Charitasverbandes. 8°. (12 S.) Freiburg, Verlag des Charitasverbandes, 1899. Preis 20 *Pf.*

Mit derselben hochherzigen Begeisterung, welcher es gelungen ist, die Zeitrift „Charitas" und den „Charitas-Verband für das katholische Deutschland" Leben zu rufen, wird hier ein Programm entwickelt für die Ziele, welche auf sem Gebiete zunächst noch anzustreben sind: eine systematische Zusammenstellung charitativen Anstalten und Vereine des katholischen Deutschlands; Schaffung er Centralstelle zum Sammeln des Materials, zugleich als Auskunftsstelle für fragen; Schaffung einer katholischen Fachliteratur, zu welcher durch die bereits ffnete Reihe der „Charitas-Schriften" ein Anstoß gegeben werden soll; Grünng und Ausstattung einer Charitas-Bibliothek; ständige Organisation der Chaas, eine locale für Städte oder Bezirke, eine diöcesane und eine allgemeine für nz Deutschland, und Vertretung derselben auf entsprechenden Charitas-Tagen. ei der Klage über den Mangel einer katholischen charitativen Fachliteratur (S. 14) dem vorhandenen Guten doch zu wenig Rechnung getragen. Aus einer Anzahl tholischer Schriften zur Mäßigkeitsbewegung, aus Darstellungen über das Wirken aritativer Ordensgenossenschaften, den Lebensbeschreibungen ihrer Gründer, der schichte einzelner Spitäler oder wohlthätiger Anstalten (vgl. z. B. Woker, Die inckesche Provinzial-Blindenanstalt für Westfalen) ließe sich unschwer eine beits vorhandene, recht stattliche katholische Charitasliteratur für Deutschland zummenstellen.

ie Handwerker und die Kreditgenossenschaften. Ein Beitrag zur Handwerkerorganisation. Von Anton Retzbach, Doktor der Staatswissenschaften. (2. Band der Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg im Breisgau.) 8°. (VIII u. 132 S.) Freiburg, in Kommission der Geschäftsstelle des „Charitasverbandes für das kathol. Deutschland", 1899. Preis *M.* 2.

Die Schrift behandelt in vortrefflicher Weise einen praktisch höchst bedeutmen Bestandtheil der Handwerkerfrage, der bisher noch nicht die genügende Bechtung gefunden hat. Die Einleitung bespricht die Lage des deutschen Handwerks allgemeinen, den Creditbedarf des Handwerks und seine Beziehungen zu den nken. Im ersten Kapitel werden die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine ausrlich behandelt, die allgemeinen Grundsätze und die gesetzliche Grundlage vorührt, über die Mitgliedschaft, den Passiv- und Activverkehr der Vorschußvereine, Betheiligung der Handwerker an denselben das Nöthige gesagt. Aber da se Vorschußvereine doch nicht das Creditbedürfniß in einer für den Stand reichenden Weise befriedigen, tritt Dr. Retzbach dem Urtheile Dr. Eugen Jägers : „Die Genossenschaft, für jeden Stand nach seinen Bedürfnissen und Eigenten organisirt, kann und muß künftig auch das Bankwesen der Erwerbsstände eln." — Das zweite Kapitel handelt von den Handwerkerbanken. An geschichte Vorbemerkungen knüpft sich eine Besprechung der Organisation der Innungsnken, der Beschaffung ihres Betriebskapitals, der Grundsätze und Praxis der editgewährung u. s. w. Retzbach kommt zu dem Ergebniß, daß die Innungsnkbewegung gefördert werden müsse. „Die Innungsbanken sind natürlich nicht s Heilmittel für die Nothlage des Handwerks; sie sind ein Heilmittel, aber

eines der wichtigsten. Mit der Gründung von Innungsbanken muß Hand in Hand gehen die genossenschaftliche Zusammenschließung der Handwerker zu Rohstoff-, Magazin- und Werkvereinen. Von den Productivgenossenschaften ist nur ausnahmsweise etwas zu erwarten. . . ." Die nach Inhalt und Form vortreffliche Schrift ist dem verdienstvollen Förderer christlicher Socialreform, Herrn Franz Brandts jun. in M.-Gladbach, gewidmet.

Soziale Tages-Fragen. Zwanglose Hefte, herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 1. Heft: **Volksbildungsbestrebungen.** Ihre Nothwendigkeit und ihre Mittel. Von Dr. August Pieper. 8°. (22 S.) M.-Gladbach, Centralstelle des Volksvereins, 1899. Preis 10 *Pf.*

Was der rührige und verdienstvolle Generalsecretär des Volksvereins für das katholische Deutschland schon bei Gelegenheit des Praktisch-socialen Cursus zu Straßburg so eindringlich betont hatte, das rückt er neuerdings in der vorliegenden Broschüre nachdrücklich in den Vordergrund der Discussion. Ohne Bildung des Volkes scheitern die socialen Reformen an der Theilnahmslosigkeit der Menge und ist es unmöglich, daß die Katholiken im heutigen constitutionellen Staats- und Gemeindeleben gebührende Geltung erlangen. Gesunde Bildung des Geistes und Herzens schützt vor der Uebermacht leidenschaftlicher Instincte, ist ein sociales Versöhnungsmittel durch Ausgleichung der Klassenunterschiede, hebt Religiosität und Sittlichkeit und fördert jeden echten Culturfortschritt. Als Mittel der Volksbildungsbestrebungen bezeichnet Dr. Pieper Vorträge, Unterrichtscurse, Volksbibliotheken in verschiedener Form, Lesehallen, Schriftenvertheilung u. s. w. Gebe Gott, daß diese so wichtige und zeitgemäße Anregung überall auf fruchtbaren Boden falle! Auch der gleichzeitig mit Piepers Schrift vom Volksverein ausgegebenen Broschüre über die Nothwendigkeit, Aufgabe und Thätigkeit der christlichen Gewerkvereine wünschen wir eine allseitige ernste Beachtung und weiteste Verbreitung.

Jus Decretalium ad usum praelectionum in scholis textus canonici sive juris decretalium, auctore Franc. Xav. Wernz S. J. Tomus II: **Jus constitutionis Ecclesiae catholicae.** 8°. (XVI et 1126 p.) Romae, ex typogr. polygl. s. C. de Propag. Fide, MDCCCXCIX. Preis *Fr.* 15.

Es ist eben ein Jahr, als sich mit dem Einleitungsbande des Jus Decretalium ein neues Werk über Kirchenrecht ankündigte, welches bald nach seinem Erscheinen in den zuständigen Kreisen allseitige Anerkennung finden sollte und dessen möglichst baldiger Fortgang aller lebhafter Wunsch war. Früher als man erwarten konnte, ist der zweite Band erschienen, und zwar in sehr ansehnlichem Umfange. Inhaltlich ersetzt er bezüglich des einschlägigen Stoffes, man kann fast sagen, eine ganze Bibliothek. Mit staunenswerther Belesenheit und wahrem Bienenfleiß, nicht minder aber mit sicherem Blick und mit dogmatischer und juristischer Schärfe hat der Verfasser hier das geltende Recht der Kirche und der kirchlichen Aemter nach der ganzen hierarchischen Ordnung der Weihe- und der Jurisdictionsgewalt behandelt, mit steter Berücksichtigung der dogmatischen Grundlage und der geschichtlichen Entwicklung. Die kirchenrechtlichen Bestimmungen über die einzelnen Weihen und deren Hindernisse, über das Leben und die Rechte der Cleriker, über Errichtung und Bestand der verschiedenen Kirchenämter und kirchlicher Tribunale, über Besetzung der Pfarrstellen und Bischofssitze, über Creirung der Cardinäle, über Papst-

Wahl und Besetzung des päpstlichen Stuhles, über allgemeine Concilien und Particularsynoden u. s. w. werden genau dargelegt, auf ihren richtigen Sinn geprüft, gegen eventuelle Angriffe vertheidigt. Dabei geht der Verfasser keiner Schwierigkeit aus dem Wege, welche der Unkenntniß und Mißdeutung dogmatischer Lehren der Kirche oder einer irrigen Auffassung über die Bedeutung geschichtlicher Ereignisse entstammt. Bei der Fülle des mustergiltig behandelten Stoffes müssen wir uns darauf beschränken, nur einige wenige derjenigen Partien hervorzuheben, die uns ganz besonders gefallen haben. Wir nennen die Abschnitte über die heiligen Weihen, de ritu ordinationis, wo der zur Giltigkeit erforderliche Ritus besprochen wird; über die Irregularitäten, wo speciell die Irregularität ex defectu famae eine sichtvolle Darstellung findet; die ganze Partie de summo Pontifice, wo der Verfasser nicht nur den Hergang der Papstwahl kurz beschreibt, sondern auch die dogmatisch und canonistisch dornige Frage über Häresie und Simonie, ferner die Frage über ein etwaiges päpstliches Ernennungsrecht betreffs seines Nachfolgers befriedigend löst. Die folgenden Bände werden, wie wir vernehmen, an Umfang geringer sein. Wir können nur im Interesse der Sache dem Verfasser Zeit und Kraft wünschen, um recht bald das ganze Werk in der bisherigen Weise vollenden zu können.

Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Von Victor Cathrein S. J. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. Erster Band: Allgemeine Moralphilosophie. (XX u. 614 S.) Zweiter Band: Besondere Moralphilosophie. (XV u. 728 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 16.

Es ist völlig überflüssig, diesem großartig angelegten, durch Klarheit in der Entwicklung der Begriffe, Schärfe und Präcision in der Beweisführung, umfassende Literaturkenntniß gleich ausgezeichneten Werke ein neues Lob mit auf den Weg zu geben. Die Thatsache allein, daß ein so großes Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit drei Auflagen erleben konnte, beweist die Anerkennung seines Werthes in den weitesten Kreisen. Nur möge es uns gestattet sein, die Aenderungen der dritten Auflage kurz anzudeuten. Der erste Band ist um 75, der zweite um 36 Seiten stärker geworden. Ganz neu kamen im ersten Bande hinzu die Abschnitte über das Verhältniß des sittlich Guten zum Endziel des Menschen, über die unrichtigen Ansichten in Bezug auf das Gewissen, über die Bedeutung des Rechtsbegriffes und die Methode in der Bestimmung desselben, über den modernen Rechtsempirismus, über die sittlichen Anschauungen der alten Römer, der Anhänger des Taoismus in China, der Futunier, der Key-Insulaner und mehrerer afrikanischen Volksstämme. Ferner kam hinzu eine kurze Charakteristik der Lehre Dorners. Ganz umgearbeitet wurde die Darstellung der Lehre Kants und Wundts, die Unterscheidung zwischen dem objectiv und subjectiv Guten, die Probabilismusfrage, die Prüfung verschiedener modernen Rechtsbegriffe. Im zweiten Bande sind ganz neu bearbeitet die Abschnitte über die Grundlagen des Socialismus, über den Staat und die sociale Frage, über den Ursprung und ursprünglichen Träger der Staatsgewalt, über das Steuerrecht und Wahlrecht, über die criminal-anthropologische und criminal-sociologische Strafrechtsschule, über das internationale Schiedsgericht u. s. w. Wir schließen uns dem Wunsche des Verfassers an, daß sein Werk etwas zum Siege der Wahrheit auf sittlichem Gebiete beitragen möge.

Der Wille und die Freiheit in der neuern Philosophie. Eine philosophische Studie von Dr. Max Krieg. 8°. (40 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 1.50.

Wer theilte nicht den Wunsch, welchen der Herr Verfasser im Vorwort ausspricht, man sollte auf katholischer Seite durch Monographien eine Gesamtdarstellung der neuern Philosophie vorbereiten! Sein Schriftchen selbst will zeigen, wie unbefriedigend die Willenslehre Kants und seiner Nachfolger ist. Zu dem Zwecke skizzirt er zunächst kurz den Determinismus Descartes', Spinozas, Leibniz' und der englischen Philosophie und deckt so das Freiheitsproblem auf, wie es sich Kant darstellte. Jetzt werden die Lösungen des Königsberger Philosophen, Fichtes, Schellings und Schopenhauers kurz vorgeführt und ihre Unzulänglichkeit dargelegt. Die Broschüre liest sich wie eine Zusammenstellung von kritischen Gedanken, welche sich beim Studium der angegebenen Systeme aufdrängen. Der Herr Verfasser berührt eben nur die Probleme und verzichtet auf jeden wissenschaftlichen Apparat und alle Belege, welche bei einer folgenden Monographie über diesen Gegenstand unentbehrlich wären. Er wollte offenbar nur zu einer ausführlichen Arbeit anregen, und das verdient lebhaften Dank. Natürlich dürften bei der abschließenden Behandlung des Stoffes die neuern französischen und englischen Philosophen nicht fehlen, und die französisch-belgische katholische Literatur, welche gerade auf psychologischem Gebiete Vortreffliches geleistet hat, müßte in großem Maßstabe herbeigezogen werden.

Erhebet euch! Ein Wort an Mann und Frau über die Frau von E. M. Hamann. 8°. (IV u. 126 S.) München, Abt, 1899. Preis *M.* 1.50; geb. *M.* 2.50.

Ständen nicht Name und Bild der wohlbekannten geistvollen Convertitin an der Spitze, man würde glauben, in diesem Schriftchen einen Mann zu Männern öffentlich sprechen zu hören. Gewiß richten sich diese Ausführungen nicht an unsern katholischen Frauen, so viel Nutzbares sie auch für diese bergen mögen, sondern ausschließlich an diejenigen, welche sich berufen glauben, zur Lösung der Frauenfrage denkend beizutragen oder überhaupt auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse einzuwirken, sei es im Wege der Gesetzgebung, der Charitas oder der Publicistik. Im Grunde handelt es sich um geistreiche Aphorismen über Aufgabe und Stellung, namentlich aber über Erziehung und Heranbildung der Frau in den verschiedenen Gesellschaftsklassen. Den anscheinend sensationellen Titel, der in seinem tiefen, edeln Sinn von wenigen sogleich erfaßt werden wird, möchte man bedauern; mit manchen Partien des Inhaltes theilt er die nicht gerade gewinnende Eigenthümlichkeit, in directer Paräneſe die Leſer zu apostrophiren. Man könnte auch eine übersichtlich klare Eintheilung mit orientirenden Kapitelüberschriften, die ruhig-logische Entfaltung der Gedankenreihe und die kraftvolle Schlichtheit im Ausdruck zuweilen vermissen, wie über die Ersprießlichkeit manches werth- oder gottlosen Citates getheilter Meinung sein. Dies alles aber wird den Eindruck befestigen, daß es der Verfasserin auf nichts anderes ankam als auf fruchtbaren Gedankengehalt, den sie wirklich in Fülle bietet. Die vertretenen Grundsätze sind durchweg richtig und ganz und gar katholisch, die Beobachtungen aus dem Leben fein und treffend, die Winke und Rathschläge aller Beachtung werth. Eine geistreiche originelle Darstellung verräth die wohlunterrichtete, vielbelesene Denkerin. Der erleuchtete Volksfreund, der denkende Menschenfreund kann in der Schrift die reichste Anregung finden.

en und Wirken des Ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J. Durch ungedruckte Documente vervollständigt. (Eine Episode aus der Kirchengeschichte.) Aus dem Französischen des R. P. Peter Charrier S. J. übersetzt von P. Matthias Gruber S. J. Lex-8°. (VIII, 312 u. IV S.) Agram, Scholz, 1899. Preis *fl.* 1.60 ö. W.

Das neueste und ausführlichste Werk über P. de la Colombière wird hier deutschen Leser zugänglich gemacht. Vor den frühern Lebensbeschreibungen hat in Doppeltes voraus: es verwerthet eine Reihe bisher unbekannter Archivalien berücksichtigt mit dem Leben und den Tugenden seines Helden stets zugleich auch milieu, in welchem dieser sich bewegt. Dieses Verdienst in der Sache entschädigt manche Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck. P. de la Colombière, durch seinen samen Einfluß auf die Einführung der kirchlich gutgeheißenen Andacht zum ichen Herzen Jesu längst in der Kirche bekannt, steht augenblicklich noch mehr im ergrunde des Interesses, da sein fortschreitender Beatificationsproceß die Aussicht ihrt, ihn bald auf den Altären verehrt zu sehen. Die Uebersetzung schließt sich ängstlicher Treue an den Wortlaut des Originals an. Dadurch ist zwar die s rhetorische und amplificatorische Form beibehalten, aber auch die Sicherheit ben, daß nichts an wirklichem Gehalt durch die Uebersetzung verloren ging. ch eine Anzahl von Anmerkungen hat überdies der Uebersetzer den Text noch r zu erläutern gewußt.

Francisci Minde. Udgivet ved Dr. theol. Bernhard Hansen, Grost. Köbenhavn. 8°. (XVIII u. 304 S.) J Kommission hos Hofboghandler A. F. Höst & Sön, 1899. Preis 3 *Kronen* = *M.* 3.37.

Der gelehrte Herausgeber, ein geborener Kopenhagener, in Deutschland wohlnnt durch seine seelsorgliche Thätigkeit für die fernab in Holmegaard (Seeland) nenden deutschen Katholiken, bietet hier den frommen Verehrern des liebensbigen hl. Franz in vier Theilen eine Skizze des gottinnigen Lebens und weltuernden Wirkens des armen und demüthigen Heiligen von Assisi — einen Blumenz, gewunden aus dem Schönsten, was in sieben Sprachen, auf Latein, Italienisch, tel- und Neu-Hochdeutsch, Französisch, Spanisch und Dänisch, über den Seraph Liebe geschrieben und gesungen ist — Gebete und Andachtsübungen zum Heiligen und Gesänge und Gebete zu den vier größten seiner Geisteserben, St. Clara Elisabeth, St. Antonius und Bonaventura. Die vornehm ausgestattete Schrift in laut redender Zeuge für den Aufschwung katholischen Geistes im protestanen Heimatlande des Sammlers, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß das Lob des Armen von Assisi in ebenso frommen wie volltönenden dänischen ern von zwei Dichtern gefeiert wird, welche unter großen Opfern den Weg vom thum zum Bekenntnisse der katholischen Wahrheit gefunden haben, dem Philologen Ifdan-Keiser und dem frühern Heidenmissionär und Prediger M. Jensen.

Van der Aa de la Comp. de Jésus. **Ile de Ceylan. Croquis, Moeurs et Coutumes.** Lettres d'un Missionnaire. Illustrées d'une Carte et de 14 Phototypies hors texte. 8°. (XVI et 271 p.) Louvain, Giele, 1899. Preis *Fr.* 2.50.

Der hochw. Verfasser hat einige jüngere, durch die Briefe des Missionärs isterte Ordensbrüder auf ihre Bitten hin zu deren Veröffentlichung ermächtigt. r müssen ihm von Herzen dankbar dafür sein. P. van der Aa ist kein gewöhn-

licher Briefschreiber. Von 1878 bis 1894 Professor und Rector des großen belgischen Jesuitencollegs in Löwen, weilt er seit 1895 als Theologieprofessor an dem von Leo XIII. neu gegründeten Generalseminar für einen einheimischen Clerus in Candy. Seine Briefe in die Heimat wurden aufbewahrt und liegen jetzt, wenigstens theilweise, in chronologischer Ordnung hier vor. Sie zeigen, daß der Philosoph den feinen Stilisten und gemüthvollen Schilderer nur vertieft, nicht ausgetrocknet hat. Ein scharfer, geistvoller Beobachter spricht aus diesen leicht und mit französischer Eleganz hingeworfenen Skizzen. In reichem Wechsel ziehen Reise- und Landschaftsbilder, kleine Schildereien aus dem singhalesischen Volksleben, allerliebste Details aus eigenen Erlebnissen in Haus und Schule, im Urwald und auf Wanderfahrten vorüber, eingerahmt und wirkungsvoll beleuchtet durch geistreiche eingestreute Reflexionen und kurze Essays über Sitten und Gebräuche, Kastenwesen und Heidenthum, Erziehung und Missionsthätigkeit u. s. w. Ein vortrefflicher Humor und die wohlthuende Wärme eines edeln Priesterherzens würzt und belebt die Darstellung. Die reichen, zum Theil allerliebsten Einzelbildchen fließen harmonisch zu einem Gesamtbilde zusammen, das uns die Eigenart der schönen Perleninsel, zumal der alten Königsstadt Candy und ihrer Umgebung, recht anschaulich vor Augen führt. Eine Reihe sehr gut ausgeführter Phototypien, ein Kärtchen und eine kurze, aber gut orientirende Einleitung bilden eine willkommene Ergänzung.

Paul Peeters S. J. **Henry Beck de la Comp. de Jésus,** Missionnaire au Congo belge. 8°. (210 p.) Bruges, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1898. Preis *Fr.* 2.

Die Franzosen und ihnen nach die Belgier sind rascher zur Hand mit Biographien verstorbener Freunde als wir Deutsche. Es ist ein junger, hoffnungsvoller, noch vor seinem Priesterthum hinweggerafften Ordensmann und Missionär, dessen Bild hier eine liebende Freundeshand gezeichnet. Wie einfach sich dieses kurze Leben auch abspielt, so liegt doch ein eigenthümlicher Zauber wie goldener Sonnenschein darüber, der heilige Enthusiasmus eines edeln Jünglingsherzens für den Beruf des Apostels. Schon der fröhliche, kräftige Student, der Führer und Meister bei allen Sports und Uebungen der Jugend, hat nur einen großen Herzenswunsch: Missionär zu werden „in fernen Heidenländern. Und jetzt schon schläft er auf hartem Fußboden, um sich für den spätern Beruf zu üben. Derselbe Gedanke führt ihn ins Noviciat der belgischen Ordensprovinz. „An den Cwango (Belgisch-Congo) zu den armen Schwarzen!" bleibt das Gebet des Novizen, der glühende Wunsch des jungen Scholastikers. Endlich geht derselbe in Erfüllung. Das Herz voll apostolischer Pläne, landet er auf afrikanischem Boden. Aber kaum im Besitze der lang ersehnten Gnade, wird er vom tückischen Tropenfieber ergriffen. Man hofft ihn zu retten durch rasche Rücksendung nach der Heimat. Allein auf den ewig grünen Inseln Las Palmas findet der 25jährige Apostel sein allzu frühes Grab. Wer sich dafür interessirt, wie der Erziehungsgang eines jungen Jesuiten sich gestaltet, findet in dem Büchlein den erwünschten Aufschluß.

Christoph von Schmid. Lebensbild eines Schulmannes und Jugendschriftstellers. Von Joh. Schneiderhan, Oberlehrer am Kgl. Schullehrerseminar in Schwäb. Gmünd. Mit einem Bildniß Chr. v. Schmids. gr. 8°. (60 S.) Stuttgart, Muth, 1899. Preis *M.* 1.

Wesen und Wirken des liebenswürdigen Priesters und Kinderfreundes wird in fünf Abschnitten mit großer Wärme geschildert. Durch Schmids eigene „Er-

erungen aus meinem Leben" und das, was sein Neffe A. Werfer in einem wei- t Bändchen und später in den gesammelten „Briefen und Tagebuchblättern" als ganzung hinzugefügt hatte, lag das schönste Material authentisch vor. Der werpunkt liegt ohne Zweifel im dritten Abschnitt: Schmid als Pädagoge. Nicht n Freunden des gefeierten Jugenderzählers dürfte hinreichend bekannt sein, welch nchteter und praktischer Schulmann derselbe gewesen ist. Zur richtigen Werth- hung seiner Schriften wird mit Recht hervorgehoben, daß „jeder Schriftsteller s der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen" sei. Aber eben deshalb dürfte nicht gleich der Ungerechtigkeit geziehen werden, wenn man in seinen lieben Er- lungen, wie sie in jener verschwommenen Zeit thatsächlich geworden sind, bei r Bewunderung doch etwas vermißt. Durch eine reichere Gliederung würde das ensbild um vieles gewonnen haben; schon mit Rücksicht auf den Umfang der zen Schrift sind die Abschnitte zu lang.

e Maria! Von Joh. Auffenberg. 8°. (145 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 1.20.

Diesem Büchlein liegt ein sehr glücklicher, hochpoetischer Gedanke zu Grunde. r Angelus läutet, nach allen Seiten schwingen die Tonwellen, und der Dichter folgt sie im Geiste an die verschiedenartigsten Orte, um dort ihre Wirkungen schauen. Fürwahr ein trefflicher Rahmen, in den hinein die verschiedensten, ab- hslungsreichsten Bilder passen! Leider ist der Dichter diesem Grundgedanken st ganz treu geblieben. „Der Schnitter", „Im Kerker", „Noth und Tod" sind cliche Ansätze der Ausführung; sie dürften nur etwas kürzer und kerniger, sozu- en realistischer gehalten sein. Dann verlieren wir aber den Faden. Es schiebt eine eigene, neue, selbständige Dichtung ein, die fast ganz zuletzt erst wieder in ührung mit dem Hauptthema gebracht wird. Und doch halten wir diese Episode: ie Abtei Maria im Wald" bis „Ueber den Sternen", für den werthvollern Theil Büchleins, namentlich da, wo wir die greifbare Figur des Bruders Felix vor haben. Man fühlt, wie hier der Dichter selbst festen Boden unter den Füßen . Schließlich führt uns der Glockenklang über die Berge hinauf und über die lken in den offenen Himmel, wo ein hehrer Hymnus auf die Gottesmutter an- immt wird. Hier gibt uns der Dichter jedenfalls sein Bestes. Im großen und zen begrüßen wir in diesem Büchlein einen sehr achtenswerthen dichterischen fuch, der manche Bände sogen. religiöser Poesie, wie sie in den letzten Jahren hienen sind, aufwiegt und der seinerseits nur noch etwas kürzer, kräftiger und immter in der Ausführung sein müßte, um einen vollen literarischen Werth be- pruchen zu können.

ckenrosen. Novellen und Skizzen von J. v. Dirkink (J. Sandhage). 8°. (312 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis *M.* 1.75; geb. *M.* 2.50.

Das Büchlein enthält 15 erzählende Stücke theils größern theils kleinern fangs. Einzelne dieser Erzählungen hatten wir bereits früher in Tagesblättern nen gelernt. Daß wir sie in der vorliegenden Sammlung ein zweites Mal mit uß gelesen haben, dürfte hinreichend für ihren Werth sprechen. Es sind dies enigen Stücke, die zum Gegenstand Charaktere und Lebensbilder von Frauen dem Heidebauernstande Westfalens haben. In der Kötter- oder Leibzuchthütte der einsamen Heide ist J. v. Dirkink zu Haus wie wenige. Hier findet sie nschen und Schicksale, wie nicht alle andern sie uns zu bieten haben. „Tante re", „Eine fixe Idee", „Sanna", „Heimkehr", „Die Brautschau" rechnen wir zu

den besten Nummern der Sammlung. Charaktere wie die beiden Nören in „Tante Nöre“ und in „Eine fixe Idee“, wie den Bauern in „Heimkehr“ und die Herin von „Schulze Wittup“ vergißt man so leicht nicht wieder. Auch die andern größern und kleinern Erzählungen liest man gern einmal; aber an Originalität können sie sich doch kaum mit jenen Lebensbildern aus der Heide messen. Ganz ohne Unwahrscheinlichkeiten geht es auch nicht immer ab; am meisten krankt daran die „Alte Geige“. Aufgefallen ist uns das wiederholte Vorkommen des Belauschens anderer, dessen Ergebniß dann in die Handlung eingreift. Gegen das Lauschmotiv sprechen doch wohl nicht bloß ästhetische Gründe, zumal wenn es, wie hier, auch noch zu rechtfertigen gesucht wird. Doch das sind Einzelheiten, die leicht vermieden werden könnten. Im großen Ganzen empfehlen wir diese Sammlung als eine nicht ganz alltägliche Erscheinung und möchten die Verfasserin nur bitten, ihrem Stile mehr Aufmerksamkeit zu schenken, sowohl in Bezug auf die Grammatik als auf die Anpassung der Sprechweise an den jedesmaligen Charakter des Sprechenden.

Aus Herz und Heimat. Von M. Thalau. 8°. (156 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh. 1899. Preis *M.* 1.60.

Unter dem etwas seltsamen Titel, der vielleicht besser einfach „Aus der Heimat“ oder vielmehr „Ins Leben“ gelautet hätte, beschenkt uns die Verfasserin nach einer etwas gesuchten Einleitung mit einer Erzählung in Briefen, welche vier aus der Erziehungsanstalt ins Leben tretende Freundinnen untereinander wechseln. Wir erhalten auf diese Weise vier verschiedene, jedes in seiner Weise anziehende Lebensschicksale, die auf theils geraden und kurzen theils mehr verschlungenen Wegen zu einer glücklichen Heirat führen. Das ist nun freilich des guten vielleicht etwas viel, besonders im Kreis so weniger Jahre. Die Verfasserin plaudert sehr angenehm und kurzweilig; dabei sucht sie ihre Schilderung durch geistreiche Citate in gebundener und ungebundener Rede zu heben. Ihre Weltanschauung ist tief religiös und gesund, ohne übertriebene Strenge oder romantischen Idealismus. Auffallend ist, daß sie es bei ihrem Publikum für nöthig hält, sogar französische Citate zu übersetzen, während sie einzelne englische oder italienische Ausdrücke ohne Erklärung läßt. Auch die Eigenart, lange fremde Gedichte und Aphorismen als Zugabe zu der Erzählung zu geben, wirkt nicht künstlerisch. Diese kleinen Ausstellungen hindern uns aber nicht, das Büchlein jungen Damen auf das beste zu empfehlen. Es wird sie nicht bloß angenehm unterhalten, sondern auch günstig beeinflussen.

Miscellen.

Die Theilnehmer des ersten allgemeinen Concils. Vor nicht langer Zeit hat man ein eigenes Buch herausgegeben einzig über die Namensunterschriften, durch welche die Väter des ersten Concils von Nicäa 325 ihre Zustimmung zu dessen Beschlüssen bekundeten. Es ist die Schrift: Patrum Nicaenorum nomina latine, graece, coptice, syriace, arabice, armeniace sociata opera ediderunt Henricus Gelzer, Henricus Hilgenfeld, Otto Cuntz. Lipsiae 1898.

Das Buch zählt nicht weniger als 265 S. Text und 78 S. Einleitung; die drei sprachkundigen Gelehrten, welche ihre Bemühungen vereinen mußten, um es herzustellen, haben zu diesem Zwecke 40 Handschriften durchforscht: 25 lateinische, 2 griechische, je 1 koptische und arabische, 5 syrische, 6 armenische; und wo nicht in einzelnen Fällen gelehrte Freunde hilfreiche Hand boten, mußten diese Handschriften aufgesucht werden in Rom und Paris, in London und Madrid, in Wien und dem Escurial und anderswo. Verdient eine trockene Namenliste, möchte man fragen, daß man sich solche Mühe um sie gibt?

Doch die Ansicht der christlichen Vergangenheit hat diese Frage schon beantwortet. Wenn auch gerade den Acten und Unterschriften des ältesten allgemeinen Kirchenrathes Nachlässigkeit und widrige Zufälle übel mitgespielt haben, so hat man doch im Alterthum und Mittelalter immerfort dieses Namensverzeichniß in Ehren gehalten, es immer wieder abgeschrieben und der Nachwelt zu erhalten gesucht. Diese Unterschriften hatten eben zunächst eine dogmatische Bedeutung, insofern sie die Zustimmung der Concilsväter zu den Beschlüssen der Synode ausdrückten und somit ein Beweis für die Giltigkeit derselben waren. Dann aber gebot auch die Pflicht der Pietät, diese Namen mit Ehrfurcht zu behandeln. Das Concil von Nicäa steht ja in mancher Rücksicht unter allen ähnlichen Versammlungen einzig in seiner Art da. Zum erstenmal nach den Stürmen der Verfolgungen konnte sich zu Nicäa die ganze Kirche in ihren erleuchtetsten Vertretern versammenfinden. Während vorher nur die Bischöfe einzelner Provinzen sich vereinigt hatten, umfaßte jetzt, wie Eusebius sagt, „ein und dasselbe Haus des Gebetes, gleich als habe Gott dessen Wände auseinander geschoben, zugleich Syrer und Cilicier, Phönicier, Araber und Palästinenser, und außerdem Aegypter, Bewohner der Thebais, Libyer und solche, die von Mesopotamien hergekommen waren". Bischof Nicasius von Die in Gallien konnte dort mit Jacobus von Nisibis zusammentreffen, der ungenannte Perserbischof mit Theophilus, dem Bischof der Goten, Hosius von Cordova mit den Bischöfen von Athen oder Jericho. Verkörpert und greifbar stand es in dieser Versammlung vor aller Augen, wie die Kirche trotz aller Hindernisse die Welt erfüllt und besiegt habe, wie sie trotz ihrer Ausdehnung einig sei in demselben Glauben, wie die eine Liebe zu Christus auch das Band geworden sei, welches die verschiedensten Nationen zur innigsten Gemeinschaft verknüpfte. Dazu kam die persönliche Bedeutung vieler der Theilnehmer, von denen die einen in den Verfolgungen für Christus gelitten hatten, die andern als Asceten durch ihr strenges Leben berühmt waren, andere als Gelehrte Ansehen besaßen, und zu alledem gesellte sich, daß die Grundlage des ganzen Christenthums, die Gottheit des himmlischen Meisters und Königs, dort zu Nicäa vertheidigt und für immer außer Frage gestellt werden sollte. Kein Wunder, daß im Orient Griechen, Armenier, Syrer, Kopten das Andenken an das Concil jährlich durch ein eigenes Dankfest begehen, daß in einer altchristlichen Grabschrift dem Verletzer des Grabes in einem Athem mit dem Fluch der „318 Patriarchen" und der vier Evangelien gedroht wird (*Martigny*, Dictionnaire p. 38).

Für die geschichtliche Forschung haben außerdem die Namensunterschriften unter dem Nicänum die Bedeutung einer geschichtlichen Urkunde. Man kann,

wenn man will, es als selbstverständlich voraussetzen, daß z. B. auf den Inseln der griechischen Meere, auf Cos, Lemnos, Corcyra, um die Zeit des ausgehenden 4. Jahrhunderts das Christenthum müsse Eingang gefunden haben. Einen wirklichen Beweis für diese Thatsache wie für die andere, daß auf jenen Inseln bereits Bischofssitze sich befanden, wird man kaum anderswoher als aus den Unterschriften der ältesten Concilsacten entnehmen können. Daß unter den Goten schon vor Ulfilas nicht nur Christen, sondern katholische Christen sich fanden, dafür haben wir den sichersten Beweis in den Unterschriften unter dem Nicänum, und wieviel darauf ankommt, daß die Namen in diesen Katalogen möglichst genau und sicher festgestellt werden, zeigt z. B. der letzte (44.) Band der Allgemeinen Deutschen Biographie (S. 273), in welchem auf Grund einer verdorbenen Lesart der Gotenbischof Theophilus an den Bosporus versetzt wird. Ebenso mag man es als selbstverständlich betrachten, daß alle damaligen rechtgläubigen Christen sich als Glieder der einen großen katholischen Kirche fühlten und betrachteten. Wem es aber um einen positiven Beweis dafür zu thun ist, wird nicht gleichgiltig gegen die Thatsache sein, daß Bischöfe aus Armenien, Pannonien, Mesopotamien ihre Namensunterschrift unter die Acten des Nicänums gesetzt haben.

Unzweifelhaft verdient es also die nicänische Bischofsliste, daß die Wissenschaft sich um sie bemühe. Und die katholische Wissenschaft hat diese ihre Aufgabe auch nie außer acht gelassen. Abgesehen von den Herausgebern der Conciliensammlungen, haben um diese Verzeichnisse sich besonders verdient gemacht die gelehrten Brüder Ballerini und in unserem Jahrhundert die Cardinäle Mai und Pitra. Aus jüngster Zeit wird uns von einem werthvollen Beitrag von Professor O. Braun berichtet, der uns indes nicht zu Gesicht gekommen ist.

Doch welches sind denn die Ergebnisse der neuen Bearbeitung, die uns nunmehr vorliegt? Wie steht es z. B. mit der Anzahl der Concilsväter, welche wir gewohnt sind, auf 318 angegeben zu finden?

Wie man schon aus Hefeles Conciliengeschichte ersehen kann und Professor Gelzer eingehender von neuem zeigt, gehen die ältesten Angaben über die Zahl der nicänischen Väter stark auseinander. Von den uns erhaltenen Listen gibt mit Ausnahme der minderwerthigen arabischen keine einzige 318, keine einzige mehr als 221 Bischöfe an. Eusebius spricht von über 250 Theilnehmern des Concils, Eustathius von 270, nach Kaiser Konstantin und Athanasius an mehreren Stellen waren es ihrer 300. An einer andern Stelle lesen wir aber auch bei Athanasius von 318 Bischöfen, und dieselbe Angabe findet sich bei Hilarius, Hieronymus, Epiphanius und vom 5. Jahrhundert an ganz allgemein. Beruht also nicht vielleicht die Zahl 318 auf einem Irrthum? Der Hauptherausgeber unseres Werkchens, Professor Gelzer, meint es und hält die Stelle, an der auch Athanasius von 318 Bischöfen spricht, für interpolirt. Allein wir zweifeln doch, ob die Sache sich in dieser Weise erklären läßt. Zunächst ist es ein Versehen, wenn p. XLVI Athanasius mit einer Aeußerung aus dem Jahre 369 als ältester Zeuge für die später allgemeine Zahlenangabe genannt wird. Hilarius sagt bereits zehn Jahre früher, das Homousion hätten „80 Bischöfe einst verworfen (nämlich die Auffassung desselben durch Paul von Samosata), aber neulich 318 Bischöfe

angenommen" (De synodis n. 86; *Migne*, P. lat. X, 538), und von Interpolation dieser Stelle kann keine Rede sein. Papst Liberius spricht im Jahre 366 ebenfalls von 318 Concilsvätern, und schon bei ihm, nicht erst, wie es p. XLVII heißt, „schon" bei Ambrosius (De fide) im Jahre 378 findet sich der Vergleich mit den 318 Knechten Abrahams (Epist. ad Orient., *Jaffé-Kaltenbrunner* n. 228; *Migne*, P. gr. LXVII, 492). Nun scheint es uns doch etwas hart, eine Annahme, die etwa 30 Jahre nach dem Nicänum mit einer solchen Bestimmtheit auftritt, als bloße Erdichtung zu betrachten. Prof. Gelzer sucht zu zeigen, daß unsere Listen der nicänischen Concilsväter nicht auf die Originalunterschriften zurückgehen, sondern auf jene Form, welche ihnen Athanasius auf dem Concil von 362 gab. Ist nun die Annahme ausgeschlossen, daß man eben bei den Nachforschungen des Jahres 362 mit guten Gründen die Zahl 318 feststellte, daß Athanasius von dem genannten Jahre an die früher von ihm angegebene runde Zahl von 300 Theilnehmern genauer bestimmte und daß auf seine Forschungen die spätern Orientalen sich stützen? Mit Abraham wird übrigens Hosius schon im Jahre 358 von Athanasius beiläufig einmal verglichen (Hist. Arianorum ad mon. c. 45; *Migne*, P. gr. XXV, 748).

Was die Reihenfolge der Concilsväter in unsern jetzigen Verzeichnissen angeht, so ist sie nicht mehr die ursprüngliche. Der Geschichtschreiber Sokrates hat uns nämlich den Anfang der Liste, wie er zu seiner Zeit lautete, erhalten, und dieser stimmt nach den ersten drei Namen mit den uns erhaltenen Listen nicht überein. Somit läßt sich die Reihenfolge, in welcher ursprünglich die Concilsväter unterschrieben, nur in einem Punkte noch feststellen, welcher aber für uns auch der wichtigste ist. In der Liste des Sokrates nämlich, in den sämtlichen lateinischen und den beiden syrischen Verzeichnissen, in dem griechischen Katalog des Theodorus Lector, wie in der koptischen und armenischen Liste unterschreibt an der Spitze sämtlicher Bischöfe zuerst Hosius von Cordova in Spanien; es folgen dann die beiden römischen Priester Victor (oder Biton) und Vincentius, dann erst der Patriarch von Alexandrien und alle andern Concilsväter. Was diese Bevorzugung des Spaniers Hosius und der beiden römischen Priester vor so vielen Bischöfen und Patriarchen bedeutet, ist aus der Sache selbst klar, und wird uns nahegelegt, wenn Athanasius in seinen Lobeserhebungen auf Hosius unter anderem von ihm sagt: „Wo gab es eine Synode, deren Präsident er nicht gewesen wäre?" (De fuga sua n. 5; *Migne*, P. gr. XXV, 650), wenn die Arianer von Kaiser Konstantin dessen Verbannung fordern unter anderem auch, weil er „den Synoden zu präsidiren pflege" (*Athanasius*, Hist. Arian. n. 42; *Migne* l. c. p. 744), wenn endlich Gelasius von Cycicus ausdrücklich sagt, Hosius, „der die Stelle des Sylvester, des Bischofs des großen Rom, einnahm, sei mit den römischen Priestern Biton und Vincentius und vielen andern in jener Versammlung anwesend gewesen" (Hist. conc. Nic. II, 5; *Migne*, P. gr. LXXXV, 1230). Nur zwei von den Bischofslisten haben den Hosius und die beiden Römer von ihrem Ehrenplatz entfernt. In einem der griechischen Verzeichnisse steht Hosius zweimal an 74. und 76., Victor an 73. Stelle, und in dem arabischen Katalog folgen sich Biton, Bicentius, Hosius unter den Nummern 40

bis 42. Aber diese beiden Listen nehmen an Werth unter allen andern die letzte Stelle ein, und sie suchen ihre Beeinträchtigung des Hosius dadurch wieder gutzumachen, daß sie beide an erster Stelle in ihrem Verzeichnisse Papst Sylvester selbst nennen.

Der irrende Christus in der evangelischen Theologie. Vor nicht langer Zeit wurde in dieser Zeitschrift (Bd. LV, S. 383—387) darauf hingewiesen, daß die moderne protestantische Theologie mit der Gottheit Jesu Christi gründlich gebrochen hat und die schön und fromm klingenden Bezeichnungen Gottmensch, der eingeborene Sohn Gottes, der heilige Gottessohn, der Lehrer aller Lehrer auf einen irrenden Christus anwendet. Den schlagenden Beweis dafür lieferte Dr. Paul Schwartzkopff mit seinen Ausführungen über die Thatsächlichkeit, Unvermeidlichkeit und Unerheblichkeit des Irrthums in Jesu Teufels- und Dämonenglauben; dieselben erwiesen sich vom philosophischen, theologischen und moralischen Standpunkt aus als ein Probestück von erhabener Wissenschaftlichkeit, auf welches das Wort Thomas Paines Anwendung findet: „Das Lächerliche und das Erhabene ist oft so nahe verwandt, daß es schwer wird, sie auseinander zu halten."

In derselben „Zeitschrift für Theologie und Kirche", herausgegeben von Dr. J. Gottschick, in welcher Dr. Schwartzkopff seinen „Heiland" mit einem „in theologischer Hinsicht freilich nicht unwichtigen Irrthum" belastet hatte, ist nach kurzer Frist (VIII. Jahrg. [1898], S. 533) der durch Sperrdruck hervorgehobene Satz aufgetaucht: „daß Jesus in betreff des dämonischen Besessenseins die irrthümlichen Vorstellungen seiner Zeit getheilt hat". Dieser mit den Ausführungen von Dr. Schwartzkopff übereinstimmende Satz bildet das Schlußresultat eines 40 Seiten umfassenden Artikels: „Die Dämonischen des Neuen Testaments" (S. 494—533) aus der Feder von Th. Braun, Hausgeistlicher an der kgl. Pfleganstalt Zwiefalten.

Im Eingang seiner Untersuchung hebt der Hausgeistliche von Zwiefalten den Umstand hervor, daß die Vorstellung des Besessenseins im Neuen Testament vor allem im Bewußtsein Jesu sich findet, und fügt den vielsagenden Satz hinzu: „Dieser Umstand erschwert es der evangelischen Theologie ungemein, ihre principielle Stellung zur Erfahrungswissenschaft auch nach dieser Seite hin klar und consequent einzunehmen." Der Satz ist vielsagend, insofern er zwar verhüllt, aber doch deutlich genug die peinliche Schwierigkeit der protestantischen Theologie andeutet, ihre principielle Stellung zum irrenden Christus klar und consequent einzunehmen, d. h. die Autorität Jesu so abzugrenzen, daß man ohne Schiffbruch am christlichen Glauben Jesu Vorstellung des dämonischen Besessenseins als Irrthum zurückweisen könne. Diese schwierige Aufgabe meint Herr Braun, wie die letzten Zeilen seines Artikels S. 533 bekunden, in befriedigender Weise gelöst zu haben.

Folgen wir seinem Gedankengang. Zuerst entwickelt er auf 27 Seiten die neutestamentliche Vorstellung des Besessenseins und verzeichnet als letztes exegetisches Ergebniß: „Jesus theilt die volksthümliche Vorstellung. Er gibt keine eigene

Theorie, modificirt aber auch nicht den Volksglauben." Dann folgt die Werthung der neutestamentlichen Vorstellung des Besessenseins (S. 522—533). Ihr Recht in der Psychiatrie gilt dem Hausgeistlichen von Zwiefalten als verloren, seit die psychiatrische Erfahrung und Wissenschaft die auf dämonisches Besessensein hindeutenden Erscheinungen als *natürliche Aeußerungen des krankhaften Gesamtzustandes* constatirt habe — eine kühne, in ihrer Allgemeinheit unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Darauf wird die neutestamentliche Vorstellung des Besessenseins in ihrem Werth für den christlichen Glauben geprüft. „Wenn die Theorie des Besessenseins sich gegenüber der psychiatrischen Wissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten läßt, wenn die Erscheinungen dämonischer Beeinflussung vielmehr als natürliche Krankheitszustände bezw. als Wahnideen erwiesen sind, so hat die *Theologie die Aufgabe, die Vorstellung des Besessenseins vom christlichen Glauben loszulösen*" (S. 528).

Bei diesem Loslösungsproceß bekämpft nun der Artikel der „Zeitschrift für Theologie und Kirche" die von *Lähr* (Die Dämonischen des Neuen Testaments, Leipzig, Richter, 1894, S. 9 ff.) vertretene Ansicht, daß Jesus, obgleich im Besitze eines höhern anthropologischen Verständnisses, dem herrschenden Volksglauben sich *accommodirt* habe. „Es berührt außerordentlich sympathisch," wird S. 531 mit Bezug auf Lähr verbindlich gesagt, „wenn in ihm ein Irrenarzt von solcher Bedeutung ein anthropologisches Verständniß bei Jesu voraussetzt, das weit über seine Zeit hinausgeht." Aber — so fragt man sich unwillkürlich — was hat denn die Bedeutung eines Irrenarztes mit der theologischen Frage über das Wissen Jesu zu thun? Uebrigens bleibt der Artikelschreiber auch dieser sympathischen Anregung gegenüber unbeirrt seinem Vorhaben getreu, die Grenzpfähle für die Autorität Jesu abzustecken, und erwidert dem Irrenarzte: „Ein höheres anthropologisches Verständniß der Krankheitszustände überhaupt läßt sich bei Jesus nicht nachweisen. . . . Am wenigsten läßt sich in der Frage des dämonischen Besessenseins bei Jesu die Hypothese eines höhern Wissens begründen. Denn auch in solchen Fällen, in welchen das Motiv einer Accommodation ausgeschlossen wäre, stellt sich Jesus auf den Boden der volksthümlichen Vorstellungen. . . . (Luc. 10, 18. Matth. 12, 43—45). . . . Hier wäre die Grenze einer sittlich berechtigten Accommodation überschritten, und die Inanspruchnahme eines höhern Wissens für Jesum würde denselben mit einem sittlichen Makel behaften."

Daß Herr Th. Braun die Accommodationstheorie des Irrenarztes für ausgeschlossen hält, verdient gewiß Anerkennung; ein Körnchen Wahrheit ist immerhin ein erfreulicher Fund. Aber erstaunlich ist es, mit welch sorgenvoller Zähigkeit er von Jesus jedes höhere Wissen, das weit über seine Zeit hinausging, fernzuhalten sucht, und mit welch regelfreien Denkgesetzen er bei seinem Beweisverfahren zum erwünschten Ziele kommt. Abgesehen von der hinfälligen Voraussetzung, daß das dämonische Besessensein durch die psychiatrische Erfahrung und Wissenschaft in die Rumpelkammer des irrthümlichen Volksglaubens verwiesen sein soll, macht er noch eine zweite, ungleich verhängnißvollere Voraussetzung, welche er weder zu begründen noch vom Brandmal pharisäischer Christuslästerung reinzuwaschen sucht, sondern als etwas Selbstverständliches für sich und seine evan-

geliſchen Leſer in Anſpruch nimmt — die Vorausſetzung eines irrthumsfähigen Chriſtus. Der göttliche Heiland iſt ihm nicht der menſchgewordene Sohn Gottes, wahrer Gott und wahrer Menſch in einer Perſon, der Gottmenſch, welcher von ſich ſagt: Ich und der Vater ſind eins (Joh. 10, 30), ſondern ein Menſch ganz nach den Begriffen der ſtarrköpfigen Juden, welche ihn ſteinigen wollten, da er, obwohl ein Menſch, ſich ſelber zu Gott machte (Joh. 10, 33).

Kein Wunder, daß der troſtloſen Vorausſetzung eine troſtloſe Schlußfolgerung, dem irrthumsfähigen Chriſtus der thatſächlich irrende Chriſtus auf dem Fuße folgt. „Die Theologie muß unter dieſen Umſtänden offen anerkennen, daß Jeſus in betreff des dämoniſchen Beſeſſenſeins die irrthümlichen Vorſtellungen ſeiner Zeit getheilt hat.“ Wenn die Denkkraft des Hausgeiſtlichen von Zwiefalten in dieſem Schlußverfahren, welches glücklicherweiſe auf zwei falſchen Vorausſetzungen ruht, die Probe unſchwer beſteht, ſo läßt er uns doch zur Anerkennung dieſes Thatbeſtandes nicht lange Zeit, ſondern beeilt ſich, im gleichen Athemzuge eine überraſchende Gegenprobe zu liefern durch die ernſthaft gemeinte und bodenlos thörichte Verſicherung, daß bei Annahme eines irrenden Chriſtus die Poſition des Glaubens eine ſtärkere werde: „Die Autorität Jeſu iſt abzugrenzen, indem die zeitlich bedingten Vorſtellungen auf dem Gebiete des weltlichen Wiſſens vom chriſtlichen Glauben abgelöſt werden; je mehr dagegen der ſittlich-religiöſe Gehalt der Offenbarung in ſeiner ewigen Wahrheit erfaßt wird, um ſo ſtärker wird die Poſition des Glaubens ſein“ (S. 533).

Es bleibt alſo dabei: der irrthumsfähige Chriſtus iſt die Vorausſetzung der evangeliſchen Theologie, der irrende Chriſtus iſt der Reingewinn der evangeliſchen Kirche.

Für den Proteſtantismus iſt es freilich eine traurige Erſcheinung, daß nicht nur Profeſſoren und Schriftſteller mit vornehm geglätteten und unlogiſch gewundenen Worten für das Irrlicht eines irrenden Chriſtus Propaganda machen, ſondern daß auch Hausgeiſtliche und Seelſorger das Irrlicht des irrenden Chriſtus auf den Leuchter ſtellen und ihren Gläubigen den alleinſeligmachenden Glauben an den irrenden Chriſtus predigen mit dem für Prediger und Gläubige gleich troſtloſen Worte: Wer — dem irrenden Chriſtus — nicht glaubt, wird verdammt werden!

M. H.

Das letzte Ereigniß am Sternenhimmel. Wenn wir ſchon ſo lange keine Mittheilungen mehr aus der Himmelskunde brachten, ſo ſollte das nur bedeuten, daß ſeither in jenen überirdiſchen Gegenden nichts von Bedeutung vorgefallen iſt. Jetzt aber haben wir von einem kleinen Planeten zu berichten, der die Aufmerkſamkeit aller Sternkundigen in Anſpruch nimmt und alte Aufgaben auf neue Weiſen zu löſen verſpricht.

Es war ein ganz unbedeutendes Wandelſternchen von 11. bis 12. Größe, das letzten Sommer von Dr. Witt auf der Urania in Berlin entdeckt und der Armee der Aſteroiden als Gemeiner eingereiht wurde, zuerſt unter der Bezeichnung 1898 DQ und ſpäter mit der endgiltigen Nummer 433 und dem Namen Eros. Aber bald ſollte ſich der Unbekannte unter ſeinesgleichen ehrenvoll hervorthun.

1. Die ersten Bahnberechnungen, die seit October erschienen, zeigten übereinstimmend, daß dieser Planet der Erde näher kommt als irgend ein anderer periodischer Himmelskörper, unsern Mond allein ausgenommen. Seitdem wurde sein Lauf vielfach beobachtet und berechnet. Es stellte sich heraus, daß seine Umlaufszeit weniger als zwei Jahre beträgt (genauer 643,1 Tage), und daß der größere Theil seines Weges innerhalb der Marsbahn liegt, zwei Eigenschaften, die ihn vor allen seinen Kameraden auszeichnen. Für diejenigen unserer Leser, welche sich diese Bahn durch eine Zeichnung veranschaulichen möchten, erlauben wir uns die Angabe, daß die halbe große Achse gleich 1,458 und die lineare Excentricität gleich 0,222 ist (dabei den Erdbahnhalbmesser wie gewöhnlich als Einheit genommen), und daß die Länge des Perihels 120° beträgt. Zeichnet man sich dann noch nach den Angaben irgend eines Handbuches der Astronomie die Erd- und Marsbahn, so überschaut man leicht die Richtigkeit der oben ausgesprochenen Behauptungen. Man wird überdies bemerken, daß uns der neuentdeckte Wanderer im günstigsten Falle fünfmal näher kommt als die Sonne, also bis auf vier Millionen geographischer Meilen. In dieser nächsten Nähe haben wir ihn freilich noch nie gesehen; aber so viel steht schon ziemlich fest, daß er dann auch dem Laien in einem Opernglucker gut sichtbar wird. Diese günstigste Stellung tritt, um technisch zu reden, dann ein, wenn die Opposition des Planeten in das Perihel seiner Bahn fällt, also gegen Ende Januar. Das ist allerdings ein seltenes Ereigniß und wird wohl nicht in jedem Vierteljahrhundert einmal eintreffen. Eine ziemlich günstige Gelegenheit, den kleinen Wandelstern zu sehen, wird sich gegen Ende des Jahres 1900 darbieten, um sich dann alle zwei Jahre in verschlechterter Weise zu wiederholen bis zum Jahre 1912, wo die Sache sich allmählich wieder günstiger gestalten wird.

2. So viel konnte man schon aus den ersten Berechnungen schließen, obwohl diese sich nur auf ein kleines, in einem Monat durchlaufenes Stück der Bahn bezogen. Nach der alten Schule hätte man nun, nachdem man die besten zwei Oppositionen von 1896 und 1894 gerade verpaßt hatte, geduldig auf die nächsten gewartet, um Genaueres über die Bewegung und die Beschaffenheit dieses Unbekannten zu erfahren. Was thut man heute? Man geht in eine astronomische Bibliothek, schlägt die Encyklopädie auf und liest die Vorgeschichte des Angemeldeten nach. Dadurch wird er zu einem alten Bekannten und erhält sogleich das Bürgerrecht in allen wissenschaftlichen und volksthümlichen Werken. Das klingt freilich wie eine Mittheilung aus dem Zukunftsstaate der Socialdemokraten, ist aber in diesem Falle, wo es sich nicht um Menschen, sondern um Naturkräfte handelt, eine Wirklichkeit. Eine solche Bibliothek befindet sich nämlich im Harvard College zu Cambridge, und ähnliche sind auf vielen Sternwarten der Welt im Entstehen begriffen. Untersucht man die Gestelle einer solchen Bibliothek, so findet man statt Bücher Glasplatten, in allen Größen vom Folio bis zum Taschenformat, und an Stelle von Ueberschriften und Seitenzahlen die sogen. Coordinaten der dargestellten Himmelsgegend und die Zeit der photographischen Aufnahme. Die Druckerei ist chemisch und befindet sich im Teleskop. Der Setzer hat nur zu wachen, daß das Fernrohr in der richtigen Lage bleibt. Der Druck einer Platte,

oder wie man gewöhnlich sagt, die Aufnahme oder Belichtungszeit, ist sehr verschieden und schwankte bei den hier zu erwähnenden Platten von 10 Minuten bis zu einer Stunde. Ein Katalog setzt den Bibliothekar in stand, das Bild einer beliebigen Gegend, wie es zu irgend einer Zeit aussah, auf Verlangen vorzuzeigen.

So hat man es nun mit dem im Jahre 1898 entdeckten Wandelstern gemacht. Aus seiner berechneten zweijährigen Umlaufszeit wußte man, daß er in den Jahren 1896 und 1894 ganz in unserer Nähe gewesen sein muß, und nun wollte man seine damalige Stellung am Himmel genau wissen, um aus dem Zeitraum von vier Jahren seine genaue Bahn abzuleiten. Herr Chandler, der sich unseres neuen Nachbars besonders annahm, gab nun, sogut er konnte, die Stelle an, wo Prof. Pickering in seiner Plattensammlung nachschlagen sollte. Da wiederholte sich aber die alte Klage, von welcher die Bibliothekare so viel zu erzählen wissen: die Angaben waren nicht genau und verursachten ein langwieriges und erfolgloses Suchen. Die Schwierigkeit lag darin, daß man nicht genau wußte, in welchem Schritt 433 marschirte, wo er also vor vier Jahren gewesen sein konnte. Die Unsicherheit in seiner täglichen Bewegung betrug zwei Bogensekunden, und dies verursachte in jenen vier Jahren eine Unsicherheit von etwa 15° am Himmel oder einem halben Sternbild im Thierkreis. Zu dieser Ungewißheit in der Schnelligkeit der Bewegung kam nun noch eine zweite über die Neigung der Bahn zum Thierkreise. Man schätzte diese Neigung allerdings auf etwa 10° 50′, mußte aber auf einen Fehler von mehreren Graden in der Declination des Planeten gefaßt sein. Man suchte also einige Dutzend Platten aus, legte je zwei derselben, welche dieselbe Himmelsgegend zu verschiedenen Zeiten darstellten, übereinander und setzte das Mikroskop auf die Hunderte von Sternchen, die zu zwei und zwei übereinander fallen mußten, wenn keine Bewegung stattgefunden hatte. Das Auffinden zweier schon bekannter Asteroiden und die Entdeckung eines neuen veränderlichen Sternes an der vermutheten Stelle vermehrten nur die Mühe der Untersuchung.

Aber warum ging denn Chandler gerade vier Jahre zurück mit seiner unsichern Rechnung? Die Ungewißheit war ja nur halb so groß, wenn er bloß zwei Jahre zurückrechnete. Auf diesen Gedanken kam er auch, nachdem er die Bibliothekare 1300 Quadratgrade vergeblich hatte durchforschen lassen. Es wurden also nach dem neuen Citate neue Karten aufgeschlagen, und siehe da: auf der Platte vom 5. Juni 1896 befand sich ein ganz kleines Sternchen, das auf der darunter gelegten Platte fehlte, und zwar innerhalb eines halben Grades von der angegebenen Stelle. Das bewies allerdings noch wenig; denn auf andern Platten zeigten sich noch zwei andere ganz gleiche Fälle. Man mußte also dieselbe Himmelsgegend auch der Zeit nach untersuchen, d. h. auf Platten, die an verschiedenen aufeinanderfolgenden Tagen aufgenommen waren. Da enthüllten sich nun die zwei letzterwähnten Sterne als neue Veränderliche, der Punkt vom 5. Juni aber schritt regelmäßig vorwärts, wie man es von Nr. 433 erwartet hatte. Vier Platten gaben davon Zeugniß. Dieselben wurden ausgemessen und verriethen nun das Geheimniß, daß der Wanderer um die Kleinigkeit von 0,6 Bogen-

fanden täglich schneller marschirt war, als man vermuthet hatte. Jetzt konnte man auch das Citat für 1894 genauer angeben, und wirklich fand der Bibliothekar die Marschlinie fast genau an den berechneten Stellen auf sechs Platten, die den Zeitraum vom 19. December 1893 bis zum 18. April 1894 oder ein Viertel der ganzen Bahn einschlossen. Durch weiteres Nachforschen brachte man die Zahl der Platten auf 13, auf denen nahezu die halbe Bahn des Planeten dargestellt ist. Man wartet aber noch mit der genauen Berechnung der Bahnelemente darauf, daß alle vorhandenen Platten aufgefunden und ausgemessen sind, und dann wird man von dem neuentdeckten Wandelstern ebensoviel wissen, als wenn man ihn schon vor sechs Jahren entdeckt und seither fleißig beobachtet hätte. Das ist die neueste Methode der Sternkunde. Was es aber heißt, eine solche Menge von Himmelsgeschichte aufzuspeichern, zeitlich und örtlich so vollständig, daß man nur nachzuschlagen braucht, um vergangene und unbekannt gebliebene Vorgänge nachzulesen, das weiß eigentlich nur Herr Pickering. Hier sei nur noch bemerkt, daß die ersten Platten, auf denen der Planet aufgefunden wurde, in Arequipa, einer Zweigstation der Harvard-Sternwarte in Peru, aufgenommen waren, und daß es nur durch ein Zusammenwirken beider Stationen möglich war, das zu dieser Planetengeschichte nöthige Material zusammenzubringen.

3. Wir wollen jetzt noch ein Wort über die Bedeutung dieses Asteroids in unserem Planetensysteme beifügen. Es ist nämlich nicht bloß seine Entdeckungsgeschichte, die ihn merkwürdig macht, sondern vor allem der schon oben erwähnte Umstand, daß er uns näher kommt als irgend ein anderer periodisch um uns kreisender Himmelskörper, den Mond allein ausgenommen. Dadurch läßt sich zunächst seine Entfernung genauer bestimmen als die irgend eines andern Planeten. Für zwei Beobachter, die in der Richtung von West nach Ost sehr weit voneinander abstehen, wird nämlich der Planet sehr stark parallaktisch verschoben, so daß man für eine Triangulation gut bestimmte Winkel erhält. Aus der Entfernung dieses einen Planeten kann man aber die aller andern nach dem dritten Keplerschen Gesetze ableiten. Technisch drückt man das so aus: dieser Planet sei günstiger als alle andern zur Bestimmung der Sonnenparallaxe. In der That macht man auch schon Vorbereitungen zur Lösung dieser Aufgabe für das Ende des Jahres 1900.

Aber auch für Lichtmessungen hat der Planet eine besondere Bedeutung. Infolge seiner großen Annäherung erreicht er wahrscheinlich die siebente Helligkeitsgröße, um in seiner größten Entfernung völlig zu verschwinden. Diese großen Lichtänderungen bieten ein Mittel zur Untersuchung, ob das Licht wirklich nach dem Quadrat der Entfernung abnimmt oder etwa durch ein absorbirendes Medium im Himmelsraume beeinflußt wird.

Ferner bewirkt die starke Annäherung an die Erde auch eine starke Aenderung der Phasenwinkel, wenn auch nicht in dem Maße wie bei unserem wechselnden Monde. Das bietet aber ein günstiges Mittel zur Untersuchung des sogen. Phasengesetzes, das seit Euler und Lambert eine Bedeutung erlangt hat. Endlich wird man im stande sein, aus der Helligkeit des Planeten auf seinen Durchmesser zu schließen, wenigstens im Vergleich zu den übrigen Asteroiden und den Satelliten,

vorausgesetzt natürlich, daß man ihm dasselbe Reflexionsvermögen zuschreibe wie jenen. Merkwürdig ist es auch, daß der Planet auf den photographischen Platten von 1894 höchstens 9. Größe war, während er nach der Berechnung 7. Größe sein sollte. Wenn dieses sich wirklich bestätigt, so muß seine Farbe röthlich sein. Er gliche dann dem Planeten Mars nicht nur durch die Gestalt und Lage seiner Bahn, sondern auch durch seine Farbe, ja er unterschiede sich von ihm nur in der Größe.

4. Damit haben wir aber eine Streitfrage berührt, die wohl damit enden wird, daß unsere schulgerechten Anschauungen vom Planetoidenring verbessert werden. Der Entdecker des Planeten, Herr Witt, hat nämlich in den Astronomischen Nachrichten den Antrag gestellt, diesem bisherigen gemeinen Asteroid die Benennung „433 Eros" abzuschneiden und den Rang der sieben Hauptplaneten zuzutheilen. Er sagte mit einigem Rechte, daß die kleine Gestalt allein nicht Grund genug sei, den Eros von diesem höhern Corps auszuschließen. Bisher habe man als Planetoiden nur jene kleinen Körper bezeichnet, welche zwischen der Mars- und der Jupiterbahn eine Art Ring bilden. Da nun die Bahn des Eros größtentheils innerhalb der Marsbahn liege, so sei man in die Nothwendigkeit versetzt, entweder den bisherigen Begriff von Planetoiden zu erweitern oder dem Eros eine Rangerhöhung zu gestatten. Darauf hat nun Herr Bauschinger, dem die Planetoiden unterstehen, in derselben Zeitschrift erwidert, es sei besser, die erstere Alternative zu wählen und unsere Anschauungen über die Planetoiden zu erweitern. Zunächst liege ja doch ein Theil der Erosbahn außerhalb der Marsbahn und komme sehr nahe an die bisherige innere Grenze des Ringes. Dann hätten ja auch schon andere Planetoiden ihre größte Sonnennähe innerhalb der Marsbahn. Endlich, und das ist die Hauptsache, habe der Mars selbst, vermöge seiner sehr kleinen Masse und der großen Excentricität seiner Bahn, zu sehr den Charakter der kleinen Planeten, als daß man ihn zum innern Grenzstein dieser Gruppe machen könnte. Man solle daher in Zukunft vom „Planetoidenring zwischen Erde und Jupiter" sprechen, und nicht mehr von dem zwischen der Mars- und der Jupiterbahn.

Wenn diese Anschauung durchdringt, so haben wir uns Mars im Planetoidenring zu denken, entweder als Mitglied oder als Beherrscher der Gruppe, je nach der Ansicht, die man sich über die Entstehung derselben gebildet hat. Sind diese kleinen Himmelskörper wirklich die zersprengten Ueberreste eines größern Planeten, so erscheint uns Mars als der Sieger, der, getreu seinem Namen, das Schlachtfeld durchwandelt, um die Huldigung der Himmelsbeschauer entgegenzunehmen. Die rechnenden Astronomen freilich werden ihm wenig Dank wissen, da sie jetzt statt einer Bahn deren schon 433 berechnen müssen. Unsern kleinen Eros aber empfehlen wir dem freundlichen Andenken der Leser; denn sie werden noch Großes von ihm zu hören bekommen. J. G. H.

Das Lehramt der Kirche als Herold der Heilsbotschaft Gottes.

Wenn jemand das Einmaleins läugnete, so wäre es der müßigste Zeitverlust, sich mit ihm über einen Rechnungsabschluß zu besprechen. Wenn jemand die Existenz des persönlichen, außerweltlichen Gottes, des unendlichen Geistes und des Schöpfers der Welt, nicht in unerschütterlicher Ueberzeugung festhält, so wäre es das aussichtsloseste Beginnen, sich mit ihm über die christliche Offenbarung verständigen zu wollen. Deshalb muß ja auch die wissenschaftliche Apologetik die religiös-philosophischen Wahrheiten als bewiesen voraussetzen.

Ist aber eine solche Ueberzeugung von Gottes Dasein vorhanden, so dürften unseres Erachtens die bekannten Vorfragen über die Möglichkeit, Erkennbarkeit, Nützlichkeit einer positiven Offenbarung, so nothwendig und verdienstlich deren theologisch-wissenschaftliche Erörterung auch ist, in ihrer allgemeinen Fassung der großen Mehrzahl zweifelnder Zeitgenossen nicht gerade die größten Schwierigkeiten bieten. Erheblichere Schwierigkeiten bereitet, wie es scheint, die Frage, wie wir eine in ihrem historischen Ursprunge fernab liegende Offenbarung leicht und sicher als solche zu erkennen im stande sind.

Ob Gott offenbaren und ob der Mensch göttliche Offenbarung als solche erkennen könne, bedeutet ja doch, ob Gott etwas zu sagen wisse und es vernehmlich mitzutheilen vermöge. Es wäre wirklich seltsam, wenn sich dieses nicht mit der Gegenfrage erledigen ließe, ob der unendliche Geist nicht unendlich viel, unendlich viel mehr als der endliche wisse, und ob er unfähig, seinem Geschöpfe etwas kund zu thun, also stumm gedacht werden könne.

Ob die Offenbarung nützlich sei, gibt, von der thatsächlichen, historischen Welt abgesehen, zu den Gegenbemerkungen Anlaß, das müsse der unendliche Geist jedenfalls besser wissen; man könne den Eintritt einer

Offenbarung nicht von dem Ergebniß einer Abstimmung über ihre Nützlichkeit abhängig sein lassen; die ernsthafte Erörterung dieser Frage setzt jedenfalls die Möglichkeit der Offenbarung voraus, der Uebergang des Verstandesurtheils von der Annahme der Möglichkeit zur Ueberzeugung von der Thatsache könne von Gründen der Nützlichkeit nicht abhängen, und das wären jedenfalls wunderliche Denker, welche von der Existenz Gottes im angegebenen Sinne überzeugt wären, eine Offenbarung Gottes aber von vorneherein für überflüssig oder gar schädlich hielten.

Zuletzt aber, und nach unserer Meinung zumeist, wird gefragt, wie es denn stehe, wenn zwischen der Thatsache der Offenbarung und uns eine lange Reihe von Zeugen sich hinzieht. Da nimmt die Frage nach der Möglichkeit und Erkennbarkeit der Offenbarung eine eigene Wendung. Man fragt, wie man denn denken möge, daß die Vorsehung Gottes von etwas so Schwierigem und der großen Mehrzahl Unmöglichem, wie es historische Forschung, von etwas so Unsicherem, wie es die Gewißheit in historischen Dingen ist, das für Leben und Sterben Allerwichtigste abhängig machen könne?

Die Apologetik gibt treffende Lösungen dieses Bedenkens und sagt alles Nöthige. Es dürfte aber die Auffassung von Bezeugung und Glauben als socialer Erkenntnißweise hier besondere Berücksichtigung verdienen[1].

Gott gibt die Offenbarung für alle Menschen aller Zeiten, und wie sollte er anders! Er gibt sie der Menschheit als Gemeingut und geistiges Erbgut. Irgend eine Erkenntnißweise muß für deren Verbreitung in Dienst genommen werden.

Man sieht leicht ein, weshalb die Erkenntnißweise durch die Sinne jedes Einzelnen oder durch die Vernunft jedes Einzelnen, an die Gott sich unmittelbar wenden könnte, hierfür nicht geeignet erscheint. Wie bliebe die Freiheit der Annahme gewahrt? Wie träte der Charakter des Gemeingutes und Erbgutes hervor? Gott gäbe dann so viele Offenbarungen als Menschen sind, denen sie in dieser Weise kund würden, wenn auch inhaltlich gleiche; die Vorsehung ginge davon ab, mittlere Ursachen zu verwenden, wo immer sie verwendbar sind u. s. f. Werden aber die zwei individuellen Erkenntnißweisen ausgeschlossen, so bleibt nur die dritte, die sociale, durch Bezeugung und Glauben.

Man begreift ferner leicht, daß diese ihrerseits wie von Haus aus dafür vorherbestimmt ist.

---

[1] Vgl. das vorige Heft dieser Zeitschrift S. 441.

Denn erstens ist der Eintritt der Offenbarung für die Spätergeborenen nothwendig ein historisches Ereigniß, die Verbreitung der Offenbarung nothwendig ein historischer Vorgang. Eintritt und Verbreitung können nicht anders geschehen noch anders verlaufen als durch Bezeugung und Glauben; sie werden deshalb auch Objecte historischer Forschung; ihre Erforschung kann und muß auch nach den Gesetzen historischer Kritik [1] vor sich gehen; das Ergebniß werden Kenntnisse sein, die mindestens theilweise historische Kenntnisse sind.

Die Verbreitung der christlichen Religion ist aber zweitens gleichzeitig ein *sozialer* Vorgang. Die wirkende Kraft darin und deshalb das göttliche Merkmal daran ist eine soziale Autorität, die auf göttliche Sendung Anspruch erheben muß.

Wenn die Offenbarung verbreitet werden soll, muß die Bezeugung davon, daß sie eingetreten ist, und was sie enthält, einen eigenen Charakter bekommen, einen amtlichen nämlich, der auf Verleihung durch Gott zurückzuführen ist. Und daraus ergibt sich dann weiter, daß der Weg historisch-kritischer Forschung nicht der einzig mögliche Weg ist, um zur vernünftigen Ueberzeugung von der Glaubwürdigkeit des Boten zu gelangen, welcher mir die Thatsache und den Inhalt der Offenbarung verkündigt. Man erinnere sich an den Ausspruch des hl. Augustinus: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, bewöge mich nicht dazu die Autorität der katholischen Kirche."

Zwei Mittel gibt es, Ideen zu verbreiten: Schrift und Wort. In zweifacher Weise kann der Urheber eines *Systems*, der Verkündiger eines *Gesetzes* für die Weiterverbreitung Sorge tragen, indem er es selbst niederschreibt oder indem er stellvertretende Lehrer beglaubigt. Christus hat seine Offenbarung, die für alle Menschen aller Zeiten bestimmt ist, bevor er die Erde verließ, nicht schriftlich niedergelegt; an den ersten engen Kreis seiner Hörer können sich weitere und immer fernere Kreise nur anschließen, wenn er Lehrer bestellt hat, in deren Predigt er selbst gehört wird, insofern sie nämlich sein Wort predigen und nicht ihre Ansicht über seine Offenbarung. Dieses Lehramt, die Autorität der katholischen Kirche, war da, bevor der erste Buchstabe der Heiligen Schrift des Neuen Testamentes

[1] Die auf theistischem Standpunkt philosophische Einsicht, daß Wunder möglich und erkennbar sind, ist kein Gesetz historischer Kritik, sondern steht über dieser. Der „naturwissenschaftliche Glaubenssatz", Wunder seien unmöglich, ist auch kein Gesetz der Kritik, noch steht er darüber, unseres Erachtens vielmehr darunter.

geschrieben wurde; die Heilige Schrift selbst erhalten wir aus der Hand dieses Lehramtes.

Die christliche Religion wird zuerst verkündet (promulgirt) und dann verbreitet; aber die erste Verkündigung wie die weitere Verbreitung sind ein Werk, eine Botschaft, die auch an die Fernsten und Spätestgeborenen als Botschaft Gottes gelangen muß. Es wäre dieses undenkbar, wenn die vermittelnden Zeugen nicht mit einer Sendung von Gott ausgerüstet wären. Handelte es sich bloß um historische Thatsachen, wie die Auferstehung des Herrn, und um Ueberlieferung einzelner Aussprüche, etwa die Worte, in denen die Sendung erfolgt ist, so genügte vollständig die allgemein menschliche Zeugenglaubwürdigkeit. Aber es handelt sich überdies und vornehmlich um Lehren, ja um ein übernatürliches, übervernünftiges Lehrsystem, um Gesetze, um Einrichtungen Gottes, zu deren treuer Vermittlung und zugleich autoritativer Verkündigung die allgemeine Zeugenglaubwürdigkeit nicht ausreicht, vielmehr abermals ein Auftrag Gottes erforderlich ist, der amtliche Befugniß verleiht.

Das Christenthum ist als Gemeingut und Erbgut der Menschheit gegeben und darum für dessen Verbreitung die sociale Erkenntnißweise durch Bezeugung wie vorherbestimmt. Die Bezeugung muß aber im Dienste Gottes eine besondere Weihe und Würde erhalten, um dessen Werkzeug zu werden; sie muß als Lehramt, das sich auf göttliche Einsetzung und göttlichen Beistand beruft, wirksam sein.

Die lehrende katholische Kirche sagt nun, sie sei dieses Lehramt; sie allein beruft sich auf eine solche Sendung, und sie behauptet, ihr allein stehe sie zu. Dieses katholische Lehramt trägt in sich selbst volle Gewähr und überreiche Beglaubigung dafür, daß der Anspruch, den es erhebt, Thatsache ist und zu Recht besteht. Deshalb sagten wir, neben dem historisch-kritischen Weg, der in gelehrten Untersuchungen zu dem Ursprung die[illegible]endung vordringt, um von da ab ihre weitere Entwicklung zu verfol[illegible] es noch andere Bürgschaften dafür, daß wir in unserem katho[illegible] wahrhaft d[illegible] durch Christus promulgirte Offenbarung Go[illegible] Es ohne Codex Sinaiticus und ohne Peschittho[illegible] über das Verhältniß der Evangelien zu e[illegible] lischen Kindes oder des katholischen Bau[illegible] nunftgemäß wie der des Gelehrten. In[illegible] schuldigen Tribut der Bewunderung z[illegible] seien durchaus nicht unerläßlich, da[illegible]

Das ist gewiß zweierlei: ob mir jemand seine Ansicht über die christliche Lehre predigt, oder ob er die christliche Lehre und Offenbarung Gottes selbst zu predigen beansprucht und behauptet. Denn was ich glauben soll, ist nicht die Meinung eines Predigers, sondern die Heilsbotschaft Gottes an die Menschheit.

Mit Meinungen über eine Sache ist schlechthin nichts anzufangen, wo alles davon abhängt, daß man die Sache selbst habe. Wer, ohne eine Sendung zu beanspruchen, das Christenthum predigt, predigt seine Ansicht. Ihm fehlt das wesentlichste Stück. Man kann die Acten schließen. Wer aber gesendet zu sein behauptet, hat doch zunächst einmal die unerläßlichste Bedingung erfüllt. Es kann dann nur noch gefragt werden, wenn durchaus gefragt werden muß, was für die Wahrheit dieser Behauptung einsteht. Wenn durchaus gefragt werden muß, sagen wir. Denn wer den katholischen Glauben durch das Lehramt der Kirche als Erbgut überkommen hat, der handelt unseres Erachtens vollkommen vernunftgemäß, wenn er sich dabei beruhigt, und durchaus pflichtgemäß, wenn er treu daran hält. Wie könnte eine Ueberzeugung tiefere Wurzeln im Verstande und im Gemüthe haben als diese? Das übernatürliche Samenkorn des katholischen Glaubens gedeiht auf das beste im guten Erdreich solch grundehrlicher und echt menschlicher Ueberzeugung. Ihren Inhalt kann man positiv also umschreiben: Das ist so wahr, als etwas wahr sein kann, weil es alle möglichen Bürgschaften hat; negativ etwa wie folgt: Es ist undenkbar, daß Pflichtbewußtsein und Liebe mich leichtfertig oder böslich in der wichtigsten Sache mit Berufung auf Gott in einen angeblichen Betrug oder Irrthum hineingetrieben haben, der zudem weltumspannend und Inbegriff alles Segens ist.

In andern Fällen aber, in den Fällen chronischer oder gelegentlicher Zweifel, muß also „gefragt" werden? Wir stehen mit der Auskunft [illegible] Verfügung [illegible] das Lehramt der Kirche [illegible] Bürgschaft [illegible] [illegible] [illegible]

der Vater gesendet hat, so sende ich euch" —, „Wer euch hört, hört mich" —, „Gehet in die ganze Welt, unterweiset alle Völker" u. s. f., nebst dem ergänzenden Vorgang, daß der Herr den Aposteln in Petrus ein Oberhaupt gab. Gewiß sind diese Worte und Thaten die juridische Grundlage der immerwährenden Sendung, des immerwährenden Primates. Aber die Sendung, mochte sie da auch erfolgen, begann da doch nur und währt seitdem fort. In ihrem vollen Begriff ist sie etwas seit nahezu 1900 Jahren immer Gegenwärtiges. Sie ist ein säcularer Vorgang, wie denn auch die Verheißung: „Ich bin mit euch bis zur Vollendung der Weltzeit", in einer säcularen Thatsache ihre Erfüllung finden muß. Dieser säculare Vorgang umschließt in einem nicht bloß Weissagung und Erfüllung, sondern auch Plan und Verwirklichung, ein Machtgebot, das der Geschichte bestimmte Wege weist, nebst der Thatsache, daß diese Wege eingeschlagen wurden.

Sagen wir nun, das katholische Lehramt trage in sich selbst vollgiltige Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit seines Anspruches auf eine Sendung durch Gott[1], so diene folgendes zur Erklärung.

Erstens stehen wir — man verzeihe den in diesem Zusammenhange besonders unschönen Ausdruck — vor einem Massenzeugniß, das in der Geschichte seinesgleichen nicht hat.

Das Object dieses Zeugnisses, das, worauf es abgelegt wird, ist eben das Unerläßliche, wovon in der Verbreitung einer Offenbarung Gottes alles abhängt, die Sendung von Gott; zunächst nicht der Inhalt der Offenbarung, noch auch zunächst die Uebereinstimmung dessen, was jetzt gepredigt wird, mit dem, was einst Christus gepredigt hat; sondern zunächst die Bürgschaft für beides: göttliche Sendung. Kein Massenzeugniß vermöchte etwas zu beweisen, wenn es nicht darauf zunächst abgelegt würde.

Dieses Zeugniß stellt sich dar als eine Summe von Einzelüberzeugungen zahlloser Zeitgenossen, aller vorab, die zur lehrenden Kirche im weitesten Wortsinne gehören und die mit allen ihren Vorgängern eins sind in eben

[1] Diese Ausführungen beziehen sich auf Conc. Vat. S. III, c. 3: Ecclesia *per se ipsa*, ob suam nempe admirabilem propagationem, eximiam sanctitatem et inexhaustam in omnibus bonis foecunditatem, ob catholicam unitatem, invictamque stabilitatem, magnum quoddam et perpetuum est motivum credibilitatis et *divinae* suae *legationis* testimonium irrefragabile. Coll. Lac. VII, 252 d; vgl. 73 d, 161 b c, 180 c, 194 c. Wir beschränken uns hauptsächlich auf den einen Punkt.

diesem Anspruch auf Sendung durch Gott. Es wird so abgelegt, daß die Zeugen ihr Thun und Leiden, ihr Leben und Sterben auf die Wahrheit ihrer Sache gestellt haben, daß ihr Zeugniß eine Berufung auf Gottes Wahrhaftigkeit enthält, also einem eidlichen Zeugniß gleichkommt.

Es gibt in der That nichts in der Geschichte, was eine solche Beglaubigung durch ein Massenzeugniß an Eides Statt aufweisen könnte. Da aber die Verbreitung des Christenthums nothwendig ein historischer Vorgang ist, kann man wohl nicht höhere Bürgschaften beanspruchen als solche, die in der Geschichte einzig dastehen. Und weil das Christenthum von Gott den Menschen als Gemeingut und Erbgut geschenkt ist, darf der Einzelne für sich nicht eigene Bürgschaften verlangen, noch vorschreiben, welche er haben will; er muß sich vielmehr an diejenigen halten, welche allen gegeben und welche von Gott eingesetzt sind.

Zweitens ist der wunderbare Einklang von Voraussagung und Erfüllung, von Gebot und Befolgung zu erwägen, der im katholischen Lehramt selbst liegt. Daß ein solches Lehramt und dessen sichtbare Einheit unaufhörlich fortbestehen würden, war doch nicht so leicht vorauszusehen; es einfachhin in die dunkle Zukunft hineinzubefehlen, konnte als ein seltsames Wagniß erscheinen. Hängt doch beides, der Fortbestand der Institution und der ihrer Einheit, ganz und gar von der Mitwirkung Tausender ab, die in freiem Entschluß sich in den Dienst dieser Sache stellen und in freier Unterordnung unter das Oberhaupt verharren. Dieser Appell erging damals an die Menschheit der Zukunft und hat seitdem stets bis heute Folge gefunden. Die Institution ward vor vielen Jahrhunderten ausdrücklich für die ganze Welt und für alle Zukunft eingesetzt und ist in der Gegenwart Weltmacht wie nur je, rüstig wie am ersten Tage; sie ward einst einem Oberhaupt untergeordnet, zu dem wir jetzt noch emporsehen, und diese Unterordnung ward endlich zum Merkmal des Fortbestandes gerade dieser Institution erhoben, zum Wahrzeichen, daß dort und nur dort die Sendung ist, wo jene Einheit gewahrt bleibt. Das erscheint nicht bloß als Zusammenfassung von Voraussicht und Erfüllung, sondern zugleich als Zusammenfassung eines Machtgebotes, das an die freiwilligen Nachfolger der Zukunft sich richtet, verbunden mit immerwährender freiwilliger Nachfolge.

Drittens begleitet den Fortbestand des Lehramtes selbst und der Einheit des Lehramtes auf seinem Gange durch die Jahrhunderte ein Lichtschein von Segenswirkungen, der immer weiter hinausleuchtet und immer

heller erstrahlt. Die religiös-ethische Cultur ist in diesen Segenswirkungen das Erste und Nächste. Aber von da wirken sie auf alle Gebiete der profanen Cultur hinaus, der wirtschaftlichen und der socialpolitischen, der Künste und der Wissenschaften, immer und überall im Sinne des Einklangs von Gerechtigkeit und Liebe, von Continuität und Fortschritt, von Ordnung und Freiheit, immer im Sinne der mittlern Wege zwischen Extremen, zwischen Excessen, deshalb auch immer im Sinne des socialen Friedens und der socialen Versöhnung.

Es wird wohl eine vergebliche Hoffnung sein, daß es jemals einer christlichen Culturgeschichte gelingen könnte, diese Segenswirkungen erschöpfend darzustellen, schon deshalb, weil die größte und schönste der socialen Segenswirkungen eigentlich doch nur in Spuren und Andeutungen überliefert werden kann, — wir meinen das Gesamtergebniß der Gesamtthätigkeit des Seelsorgeclerus. Diese Thätigkeit ist stille, unverdrossene und unermüdliche Arbeit an der Erziehung, Belehrung und Beglückung des Volkes, ist die Berufs- und Lebensthätigkeit ungezählter Tausende von Seelsorgern, die in niedern und doch so hohen Stellungen den „kleinen Leuten" sich widmen. Ihnen sind keine Urkunden verliehen worden; von ihnen schweigen die Chroniken und Annalen von einst, die Zeitungen und Geschichtskalender von heute. In ihrer Thätigkeit ist die Liebe unseres Herrn zu den Armen und zur Verborgenheit eine säculare Institution geworden. Sie trägt seine Aufforderung an die Mühseligen und Beladenen in die verborgensten Winkel des Volkslebens, trägt ihn selbst in Häuser und Herzen. Und mit der Liebe zur Verborgenheit wird wohl auch zusammenhängen, daß sie Panegyriker weder sucht noch findet.

Diejenigen, welche in jeder Regierungsform, auch in der liberalsten, doch gar nichts sind als Regierte, die in jedem wirtschaftlichen Fortschritt hinter denen zurückbleiben, in deren Geldsäcke der Fortschritt sein Bestes und Fettestes ergießt, und in jedem Bildungsfortschritt hinter denen, welche von stolzen Höhen hochnasig herabsehen; diejenigen, für welche die Welt entweder gar nichts übrig hat oder weggeworfene Reste oder officiell-hochnothpeinliche „Fürsorge", deren Leben Arbeit, Armut, Verborgenheit ist: die haben an ihren Seelsorgern echte Freunde, denen alle Reichthümer ihrer Priesterweihe, alle Lebensweisheit und alle Sterbensweisheit der christlichen Lehre ganz und gar für das christliche Volk anvertraut wurden.

Und häufte nun jemand alle nur auffindbaren Aergernisse und Unthaten, welche Abfall, Verrath und was sonst noch veranlaßt haben, zu

weren Wolkenknäueln, um das Lichtbild der Kirche zu verdunkeln, das elbstzeugniß des Lehramtes zu discreditiren, wer vermöchte bei ruhiger berlegung zu behaupten, daß die Ueberwindung der furchtbarsten inderniſſe ein Zeichen von Schwäche ſei und der Abfall von Grundzen klarer Beweis dafür, daß die Grundſätze falſch ſeien?

Wer wahrhaft überzeugt iſt vom Daſein Gottes als des unendlichen iſtes, der weder irren noch trügen kann, von der Vorſehung Gottes, lche über dem Geſchicke des Einzelnen ebenſo wacht, wie ſie die Geſchichte : Völker leitet, der wird vielmehr ſo fragen: Wie mag man denn denken, Vorſehung Gottes habe dabei mitgewirkt oder es doch zugelaſſen, daß nitten der Menſchheit eine Inſtitution erwuchs, welche, ſich auf ihn beend, ſolche Anſprüche erhebt, alle nur möglichen Bürgſchaften für die ahrheit hat, nur dieſe ſelbſt nicht!

Der ſkeptiſche Geiſt unſerer Zeit legt derlei negative Faſſungen nahe. ſei aber noch einmal geſagt, daß es doch Zahlloſe gibt, die ihrer nicht ürfen, für die ſie vielmehr etwas Verletzendes haben. Solche vermögen eifel nur bedauerlich zu finden, aber nicht ſelbſt zu hegen. Willensjtungen üben hier einen entſcheidenden Einfluß. Ein Wort darüber ſoll 1 Schluß machen.

Die Erkenntnißweiſe durch Bezeugung erhält im Dienſte Gottes einen ernatürlichen Charakter. Die Zeugen ſind Träger eines von Gott einetzten Lehramtes. Aber die Eigenart dieſer Erkenntnißweiſe bleibt gehrt; die Annahme wie die Bewahrung wird nur durch freien Willensſchluß erfolgen.

Erinnern wir uns an die Grundvorausſetzung, die Ueberzeugung vom ſein Gottes. Aus ihr ergibt ſich unmittelbar, daß in allen religiöſen agen gewiſſe Willensrichtungen und Willensthätigkeiten nicht bloß vernftgemäß, ſondern durchaus pflichtgemäß ſind. Wir meinen Demuth r wenigſtens Pietät und redliches Gebet. Dieſe Folgerung gilt auch : diejenigen, welche von Gottes Exiſtenz überzeugt ſind, zum Chriſtenthum r zum Katholicismus aber ſich ablehnend verhalten. Auch der härteſte glaube, wider die katholiſche Kirche gerichtet, wird es nicht leicht fertig ngen, zu läugnen, daß der Katholicismus wenigſtens eine gewiſſe Wahreinlichkeit für ſich hat. Daran ſchließt ſich aber unmittelbar nicht bloß Pflicht weiterer Prüfung, ſondern auch die Pflicht, daß ſolche Prüfung rchwaltet ſei von Demuth und begleitet ſei von Gebet. Und zwar, wir ederholen es, ergibt ſich dieſes als Vernunftgebot aus der bloßen Ueber-

zeugung vom Dasein Gottes. Freilich, wer diese Ueberzeugung nicht hegt, dem muß Demuth albern, Gebet thöricht vorkommen; aber auch die Umkehrung gilt: nur dem kann Demuth Gott gegenüber albern und das Gebet thöricht vorkommen, der vom Dasein Gottes nicht überzeugt ist.

Eine Prometheusstimmung im Sinne von Goethes „Prometheus", oder was bekanntlich ganz dasselbe ist, im Sinne von Voltaires Pour et contre, schließt von vornherein die Möglichkeit des Glaubens, die Annahme der Offenbarung aus, wie ja Majestätsbeleidigungen kein Erweis von Unterthanentreue sind, noch der gewöhnliche Weg zum Thron. Renans pathetischer Ausruf: „Nur endlich einmal ein Wunder in Paris vor Fachgelehrten [in der Parallelstelle bei Voltaire[1] heißt es: „vor der Akademie der Wissenschaften"]! Aber ach, das ist es gerade, was niemals geschehen will!"[2] — schreibt Gott Bedingungen vor, unter denen Gelehrte den Glauben zu erlauben sich vielleicht herablassen würden; verlangt Privilegien für die Geistesaristokraten in einer Sache, die nur die vollendetste Gleichheit aller Menschen erträgt; ist sauber aus Voltaire abgeschrieben, was dem tragischen Pathos die richtige Theaterbeleuchtung gibt, und die Gewährung des Wunsches wäre unbedingt verschwendete Mühe.

Hohes Selbstgefühl, der Geistesaristokratenstolz des bildungssatten „modernen" Culturmenschen ist für alle religiösen Ideen und Ideale genau, was harter Frost für die Regungen des Frühlings: er vernichtet, was da ist, und hindert, was kommen möchte. Vollends Voltairescher Hohn und Spott — was der in diesen Fragen bedeutet, mag jeder sich selbst sagen.

Wo aber diese Stimmungen und Gesinnungen vermieden, die entgegengesetzten gepflegt und bethätigt werden, dort stehen weder Nebel noch Fröste der Sonne Gottes, ihrem lichtspendenden und lebenerweckenden Einflusse hindernd im Wege.

Allein nicht bloß, um zum Glauben zu kommen, nicht minder, um den katholischen Glauben in Treuen zu bewahren und in Liebe zu lehren, sind Demuth und Gebet unerläßlich vonnöthen. Und auch als Lebensbegleiter kann man sie sich schon gefallen lassen. Denn sie bieten frohe Freiheit des Geistes und bringen volle Beglückung dem Herzen.

[1] Dictionn. philos., art. „Miracles", S. 1 am Ende.

[2] Les Apôtres (1866) p. XLIV.

A. v. Roskitz-Rieneck S. J.

Die Bekämpfung des Anarchismus.

Am Oſt-Ende Londons liegt Whitechapel. Hier drängen ſich die Burgen der Noth, des Hungers, des Verbrechens. In entſetzlicher Einförmigkeit ziehen ſich Straße um Straße die langen Reihen ſchmutzig grauer Häuſer hin. Ein einziges kleines Zimmer faßt oft zwei bis drei Familien. Da dürfen die Aermſten bis ſpät in die Nacht arbeiten, und einige bekommen ſogar zwei Pence für die Stunde. Wenn ſie dann am Ende der Woche mit hoch entzündeten Augen das karge Lohngeld zwiſchen den blutig geſchundenen Fingern zählen, zuckt ein bitteres Lächeln um ihren Mund; ſie müſſen einen guten Theil für ihre armſelige Wohnung abziehen. Mit dem übrigen können ſie ſich vor dem Hungertode ſchützen. Nicht alle ſind ja ſo glücklich. Im Süd-Ende, in Southwark, ſieht es noch ſchlimmer aus.

Gar mancher lief den halben Nachmittag herum, um durch Bettel oder irgend einen Straßendienſt drei Pence zu verdienen. Da könnte er doch in dem großen gemeinſamen Zimmer eines Lodginghauſes auf einer Bank oder am Boden mitten unter Schmutz und Speiſeabfällen mit einigen zwanzig andern zuſammengepfercht die Nacht zubringen. Aber die drei Pence waren nicht zu erkämpfen. Er muß ſich alſo irgendwo an einer Straßenecke oder unter einem Durchgangsthor unter dem Schutz der Finſterniß hinkauern, um ein wenig zu ſchlafen, bis ihn der kalte, feuchte Nebel aufſcheucht. Nun, wenigſtens die Wohlthat der friſchen Luft entbehrt er nicht. Er braucht nicht Zug um Zug den Tod einzuathmen wie andere ſeßhafte, eingemiethete reichere Leute.

Da liegt im Erdgeſchoß einer ſolchen Miethshölle ſeit mehreren Tagen ein Todter; der entſetzliche Leichengeruch dringt durch die Thürſpalten. Und doch bleibt dieſes Grab Wohn-, Speiſe- und Schlafzimmer für die ganze Familie. Die Aermſten können die Begräbnißkoſten nicht tragen; ſo müſſen ſie warten, bis die Verweſung die Polizei zu Hilfe ruft. Oder wird die dumpfe Verzweiflung ſo lange am Herzen der Eltern nagen, bis ſie ſich entſchließen, ein heranwachſendes Kind auf die Straße zu ſchicken, daß es nach einer Gelegenheit zur Sünde ſuche, um einige Schilling ins Haus zu bringen? Es wäre Einfalt, hierin etwas Ungewöhnliches zu ſehen. Die Londoner Straßen enthüllen des Abends oft genug ſolch ent-

setzliche Scenen. Vielleicht wird schon auf der Straße der Hunger das qualvolle Dasein des unglücklichen Wesens endigen.

Uebrigens ist in Whitechapel für die Unterhaltung gesorgt. In unsäglich schmutzigen Trinkstuben drängt und stößt man sich um die giftigen Branntweinfässer. Allerlei Spuk und Zauber ist in liederlichen Theaterbuden für eine Kleinigkeit zu sehen. In einem „Museum" können sich die Candidaten des Hungers höhere Bildung aneignen, und im Victoriapark die verpestete Luft ausathmen, mit der sie in ihren Höhlenwohnungen ihre Lungen angefüllt haben[1].

Wenn unter diesen Ausgestoßenen Eastends ein Apostel des Aufruhrs erscheint, eine lichte, freie, herrliche Zukunft verspricht, deren Thore die Revolution erschließt, — kann man sich da wundern, daß ein gegen Ordnung, Liebe, Menschlichkeit abgestumpfter Geist, der nie ein gutes Wort gehört und dem grausame Ausbeutung nie etwas anderes credenzt hat als einen mit Verachtung gewürzten Hungerlohn, kann man sich da wundern, daß ein so verbildeter Geist mit unsicherer Hand nach dem Zeichen der Revolution greift, nur um sich einmal satt essen zu können? Und so ist denn auch wirklich London ein Sammelpunkt für Anarchisten aller Länder. Gewiß ist die gesetzliche Freiheit eine Hauptstütze der Propaganda. Da aber der Engländer an sich wenig zum Anarchismus neigt, so zeigt sich in London deutlicher als anderswo, wie gerade die Noth den haßerfüllten Einheimischen und zumal den hungrigen, verzweifelnden Ausländer für die anarchistischen Anschauungen empfänglich macht.

Diese Leute werden nicht viel verstehen von den Reden, welche im jüdischen Anarchistenclub der Berner Street oder in der „Morgenröthe" gehalten werden; aber sie sonnen sich in der Hoffnung besserer Zeiten und schwelgen im Gedanken an eine baldige Revolution. Ihren letzten Pfennig geben sie hin, um ihre anarchistischen Blättchen zu unterhalten.

Wozu brachten wir diese Schilderung? Sie zeigt jedem, der sehen will, daß der Anarchismus nicht überwunden wird, wenn man dem entsetzlichen Elend nicht mit den kräftigsten Mitteln steuert. Sehr viel Armut ist verschuldet durch Liederlichkeit und Trunksucht, wendet man ein. Ganz

---

[1] Vgl. *Ch Booth*, Labour and Life of the People. London 1889 u. 1891. 2 Bände; passim. — Ad. Smith im Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik IX, 2, S. 392—419. — v. Ruprecht, Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London. Göttingen 1884. — P. A. Aschrott, Die englische Wohnungsgesetzgebung, in Schmollers Jahrbuch IX, 865 ff.

richtig. In Frankreich geben die Arbeiter jährlich eine Milliarde für Branntwein aus[1]. Aber man frage sich, wie viele aus Verzweiflung nach dem Glas greifen. Nicht bloß eigenes Elend treibt zum Anarchismus, auch der Anblick solcher Zustände wirbt gebildete Anhänger.

John Mackay, welcher, tiefe Entrüstung und Bitterkeit im Herzen, an Ort und Stelle die Whitechapel-Studien betrieb, ward durch die Greuelscenen, die er sah, zweifellos in seinem Anarchismus bestärkt. Sein propagandistischer Tendenzroman „Die Anarchisten" liefert den Beweis[2]. Im Anarchistenproceß von Vienne erzählte Peter Martin vor Gericht seinen Entwicklungsgang. Als Kind sah er in den dortigen Fabriken seine zwölf- bis vierzehnjährigen Altersgenossen den ganzen Tag an die Arbeit gespannt, im Winter zitternd vor Kälte, im Sommer fast erstickend vor Mangel an Luft, hie und da aus Uebermüdung unachtsam und von einer Maschine verstümmelt. Er sah es, da er seiner Mutter das Essen brachte; sie hatte keine Zeit, es ruhig zu nehmen, sie mußte es stückweise erraffen, während sie zugleich ihre Maschine besorgte. Man merkt der Rede an, wie voll Haß und Erbitterung der Mann ist[3].

„Ich weiß, welch ein Leben den Arbeitern hinterlegt ist," rief Michael Schwab vor der Jury in Chicago aus. „Ich war einer von ihnen. Ich schlief in ihren Dachstuben und wohnte in ihren Baracken. Ich sah sie arbeiten und sterben. Ich habe in derselben Werkstätte mit Mädchen gearbeitet, die sich dem Laster ergaben, weil sie von ihrem Lohn nicht leben konnten. Frauen sah ich vor Ueberanstrengung krank werden."

Aehnlich sprechen die Mitschuldigen Spies und Fielden[4].

In den brieflichen Mittheilungen, welche eine gute Zahl Anarchisten dem französischen Socialpolitiker Hamon zukommen ließen, findet man immer wieder als Ursache des Uebertritts zur Revolutionspartei die entsetzliche Noth so vieler Menschen[5]. „Ich verstand," schreibt z. B. Francisco Freiscas, „daß ein Liebhaber der Menschheit Anarchist sein müsse, weil die Anarchie den Menschen vom Hungertode bewahren würde."[6] „Ich

[1] Revue des deux mondes CLI, 130.

[2] Vgl. zu den obigen Schilderungen „Die Anarchisten" S. 1—35. 187—241. 67—103.

[3] Procès des anarchistes de Vienne. Défense de Pierre Martin. p. 37—52.

[4] The Chicago Martyrs p. 13 ff. 2 ff. 30 ff.

[5] *Hamon*, Psychologie de l'anarchiste-socialiste p. 134—182.

[6] L. c. p. 149. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Hamon als Determinist, der keine Verantwortlichkeit anerkennt, die Anarchisten gar zu mild be-

sah", erzählt ein anderer, Guan F. Lamela, „auf der Landstraße ganze Familien, mit Lumpen bedeckt, gezwungen, allerhand faules Fleisch und schlechte Kräuter zu essen, um nicht Hungers zu sterben. Und in unmittelbarer Nähe dieses Elends gab es mächtigen Reichthum, vielleicht von eben denselben Unglücklichen erzeugt, welche jetzt, unfähig zu arbeiten, sich von Kindern und Frauen umringt sahen, die der Hunger und schmutziges Bachwasser langsam tödteten." [1] Ein anderer, ein junger Franzose von 23 Jahren, Goldschmiedgeselle D., schreibt an Hamon: „Ich kam nach Paris, fand keine Arbeit und erduldete das größte Elend. Zwei Tage blieb ich ohne Nahrung. . . Ich war ehrlich, ich verlangte bloß nach Arbeit und war dem Hungertode nahe. Eines Tages hob ich am Bache das Ueberbleibsel eines Speckgerichtes auf, das ein alter Bettler am Kasernenthor erhalten, und nachdem er davon gegessen, weggeworfen hatte. Alles das empörte mich, brachte mich in Verzweiflung. Das war nicht gerecht, das sollte nicht so sein. Da stieg der Geist der Empörung in mir auf." [2]

Also nochmals: der Kampf gegen den Anarchismus muß mit dem Kampf gegen die Ausbeutung der Arbeiter beginnen. Die anarchistischen Philosophen wird eine solche Behauptung sehr empören, und sie vermag ja auch nichts gegen die Theorie; Tausende würden aber nie zum Anarchismus übergehen, wenn sie ein befriedigendes Auskommen hätten. „Wir sind überzeugt," schreibt Leo XIII. im Rundschreiben Rerum novarum, „und alle Welt räumt es ein, daß man rasch mit wirksamen Maßregeln den Leuten der untern Klassen zu Hilfe kommen muß, weil sie sich großentheils unverdientermaßen in einem Zustand des Unglücks und der Noth befinden." Insofern ist auch die Behauptung L. v. Bars in einem Artikel über den Anarchismus, dieser sei auf moralischem Wege zu überwinden, einseitig [3].

Ganz gewiß würde man indessen Tausenden von Arbeitern nicht bloß ihre Leiden lindern, sondern sie auch dem Anarchismus entfremden, wenn man ihnen Gottesfurcht und Christusglauben erhielte. Die Religion ist eine sichere Waffe gegen den Anarchismus. Charles Malato, ein vortrefflicher Kenner der anarchistischen Bewegung in Paris, schreibt über die

---

urtheilt; die Gerüchte aber, welche zumal in Rumänien und Rußland verbreitet wurden, Hamon sei eines der anarchistischen Häupter, sind Erzeugnisse einer aufgeregten Phantasie.

[1] *Hamon* l. c. p. 150. [2] L. c. p. 202. 28. 168 ss.

[3] Wurzeln und Nährboden des Anarchismus, in der „Nation" vom 28. Juli 1894.

reactionäre Bewegung 1890 in heller Angst: „Das allerwichtigste war nach meiner Meinung, zu verhindern, daß uns der Clericalismus nicht ganz überflügele.“ Er sieht schon den mystischen Einfluß durchbrechen. Man müsse sich wehren, sonst stehe ein Erwachen bevor mit dem Strick um den Hals [1].

Wir haben in den frühern Aufsätzen gezeigt, daß der Unglaube eine der Grundlagen des Anarchismus bildet. Ohne Gott keine Autorität. Und so begreift man den Ausspruch Bakunins: „Gäbe es einen Gott, so müßte man ihn abschaffen.“ Selbst der gemäßigte Tucker ist über diesen Fanatismus befriedigt [2]. Dagegen behaupten die Vertheidiger einer unabhängigen Ethik immer wieder, man dürfe nicht aus Furcht vor dem Umsturz die frühern socialen Bindegewalten, Religion und Autorität, zu Hilfe rufen. So z. B. noch unlängst Unold in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ [3]. Gewiß, aus Furcht soll die Wissenschaft nichts thun. Aber einen letzten Urgrund der Sittlichkeit fordert man nicht aus Furcht, sondern aus ruhiger wissenschaftlicher Einsicht, deren Tiefe und Wahrheit freilich viele nicht verstehen, weil sie, durch die Autorität einiger Gelehrten verleitet, nach den letzten Gründen überhaupt nicht fragen. Mögen auch die neuesten individualistischen, socialen, evolutionistischen Ethiker, ein Lipps, ein Natorp, ein Woltmann, ein Guyau, noch so geistreich combiniren und schematisiren, das letzte „Warum“ beantworten sie nicht und werden daher von selbständig denkenden Männern, die sich von Phrasen nicht bestechen lassen, als oberflächlich beiseite gelegt. Gegen den Anarchismus sind sie machtlos, weil ihre Theorien unwahr und gekünstelt sind. Sie könnten sich selbst leicht davon überzeugen, wenn ihnen die anarchistische Literatur bekannt wäre. Sie würden sehen, wie Saurin den Individualismus sorgfältig ausbaut und mit der Idee der Solidarität vereinigt, sie würden gegen die Consequenzen, welche Grave aus Guyau zieht, nichts Stichhaltiges einwenden können, sie würden ihre sociale Ethik in der Morale anarchiste Kropotkins wiederfinden. Nur aus Furcht vor der Umsturzpartei will man sich diesen Zusammenhang nicht eingestehen. Aber die Wissenschaft fürchtet sich nicht. Die religiöse Ethik, welche natürlich den *blinden* Glauben abweist, vermag den Anarchismus mit echt wissenschaftlichen Waffen zu überwinden.

---

[1] De la commune à l'anarchie. 3e éd. p. 274.

[2] Staatssocialismus und Anarchismus, übers. von Schumm, S. 11.

[3] 1899, Nr. 15.

Unsere Aufgabe ist es heute, den Anarchismus von andern Standpunkten zu bekämpfen. Sehen wir uns aber zunächst einige Widerlegungsversuche an, die unbefriedigt lassen.

Stammler hat in seiner Broschüre „Die Theorie des Anarchismus" eine Kritik vom juristischen Standpunkt aus versucht. Sie ist zwar scharfsinnig ersonnen, als durchschlagend kann sie aber nicht gelten.

Zunächst gräbt er sich die besten Beweise ab. Der naturgesetzlichen Entwicklung des Gemeinlebens gegenüber hält er das andere Extrem aufrecht[1]. Für die Schaffung eines socialen Lebens, für eine äußere Organisation mittels Rechtsnormen oder bloßer Conventionalregeln liegt nach ihm weder eine Naturnothwendigkeit noch ein sittliches Gebot vor.

Die Regelung ist bloß „ein verhältnißmäßig tüchtiges Mittel, dessen Vorhandensein und Durchführung große Vortheile einem gänzlich regellosen Zustande gegenüber haben muß... ‚Weil wir', wie das Volk sich ausdrückt, ‚nicht Engel sind', darum brauchen wir das technische Mittel einer regulirenden Organisation unter den Menschen; mehr und Tieferes läßt sich im Kerne hierüber nicht sagen."[2] Wie man sieht, hat Stammler im letzten Satz einen Gedanken berührt, welcher vernünftig durchgeführt im gesellschaftlichen Verband etwas mehr nachweist als ein verhältnißmäßig praktisches Menschenwerk.

Untersuchen wir jetzt, mit welchen Waffen Stammler den Anarchismus bekämpft. Der einzige Beweis, über den er verfügt, läßt sich kurz so zusammenfassen[3]: Nur diejenige Regelung des menschlichen Verhaltens ist berechtigt, welche allen Menschen offen steht und ganz allgemein jedermann ohne Rücksicht auf etwaige subjective Eigenthümlichkeiten umspannt. Nun erfüllt die anarchistische Organisation diese Bedingung nicht; denn Kinder, Geistesgestörte, schwer Kranke können diese freie Convention nicht eingehen; sie können nur durch Rechtszwang in die menschliche Gesellschaft eingereiht werden; somit ist die Rechtsorganisation die einzige, welche unter allen Umständen ausreicht.

Auch Victor Zenker scheint diese Beweisführung vollkommen zu befriedigen[4]; und doch ist sie keineswegs stichhaltig. Die Anarchisten läugnen eben, daß es überhaupt eine Organisation gebe, welche allgemein alle Menschenklassen umfassen könne. Und gerade auf dieser Annahme, die bei Stammler aprioristisch ist, fußt sein ganzer Beweis.

[1] Staatssocialismus ꝛc. S. 37 ff. [2] Ebd. S. 38. [3] Ebd. S. 42 ff.
[4] Der Anarchismus S. 84 ff.

Stammler wirft den Anarchisten vor, daß in ihren Theorien die Unmündigen keinen Platz haben, und schließt daraus, daß der Rechtszwang auf alle anzuwenden sei. Die Anarchisten antworten: Unsere ganze Bewegung entspringt aus der Thatsache, daß der Mündige und Vernünftige unter jeder Art von Rechtszwang kein menschenwürdiges Dasein hat. Zuerst müssen wir demnach für den normalen, erwachsenen Menschen sorgen. Für Kinder und Narren muß und wird in unsern Föderationen anders gesorgt werden; jedenfalls aber wird alles der freien Entschließung jener überlassen, welche für sie zu sorgen haben und sorgen wollen.

Will also Stammler die Anarchisten wirksam bekämpfen, so muß er positiv nachweisen, daß ein menschenwürdiges Dasein trotz Rechtszwang wohl möglich, oder daß die rechtliche Organisation zum Bestand und zur Entwicklung des Menschengeschlechtes unumgänglich nöthig sei. Aber gerade diesen Weg hat er sich durch seine Zugeständnisse versperrt.

So erfreulich es demnach auch wäre, eine siegreiche Ueberwindung der Anarchisten zur Hand zu haben, zur Steuer der Wahrheit muß man eingestehen, daß auch dieser Angriff die Anarchisten aus ihrer Stellung nicht verdrängt.

Man hat die Widerlegung noch auf einem andern Wege versucht. Das große Gesetz der Entwicklung soll sich mit dem Anarchismus nicht vertragen. Das Argument wurde verschieden gefaßt.

Die Ideen von Gott und Autorität, sagt z. B. Zenker[1], sind freilich relativ spät, rein empirisch entstanden; manche von ihnen, wie der Gottesbegriff, sind ein großer Irrthum. Aber auch die falschen Ideen sind oft in geradezu hervorragender Weise, wie die Geschichte lehrt, mächtige Factoren der Entwicklung. Also haben die Anarchisten unrecht, wenn sie die äußersten praktischen Consequenzen aus der Läugnung dieser Ideen ziehen. So stellen sie wieder absolute Wahrheiten auf, die es nicht gibt und die jedenfalls nicht zu verwirklichen sind.

Ich will auf Zenkers Standpunkt bleiben und von da aus die Unzulänglichkeit seiner Beweisführung darthun. Auch nach Zenker hören die falschen Ideen dann auf, die Entwicklung zu fördern, wenn sie allgemein als falsch erkannt werden. So ist es denn eine überaus lobenswerthe That, diese Erkenntniß zu beschleunigen. Nun ist nach Ansicht der Anar-

[1] Der Anarchismus S. 18 ff. 208 ff. 84 ff.

chisten die vollständige sociale Umwälzung absolut nöthig, um die falschen ererbten Ideen ganz zu überwinden und die Früchte dieser theoretischen Ueberwindung in mächtige, culturfördernde Kräfte umzusetzen. Mit welchem Recht darf man also die Leute in ihrer humanitären Arbeit stören? Ja noch mehr: wielange sind die falschen Ideen der Cultur förderlich? Solange sie die treibenden Factoren der Entwicklung sind. Wer soll da entscheiden, ob sie diese Lebenskraft noch besitzen? In wessen Hand liegt die Initiative? Glaubt man zu erkennen, daß eine Meinung für die Mehrzahl der Menschen durchaus nothwendige Culturelemente enthält, so kann man sie offenbar vertreten. Und warum nicht mit Gewalt durchsetzen? Wer hat bewiesen, fragen die Anarchisten, daß eben ein gewisses Maß von Gewalt nicht im Gesetze der Entwicklung liege? Außerdem erwarten ja die amerikanisch-englischen „Selbständigen" nichts von der Gewalt, alles von der Entwicklung. Das hält der anarchistische Recensent Zenkers, dessen Besprechung sonst recht oberflächlich ist, nicht ohne Ironie dem Verfasser des „Anarchismus" vor[1].

Auch von dieser Seite wird man also den Anarchisten nicht beikommen. Daran scheint übrigens Zenker nicht viel zu liegen. Er hat eingesehen, daß es auch erlaubt sein muß, den Staat zu negiren, wenn man Gott läugnen darf, und fordert daher für den theoretischen Anarchismus freie Discussion[2]. Dies scheint ihm um so einleuchtender, als die anarchistische Theorie, wie er fälschlich meint, „viel weniger als die socialdemokratische die bestehenden Lebensformen alteriren will"[3] — eine Meinung, über welche Krapotkin sich recht lustig macht[4]. So geht Zenker in seinem Beweise gegen den Anarchismus ohne feste Marschroute eklektisch voran. Er zieht den kürzern.

Ein anderer Versuch, den Anarchismus vom Standpunkt der Entwicklungslehre zu widerlegen, wurde von Arnold Fischer in der „Gegenwart" gemacht[5]. Das Gemeinleben entwickle sich nach Naturgesetzen, welche der menschliche Wille nicht zu beschleunigen vermöge. Der Seelenzustand der reinen Vernunft, des reinen Individualismus vertrage erst auf seinem Höhepunkt jene lose Vereinigung schwächster Art, welche vom Anarchismus erstrebt werde. Nun beginne aber erst der Durchbruch des Individualismus; also sei für unsere Epoche jeder Erfolg des Anarchismus ausgeschlossen.

[1] V(ictor) Y(arros), Liberty, January 1899.
[2] Der Anarchismus S. 208. [3] Ebd. S. 207.
[4] La conquête du pain (5e éd.) p. 261 ss. [5] 1898, Nr. 42, S. 250 ff.

Diese Argumentation ist schon darum unbrauchbar, weil sie mittels einer rein aprioristischen Annahme und Weltanschauung, die man nicht einmal als wahrscheinliche Hypothese bezeichnen kann, den Anarchismus aus der Welt schaffen will. Der revolutionäre Anarchist wird übrigens antworten, daß gerade ein radicaler Umsturz sehr wohl die Elemente zu liefern vermöge, aus denen sich Culturerscheinungen zusammensetzen, welche die Erhebung unserer Stufe zu einer höhern wesentlich beschleunigen. Aus dieser Stellung können die Anarchisten vom Standpunkt der Entwicklungslehre aus, solange diese den Boden der Erfahrung nicht ganz unter den Füßen verlieren will, unmöglich verdrängt werden. Ein richtiger Gedanke liegt freilich dem Aufsatz Fischers zu Grunde; es ist die alte Wahrheit, welche auch Zenker mit Erfolg zu Hilfe nimmt, daß die Anarchisten mit Menschen rechnen, die es nicht gibt. Fischer hält es indes nicht für ausgeschlossen, daß die Zukunft solche Phänomene erzeuge. So steht er auf dem Standpunkt der „selbständigen" (individualistischen) Anarchisten, welche ihre ganze Hoffnung auf eine allmähliche Entwicklung setzen.

Im ganzen sind also diese Widerlegungsversuche als mißglückt zu bezeichnen; wir müssen demnach selbst einen andern Weg einschlagen.

Auf vier verschiedenen Straßen ziehen die Anarchisten ihre Truppen zusammen. Einige Abtheilungen stellen sich nach Bakunins Vorgang gleich auf die Seite der atheistischen Weltanschauung, oder sie gehen, wie Tucker und seine Anhänger, von der Selbstherrlichkeit des Individuums aus; sie brauchen den Schlachtplan nur auszudenken und durchzuführen. Der nächste Schritt ist hier die Läugnung jeder Autorität und jeder Herrschaft des einen über den andern. Da bleibt denn als gesellschaftliches Band nur mehr eine Regelung durch freie Uebereinstimmung übrig. Diesen Weg kann man als den „philosophischen" bezeichnen. Außer bei den eben genannten finden wir diese Kampfweise zum Theil bei Parsons in seinem Buch Anarchism, bei Malato, Krapotkin in seiner Morale anarchiste; bei Grave in seinem Buch La société mourante et l'anarchie; Milano, Primo passo all' anarchia; Mella, La Nueva Utopia; Saurin, L'ordre par l'anarchie, und in vielen kleinen Broschüren. Andere gehen mehr historisch voran unter Voraussetzung des Evolutionsprincips. Vorgeschichtliche Hypothesen über die Entstehung des Gottes- und Staatsbegriffs dienen als Grundlagen; leicht geschürzt wandelt man sodann durch die übrigen geschichtlichen Perioden hindurch, bis man bei den extremen Aeußerungen des modernen Geistes angelangt ist. Dieser Endpunkt wird mit den an-

archiſtiſchen Theorien verglichen, und freudig findet man, daß ſich beides deckt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die philoſophiſche Methode meiſt mit dieſer hiſtoriſch-evolutioniſtiſchen verquickt wird. In dieſer Richtung ſchrieben ſchon Stirner und Proudhon, jetzt Grave und Reclus in ihren letzten Schriften; ſo auch Malateſta in ſeiner Broſchüre Anarchy (engliſch, italieniſch und ſpaniſch); ſo Albert Parſons u. a., auch Selbſtändige, wie Albert Tarn.

Die zwei letzten Wege ſind ſocial-ökonomiſcher Natur; der eine geht von der Theorie aus, der andere von der Praxis. Es ſei grundverkehrt, erklären die Theoretiker bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Wirtſchaftslehre, mit der Production anzufangen und mit der Conſumtion zu endigen. So komme man nothwendig zum verderblichen Grundſatz: möglichſt viel mit möglichſt geringen Mitteln zu erzeugen; die Folge ſei eine unſägliche Vergeudung der menſchlichen Kräfte, eine planloſe Induſtrie, Kapitalismus und Maſſenarmut. Man müſſe zunächſt nach den Bedürfniſſen der Menſchheit fragen. Seien dieſe feſtgeſtellt, ſo ſtelle ſich das Problem ein, wie man ſie unter möglichſt geringem Verluſt menſchlicher Arbeitskraft befriedigen könne. Das ſei die ſynthetiſche, wiſſenſchaftliche Methode, gleichſam die Phyſiologie der Geſellſchaft; ſie führe aber ganz nothwendig zum anarchiſtiſchen Communismus. Dieſen neuen Weg empfiehlt zumal Krapotkin in ſeiner Conquête du pain [1]; Krapotkin argumentirt übrigens aus allen Beweisquellen [2].

Andere Anarchiſten fangen bei der Praxis an, um zu ihren Reſultaten zu gelangen. Bei ihnen heißt das Problem einfach: Wie kann man der Arbeit ihren vollen Ertrag ſichern, ohne die menſchliche Selbſtherrlichkeit zu beeinträchtigen? Die Antwort lautet nach den verſchiedenen anarchiſtiſchen Schulen verſchieden. Aber ein Punkt bleibt geſichert: Keine Regierung, alſo keine Centraliſation der Arbeit. Auf dieſem Feld verſuchen ſich nach Proudhon und Warren viele engliſche und amerikaniſche Anarchiſten, wie Tucker, Greene, Yarros, auch ſolidariſche wie Lum und Parſons. Die Beweiſe, welche auf atheiſtiſcher und prähiſtoriſch-evolutioniſtiſcher Grundlage ruhen, wurden ſchon oft genug widerlegt; Männer wie Grave und Reclus bringen nichts als halbreife Leſefrüchte

[1] Pag. 235 ss.

[2] Auch die ſelbſtändigen Anarchiſten haben zuſammenfaſſende Darſtellungen, z. B. *Benj. Tucker*, Instead of a book... A fragmentary exposition of philosophical Anarchism; und *F. D. Tandy*, Voluntary Socialism.

aus der ungläubigen Literatur von Voltaire bis Spencer und Guyau. Es ist unmöglich, sie bei einem ernsten Beweis zu ertappen. Ich habe, um gründlich voranzugehen, Jean Graves letztes Buch L'individu et la société Kapitel um Kapitel den Hauptgedanken nach mit der Feder in der Hand durchgenommen, — resultatlos.

Graves Theorie ruht auf der historischen Erkenntniß, daß alle Autorität und aller Privatbesitz in der Wurzel verdorben sei, und doch erklärt er ausdrücklich, es sei absolut unbekannt, wie diese zwei Seuchen in die Welt gekommen[1]. Er läugnet die Freiheit, will sich aber an einer nothwendigen Weltentwicklung durch die Behauptung vorbeihelfen, eine unendlich kleine Anfangsursache genüge, um die Menschheit in ganz andere Bahnen zu schleudern[2]. Als ob diese Ursache nicht wieder frei oder nothwendig sein müßte. Mit solchen Herren ist es unmöglich, regelrecht zu philosophiren; es fehlen ihnen die Vorbegriffe. Nur auf ein Argument wollen wir noch eingehen. Es ist grundlegend bei allen, auch bei jenen, welche die social-ökonomische Methode anwenden.

Sie wollen beweisen, daß alle Staaten die ungerechte Ausbeutung der Arbeiter unterstützen. Die Induction soll diese Aufgabe leisten. Um irgend etwas zu erhärten, müßten sie alle Staaten der Weltgeschichte wissenschaftlich genau durchgehen und ihre Behauptung an ihnen nachprüfen. Damit wäre indes noch wenig gewonnen. Es wäre nachzuweisen, daß es keinen Staat geben könne, der solche Mißbräuche vermeide. Bei keinem Anarchisten findet sich auch nur der Versuch einer solchen breit angelegten Darlegung. Es wird kurz auf eine Reihe bedauerlicher Uebergriffe der Staatsgewalt hingewiesen; dann wird a priori alles verallgemeinert und die Induction siegesbewußt mit dem Ruf geschlossen: Also sind alle Regierungen tyrannisch. So ist bei den anarchistischen Theoretikern die „Regierungslosigkeit" thatsächlich eine Voraussetzung; sie beweisen nur zum Schein. Dementsprechend zeigen die privaten Nachrichten bei Hamon sehr oft, daß der Autoritätshaß bei vielen Anarchisten gleichsam instinctiv ist, blind, unbegründet[3]. Ein treffendes Beispiel ist etwa das Geständniß George Robertsons, eines schottischen Zimmermanns: „Ich hatte einen gewaltigen Haß gegen die Kirche und die Reichen, ohne zu wissen, warum."[4] Diese unbegründete Voraussetzung, diese falsche Verallgemeinerung, diese unvoll-

[1] L. c. p. 22 ss. [2] L. c. p. 202 ss.
[3] Psychologie de l'anarchiste-socialiste p. 28 ss. 30. 31 ss. 37. 39. 40. 50. 68 ss.
[4] *Hamon* l. c. p. 31.

ständige Induction genügt allein schon zur Widerlegung einiger Hauptbeweise des theoretischen Anarchismus. Die selbständigen, oder wie sie sich selbst nennen, individualistischen Anarchisten erweisen ihre Behauptungen um nichts besser. Sie haben in der That ein „politisches Credo", wie Tucker gern betont, kein wissenschaftliches System. Sie stellen eine Definition der äußersten persönlichen Freiheit auf, dann eine Definition des Staates als des Widersachers dieser Freiheit und ziehen daraus streng logisch — das geben wir gerne zu —, aber mit unmöglichen praktischen Vorschlägen die Hauptsätze ihrer Lehre[1]. Es ist Max Stirners Spiel. Die Beweise für die Definitionen bleiben ganz aus oder sind schwach wie Strohhalme. Dagegen finde ich gerade beim geistigen Haupt dieser Richtung, Benjamin R. Tucker, eine ausgesprochene Ideendictatur, Allüren von Unfehlbarkeit und eine engherzige Intoleranz gegen seine Gegner, denen er Unverschämtheit, Trägheit, Fahrlässigkeit, Unredlichkeit vorwirft[2].

Eine ruhige, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Mann, der sich übrigens für seine Sache, mit Ausschluß aller Gewaltmittel, ganz opfert, scheint mir dadurch sehr erschwert, solange er nicht einsieht, daß jemand seine Behauptungen studiren, verstehen und — falsch finden kann.

Nunmehr ein Wort über die theoretisch-ökonomischen Argumente. Sie beruhen zum guten Theil auf Mißverständnissen. Krapotkin scheint die einschlägige Literatur nicht genügend zu kennen; sonst müßte er wissen, daß der Vorschlag, die Consumtion zur Grundfrage der politischen Oekonomie zu erheben, schon öfters gemacht wurde. Im übrigen wird gern zugegeben, daß die Fragestellung, wie man mit möglichst geringem Verlust an Menschenkraft allseitig befriedigen könne, sehr vernünftig und zeitgemäß ist; aber wir läugnen, daß die Antwort nothwendig im anarchistischen Sinn ausfallen muß. Die Anarchisten haben eben keinen andern Beweis als den obigen, ganz willkürlichen Inductionsschluß aus Mißbräuchen der Rechts- und Staatenordnung auf deren absolute Unbrauchbarkeit. Glücklicherweise können auch Regierungen lernen und sich reformiren.

Wichtiger ist uns die Widerlegung der praktischen Pläne, welche anarchistische Theoretiker in wirtschaftlichen Dingen vorschlagen. Die selbständigen gehen hier andere Wege als die solidarischen. Befassen wir uns zuerst mit den letztern. Ihnen allen hat Krapotkin den Weg gewiesen. Die Revolution wird kommen, so sagt er, das ist zweifellos; es gilt, sie

[1] Liberty, January 1899, p. 3. [2] Z. B. Liberty l. c. p. 5.

auszunützen; sonst wird der arme Mann, wie 1848, drei Monate Elend in den Dienst der Revolution stellen, um zuletzt nichts auszufechten. Also vor allem Expropriation! Das Volk muß sich augenblicklich der Nahrungsmittel bemächtigen, alles aufschreiben, damit nichts verschleudert werde; die aufgespeicherten und sparsam ausgetheilten Vorräthe müssen über die erste Krise hinweghelfen.

Wer wird das alles thun? Die wohlgesinnten Leute, welche sich gleich von selbst in größter Ordnung in jedem Viertel der Stadt Paris organisiren werden, führen Buch über alle Vorräthe. In 24 Stunden ist diese Arbeit, welche alle statistischen Bureaux bisher nicht zu stande brachten, abgeschlossen; in weitern 24 Stunden sind Millionen genauer Tabellen gedruckt[1]. Aber, wendet man schüchtern ein, diese unglaubliche Ordnung?! Es sollen nur die Theoretiker und Gelehrten und Bajonette fortbleiben, erhält man zur Antwort, das wunderbare Organisationsgenie des Volkes wird alles regeln. Nur wer sein ganzes Leben die Nase in altem Papierwerk stecken hatte, könne das läugnen. Binnen acht Tagen ist die Vertheilung der Lebensmittel in schönstem Gang. Wenn nur einmal die Freiheit da ist; an solchen Tagen begnügt man sich gern mit einem Stück Brod und einer Wurst. Uebrigens bleibt für jetzt und später das große Princip: Was in Ueberfluß vorhanden ist, auf einen Haufen; jeder nehme, was ihm gefällt. Ist Noth da, so greife man zur Vertheilung. Aber die Lebensmittel werden ja nach einem Monat zu Ende sein, rufen die Kritiker. „Desto besser," antwortet Krapotkin, „das wird beweisen, daß sich der Proletarier zum erstenmal in seinem Leben satt gegessen hat."[2]

Indes sorgt man schon für die Zukunft. Bleiben wir beim revolutionären Paris.

Die Einfuhr aus dem Ausland wird aufhören. Krapotkin räumt es ein. Auch in Frankreich selbst wird der Landmann zunächst weniger hart arbeiten. Die Getreideproduction wird also abnehmen. Nun gut, da müssen die Pariser ans Werk. An Boden fehlt es nicht; man denke nur an die Millionen Hektare, welche jetzt als Parke der Schloßherren der Bebauung harren. Auch die Hände sind zur Stelle. Die Pariser brauchen nicht mehr die russischen Fürstinnen, die rumänischen Bojarinnen und die Finanzdamen Berlins zu kleiden. Was sollen sie also thun? Neue Maschinen werden in Betrieb gesetzt, neue Erfindungen werden die Feldarbeit

[1] La conquête du pain (5e éd.) p. 77. [2] L. c. p. 84.

verschönern. Aber wir wollen nicht spaßen. Wir geben es ja zu: Krapotkin sucht mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit, auf Grund eingehender Studien zu erweisen, daß der französische Boden bei einer „intensiven" Cultur mehr als 100 Millionen Menschen ernähren könnte. Er berechnet auch, daß 15 Millionen fünfstündiger Tagewerke die $3^1/_2$ Millionen der zwei Departements Seine und Seine-et-Oise mit Getreide versorgen könnten, und dabei brauche man nur den dritten Theil des Territoriums zu bebauen. Aehnliche Studien über die Viehzucht ergeben, daß ca. 1 200 000 erwachsene Männer in 25 Tagen zu je fünf Stunden $3^1/_2$ Millionen mit Brod, Fleisch und Milch versorgen könnten[1].

Es sei; wir wollen darüber nicht rechten. Aber die Rechnung ist doch ohne den Wirt gemacht, wie wir gleich sehen werden. Zunächst müssen wir jedoch die Zukunftsgesellschaft weiter ausbauen. Wie wird es denn mit den Wohnungen gehen? Auch hier sind Inventare vorhanden. Jeder bekommt seine anständige Wohnung. Da ist irgendwo ein armer Schlucker, welcher seine theure Miethe zahlen muß. Das Volk wird ihn aufsuchen und ihm sagen: „Du weißt, Kamerad, daß du dem Alten nichts mehr schuldest! Bleib in deiner Wohnung und bezahle nichts: kein Gerichtsvollzieher ist mehr zu fürchten; c'est la Sociale!"[2]

Das wird nun freilich ein Ausziehen und Auswandern und Neu-Einziehen und Neu-Einrichten geben; aber die freiwilligen Gruppen werden alles in der besten Ordnung erhalten.

Wir kennen jetzt das Recept. So wird es mit den Kleidern gehen, wobei die bescheidenern Frauen auf die Seiden-Toiletten, die ja nicht für alle vorräthig sein können, verzichten. So hält man es später mit den Luxusgegenständen. Ist einmal alles geordnet, hat jeder seine vier bis fünf Stunden Brodarbeit verrichtet, so hat er Zeit genug für Lieblingsbeschäftigungen. Tausende von Gesellschaften bilden sich. Die Literaten und Gelehrten werden dann die süße Freude kennen lernen, mit Hilfe der Bewunderer ihrer Geistesarbeit ihr Werk selbst zu setzen, um es in seiner jungfräulichen Schönheit aus der Rotationspresse auftauchen zu sehen[3]. Krapotkin meint, wohl mit Recht, manche Bücher würden unter diesen Umständen weniger umfangreich, und die Maculaturproduction würde abnehmen. Aehnlich wird es andern Künstlern und Gelehrten ergehen. Wer

---

[1] La conquête du pain (5e éd.) p. 265—297. 124—129.
[2] L. c. p. 109. [3] L. c. p. 137.

ıen Flügel haben will, muß in die Gruppe der Instrumentenmacher ıtreten. Der Liebhaber astronomischer Studien muß sein Teleskop selbst :stellen helfen. Risum teneatis, amici. Es ist alles blutiger Ernst. ıer der Staat, die Polizei, die Gerichte, alles wird ja abgeschafft. Wer rd zur Arbeit anhalten? Niemand! Wer nicht, um zu arbeiten, sich er der freiwilligen Gesellschaften, die miteinander Tauschcontracte ein- ıen, anschließt, mag sehen, ob er gute Freunde findet, die ihm seinen eil abnehmen. Noch eine Frage: Wie wird die Menge der Arbeit der zelnen gemessen? Gar nicht. Jeder wird den andern an Fleiß zu über- ten suchen, und jeder nimmt sich dann, was er nöthig hat. Hier wie :rall ist das Zauberwort: Freie Uebereinstimmung, Solidarität.

Krapotkin urtheilt scharf über die Kritiker seines Systems. Er widmet Seiten der Widerlegung verschiedener Schwierigkeiten[1]. Aber die selbst- nachten Einwände treffen eben nicht den Kern der Sache und stützen ı zum Theil auf einige thatsächlich unhaltbare Zustände. Darüber ist n ja im reinen, es soll anders werden; muß aber dazu jede Rechts- ınung abgeschafft werden?

Bevor man die herrschenden Zustände zertrümmert, mit der Ver- ıgenheit vollkommen bricht, alle Anknüpfungspunkte an bisherige An- ıuungen vernichtet, muß man doch vollkommen sicher sein, daß die neu- ılante Ordnung die Sachlage wirklich bessert. Es genügt nicht, einige ıwände zu lösen; es genügt nicht, auf Wahrscheinlichkeiten hin voran- ıehen, nach gewissen Analogien die Zukunft auszumalen. Solange noch Möglichkeit bleibt, daß alles mißlingt, daß die mühsam erworbene ltur in einem schrecklichen Chaos versinkt, solange ist es ein Verbrechen der menschlichen Gesellschaft, die Gegenwart in Trümmer zu schlagen. :r liegt der verhängnißvolle Irrthum dieser „Anarchisten". Ein „Es :d schon gehen", „Ihr werdet sehen, wie sich alles regelt", soll die Ge- ßheit ersetzen. Ein unvernünftiges Wagen! Geschehen muß etwas; aber n durch allmähliche Reform. Das ist der Weg der Vernunft; Kinder trümmern, Weise verbessern.

Die Anarchisten spielen die letzte Karte aus: die freie Uebereinstimmung, : rein private Vertrag wird alles zusammenhalten, erwidern sie uns. illionen Geschäfte werden ja schon heute bloß so geregelt; dehnen wir s Princip einfach aus. Hunderte von Eisenbahnlinien, sagt Krapotkin

[1] L. c. p. 187—211.

immer wieder, wurden stückweise gebaut; dann einigte man sich, ohne jedes Eingreifen des Staates, und der Verkehr wurde aufs beste geregelt[1].

Dieser Hauptbeweis und alle ähnlichen schließen von weniger complicirten Dingen auf überaus verwickelte. Diese Schlußweise ist in wirtschaftlichen Dingen falsch. Doch wäre sie auch richtig, das Argument würde dennoch fehlschlagen. Die Haupttriebfeder in all diesen Dingen war der Profit, die Concurrenz mit Aussicht auf Gewinn. Hebe diese Feder aus der Maschinerie heraus: alles steht still.

Und mit dem Profit ist es in der anarchistischen Ordnung aus. Der Wetteifer hört auf, und darum sind auch die obigen Rechnungen Kropotkins über den intensiven Feld- und Gartenbau gegenstandslos. Bei alledem erreichen die Feinde der Rechtsordnung doch nicht, was sie wollen. Mag sein, daß die juridische Structur im neuen gesellschaftlichen Körper nicht zu finden sein wird; es bleibt aber ein Analogon der alten Gewalt.

Die einzelnen Gruppen werden sich Vertrauensmänner, Vertreter, Bevollmächtigte wählen; sie werden nicht dulden, daß man alles in Unordnung bringt, man wird sich fügen müssen.

Aber niemand braucht zu gehorchen, antwortet man uns; der moralische Zwang ersetzt alles. Das ist gerade genug: moralischer Zwang, Intriguen, Reibereien verbittern einem das Leben mehr als Gesetzesparagraphen und Polizei. Wer nicht zufrieden ist, kann ja gehen. Das ist nicht alles, meine ich; wer nicht gehen will, wird hinausgeworfen, und wir haben wieder physischen Zwang. Was liegt daran, ob ein Polizist oder ein Comité oder die Gesamtgruppe als Plenarversammlung die Executivgewalt ausübt? Wir werden eine Menge selbständiger Gemeinwesen haben ohne Gefängniß und Todesstrafe; nur eine Strafe gibt es, aber nicht als Strafe, sondern als Thatsache: das Hinauswerfen. Kein Gesetz, aber die Tyrannei der öffentlichen Meinung, kein Recht, aber Gewalt, keine Hinrichtung, aber Todtschlag. Alles das haben die Anarchisten bisher in ihren Schriften nicht genügend berücksichtigt. Sie preisen nur immer die Tugendhaftigkeit des Zukunftsmenschen und versetzen uns mit dem Princip der Selbsthilfe in barbarische Vorzeiten. Entsetzlich aber ist der moralische Einfluß der Lehre. Die Anarchisten räumen selbst ein, daß nur wenige „Genossen" die Theorien begreifen. Die große Masse — und das sind Tausende — wird nun aufgereizt, mit Haß erfüllt, mit Phrasen großgezogen. Bald

[1] La conquête du pain (5e ed.) p. 38 ss. 167 ss.

erscheint diesen Verführten eine Moral, welche mit dem Leben und Eigenthum der Mitmenschen spielt, als wahre Wissenschaft des Jahrhunderts; ihre Leidenschaft, ihr Ingrimm gilt ihnen als die heilige Stimme des socialen Gewissens, und wir haben jene Gattung von Menschen, die man gemeiniglich als Anarchisten bezeichnet. Die selbständigen Anarchisten-Theoretiker, welche am Privateigenthum festhalten, halten deshalb den solidarischen diese traurige Zukunft vor Augen; aber sie kennen, wie ich z. B. aus Tucker und Yarros ersehe, die Theorie ihrer anarchistischen Gegner nicht genug. Sonst könnten sie nicht von einer Zwangsmitwirkung zur Arbeit sprechen[1]. Der moralische Zwang aber wird auch im System der „Selbständigen" sehr bald tyrannisch wirken. Das Princip allein schon, „größtmögliche Freiheit, *soweit sie* mit dem gleichen Maß der Freiheit aller vereinigt werden kann", bringt bei Selbsthilfe des Einzelnen zu voller Unordnung oder setzt wieder ein wenigstens freigewähltes, mit Macht ausgerüstetes Ausgleichungscomité voraus. Doch lassen wir die philosophischen Grundlagen und beschäftigen wir uns mit den praktischen Vorschlägen der selbständigen Anarchisten. Sie fassen ihre Forderungen gerne in dem einen Satz zusammen: Wir wollen die freie Concurrenz ganz und ungeschmälert. — Aber wir haben sie ja mit all ihrem Elend, erwidert man ihnen. — Nein, entgegnen sie, wir haben die Concurrenz nur in der Herbeischaffung der Arbeiter und für den Profit der Arbeitgeber; aber in Herbeischaffung des Kapitals ist durch die Privilegien, mit welchen der Staat die besitzenden Klassen ausstattet, fast jede Concurrenz unmöglich gemacht. Darum fort mit dem Staat, und alles ist geordnet.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Forderung. Es ist allerdings wahr: das Großkapital findet in der freien Concurrenz selten einen Meister, das größte Kapital keinen ebenbürtigen Mitbewerber; es erleidet keinen Kampf, in dem es unterliegen könnte.

Die ungleiche Vertheilung des Reichthums macht es auch der Mehrzahl der Menschen unmöglich, sich an kapitalistischen Unternehmungen zu betheiligen. Das allein ist am Satz wahr, das Kapital sei von der Concurrenz ausgeschlossen.

Mit welchem Recht bringen aber die Anarchisten den Staat mit dieser Thatsache in Verbindung? Hier müssen wir genauer zusehen.

---

[1] Liberty, January 1899, p. 2, col. 2.

Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stehen wir unter dem Zeichen der freien Concurrenz. Die Physiokraten haben es aus der Philosophie der Zeit abgeleitet und begründet. Adam Smith brachte es mit manchen Einschränkungen zum Durchbruch; die liberale Schule hat es bis zum vollen Ausschluß des Staates aus der privaten wirtschaftlichen Sphäre und zur Proclamirung des Freihandels ausgebaut. Hier stehen wir gleich vor der Frage: Haben die Theoretiker dieser Lehre die Concurrenz des Kapitals ausgeschlossen? Gewiß nicht; wer hat dieses je aus ihren Werken nachzuweisen vermocht? Das Princip Laissez faire, laissez aller soll uneingeschränkte Geltung haben. Wurde dann etwa bei der praktischen Durchführung dieses Grundsatzes im wirtschaftlichen Leben die Concurrenz des Kapitals ausgeschlossen, oder durch den Staat unmöglich gemacht? Eine ausführliche Beantwortung dieser zweiten Frage würde den breitesten Raum fordern. Wir werden uns deshalb nur an die Einwände der Anarchisten halten, welche niemals tiefer in die Frage eindringen.

Adam Smith und seine Nachfolger waren von einer Idee hauptsächlich durchdrungen: sie wollten das Kapital möglichst stark in Umlauf bringen. Das größte Hinderniß erblickten sie in gewissen Maßregeln der Staaten, welche zum Theil die freie Concurrenz unterbanden, zum Theil durch einseitige Unterstützung aus dem Gleichgewicht brachten. Die neuen Theorien blieben nicht unfruchtbar. Wurden auch nicht immer neue Gesetze gemacht, so beachtete man doch nicht mehr die frühern Einschränkungen. Die alte Zunftorganisation fiel. Die Staaten haben die Entwicklung der freien Concurrenz, soviel an ihnen lag, nur gefördert.

Erst nachdem die schreiende Noth der arbeitenden Klassen, die Enthüllungen über die barbarische Behandlung der „weißen Sklaven" in den Kreisen der Socialtheoretiker eine lebhafte Reaction hervorgerufen hatten, erst dann begannen die Staaten mit größter Vorsicht und Schonung die Zügellosigkeit der neuen Wirtschaft einzudämmen; ihre Hilfe galt den Arbeitern. Wählen wir England als Beispiel[1]. Schon 1802 drang die Acte durch für die Erhaltung der Gesundheit und der Sitten der Arbeitskräfte in den Baumwollspinnereien und andern Betrieben. 1819 folgte ein neues Gesetz zum Schutze der Kinder. 1825 und 1831 wurde die

[1] E. v. Plener, Die englische Fabrikgesetzgebung. *Sheldon Amos*, Fifty years of the English Constitution p. 131—134. Schönberg im Handbuch der politischen Oekonomie II, 638 ff.

Arbeitszeit von neuem geregelt; leider waren hier nur die Baumwollfabriken berücksichtigt. Aber schon 1833, 1842, 1844, 1845 und 1847, 1848, 1850, 1853, 1856 wurden auch andere Betriebe, seit 1842 auch Bergwerke eingeschlossen und neue Maßregeln, besonders zu Gunsten der Frauen- und Kinderarbeit, ergriffen. Weitere Verbesserungen fanden 1860 bis 1864 alljährlich, 1867—1874 fünfmal statt. Die Bestimmungen wurden auf alle Gewerbe und die Hausindustrie ausgedehnt. Eine Revision und Zusammenfassung geschah endlich 1878; eine neue Fabrik- und Werkstättenbill ging noch 1891 im Parlament durch.

Erinnert man sich weiter an die Berliner Arbeiterschutzconferenz 1891 mit den Grundlagen ihres Zusammentritts, ihren Beweisführungen und Entschlüssen, ihrer Gegner nicht zu vergessen, so ergibt sich ein recht einleuchtender Schluß. Die neuen wirtschaftlichen Grundsätze, welche jede Einmischung des Staates verpönten, brachten so traurige Folgen für die arbeitenden Klassen mit sich, daß man vom Princip abgehen und manches wieder der staatlichen Regelung überlassen mußte. Bekannt sind die unzähligen Schwierigkeiten, welche englische Kapitalisten der Ausführung der Gesetze entgegenstellten. Marx hat sie in seinem „Kapital" mit Behagen dargelegt [1]. Kein einziger anarchistischer Schriftsteller hat je nachzuweisen vermocht, daß die entsetzlichen Mißbräuche nicht wieder einreißen würden, falls man durch Abschaffung aller Staaten, jedes Zwanges, jedes öffentlichen Rechtes alles der unbeschränkten freien Concurrenz, der freien Convention, der herrschenden Meinung überließe. Indessen geben sich die Anarchisten noch keineswegs gefangen. Sie räumen die angeführten Thatsachen ein, machen sich aber über die gezogenen Schlüsse lustig. Ihr Gegenbeweis ist kurz und kräftig. Die volle Entfaltung der freien Concurrenz, sagen sie, war von Anfang an unmöglich, und die Schuld trug allein der Staat. Er war es, welcher den Zins mit seinem Rechtsschutz umgab und den freien Betrieb des Bankgeschäftes einschränkte. Eben dadurch wurde das Kapital der Reichen von der Concurrenz ausgeschlossen; sie bekamen die Unternehmungen in die Hand, konnten Preis und Lohn bestimmen, und so entwickelte sich von selbst die Nothlage der arbeitenden Klassen. Wird das Bankgeschäft allen freigegeben, so sind die Hauptübel mit einem Schlag beseitigt. Um das zu erreichen, muß aber der Staat aufhören. Der letzte Satz wird auch wieder nach dem obigen Recept einer willkürlichen Verallgemeinerung erwiesen.

[1] A. a. O. I (2. Aufl.), 278—308.

Doch laſſen wir das hingehen. Werfen wir nur einen Blick auf die Zinsfrage und das neue Bankproject. Würde man auch zugeben, daß der moderne Bankbetrieb die Wurzel aller Uebel ſei, daß die von den Anarchiſten geplante Bankreform für die erſte Zeit alles zu heilen im ſtande wäre, ſo bliebe doch noch die Frage, ob die moderne Entwicklung wirklich der Staatenpolitik zuzuſchreiben ſei oder ob ſie nicht eine nothwendige Folge der freien Concurrenz ſei.

Was lehrt uns die Geſchichte? Mit dem vollen Durchbruche des Grundſatzes der freien Concurrenz wurde auch die theoretiſche Verwerfung der alten Zinsgeſetze entſchieden; mit andern Worten: gerade die volle Vertragsfreiheit brachte die allſeitige praktiſche Anerkennung der Zinsberechtigung. Die ſtaatliche Geſetzgebung, welche bis dahin den Zins ſtreng überwachte und zum Theil bekämpfte, ſah ſich nach und nach gezwungen, alle den freien Darlehensvertrag einſchränkenden Beſtimmungen aufzuheben. Man vergleiche nur die einſchlägige Geſetzgebung Großbritanniens 1854, der Niederlande 1857, Belgiens 1865, Oeſterreichs 1866.

Es iſt Mangel an Verſtändniß, wenn man das ganze Zinsweſen einfach der Staatenpolitik zur Laſt legt. Die Sache liegt weſentlich anders: die Freiheit der Zinsnahme und das moderne Zinsweſen ſind Correlate zum Kapitalismus und zur Vorherrſchaft des Großkapitals. Ebenſo verhält es ſich mit dem heutigen Bank- und Börſenweſen. Allein hier kann die ſociale Reform durch Geſetzgebung und Regelung des Credits im Anſchluſſe an eine berufsgenoſſenſchaftliche Organiſation wohl helfen. Die Anarchiſten aber halten am Grundübel, der ſchrankenloſen Concurrenz, feſt und gehen deshalb mit allen ihren Heilverſuchen in die Irre. Da nützen auch ihre Bankvorſchläge nicht viel.

Nach Tuckers Lehre iſt der Wegfall des Zinſes eigentlich der zweite Schritt; er wäre einfach die nothwendige Folge der vollkommenen Bankfreiheit[1]. Dieſe beſagt nicht bloß eine Decentraliſation der Banken, ſondern auch die Aufhebung aller Maßregeln zur Einſchränkung der Notenausgaben und aller Cautelen, um die Deckung der ausgegebenen Noten zu ſichern. Die ſo entſtehende Concurrenz werde, ſo argumentirt man, die Entſchädigung für ein Darlehen auf die Arbeitskoſten zurückſchrauben, alſo auf etwa $^3/_4$ Procent, und ſomit allen die Möglichkeit gewähren, ſich leicht

[1] Nach Proudhon hat hauptſächlich William B. Greene in ſeinem Werk Mutual Banking dieſe Frage behandelt.

Kapital zu verschaffen. Bei diesen Vorschlägen knüpfen die „Selbständigen" an Proudhon und zum Theil an Josiah Warren an, stellen sich aber offenbar den ganzen Geschäftsmechanismus nach Art der höchstentwickelten englischen und amerikanischen Creditwirtschaft vor; also möglichst geringer Umlauf von barem Gold und von Banknoten.

Braucht jemand Kapitalien zu einem Unternehmen und hat er keinen Besitz, um der Bank Garantie zu leisten, so stellt er einen Wechsel aus; mehrere gutgestellte Freunde stehen mit ihrer Unterschrift dafür gut; er erscheint damit an der Bank und erhebt jetzt ohne Schwierigkeit eine Anleihe. Die Bank liefert ihm auf Credit oder besorgt ihm Creditlieferungen auf Grund des Kapitals ihrer Kunden; hier und da mag sie ihm auch die Anleihe in Banknoten gewähren. Ist einmal alles im Gang, wird das Land von einem Netz Filialbanken umspannt, hat jeder eine Anzahl Geschäfte bei der Bank, sei es mit ihr selbst, sei es auf Grund ihrer Vermittlung, anhängig, so wird kaum mehr mit Geld und nur wenig mit Banknoten gewirtschaftet; die Umschreibung, die Ausgleichung der verschiedenen Geschäfte wird alles regeln, und die einzelnen Gesellschaften werden in gemeinsamen Bureaux ähnlich dem Clearing-House in London und New York ihre Interessen abwickeln.

Soweit wir Einsicht in die Frage haben, scheint es uns, daß die modernen Anarchisten meist von der Warenbank Proudhons absehen und den Kaufleuten anrathen, ihre Waren selbst zu verkaufen.

Wir wollen bei der Kritik der hier in Aussicht gestellten Ordnung viele Voraussetzungen und thatsächliche Unmöglichkeiten ruhig in Kauf nehmen und nur um die Beantwortung der einen Frage bitten. Der Angelpunkt ist ja ein unbegrenzter Credit. Aber die Schrankenlosigkeit des Credits muß ihn nothwendig erschöpfen. Und worauf stützt sich denn dieser Credit? Fällt er, so muß das ganze System fallen. Den Anarchisten ist es nicht gelungen, das eben erwähnte Princip, daß die Unbegrenztheit des Credits ihn aufhebt, wissenschaftlich oder auch nur praktisch zu widerlegen. Außerdem wird hier ein wesentlicher Umstand ganz übersehen. Die neuen Banken werden doch irgendwoher ihre Kapitalien beziehen müssen. Nun sehen die Kapitalisten, daß sie durch Anlage ihrer Gelder die Interessen und den Profit aus der Hand geben und ein für allemal verlieren. Was werden sie thun? Sie werden ihr Geld behalten und allenfalls selbst ausleihen, ohne auf den Zins zu verzichten.

Das hat Proudhon wohl eingesehen; darum muß bei ihm der Staat den ersten Schritt thun und die Tauschbank gründen. Moderne An-

archisten werden aber nie um staatliche Hilfe einkommen, und Gewalt will diese Schule nicht anwenden. Sie behaupten einfach und glauben, daß die Entwicklung dies alles thun werde. Nehmen wir demgemäß einmal an, alles habe sich glücklich entwickelt und sei im besten Gange. Werden zunächst die Preise und Löhne fallen oder steigen? In einer so durchschlagenden Frage müssen doch die Anhänger desselben Systems übereinstimmen. Sie werden fallen, antwortet Proudhon[1]. Die Löhne müssen steigen, meint Tucker, wenn auch die Preise sinken[2].

Durch den Wegfall des Zinses werden die Productionskosten vermindert, so begründet Proudhon seine Ansicht; die Waren und die Arbeit werden billiger.

„Die Möglichkeit, ohne große Schwierigkeit Kapital zu erlangen, ... wird eine beispiellose Nachfrage nach Arbeit zur Folge haben," urtheilt Tucker. „Die Arbeit wird dann in der Lage sein, ihren Lohn zu bestimmen."[3] Daß die Preise sinken, leitet Tucker aus der Unmöglichkeit ab, in der neuen Ordnung Profit zu machen.

Mit den Lohnverhältnissen hat der Amerikaner offenbar recht; aber es kann nicht lange dauern, und das hat er wieder übersehen. Die materielle Arbeit wird ungemein erträglich, die mühevollsten Unternehmungen werden verhältnißmäßig wenig einbringen.

Bald wird der Zudrang zur Arbeit wachsen, die profitlose Industrie wird keine Liebhaber finden; Handel und Wandel wird ungemein leiden, bis sich wieder einzelne in den Stunden der Noth der Sache bemächtigen und sich zu Herren der Lage und der Preise machen.

Die optimistischen Anarchisten rechnen mit diesen Wirklichkeiten gar nicht. Ihr Glaube an die Menschheit im Bunde mit ihrem Vertrauen auf die Wunder der freien Concurrenz verführt sie, in ihrer Theorie das Heil der Welt zu sehen. Die allmähliche Entwicklung soll alles umschaffen, vorbereiten, herbeizaubern.

Wir rechnen mit den geschichtlichen Menschen; sie stimmen nicht zur anarchistischen Traumwelt. Hier wird eine Widerlegung, welche noch etwas auf den gesunden Menschenverstand gibt, stets einsetzen müssen. Darin kommen wir mit Georg Adler überein[4].

---

[1] Idées révolutionnaires (1849) p. 81 ss.
[2] A. a. O. S. 9. [3] A. a. O.
[4] Neue Deutsche Rundschau IX, 10, S. 1094 ff.

Unser Geschlecht ist ja gewiß einer immer steigenden Erhebung, einer zunehmenden Vervollkommnung fähig. Die socialen Kräfte ringen nach Gleichgewicht, die Beeinträchtigten nach Erlösung.

An dieser Erlösung gemeinsam, brüderlich, friedlich zu arbeiten sollte aller Gebot und Freude sein.

Die Selbstherrlichkeit des Einzelnen mit dem praktischen Wohlwollen gegen alle Mitmenschen harmonisch vereinigen —, so lautet das Problem. Die allgemeine Wohlfahrt ist das Ziel. Ueberlegung und Erfahrung lehren, daß nur die Autorität den Menschen wirksam zur Erreichung dieses Zieles anhält. Wer in ihr die Erniedrigung des Menschen sieht, hat sie nicht verstanden. Daß Millionen verschiedener Kräfte eine einheitliche Leitung brauchen, um sich nicht planlos zu verirren, ist keine Schande. Nur muß man die Autorität als Vernunftforderung erkennen und sich ihr nicht blind und sklavisch, sondern frei und mit Bewußtsein fügen. So wird die Einschränkung der Freiheit und Unabhängigkeit zur höchsten vernünftig freien That der socialen Erkenntniß.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Ein Beitrag zur Geschichte der bayrischen Friedensbestrebungen an der Neige des Dreißigjährigen Krieges.

Zu Beginn des Jahres 1898 erschien ein neuer „Beitrag zur Geschichte der westfälischen Friedensverhandlungen", welcher in vieler Beziehung Beachtung verdient; es ist das Werk eines Edelmannes, Hermann Freiherrn von Egloffstein: „Bayerns Friedenspolitik von 1645—1647."[1] Aufgebaut auf den Ergebnissen einer emsigen, durch besondere Umstände begünstigten Durchforschung öffentlicher wie privater Archive, zeichnet dasselbe sich aus durch strenge Sachlichkeit und prägnante Knappheit. Politische oder confessionelle Vorurtheile irgend einer Art scheint der Verfasser nicht zu kennen; vielmehr verbindet er mit der Scharfsicht des geschulten Historikers den Weitblick staatsmännischer Auffassung. Nichts pflegt leichter,

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XV, S. 340 f.

auch von kundigen Historikern, einseitig aufgefaßt und häufiger mißverstanden zu werden als verwickelte, wirr durcheinander sich kreuzende diplomatische Verhandlungen. Nur in seltenen glücklichen Fällen geschieht es wie hier, daß etwas vom wahren Historiker und etwas vom geborenen Diplomaten in einer Person sich zusammenfindet. Solchen Vorzügen dankt es die genannte Schrift, daß sie gegenüber der Bearbeitung des gleichen Gegenstandes durch Fr. Katt [1], die vom Geiste des damals wogenden Cultuskampfes nicht unberührt geblieben zu sein scheint, zu einer Rehabilitation der Wahrheit sich gestaltet. Katt scheint ein besonderes Vergnügen daran zu finden, einen der tüchtigsten und achtbarsten deutschen Fürsten jener Zeit, Max I. von Bayern, zu verkleinern und zu schmähen. Egloffsteins ruhige, actenmäßige Darlegung dagegen wird, wiewohl sie sich großentheils auf österreichische Quellen stützt, ohne es zu erstreben und ohne für des Kurfürsten Maßnahmen Voreingenommenheit zu zeigen, zur befriedigenden Erklärung und Rechtfertigung für dessen Friedenspolitik. Leider hat Egloffstein mit dem Zustandekommen der Ulmer Capitulation vom 14. März 1647 seine Untersuchungen abgeschlossen. Wie es scheint, war er gleich Katt [2] der Ansicht, daß damit „die französisch-bayrischen Verhandlungen im wesentlichen schließen". Daß das nicht ganz zutrifft, zeigen die mehrfachen Nachspiele, welche die von Egloffstein näher berichtete diplomatische Mission des P. Vervaux S. J. nach Paris für diesen persönlich im Gefolge gehabt hat. Dieselben werfen zugleich ein interessantes Licht auf die Stellung dieses Mannes zum Kurfürsten Max I. überhaupt.

Es ist bekannt, daß schon im Sommer 1639 Max I. mit Vorwissen des Kaisers seinen Beichtvater P. Vervaux nach Einsiedeln geschickt hatte, damit er daselbst durch den französischen General d'Oisonville als Mittelsperson mit Cardinal Richelieu über Herbeiführung eines Waffenstillstandes verhandle. Ein zweites Mal entsandte der Kurfürst den gleichen Mann seines Vertrauens, im Frühjahr 1545, diesmal nach Paris, unmittelbar zu Cardinal Mazarin, auch jetzt wieder unter Mitwissen des Kaisers. Der Verlauf dieser diplomatischen Mission ist oft erzählt worden, wenn auch meistens unvollständig. Bougeant [3] gibt sie in französischer Beleuchtung

[1] Die Bayerisch-Französischen Verhandlungen von der Zusammenkunft in Einsiedeln bis zur Ulmer Capitulation (1639—1647). Göttinger Inaugural-Dissertation, 1875.

[2] A. a. O. S. 99.

[3] Histoire du Traité de Westphalie III (Paris 1751), 366 s.

und theilt die Denkschrift mit[1], welche Vervaux im Interesse der katholischen Kirche Deutschlands wie speciell auch des kurfürstlichen Hauses von Bayern bei dieser Gelegenheit an de Brienne überreichte.

Es war, wie in frühern Jahrhunderten, so auch in jener Zeit nichts Seltenes, daß einfache Ordensleute in wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet wurden. Mitglieder der verschiedensten Orden, Minoriten, Kapuziner, Dominikaner u. s. w., begegnen dem Geschichtsforscher in der Ausführung solcher Aufträge fast bei allen verwickeltern Verhandlungen an den Fürstenhöfen jener Zeit, selbst akatholische Höfe nicht ausgenommen. Waren doch diese Ordensleute gewöhnlich Männer des besondern Vertrauens, boten sie mehr Bürgschaft der Verschwiegenheit und Unbestechlichkeit, war doch ihre Sendung weniger als die weltlicher Herren mit Aufsehen und außerordentlichen Auslagen verbunden. Hier handelte es sich nun nicht um diplomatische Unterhandlungen gewöhnlicher Art, sondern um nichts Geringeres als die Rettung der ganzen katholischen Sache in Deutschland gegenüber dem durch fremde Hilfe siegreichen Protestantismus. Um so weniger darf es auffallen, daß ein katholischer Ordensmann zu solcher Mission sich bereit finden ließ. Trotzdem könnte es gerade bei einem Mitgliede der Gesellschaft Jesu Befremden erregen, nachdem die gesetzgebende Körperschaft des Ordens, die V. Generalcongregation 1593, den Angehörigen des Ordens die Einmischung in weltliche und politische Geschäfte streng untersagt[2] und sowohl der General P. Claudius Aqua-

[1] Im Anhang VI, 457.

[2] Decretum XLVII: Quoniam societas nostra, quae ad fidei propagationem et animarum lucra a Domino excitata est, sicut per propria Instituti ministeria, quae *spiritualia* arma sunt, cum Ecclesiae utilitate ac proximorum aedificatione sub crucis vexillo finem feliciter consequi potest, quem intendit: ita ei haec bona impediret et se maximis periculis exponeret, si ea tractaret, quae *saecularia* sunt et ad res politicas atque ad Status gubernationem pertinent. Idcirco sapientissime *a nostris maioribus* statutum est, ut militantes Deo, aliis quae a nostra professione abhorrent, non implicemur.... Censuit Congregatio ab omni specie mala abstinendum esse, et querelis, quoad fieri poterit, etiam ex falsis suspicionibus provenientibus occurrendum. Quare presenti Decreto *graviter et severe nostris omnibus interdicit*, ne in huiusmodi publicis negotiis, etiam invitati aut allecti, ulla ratione se immisceant nec ullis precibus aut suasionibus ab Instituto deflectant. (Institutum Soc. Ies. Vol. I [Rom. 1869], 254.)

Decr. LXXIX (= Canon 12): Praecipitur nostris omnibus in virtute sanctae obedientiae, et sub poena inhabilitatis ad quaevis officia et dignitates ... observatio Decreti XLVII, ne scilicet quispiam publicis et saecularibus Principum negotiis, quae ad rationem Status (ut vocant) pertinent, ulla ratione

viva[1] in seinen Rescripten wie die VII. Generalcongregation 1615 sich mit genauerer Abgrenzung dieses Verbotes noch näher beschäftigt hatten[2].

P. Joh. Vervaux[3] war ein Mann von hohem sittlichem Ernste und strengster Gewissenhaftigkeit. Wie der katholischen Kirche, so war er seinem Orden mit hingebender Treue zugethan; aber auch dem bayrischen Kurfürstenhause, in dessen Dienst er vom Rectorat des Trierer Collegs hinweg 1631 berufen wurde, ist er 30 Jahre hindurch mit unwandelbarem Opfermuthe ein einsichtsvoller und zuverlässiger Diener gewesen. Daß er dabei nicht Höfling noch Schmeichler war, zeigt ein Brief, den er einst an den Kurfürsten über die geringen Studienfortschritte des Thronfolgers geschrieben hat[4]. Die wegwerfende, hämisch verkleinernde Behandlung, welche seinem Andenken in der „Allgemeinen deutschen Biographie“[5] zu theil geworden ist, hat dieser edle Priester nicht verdient.

Daß Max I. bei der geheimen Sendung nach Paris zunächst auf Vervaux die Augen richtete, erklärt sich zum Theil daraus, daß ein Bruder desselben als Professor der Sorbonne zur Zeit in Paris lebte, und Vervaux, wie es scheint, auch andere einflußreiche Verbindungen in der französischen Hauptstadt nicht fehlten. Sicher jedoch war weit mehr das hohe Vertrauen maßgebend, welches der Kurfürst auf die Treue und Einsicht dieses Priesters setzte. Trotz des Mißerfolges seiner Sendung war es im folgenden Jahre Maximilians Wunsch, Vervaux' ausgezeichnete Kräfte vollständig im Dienste des Staates zu verwerthen und in seinem obersten Rathe ihm Sitz und Stimme einzuräumen.

---

se immiscere nec etiam quantumvis per quoscumque requisitus aut rogatus eiusmodi politicas res tractandi curam suscipere audeat vel praesumat. Et serio commendatur Superioribus, ne permittant nostros iis rebus ullo modo implicari (l. c. 265).

[1] Geboren zu Neapel 1543; Ordensgeneral vom 19. Februar 1581 bis zum 31. Januar 1615.

[2] Decr. XLVI, l. c. p. 305.

[3] Geboren den 1. December 1586, trat er als Priester in die Gesellschaft Jesu ein am 28. October 1618, lehrte sechs Jahre die Philosophie und ein Jahr Moraltheologie, wurde dann Rector des Collegiums zu Trier. Er wird gerühmt wegen außerordentlicher Liebe zu Leiden und Entsagung, musterhaften Gehorsams und unermüdlicher Thätigkeit im Beichtstuhl, welcher erst seine Todeskrankheit ein Ende zu setzen vermochte. Vom Tage seiner Profeßablegung an trug er eine Abschrift der vier Profeßgelübde zur steten Erinnerung beständig um seinen Hals befestigt.

[4] Vgl. Fr. Schmidt, Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher (Berlin 1892) S. 375.

[5] XXXIX, 638.

Für den Ordensgeneral, P. Vincenz Caraffa, war es peinvoll, einem hervorragenden und mächtigen Gönner des Ordens einen abſchlägigen eſcheid ertheilen zu müſſen. Dennoch that er ſo unter dem 3. November 646 mit aller Entſchiedenheit unter Berufung auf die Statuten des rdens. Um eine etwaige Verſtimmung des Kurfürſten zu lindern, ließ er ichzeitig demſelben durch P. Vervaux die Anzeige machen, daß 3000 heilige eſſen und ebenſoviele Roſenkranzgebete von den Mitgliedern des Ordens r den Kurfürſten und die Wohlfahrt des kurfürſtlichen Hauſes würden rgebracht werden. P. Vervaux ſelbſt ließ er durch den P. Aſſiſtenten von eutſchland bald noch eine genauere Erklärung des Verbotes zugehen, über- ſtimmend mit den frühern Reſcripten Aquavivas: Wenn er privatim vom urfürſten um ſeine Meinung befragt werde, ſo könne er zur Gewiſſens- tung desſelben antworten, was vor Gott ihm recht erſcheine; von der Theil- hme an collegialen Verhandlungen ſolcher Angelegenheiten mit den Räthen s Kurfürſten müſſe er ſich jedoch völlig fernhalten, und er möge in dieſer ziehung beim Kurfürſten mit aller Beſcheidenheit ſich entſchuldigen.

Der Kurfürſt gab nun zwar in der Hauptſache nach, wünſchte aber, ß P. Vervaux, um die Lage der Dinge ſtets richtig und in der ganzen sdehnung zu überſchauen, den Sitzungen des Staatsrathes wenigſtens s ſtummer Zeuge anwohnen dürfe. Caraffa ſchwieg und ließ es geſchehen. o ſehr auch dies ſeinen Wünſchen entgegen war, glaubte er doch, hier en Widerſpruch nicht mehr entgegenſtellen zu müſſen. „Es ſind etwa ei Jahre her," ſchreibt er ſpäter (13. Februar 1649) an den Provincial München, P. Laurentius Keppler, „daß der Kurfürſt von mir verlangte, P. Vervaux zu ſeinem Rathe herbeiziehen zu können, und ich mußte da- ls geſtatten (permittere debui), daß jener, wenn der Kurfürſt es be- le, den Rathsſitzungen beiwohnen dürfe, jedoch nur als Zuhörer, nicht r ſo, daß er vor den andern Räthen ſein Gutachten abgebe; dies ſolle r privatim geſchehen, ſoweit es zur Gewiſſensleitung des Kurfürſten gehöre."

Das Widerſtreben, mit welchem der Ordensgeneral hierin den Wünſchen s Kurfürſten ihren Lauf gelaſſen hatte, ſollte ſchon bald gerechtfertigt rden. Kaum war die Ulmer Capitulation vom 14. März 1647, durch ſche Maximilian vermittelſt eines Separatwaffenſtillſtandes mit Frankreich d Schweden ſein armes Land vor völliger Niedertretung zu retten ſuchte[1],

[1] Die Gründe und Auffaſſungen, welche von bayriſcher Seite für dieſen Schritt ßgebend waren, erſieht man wohl am beſten aus P. Vervaux' eigener Darſtellung nales Boicae gentis. Pars III, lib. 32, n. VI (ed. Francof. 1710), III, 505.

öffentlich bekannt geworden, als ein Sturm des Unwillens losbrach, nicht so sehr gegen das Haus Bayern, als gegen P. Vervaux, auf den nun alle Schuld abgeladen wurde. Bestürzt schrieb an diesen der Ordensgeneral am 4. Mai 1647: „Ich schreibe an Ew. Hochwürden, nicht so sehr weil ich glaube, daß Sie einer Mahnung bedürfen; ich muß es aber dennoch thun, da, wie ich höre, allenthalben an den Höfen der großen Potentaten es zum Nachtheil des guten Rufes unserer Gesellschaft das Tagesgespräch bildet, wie mir speciell vom Hofe eines sehr hochgestellten Fürsten gemeldet wird, Ew. Hochwürden seien der Urheber oder wenigstens der Mitberather gewesen (auctorem et consuasorem), daß der Kurfürst von Bayern vom Kaiser sich trennte. In einem Briefe, der an jenen Fürsten gerichtet wurde, heißt es wörtlich[1]: ‚Noch schwankte der Kurfürst von Bayern in seinem Entschlusse und war bereits nahe daran, beim Kaiser auszuharren, und schon wünschten die Räthe sich dazu Glück, da gerade führte der Teufel den Beichtvater Sr. Durchlaucht mit dem ganzen Jesuitenschwarm daher, von München nach Wasserburg, wo der Kurfürst sich eben aufhielt. Die reden nun dem durchlauchtigen Kurfürsten ein, es sei nicht nur im Gewissen ihm erlaubt, sondern er sei geradezu verpflichtet, jene Lossagung [vom Kaiser] zu bewerkstelligen.‘ Sie können sich nun keine Vorstellung machen, was alles infolge dieser Nachricht an übeln Nachreden und Anfeindungen über uns ergangen ist. Auch unsere Freunde möchten wissen, was man von all dem zu halten habe, und wie wir, deren Ordensinstitute die Einmischung in Staatsgeschäfte stricte zuwiderläuft, in dieser Sache uns werden rechtfertigen können. Andere vermehren noch das allgemeine Geschrei, indem sie behaupten, Ew. Hochwürden seien schon vor etwa zwei Jahren dazu nach Paris gereist, um über diesen Separatfrieden des Kurfürsten zu verhandeln, zum Nachtheile des Kaisers und der Fürsten des Reiches. Die anerkannte Tugend Ew. Hochwürden läßt mich glauben, daß Sie auch hierin unschuldig sind. Nichtsdestoweniger möchte ich von Ew. Hochwürden erfahren, wie ich gegenüber den andern Fürsten Ew. Hochwürden, und in Ihrer Person unsere ganze Gesellschaft, rechtfertigen soll. Nicht als ob ich, ein gewöhnlicher Sterblicher (unus de grege), mir herausnehmen wollte, an den politischen Entschließungen und Maßnahmen so hoher Fürsten Kritik

[1] Mit diesem kurzsichtigen Parteiberichte vergleiche man die actenmäßige Darstellung bei Egloffstein oder *T. Pfanneri* Historia Pacis Westphalicae lib. IV, n. 70 (ed. 3, Gothae 1697, p. 496).

zu üben, sondern nur, damit ich den andern Fürsten den Nachweis liefern kann, daß in dieser Sache die Unsrigen sich innerhalb der rechten Schranken gehalten und bei ihrem Leisten geblieben sind."

Als Vervaux im März 1645 die Mission an Mazarin übernahm, war P. Caraffa noch nicht Ordensgeneral[1]. Sein Vorgänger, P. Vitelleschi, war am 9. Februar 1645 gestorben, und in der frühern Correspondenz desselben mit P. Vervaux findet sich über derlei diplomatische Aufträge keine Spur. Sicher hatte P. Vervaux seine Sendung an Mazarin vor allem in dem Sinne aufgefaßt, zur Rettung der bedrohten katholischen Sache in Deutschland bei dem mächtigen Kirchenfürsten, der damals unumschränkt das Staatsruder Frankreichs lenkte, das katholische Gewissen wachzurufen. Daß er sich den strengen Vorschriften des Ordens gegenüber zu rechtfertigen vermochte, beweist die Antwort Caraffas vom 15. Juni 1647:

„In vollem Maße zufriedengestellt haben mich Ew. Hochwürden durch Ihr Schreiben vom 24. Mai, in welchem Sie überzeugend und beweiskräftig jeden Verdacht von sich entfernen, als hätte durch Ihren Rath oder auf Ihren Antrieb hin der Kurfürst von Bayern zu der Lossagung vom Kaiser sich bestimmen lassen. Was mich angeht, so war dies vorher schon meine Meinung im Vertrauen auf die Tugend Ew. Hochwürden, welches mich nicht daran zweifeln ließ, daß Sie die einem Ordensmanne und insbesondere unserem Institute gesteckten Schranken in keiner Weise überschreiten würden. Es freut mich aber, daß ich jetzt einen [authentischen] Bericht über den Hergang der Sache habe, damit ich diejenigen beruhigen kann, welche argwöhnten, Ew. Hochwürden hätten sich hier über die rechten Schranken einigermaßen hinweggesetzt[2].

„Die Antwort des durchlauchtigen Kurfürsten auf meinen Brief, betreffend die Theilnahme Ew. Hochwürden an den Sitzungen seiner Räthe, habe ich [seiner Zeit] mit gebührender Ehrfurcht empfangen, und da

[1] Er wurde gewählt am 7. Januar 1646 und starb am 8. Juni 1649.

[2] Satisfecit me abunde Reverentia V^a literis suis 24. Maii scriptis, quibus bene et solide repellit a se omnem suspicionem, quasi suasu ipsius vel impulsu inductus fuisset Serenissimus Elector ad secessionem a Caesare faciendam. Et ego quidem prius id in animum iam induxeram meum, fretus virtuti Reverentiae V^ae, qua mihi persuadebam limites viri religiosi et Instituti nostri minime praetergressuram. Nunc gaudeo me habere narrationem rei gestae, ut satis quoque possim facere iis, qui subdubitabant plusculum provectam extra cancellos Reverentiam V^m.

Se. Durchlaucht gnädig geruhten, auf das einzugehen, was ich vorgeſtellt hatte, ſo glaubte ich in ſchuldiger Rückſicht auf die vielen Geſchäfte Sr. Durchlaucht, nicht weiter mit dieſer Angelegenheit ihn behelligen zu ſollen. Aber aus dem wenn auch unbegründeten, ſo doch überall verbreiteten übeln Gerede über Ew. Hochwürden können Se. Durchlaucht jetzt abnehmen, wie berechtigte Urſache ich gehabt habe, ſoweit es auf mich ankam, durch demüthigſte Bitten dieſe Sache von uns abzuwehren."

Die Stellung P. Vervaux' war eine um ſo ſchwierigere, da nicht nur der Kaiſer dem Kurfürſten von Bayern mißtraute und Spanien dem Herzog heftig grollte, ſondern auch die von der päpſtlichen Curie vertretene Politik unter Innocenz X. in den letzten Stadien der weſtfäliſchen Friedensverhandlungen mit dem, was Maximilian I. für die einzige Rettung hielt, keineswegs einverſtanden war. Dieſe Anſchauungen, wie hauptſächlich der päpſtliche Nuntius in Köln ſie vertrat, wurden in einer lateiniſchen Schrift[1] unter dem Pſeudonym Ernestus de Eusebiis ſchon 1646 in Deutſchland verbreitet. Von Bayern aus hatte man in dem Irenicus auf das Aufſehen erregende Buch geantwortet; aber Ernestus de Eusebiis ſtand zu einem Gegenſchlage bereit. So verſteht ſich ein neuer Brief des Ordensgenerals vom 16. Mai 1648:

„Unſer Heiliger Vater hat in einer Unterredung, die ich neulich mit Sr. Heiligkeit hatte, mir bedeutet, er wünſche, daß auf das letzte Werk, das unter dem Namen Ernestus de Eusebiis über den Frieden Deutſchlands jetzt erſchienen iſt, von ſeiten der Unſrigen nichts weiter geantwortet werde. Da nun die allgemeine Anſicht iſt, daß ein anderes, unter dem Titel Irenicus erſchienenes Werk, gegen welches jener Autor ſich wendet, die Arbeit Ew. Hochwürden iſt, ſo wünſche ich ſehr, daß Sie nunmehr von jeder weitern Antwort Abſtand nehmen und ſich mit aller Bereitwilligkeit des Herzens als einen gehorſamen Sohn des Heiligen Stuhles bewähren. Daß dies der Fall ſein wird, dafür bürgt mir Ew. Hochwürden erprobte Tugend.

---

[1] Iudicium theologicum super quaestione: an pax, qualem desiderant Protestantes, sit secundum se illicita? Ex principiis christianis, sententiâ veteris Ecclesiae Summorumque Pontificum deductum: Iis, qui publica tractant, conscientiam suam curant, aut alienam dirigunt, lectu utile ac necessarium. Operâ ac studio Ernesti de Eusebiis civis Romani; sumptibus et typis Theodosii de Sicecela Armonia. Ecclesiopoli ad Insigne Pietatis anno 1646. 4°. 62 p. Die zahlreichen Schriften für und wider, welche dieſe Broſchüre hervorrief, vgl. bei *Sommervogel*, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus VIII (Paris 1898), 983.

„P. S. Ich hatte dies bereits geschrieben, als Se. Heiligkeit mir mittheilen ließ, Sie habe Kenntniß davon, daß eine Schrift abgefaßt worden und in der Kanzlei des Kurfürsten von Bayern noch vorhanden sei, in welcher behauptet werde, Se. Heiligkeit habe zu den Bedingungen oder Artikeln des Friedens, welche der Kaiser und der Kurfürst den Akatholischen [Ständen des Reiches] vorgeschlagen haben, Ihre Zustimmung ausgesprochen, und als den Verfasser dieses Schriftstückes betrachtet man Ew. Hochwürden. Da nun aber, was da von einer Zustimmung Sr. Heiligkeit behauptet wird, von der Wahrheit sehr weit entfernt ist, so kann ich mir nicht einreden, daß so etwas, bei dem der Nachweis der Unwahrheit so leicht erbracht werden könnte, von Ew. Hochwürden sollte geschrieben sein. Lassen mich daher Ew. Hochwürden so bald als möglich genau wissen, was Sie in dieser Sache gethan haben, und richten Sie Ihren Brief so ein, daß derselbe, wenn nöthig, Sr. Heiligkeit vorgelegt werden könne."

Je mehr man dem endlichen Abschlusse des Westfälischen Friedens sich näherte, desto mehr wuchsen die Sorgen und Bedrängnisse des Ordensgenerals im Hinblick auf einen sonst so ausgezeichneten und gewissenhaften Untergebenen, dem aus den drangvollen Verhältnissen, in welchen er an der Seite seines Kurfürsten ausharren mußte, oft eigenthümliche Zwangslagen erwuchsen. Noch war P. Vervaux' Verantwortung auf die neue Anklage nicht in den Händen des Ordensgenerals, als P. Caraffa schon wieder (22. Juni 1648) sorgenvoll nach Braunau (Brunovium) an P. Vervaux schreiben mußte:

„Den Brief Ew. Hochwürden vom 13. vorigen Monats habe ich erhalten, und darin stimme ich völlig Ew. Hochwürden bei, daß wir mit Aufgebot aller Kräfte eine Beleidigung des durchlauchtigen Kurfürsten vermeiden müssen. Es ist ja bekannt, wieviel unsere Gesellschaft diesem trefflichen Fürsten zu danken hat, zu dem sie allezeit nicht nur wie zu einem Mäcen, sondern auch wie zu einem liebevollen Vater aufblicken durfte. Ich bin jedoch überzeugt[1], würde dieser so einsichtigen Fürsten einmal in ganz

[1] **Illud vero mihi persuadeo**: si sapientissimo Principi humillime exponatur, quantum damni incumbere **posset** Societati nostrae minimae ex eo, quod Reverentia V^a meras partes **internuntii** (prout loquitur) **agat**, fovendo commercia literarum de rebus odiosis **alterutri parti** Principum de pacis bellive foederibus adeo ab Instituto nostro **alienis, nunquam** tam duras partes imponeret R^ae V^ae aut ab ipsa exigeret cum tanto **incommodo** nostrae religionis, quod citra cuiuspiam offensam tractari posset **per Secretarios** vel Ministros alios S^ae Serenitatis. Novit R^a V^a laborare se iam **apud externos** famâ quasi implicantis se negotiis politicis plus quam deceat **religiosum** Societatis. Suspecta est ipsi Summo

bescheidener Weise auseinandergesetzt, welch großer Schaden über unsere ganze geringste Gesellschaft hereinbrechen könnte infolge des Umstandes, daß Ew. Hochwürden auch nur, wie Sie sagen, den bloßen ‚Vermittler' machen bei einer Correspondenz, deren Inhalt einer andern Partei von Fürsten höchst mißliebig ist, nämlich Bündnisse betreffend über Krieg und Frieden, was doch unserem Institut so sehr entgegen ist: der Kurfürst würde dann nie und nimmer Ew. Hochwürden eine so drückende Rolle auferlegen, noch zum ungeheuern Schaden unseres Ordens etwas von Ihnen verlangen, was ohne Anstoß für irgend jemanden ganz wohl durch andere Secretäre und Diener Sr. Durchlaucht geleistet werden könnte. Ew. Hochwürden wissen, daß Sie bereits bei den Auswärtigen in dem Rufe stehen, als mischten Sie sich mehr, als einem Religiosen der Gesellschaft zusteht, in politische Geschäfte. Selbst dem Papste sind Sie verdächtig als Verfasser eines Schriftstückes, über das ich Ihnen neulich geschrieben und einer Antwort noch entgegensehe. Auch von andern sehr hochstehenden Fürsten werden Sie als der angesehen, welcher zum Separat-Waffenstillstand oder der Lossagung des Kurfürsten vom Kaiser im vorigen Jahre den Rath gegeben habe. Was würden nun erst diese Fürsten sagen, wenn sie erführen, daß Ew. Hochwürden über einen neuen Separat-Waffenstillstand die Correspondenz führen! Und doch liegt es auf der Hand, daß dies bald herauskommen wird; denn diese andern Fürsten haben überall ihre überaus scharfsichtigen Späher, und in diesen Kriegszeiten können Briefe gar leicht aufgefangen werden. Wenn daher Ew. Hochwürden in dieser Angelegenheit auch nur den Schreiber abgeben oder den Vermittler machen, so werden doch die Auswärtigen die Sache so auffassen, als ob Sie die Rolle eines Rathes oder Secretärs ausfüllten, und so wird die ganze Gehässigkeit, die aus solchen Projecten naturgemäß entstehen muß, auf uns zurückfallen. Deshalb, da wir Gutes zu wirken haben nicht nur vor Gott — denn daß Ew. Hochwürden dieses thun, daran zweifle ich

---

Pontifici de conditâ scripturâ quadam, de qua alias monui et responsum etiamnum opperior. Existimatur ab aliis etiam Principibus supremis suasor fuisse armistitii seu secessionis a Caesare anno superiori. Quid nunc non dicerent iidem, si rescirent R^m V^m fovere commercia literarum de armistitio altero, prout pronum est vulgari statim, cum sagacissimos habeant Principes alii rerum ubique indagatores et intercipi facile possent literae his bellicis temporibus. Quare licet R^a V^a merum in iis scriptorem ageret vel internuntium, putabitur tamen ab externis partes Consiliarii vel Secretarii obire et redundabit in nos invidia, quae nata est sequi eiusmodi consilia. . . .

nicht —, sondern auch vor den Menschen, und da wir ganz ebenso wie beim Kurfürsten von Bayern, so auch beim Papste, beim Kaiser und den andern höchsten Potentaten, von welchen wir abhängen, einen Anstoß vermeiden müssen, so bitte ich Ew. Hochwürden, sich bescheiden und demüthig von solchen Aufträgen und Arbeiten loszubitten, welche jene zum Unwillen reizen könnten, und sich, entsprechend der Norm unseres Instituts, lediglich auf die Gewissensangelegenheiten zu beschränken. Sehen Sie auch zu, ob es sich nicht empfehle, dem Kurfürsten nahezulegen, daß er bei diesen hochwichtigen Fragen, wo es sich um das Gewissen handelt, auch andere Geistliche und Ordensleute zum Rath herbeiziehe, damit nicht, wenn die Sache übel ausläuft, die ganze Wucht der Gehässigkeit ausschließlich unsere Gesellschaft treffe. Ich hoffe, daß Se. Durchlaucht bei ihrer großen Liebe zu uns diesen meinen Erwägungen wohlwollendes Gehör geben und Ew. Hochwürden von einer so gehässigen Function erlösen werde."

Gegenüber dem Verdachte des Papstes hatte unterdessen P. Vervaux seine Unschuld darzuthun gewußt; am 25. Juli 1648 schreibt ihm P. Caraffa nach Salzburg[1]:

„Die Briefe Ew. Hochwürden vom 9. Juni und 4. Juli habe ich erhalten. Ich habe Sorge getragen, daß der erstere an der richtigen Stelle zur Mittheilung gebracht werde, und ich hoffe, daß derselbe Se. Heiligkeit befriedigen werde. Was den letztern betrifft, so kann ich den Geist des religiösen Gehorsams, der aus demselben spricht, nur lebhaft anerkennen, sowie auch die Art und Weise, wie Sie versucht haben, auf gute Art von dem Pariser Briefwechsel loszukommen, damit nicht, wie Ew. Hochwürden ganz richtig einsehen, daraus für unsere Gesellschaft eine Gefahr entstehe.

„Es ist mir überaus schmerzlich, daß der Kurfürst, der mir höher gilt als mein eigenes Leben, sich dadurch verstimmt zeigt. Ich habe ihm in der Sache geschrieben und lege hier eine Abschrift bei. Es ist mein Wunsch, daß Ew. Hochwürden Sr. Durchlaucht in allem nach Kräften dienen, was nur nach Ihrem Urtheil nicht eigentlich Staatsgeschäfte sind. In diesen aber ist es schon mit Rücksicht auf das Gemeinwohl des Ordens für Ew. Hochwürden nicht angezeigt, hervorzutreten, und mit Rücksicht auf

[1] Accepi datas a R^{a} V^{a} 9. Iunii et 4. Iulii. Priores communicari curavi iis, quibus oportuit et spero Sanctissimo Domino Nostro facturas satis. In posterioribus valde probo studium religiosae obedientiae, quod in iis elucet, et modum praeterea, quo suaviter conata est se subducere a commercio literarum Parisiensium. ...

Canon XII der fünften Generalcongregation glaube ich hierin auch keine Dispens gewähren zu können. Ew. Hochwürden mögen selbst überlegen, ob es sich nicht empfehle, dem durchlauchtigsten Kurfürsten diesen Canon der Generalcongregation einmal vorzuzeigen."

Jetzt endlich schien dem besorgten Obern des Ordens die fortwährende Beängstigung wegen P. Vervaux' heikler Stellung in München einigermaßen benommen zu werden; in seinem Briefe vom 29. August 1648 athmet er erleichtert auf:

„Aus den beiden Schreiben Ew. Hochwürden vom 24. Juli und 6. August ersehe ich Ihre eifrige Bereitwilligkeit, zu gehorchen, indem Sie sich, soweit es geschehen kann, den diplomatischen Geschäften (negotiis aulicis) entziehen, und das macht mir sehr große Freude. Ueberaus viel Gehässigkeit wird dadurch von uns abgewehrt, und ich hoffe, daß nun der durchlauchtigste Kurfürst in seiner Huld solche uns verbotene Dienstleistungen von den Unsrigen nicht mehr verlangen wird."

Doch schon in den nächsten Monaten drohte ein neuer Sturm. Das angekündigte Werk des Ernestus de Eusebiis war wirklich erschienen[1] und erregte in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus ein ungeheures Aufsehen. Es enthielt nicht nur die empfindlichsten Anklagen gegen den Verfasser des Irenicus, sondern auch heftige Ausfälle gegen die um jeden Preis den Frieden suchenden katholischen Fürsten des Reiches, namentlich aber gegen den Kurfürsten von Bayern, und dieser fühlte sich dadurch in hohem Grade verletzt. Unglücklicherweise war der Hauptverfasser des pseudonymen Werkes, wie dem Kurfürsten nicht verborgen geblieben war, der in Konstanz lebende Jesuitenpater Heinrich Wagenereck. Derselbe schrieb im directen Auftrage des Kölner Nuntius, dem er seine Manuscripte einlieferte. Er hatte weder vorauszusehen noch zu verhindern vermocht, daß an verschiedenen Stellen von fremder Hand Einschiebungen von entscheidender Bedeutung gemacht wurden[2]. P. Vervaux, der seinerseits von

[1] Responsum theologicum super quaestione: an pax, qualem desiderant protestantes, quaeque nunc Monasterii et Osnabrugi tractatur, sit secundum se illicita? Pro principiis Christianis, et veteris Ecclesiae Catholicae, summorumque Pontificum ac SS. PP. sententiâ, in iudicio theologico Ernesti de Eusebiis, civis Romani explicatâ et demonstratâ, a Quodam anonymo notis clancullariis oppugnatâ. S. l., anno Christi 1648. 4°. 174 p.

[2] Der Nuntius selbst gab dies zu, wie P. Caraffa am 12. März 1649 an den Provincial in München, P. Keppler, schreibt. Der Brief Caraffas ist gedruckt bei Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten II (Nördlingen 1889), 319 ff.

Wagenerecks Beziehungen zum Nuntius nichts ahnte, wollte nun wieder in die Schranken treten, um seinen Kurfürsten und zugleich auch seine eigene frühere Schrift, den Irenicus, zu rechtfertigen. Aber auch P. Wagenereck hatte neue Aufträge und hatte bereits weiteres Manuscript an den Nuntius eingeliefert[1]. Da trat P. Caraffa ins Mittel, verbot P. Vervaux aufs bestimmteste jede weitere Schrift in dieser Sache und suchte vorsichtig, soweit es nur anging, auch P. Wagenereck aus der gefährlichen Angelegenheit zu ziehen. P. Vervaux, der in diesem Streite der Angegriffene und schwer Gekränkte war und dessen Stellung am Hofe des Kurfürsten durch den Vorfall sehr peinlich gemacht wurde, benahm sich in der ganzen Angelegenheit musterhaft, eines wahren Ordensmannes würdig. Dennoch erreichten die Mißstimmungen gegen ihn mit dem Abschlusse des Westfälischen Friedens (24. October 1648) noch nicht ihr Ende. P. Caraffa selbst, der diesen Mann sonst mehr als andere zu schätzen wußte, sah sich veranlaßt, unter dem 13. Februar 1649 an den Münchener Provincial, P. Laurentius Keppler, über ihn zu schreiben:

„Ich bringe in Erfahrung, daß dort bei Ihnen und in den benachbarten Provinzen [des Ordens] heftige Animositäten bestehen wegen des Beichtvaters des Kurfürsten von Bayern. Allenthalben glaubt man von ihm, daß er in die Entschließungen des Kurfürsten und in politische Angelegenheiten mehr als recht ist sich einmische; andererseits aber hat mich P. Vervaux wiederholt versichert, daß er, soweit es nur ohne schwere Verstimmung (sine gravi offensa) des durchlauchtigsten Kurfürsten geschehen kann, solchen Dingen sich entziehe und sich sorgfältig innerhalb der durch Canon XII der fünften Congregation gezogenen Schranken zu halten suche. Wenn ich nun auch glaube, daß dieses Gerede [gegen ihn] den wahren Sachverhalt stark übertreibe, so mögen doch Ew. Hochwürden mit Ihren Consultoren die Sache genau untersuchen, ob etwas Wahres daran ist, und ob er einer Mahnung bedürfe, und wenn dem so sein sollte, ihn in meinem Namen väterlich ermahnen, daß er doch nicht seiner Mutter [der Gesellschaft Jesu] eine solche Gehässigkeit auflade. . . . Wenn über das hinaus [was ich vor zwei Jahren gestatten mußte] jetzt irgend etwas geschieht, so mögen Ew. Hochwürden darauf achthaben und die Sache abstellen."

[1] Es handelte sich um ein neues Werk, den Apologeticus; Wagenereck schrieb darüber am 5. Februar 1649 direct an den Papst. Vgl. *Sommervogel*, Bibliothèque VIII, 983.

Der üble Ruf, in welchen P. Bervaux infolge seiner Dienste während der Westfälischen Friedensverhandlungen gerathen war, bildete auch den Hauptgrund, weshalb der folgende Ordensgeneral, P. Goswin Nickel, zur Herausgabe des großen historischen Werkes, das P. Bervaux auf Wunsch des Kurfürsten von Bayern ausgearbeitet hatte, die Erlaubniß verweigerte und den Vorschlag machte, daß lieber einer der kurfürstlichen Beamten die Verantwortung des Werkes auf seinen Namen übernehmen möchte, weil, wie der General am 9. Januar 1655 sich ausdrückt, „P. Bervaux um so mehr für parteiisch wird angesehen werden, je näher er dem durchlauchtigsten Kurfürsten verbunden ist; dann aber auch, weil er bei Personen des höchsten Ansehens, selbst aus der Zahl der Cardinäle, hier zu Rom große Vorurtheile gegen sich hat auf Grund von Actionen, welche er, wie man glaubt, während der Friedensverhandlungen — entgegen dem Urtheile mehrerer derselben — betrieben haben soll“ [1]. Erst nach P. Bervaux' Tode erschien im Jahre 1662 sein großes Werk, die Annales Boicae gentis, das Denkmal seiner treuen Anhänglichkeit an Bayern und das kurfürstliche Haus. Es trug ohne weitern Vorbemerk den Namen des bayrischen Kanzlers Adlzreiter.

Otto Pfülf S. J.

Die Erscheinungen von Ebbe und Fluth im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltsystem.

Ein weiterer [2] Beitrag zur Galilei-Literatur.

In dem reichen Schatze werthvoller Handschriften der vaticanischen Bibliothek wurde kürzlich ein bisher fast unbeachtet gebliebenes Schriftstück aufgefunden, welches sich bald als einer der ersten von Galilei selbst über das copernicanische Weltsystem geschriebenen Aufsätze herausstellte.

Die aus verschiedenen Schriften bestehende Nummer (manuscritto miscellaneo Vaticano) 8193 enthält in ihrem zweiten Theile von Blatt

[1] *Sommervogel*, Bibliothèque III, 707.

[2] Vgl. hierzu den Aufsatz in dieser Zeitschrift Bd. LII, S. 361 ff., wo die Erscheinung der Sonnenflecke in ähnlicher Weise besprochen wurde.

517—526 eine lange vergebens gesuchte Abhandlung Galileis über Ebbe und Fluth. Wie der anscheinend von anderer Hand geschriebene Titel[1] besagt, entstammt das Schriftstück Galileis eigener Feder und wurde von ihm zu Rom am 8. Januar 1616 in der Villa Medici auf Veranlassung seines Gönners, des Cardinals Alexander[2] Orsini, niedergeschrieben.

Schon im Jahre 1876—1878 beschrieb der bekannte Joh. B. de Rossi, indem er das Inventar der lateinischen Bände der vaticanischen Bibliothek zusammenstellte, im zehnten Bande auch diese Nummer 8193, ohne jedoch anzugeben, daß es sich um ein „Autograph" handle, und so findet sich auch im Index Auctorum von Monaci nur die kurze Angabe: Galilei Galilaeus 8193 (p. 2ᵃ). Monsignor Ehses, der Director des historischen Institutes der Görres-Gesellschaft zu Rom, notirte vor Jahren bereits Titel, Datum und Ort der Abhandlung, ohne jedoch derselben weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

So blieb die Sache bis zum November 1898, als Professor Marchesini, ein Hauptmitarbeiter an der neuen Florenzer Ausgabe der Werke Galileis, die vaticanische Bibliothek besuchte, um daselbst ein Sonett Galileis zu vergleichen. Es kam die Rede auf etwaige sonstige galileische Schriftstücke. Der Vice-Bibliothekar G. Cozza-Luzi meinte, es müsse sich noch sonst etwas finden. Er nahm den erwähnten 10. Band des de Rossischen Inventars zur Hand und fand daselbst die Nummer 8193. Kaum hatte der mit den Handschriften Galileis überaus vertraute Professor Marchesini die Schrift vor Augen, als er sie als ein wirkliches Autograph erkannte und auf Wunsch des Bibliothekars hierüber ein schriftliches Zeugniß[3] hinterließ.

Durch weitere Vergleiche mit andern Handschriften Galileis ward die Sache bald über allen Zweifel erhaben, und es erübrigte nur noch, eine

---

[1] Der Titel lautet wörtlich also: Trattato | del Flusso e Reflusso del | mare | composto da Galileo Galilei | (—) | ad istanza | (— —) | dell' Ill.mo e Rev.mo Sig. Card. Flavio | Orsino | *scritto di propria sua mano* | in Roma, àgli 8 di Gennaio | *1616* | mentre egli stava per le persecutioni (de) | *ricevute* | dagli emoli suoi | sequestrato alla Trinità de | Monti | nel giardino de' Medici.

[2] Auf dem Titel heißt es irrthümlich Flavius Orsini. Dieser Flavius oder auch Fulvius Orsini war bereits im Jahre 1581 verstorben. — Die zwei durch Klammern (— —) angedeuteten Lücken des Titelblattes sind von der Tinte zerfressen; wahrscheinlich stand hier der von Galilei selbst geschriebene einfachere Titel.

[3] Il codice Vaticano Latino 8193, Parte II, contiene da carte 517 a car. 526 il Trattato del flusso e reflusso del mare di Galileo Galilei. È a mio giudizio certamente autografo del grande Filosofo.

Roma, 23 novembre 1898. Prof. Umberto Marchesini.

möglichst genaue und getreue Veröffentlichung des merkwürdigen Fundes zu veranstalten. Dies ist unterdessen ebenfalls besorgt, und zwar unter der bewährten Aufsicht des Vice-Bibliothekars in den Abhandlungen der päpstlichen Akademie der Nuovi Lincei[1], wo die Schrift 24 Druckseiten füllt. Außerdem hat der Herausgeber eine Einleitung vorausgeschickt, der wir die obigen Daten entnahmen; eine willkommene Beilage bildet ein photographisches Facsimile des Schlusses der Abhandlung, wo Galilei sich unterzeichnet als Galileo Galilei, Filosofo e Matematico primario del Serenissimo Granduca di Toscana.

Es handelt sich hier nun zwar nicht um eine bisher unbekannte Schrift des vielgenannten Philosophen. Dieselbe findet sich bereits im 5. Bande der neuesten Florentiner Ausgabe[2] der Werke Galileis, wo die Herausgeber allerdings (S. 374) hinzufügen, daß ihnen bei der Drucklegung nicht die ursprüngliche Handschrift Galileis, sondern zahlreiche mehr oder weniger getreue, oft nicht wenig entstellte Abschriften vorgelegen hätten.

Der mühsamen Arbeit, aus denselben den ursprünglichen, von Galilei selbst gewollten Sinn kritisch herauszuschälen, sind wir nunmehr plötzlich enthoben, und es ist jetzt leicht, sich über den Stand der Controverse im Jahre 1616 ein Urtheil zu bilden. Bekanntlich bildet dieses Jahr eine der wichtigen Epochen im Leben Galileis, indem ihm hier zum erstenmal in Rom von autoritativer Seite Stillschweigen in Bezug auf den heftig entbrannten Streit über das copernicanische Weltsystem auferlegt wurde, ohne daß ihn im übrigen irgend welche Strafe getroffen hätte[3].

Aus jenem Jahre stammt die erste amtliche Erklärung Roms, indem ein Decret der Congregation des Index (vom 5. März) „die pythagoreische Lehre" von der Bewegung der Erde und dem Stillstand der Sonne für falsch und der Heiligen Schrift durchaus zuwiderlaufend erklärt[4].

---

[1] Memorie della Pontificia Accademia dei Nuovi Lincei. Serie inixiata per ordine della S. D. N. S. Papa Leone XIII. Volume decimoquinto. Roma 1899. p. 417—440.

[2] Le Opere di Galileo Galilei. Volume quinto. Firenze 1895.

[3] Näheres findet sich in unserer Schrift „Nikolaus Copernicus, der Altmeister der neuern Astronomie", Ergänzungsheft 72 zu den „Stimmen aus Maria-Laach" (Freiburg, Herder, 1898) S. 131. Wir citiren dieselbe M. C. (Müller-Copernicus).

[4] Et quia etiam ad notitiam praefatae Sacrae Congregationis pervenit, falsam illam doctrinam Pythagoricam divinaeque Scripturae omnino adversantem de mobilitate terrae et immobilitate solis . . . jam divulgari et a multis recipi. . .

Daß vor allem dem wenig klugen Vorgehen Galileis diese erste Entzidung zu verdanken ist, steht außer Zweifel, ohne daß man deshalb die ologischen Qualificatoren von aller Schuld übereilter Entscheidungen izusprechen braucht. Hatte doch Cardinal Bellarmin bereits 1615 ausicklich darauf aufmerksam gemacht, daß man in Bezug auf die Errung der Heiligen Schrift vorsichtig zu Werke gehen müsse, sobald ein ibender Beweis für das copernicanische Weltsystem vorliege [1].

Lag nun ein solcher Beweis vor? Diese Frage ist bis auf den heuen Tag mit einem entschiedenen „Nein" zu beantworten. Zwar war es innigste Wunsch Galileis, einen solchen zu liefern. Sein Ehrgeiz spornte zu fortgesetztem Suchen nach demselben. Hier glaubt er ihn in den scheinungen von Ebbe und Fluth gefunden zu haben. Sehen wir uns iselben etwas näher an. Allerdings müssen wir uns mit einem kurzen iszuge des genannten Aufsatzes begnügen; doch erlauben die beständigen nweise auf die Schrift selbst jedem, sich zu überzeugen, daß wir getreu t Gedankengang Galileis wiedergeben.

Einleitend erklärt er mit freundlichen Worten an seinen Gönner Carnal Orsini, hiermit dessen Wunsche nachzukommen, das ausführlicher und riftlich aufzuzeichnen, was er vor etwa zehn Tagen mündlich auseinandersetzt habe. Alles, was bisher über die merkwürdige Erscheinung der zeiten von den verschiedensten Gelehrten geschrieben worden sei, befriedige manden, während seine Erklärung allen Anforderungen genüge [2].

Es handelt sich hier, fährt er fort, nicht um eine Anschwellung [3] der wässer, sondern um eine örtliche Fortbewegung derselben, deren Haupt- und nicht wie bei den Flüssen in der Abschüssigkeit des Bodens zu suchen

Auch können Wind und Stürme die so regelmäßig sich wiederholende scheinung unmöglich erklären [4]. Vielmehr erinnert dieselbe an die Begung einer Flüssigkeit in einem Gefäße, das nicht etwa in senkrechter, idern in wagerechter Richtung hin und her bewegt wird. Tragen wir solches hinreichend weites Gefäß von einem Orte zum andern, indem r dabei die Schnelligkeit unserer Schritte bald hemmen bald beschleunigen,

[1] Vgl. M. C. S. 130.

[2] Satisfà à tutti i particolari sintomi et (sic) accidenti. Wir citiren mit ibehaltung der alten Schreibweise stets nach der erwähnten Ausgabe der Accad. Nuovi Lincei (A. N. L.) p. 417.

[3] Rigonfiamento e ristringimento, gewissermaßen ein Sichaufblähen und sammenziehen. Ebd. p. 418.

[4] Ebd. p. 419.

so gewahren wir (ohne daß wir dem Gefäß irgend welche Neigung gäben) ein Hin- und Herschwanken des flüssigen Inhalts [1].

Die Sache läßt sich noch besser veranschaulichen durch eine zum Theil mit Wasser gefüllte Barke. Solange die Barke stille steht, hat das in ihr enthaltene Wasser eine vollkommen wagerechte Oberfläche; beginnt die Barke sich in Bewegung zu setzen, so bleibt das in ihr enthaltene Wasser zunächst hinter dieser Bewegung zurück. Es erhebt sich im Hintertheile der Barke, senkt sich hingegen im Vordertheil. Erst allmählich folgt es der Bewegung der Barke, die ganz gleichmäßig dahingleitet. Läuft diese dann etwa auf eine Sandbank, oder wird ihr sonstwie plötzlich Halt geboten, so gehorcht die Flüssigkeit im Innern nicht sofort diesem Gebote, sondern sie setzt ihre Bewegung noch eine Zeitlang fort, indem sie sich gegen den vordern Theil der Barke aufbäumt, sogar über den Rand hinausschlägt, zumal wenn das Feststehen der Barke urplötzlich erfolgt. Die Heftigkeit der Bewegung der in der Barke enthaltenen Wassermasse hängt hierbei offenbar von der Heftigkeit der veränderten Beschleunigung der Barke ab [2].

Einen ganz ähnlichen Fall glaubt nun Galilei in den Erscheinungen von Ebbe und Fluth vor sich zu haben. Die Meeresbecken sind das Gefäß (die Barke); diese werden von der bald schneller bald langsamer dahingleitenden Erde in ihrer Bahn um die Sonne voranbewegt; dabei können sie der bald beschleunigten bald verzögerten Bewegung des Beckens nicht sofort Folge leisten, und es entsteht somit ein Aufbäumen der Gewässer an der einen Seite der Gestade (die Fluth), ein Niedersinken an der andern (die Ebbe). Dieser Wechsel steht durch die Erfahrung fest; mithin gestattet er uns einen Rückschluß auf die Bewegung der Erde.

Bei diesem kühnen Schlusse drängt sich nun allerdings zunächst die Frage auf, woher denn eine solche bald beschleunigte bald verzögerte Erdbewegung herrühren soll. Galilei ist um die Erklärung keineswegs verlegen, nimmt sogar zu einer erläuternden Figur seine Zuflucht, die wir der größern Anschaulichkeit halber nebenstehend getreu wiedergeben [3].

Der größere Kreis $AFGI$ stelle die Bahn der Erde um die Sonne dar, der kleinere $BCDL$ bezeichne die Erdkugel, welche sich in 24 Stunden um ihre etwas gegen die Erdbahn geneigte Achse dreht [4].

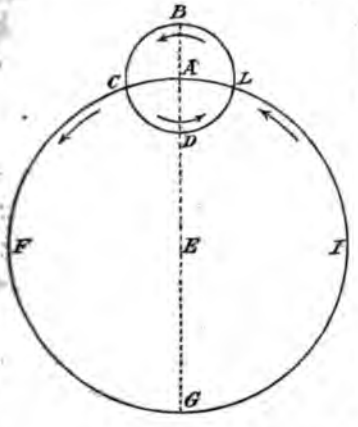
---

[1] A. N. L. p. 420. [2] Ebd. p. 421.

[3] Ebd. p. 422. — Um Raum zu ersparen, haben wir den Maßstab auf ungefähr die Hälfte verkleinert.

[4] Der größern Anschaulichkeit halber und um weitere Erklärungen überflüssig

Galilei nimmt nun an (was freilich der Wahrheit nicht entspricht), daß A, der Mittelpunkt der Erde, sich mit gleichförmiger Bewegung in 365 Tagen im Kreise um die Sonne bewege[1]. Kreisen dabei gleichzeitig die Punkte (der Erdoberfläche) $BCDL$ um A, so entsteht offenbar in der Fortbewegung dieser Punkte um E eine ungleichförmige Bewegung[2]. C und L werden für die augenblickliche Stellung sich gleichmäßig mit A fortbewegen; B hingegen, welches A überholen muß, eilt schneller dahin; D mit entgegengesetzter Bewegung um A erleidet in seiner Fortbewegung um E eine Verzögerung. Da nun jeder Punkt der Erdoberfläche (in nicht allzu großer Entfernung vom Erdäquator) diese vier Hauptpunkte in je 24 Stunden zu durchlaufen hat, so muß dieser Wechsel der Bewegung eine täglich sich wiederholende Periode der Gezeiten zur Folge haben[3].



Ohne eine solche Bewegung der Erde um sich selber und ihres Mittelpunktes um die Sonne würden die Erscheinungen von Ebbe und Fluth gar nicht stattfinden; mithin haben wir in dieser doppelten Bewegung die Hauptursache der Gezeiten zu suchen. So lautet der kühne Schluß des gefeierten Gelehrten[4].

Galilei ist sich übrigens wohl bewußt, daß diese seine Erklärung mit der Erfahrung wenig übereinstimmt, weshalb er die Abweichungen der Erscheinung von den aus seiner Theorie folgenden Gesetzen durch weitere Nebenursachen zu erklären sucht. Er findet deren nicht wenige.

Zunächst rechnet er hierhin die natürliche Schwere der Gewässer, deren Gewicht sie nöthigt, aus der unnatürlichen Lage wieder in den Zustand des Gleichgewichtes zurückzukehren; ja die hierdurch entstandene Rückbewegung wird sich selbst in umgekehrter Richtung noch eine Zeitlang fortsetzen und so ein regelmäßiges Hin- und Herschwanken herbei-

---

zu machen, haben wir uns erlaubt, die Richtung dieser Bewegungen durch die beigefügten Pfeile anzudeuten.

[1] A. N. L. p. 423. [2] Ebd. p. 423 u. 424. [3] Ebd. p. 425.

[4] E questa potremo noi domandare cagione primaria dell' effetto, senza la quale esso del tutto non sarebbe. Ebd. p. 426.

führen, ähnlich der Bewegung eines aus seiner senkrechten Lage aufgestörten Pendels.

Wie bei letzterem die Dauer der einzelnen Schwingungen von der Länge der Stange oder des Fadens abhängt, so wird hier die kürzere oder längere Dauer von der Ausdehnung der Meere abhängen; ja selbst die Tiefe derselben ist von Bedeutung, indem sie die Periode verkürzt; dabei ist wohl zu beachten, daß eine Höhenänderung sich am Meeresgestade zeigt, während auf hohem Meere nur eine horizontale Fortbewegung der Fluthen stattfindet[1].

In einem künstlichen Gefäße würde außerdem eine Biegsamkeit desselben das Wogen des flüssigen Inhalts beeinflussen können. Dächten wir uns z. B. unsere oben als Beispiel angeführte Barke aus elastischem Stoffe verfertigt, so würden selbst deren einzelne Theile sich nicht immer und nothwendig mit derselben Geschwindigkeit bewegen. Nicht als ob die Meeresbecken als elastisch anzusehen wären, wohl aber bleibt zu bedenken, daß wegen der ungeheuern Ausdehnung derselben das eine Gestade eine beschleunigte Bewegung haben kann, während das andere eine Hemmung erfährt, wie z. B. in obiger Figur die Punkte B und C[2].

Das Vorstehende macht es auch erklärlich, weshalb sich die Flutherscheinungen in Seen und kleinern Meeren nicht zeigen; bei ihnen ist der Unterschied in der Fortbewegung der einzelnen Wassertheile ein geringer; zudem kehren sie in kurzen Schwingungen wieder zurück, so daß der Hauptgrund sozusagen nicht zum Durchbruch gelangen kann[3].

Nun bleibt allerdings noch ein Haupteinwurf zu beseitigen: Wenn die Sache sich also verhält, wie kommt es dann, daß die beiden Hauptphasen der Erscheinung, Ebbe und Fluth, sich in Zwischenräumen nicht von zwölf, sondern von sechs Stunden folgen?[4]

Galilei macht sich selbst diesen Einwurf; doch meint er ihn zu lösen mit der Behauptung, es sei dies eine zufällig am meisten (im Mittelmeer) beobachtete Periode, die keineswegs nothwendig anderswo ihresgleichen habe. Daß eine solche Periode die gewöhnliche sei, ist ihm eine irreführende Ansicht[5], wodurch einige sogar[6] in Unkenntniß der wahren

[1] A. N. L. p. 427. [2] Ebd. p. 428 u. 429.

[3] Ebd. p. 430. [4] Ebd. p. 431.

[5] L'esser dunque stato creduto i periodi de' flussi e reflussi esser di 6. hore (sic) in 6. hore, è stato un' ingannevole opinione, la quale hà poi fatto favoleggiare gli scrittori con molte vane fantasie. Ebd. p. 432.

[6] Es ist dies eine Anspielung auf Keplers Erklärungsversuche, die der Wahrheit weit näher kamen als Galileis Phantasien.

Ursache in den Mondbewegungen und ähnlichen Phantasien den Grund der Gezeiten zu finden glaubten.

Endlich erklärt sich auf diese Weise auch unschwer, warum gewisse in der Richtung des Meridians sich erstreckende Meere (wie z. B. das Rothe Meer) kaum eine Fluthwelle zeigen [1]. Ueberdies sind die Meerengen, Buchten, kurz die Gestaltungen der verschiedenen Meere in Betracht zu ziehen [2].

So, meint Galilei, wird es nicht schwer werden, allen Phasen der Erscheinung gerecht zu werden. Wirken nun die Haupt- und Nebenursachen zusammen, so wird einerseits die Fluth mit größerer Heftigkeit auftreten, andererseits die Ebbe eine größere Ausdehnung aufweisen. Heben sie sich gegenseitig auf, so verschwindet die Wirkung [3]. Solch ein Verschwinden der Wirkung kann auch durch den Zusammenstoß verschiedener in entgegengesetzter Phase sich befindender Meere eintreten.

Außer den heftigen Stürmen wirken selbst große, in verhältnißmäßig kleine Meere sich ergießende Ströme und Flüsse als störender Factor in dem Auftreten der Gezeiten. Es gilt dies z. B. vom Schwarzen Meere. Ebenso kann eine plötzliche Meerenge, wie die von Sicilien, der Fluthwelle sich hindernd entgegenstellen [4].

Ein letzter Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauungen scheinen die regelmäßigen Windrichtungen in den Tropen zu sein. Auf der ungeheuern Fläche der dortigen Oceane, meint Galilei, kann die Lufthülle nicht mit derselben Schnelle die Drehung der Erde mitmachen, wie dies bei hohen in dieselbe hineinragenden Gebirgen der Fall ist — daher ihr Zurückbleiben, daher die von Ost nach West gerichteten regelmäßigen Luftströme jener Himmelsstriche [5].

„Viele ähnliche Betrachtungen", so schließt Galilei, „könnte ich noch anstellen, wollte ich mich auf kleinere Einzelheiten einlassen. Weit, weit mehr ließen sich deren machen, hätten wir ein reiches, ausführliches, wahrheitsgetreues Beobachtungsmaterial, zusammengetragen von erfahrenen und sorgfältigen Beobachtern der verschiedensten Länder. Ein Vergleich solcher Daten mit der aufgestellten Hypothese würde es uns ermöglichen, mit größerer Schärfe auseinanderzusetzen und zu begründen, was wir bisher über das so sehr in Dunkel gehüllte Problem gesagt haben. Wenigstens glaube ich

---

[1] A. N. L. p. 433. [2] Ebd. p. 434. [3] Ebd. p. 435.
[4] Ebd. p. 436. [5] Ebd. p. 437 u. 438.

mich rühmen zu können, durch die entworfene Skizze die Naturforscher zum eifrigen Studium der von mir zuerst angeregten Idee veranlaßt zu haben. Ob es sich dabei um eine eitle Träumerei handle, deren Trugbild leicht nachzuweisen sei, muß ich dem Urtheile folgerichtiger Denker überlassen." [1]

„Sollten sich übrigens meine philosophisch-astronomischen Gründe in der Folge als unstichhaltig erweisen, so bliebe für die, welche solchen Nachweis liefern würden, nichts anderes übrig, als ihrerseits die wahren Gründe der fraglichen Erscheinung darzulegen. Sollten sie dies nicht können, nun so bliebe uns nichts anderes übrig als das Geständniß, daß Gott uns den wahren Grund verborgen halte. Dann wäre es freilich besser, so zeitraubende eitle Studien aufzugeben und sich nach unserem Können und Berufe auf heilbringendere Fragen zu verlegen." [2]

Das ist also die von Galilei aufgestellte Theorie der Gezeiten, mit deren Beweiskraft er das gesamte Ptolemäische Weltsystem aus den Angeln zu heben glaubte — eine Theorie, die heutzutage kaum mehr einer Widerlegung bedarf, die in sich selbst so viel des Unfaßbaren und Haltlosen enthält, so viel des Verschwommenen und Dehnbaren, daß sie sich einfachhin allen möglichen Thatsachen anpassen läßt. Die Schlußworte Galileis lassen es hinlänglich herausfühlen, wie wenig er selbst von der Unanfechtbarkeit seiner Theorie überzeugt war. Kann man es da seinen wissenschaftlichen Gegnern übelnehmen, wenn sie erklärten, auf so verschwommene Theorien hin ihre Ansicht über die Erdbewegungen nicht ändern zu können?

Wenn dann der andere von Galilei aus den Erscheinungen der Sonnenflecke hergenommene Beweis ebenso hinkte [3] wie dieser, wenn endlich Galilei außer diesen Gründen den von Copernicus bereits angeführten keine neuen hinzuzufügen wußte: wo sind dann seine wirklichen, so oft in übertriebener Weise gepriesenen Verdienste um dieses System?

So viel steht wenigstens fest, daß diese Galileische Gezeitentheorie in keinem physikalischen Lehrbuche Aufnahme gefunden hat. Es genügt, das erste beste zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, daß der Hauptgrund der Erscheinung gerade da zu suchen ist, wo ihn Galilei zu suchen für

---

[1] Diese Stelle haben wir nahezu wörtlich wiedergeben wollen. Vgl. a. a. O. p. 439.

[2] Mit diesen Worten (a. a. O. p. 440) schließt Galilei seine Abhandlung. Es folgt nur noch die gewohnte complimentäre Schlußformel nebst Unterschrift.

[3] Vgl. unsern oben S. 521, Anm. 1 angeführten Aufsatz.

überflüssig, ja für lächerlich hielt. Wie mitleidig, ja verächtlich drückt er sich aus über die, welche im Monde einen Hauptfactor der Erscheinung zu sehen glaubten![1] Selbst der große Kepler scheint ihm hier in unverzeihliche Kindereien zu verfallen![2]

Bekanntlich sind Ebbe und Fluth eine Folge der Anziehung, welche vor allem der Mond, aber auch die Sonne auf die feste Erde und ihre Gewässer ausübt. Wegen ihrer leichten Beweglichkeit können und müssen die Wasser der Oceane dieser Anziehung, auf der dem Monde zugewandten Seite *mehr*, auf der vom Monde abgewandten Seite (der größern Entfernung halber) *weniger* Folge leisten, als dies bei den starr verbundenen Theilen der festen Erdtheile der Fall ist. So entstehen auf diesen beiden Seiten die bekannten Wasseransammlungen, eigentliche Wasserberge. Der dem Monde zugewandte Berg eilt sozusagen infolge der stärkern Anziehung dem Erdkerne voraus, der vom Monde abgewandte bleibt hinter demselben zurück. Vom Erdmittelpunkte aus gemessen erheben sich also beide über die gewöhnliche Spiegelhöhe. Obschon die Anziehung, die der Mond auf die Erde ausübt, weit geringer ist als die der Sonne, so ist doch der Unterschied für zwei entgegengesetzte Punkte des Erddurchmessers der ungeheuern Entfernung von der Sonne wegen ein viel unmerklicherer. Im übrigen können wir den geduldigen Leser, der weitern Aufschluß über diese wahren Ursachen der Flutherscheinungen wünscht, auf irgend ein beliebiges Handbuch der Physik verweisen. Uns genügt es, dieselben hier angedeutet zu haben.

Von all diesem finden wir bei Galilei keine Silbe. Unrichtig ist es, wenn er behauptet, die Gewässer der hohen See erhöben sich nicht über ihr gewöhnliches Niveau; unrichtig und verfehlt ist es, wenn er meint, das Meer nehme eine bloß schiefe Stelle ein, d. h. während die Gewässer der nach Osten gerichteten Gestade Ebbe aufwiesen, fänden wir an dem westlichen die Flutherscheinung; es ist ein großer Irrthum, wenn er behauptet, die sechsstündige Periode sei eine zufällige Erscheinung des Mittel-

[1] Mentre ignorandone le vere cagioni son ricorsi à vane chimere di moti di Luna ò di altre fantasie. A. a. O. p. 433.

[2] Selbst 16 Jahre später schreibt er noch in seinen bekannten Dialogen: „Es erregt vor allem mein Erstaunen, daß der sonst so gescheite und scharfsinnige Kepler, der doch die verschiedenen Erdbewegungen so genau kannte, in diesem Punkte einem gewissen Einfluß des Mondes auf die Gewässer, gewissen verborgenen Kräften und ähnlichen Kindereien glaubte den Vorzug geben zu müssen." *Galilei*, Opere complete (Firenze 1842) p. 499.

meeres. Galilei, der so manche Beziehungen zu Venedig, der einstigen Königin der Meere, hatte, hätte wohl in diesem Punkte besser unterrichtet sein können.

Wenn schon zu Anfang unserer christlichen Zeitrechnung ein Posidonius, Strabo, Cicero, Plinius[1] den Zusammenhang von Ebbe und Fluth mit den Stellungen von Sonne und Mond kannten, so hätte Galilei doch wohl im 17. Jahrhundert diese Sache nicht übersehen dürfen.

Dazu kommt noch, daß Galilei sehr bald auf das Waghalsige seiner Theorie aufmerksam gemacht wurde. De Dominis, Erzbischof von Spalatro, hatte in Rom im Jahre 1624 eine Schrift über Ebbe und Fluth veröffentlicht, in der er als wahren Grund der Erscheinungen die Anziehung des Mondes anführte. Mario Guiducci schreibt hierüber unterm 6. September desselben Jahres an Galilei[2], daß der Jesuitenpater Grassi sich bei ihm mit vielem Lobe über jenes Werk geäußert habe. Dabei kam die Rede auch auf Galileis Theorie, von der es hieß, daß sie wohl geistreich sei, aber den Thatsachen widerspreche. Gerade bei dieser Gelegenheit that derselbe Pater den wohl zu beherzigenden Ausspruch: „Fände man für die Bewegung der Erde einen wirklichen Beweis, so wären allerdings die Stellen der Heiligen Schrift, wo von der Ruhe der Erde und der Bewegung des Himmels die Rede ist, anders auszulegen; dies sei das (maßgebende) Urtheil des Cardinals Bellarmin.“[3]

Kepler hatte seine gerechten Bedenken gegen Galileis Ansicht[4]; in seiner epochemachenden, bereits im Jahre 1609 veröffentlichten Schrift De motibus stellae Martis finden wir die zwischen der Erde und dem Mond

---

[1] Marinorum aestuum accessus et recessus motu lunae gubernatur, schreibt Cicero (2 Divin. 14 in fine), während wir bei Plinius (Hist. nat. l. 2, c. 97) lesen: Aestus maris accedere et reciprocare, maxime mirum, pluribus quidem modis, verum *causa in sole lunaque.* Bis inter duos exortus Lunae affluunt, bisque remeant, vicenis quaternisque semper horis . . . ancillante sidere, *trahentque secum avido haustu maria.*

[2] Opere complete IX (Firenze 1852), 65.

[3] Dieses gewiß unverdächtige Zeugniß Guiduccis wollen wir seiner Wichtigkeit halber hier mit dessen eigenen Worten wiedergeben: Il Padre disse, che quando si trovasse una dimostrazione per detto moto, converrebbe interpretare la Sacra Scrittura altrimenti che non s'è fatto ne' luoghi dove si favella della stabilità della Terra, o moto del Cielo, e questo *ex sententia Cardinalis Bellarmini.* Die letzten Worte sind unterstrichen. Vgl. M. C. p. 130.

[4] Vgl. *Frisch,* Kepl. Op. omnia I, 64.

stattfindende Anziehungskraft in klarer und drastischer Weise beschrieben. „Würden Mond und Erde nicht durch irgend eine Kraft auseinandergehalten, so würde die Erde um $^1/_{54}$ der Entfernung zum Monde hinauf-, dieser um $^{53}/_{54}$ zur Erde herabsteigen. Würde die Erde aufhören, die Gewässer der Meere anzuziehen, so würden diese sämtlich zum Monde hinaufströmen. . . . Die Anziehungskraft des Mondes erstreckt sich eben bis zur Erde und sammelt die Wassermassen unter der heißen Zone an, und zwar immer nach jenem Orte hin, über dem er sich senkrecht befindet. Diese Wirkung ist unmerklich in den Binnenmeeren; bemerklich wird sie, sobald das Meer Raum genug hat zur Entfaltung der Erscheinung, so daß daselbst die Gestade ringsum zu Tage treten und selbst das Wasser sich aus den dort befindlichen Buchten zurückzieht. Es kann dies sogar in Buchten geschehen, die nahezu unter dem Monde liegen, indem sie eben ihr Wasser zur Bildung des Wasserberges inmitten des Oceans hergeben müssen.“ [1] Kepler erklärt ganz richtig, weshalb die Hochfluth an gewissen Orten verspätet, d. h. nach der Culmination des Mondes, eintritt, weil eben der Wasserberg öfter auf Hindernisse stößt und somit der (scheinbaren) Mondbewegung nicht schnell genug folgen kann.

In seinen Anmerkungen zu Plutarchs Buch De facie in orbe Lunae führt Kepler weiter aus, daß man sich diese Anziehung des Mondes nicht etwa als eine Art „Wassersucht“ (non in quantum humida vel humectans), sondern als eine Anziehung zwischen gleichartigen Massen, als Massenanziehung zu denken habe [2].

Wir geben gerne zu, daß auch diese Vorstellungen Keplers noch mancher Vervollkommnung fähig waren. Und in der That wurden dieselben durch die spätern Arbeiten von Newton, Bernoulli, Euler, Maclaurin, Laplace, Lubbock, Whewell und andern so vervollkommnet, daß die Lösung des schwierigen Problems einen vollständigen Abschluß erlangt hat, insofern es sich dabei eben um den Hauptfactor handelt. Sogar die zufälligen, einigermaßen beständigen Ursachen, über die Galilei sich in seiner Abhandlung so weit verbreitet, sind heutzutage derart festgelegt, daß man Karten mit gleichen Fluthzeiten oder sogen. Isorrhachien anfertigen konnte, daß man die Fluthzeiten der einzelnen Küsten und Häfen der mathematischen Berechnung unterwerfen kann. Bei all diesen Vervollkommnungen

[1] Op. omnia III, 151 (455).
[2] Op. omnia VIII, p. 1, p. 118, n. 90.

mußte Galileis Theorie unberücksichtigt in den Hintergrund treten, während man auf der von ihm als Kinderei verspotteten Keplerschen stets weiterbauen konnte.

Doch vielleicht hat Galilei seine Ansicht später geändert? Denn bekanntlich liegen zwischen dem obigen Schreiben von 1616 und der Veröffentlichung seiner Dialoge (1632) 16 volle Jahre, in denen sich wohl manch werthvolles Beobachtungsmaterial hätte sammeln lassen.

Wir können diese Frage kaum mit Ja beantworten; denn in letzterem Buche[1] hören wir den streitbaren Vorkämpfer der copernicanischen Lehre ganz dieselben Sachen wiederum vorbringen. Auch hier bewegt sich ihm die Erde in einfacher Kreislinie mit gleichförmiger Bewegung um die Sonne[2], und doch hatte Kepler längst die doppelte Unwahrheit dieses Satzes dargethan. Allein wir wollen milde urtheilen und annehmen, Galilei habe hiervon der einfachern Darstellung wegen absehen wollen; allerdings wäre dann eine dies andeutende Bemerkung wohl am Platze gewesen. Auch hier finden wir den (hinkenden) Vergleich der Meeresbecken mit einem vorangetragenen Wasserbehälter. Mit einem Worte: Galilei geht in keinem Punkte von seiner 1616 bereits vorgetragenen Ansicht ab. Er beginnt sogar seine Auseinandersetzung mit der durchaus unhaltbaren, oben bereits angeführten Behauptung, die Erscheinungen von Ebbe und Fluth seien bei ruhender Erde geradezu unmöglich[3], während man bei richtiger Auffassung des wahren Grundes leicht einsieht, daß wir ganz dieselben Erscheinungen haben würden, wenn nicht bloß der Mond, sondern auch die Sonne die Erde umkreisten.

Eines jedoch scheint Galilei im Laufe der vielen Jahre begriffen zu haben, daß er nämlich bei seinen Erklärungen doch den Lauf des Mondes nicht ganz außer acht lassen könne. Sind doch die seltsamen Erscheinungen der Spring- und Nippfluth zur Zeit des Voll- und Neumondes eine allzu sehr in die Augen springende Erscheinung.

Es ist sehr belehrend, zu sehen, wie Galilei sich hier windet und dreht, um seiner einmal aufgestellten Theorie auch diese „monatliche"

[1] Dialogo intorno ai due massimi sistemi del Mondo Tolemaico e Copernicano. Op. cit. I (p. 451 sq.).

[2] I moti attribuiti al globo terrestre; il primo annuo ... altro ... in ventiquattro ore ... *chiascheduno per se stesso uniforme*... A. a. O. p. 462. Auch finden wir hier die gleiche oben angeführte Figur.

[3] Quando il globo terrestre sia immobile, non si possa naturalmente fare il flusso e reflusso del mare. Ebd. p. 452.

(eigentlich sollte es heißen: halbmonatliche) Periode einzufügen. Er gesteht ein, daß es ihn Stunden, Tage, ja ganze Nächte ernsten Nachdenkens gekostet habe, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden; daß er manchmal in der Verzweiflung, eine Lösung zu entdecken, versucht gewesen sei, an den (übereinstimmenden) Berichten der Thatsachen zu zweifeln [1]. Es war ihm ein wahrer „gordischer Knoten" [2]; allein es gelang ihm dessen Lösung, sagen wir besser: er zerhieb ihn!

Die Lösung lag so nahe: stehen Sonne und Mond in Conjunction (wie beim Neumond) oder in Opposition (wie zur Zeit des Vollmondes), so wirkt die Anziehung beider Gestirne in gleichem Sinne, die Wirkung ist eine verstärkte; stehen sie hingegen in Quadratur (wie zur Zeit des ersten und des letzten Viertels), so heben ihre Gezeitenwirkungen sich wenigstens theilweise gegenseitig auf.

Doch diese Lösung paßte nicht in Galileis Ideengang; lag die Sache so einfach, so zerfiel sein großartiger Beweis (grandissima proposizione) [3] in ein Nichts zusammen; es mußte deshalb auf andere Weise Rath geschafft werden. Allerdings hofft er, daß dabei das Verständniß seiner Leser den Mangel seiner Erklärung ergänzen werde [4].

Und nun sucht er darzuthun, daß der Mond in seinem Kreisen um die Erde genau so, wie er es mit Hilfe seiner obigen Figur für die Punkte des Erdäquators nachgewiesen zu haben glaubte, beim Durchlaufen der der Sonne zugewandten Seite seiner Bahn eine Verzögerung, bei der entgegengesetzten eine Beschleunigung in seinem Fluge erfahre. Da nun Erde und Mond gewissermaßen ein zusammengehöriges Pendel um die Sonne bilden, so muß diese Beschleunigung oder Verzögerung des Mondes auch auf die Erdbewegung ihren Einfluß ausüben, hier eine monatliche Störung hervorrufen, und diese soll dann die Veranlassung der außergewöhnlichen Flutherscheinungen sein. Dabei übersieht Galilei vollständig, daß bei dieser Erklärungsweise nur bei Vollmond eine Springfluth, bei Neumond eine

---

[1] Quant' ore, quanti giorni, e più, quante notti abbia io trapassate in questa specolazione: e quante volte, disperato di poterne venire a capo, abbia per mia consolazione di me medesimo fatto forza di persuadermi, a guisa del l'infelice Orlando, che potesse non esser vero quello che tuttavia la testimonianza di tanti uomini degni di fede mi rappresentava inanzi agli occhi. Ebd. p. 484.

[2] Ebd. p. 485. [3] Ebd. p. 452.

[4] Farò forza quanto potrò alla mia dura espressiva, alla cui ottusità supplirà l'acutezza del vostro ingegno. Ebd. p. 486.

Nippfluth eintreten müßte, während der Erfahrung gemäß in beiden Fällen Springfluth eintritt.

Hier lag außerdem die Frage nur allzu nahe, ob denn wirklich solche Unregelmäßigkeiten im Laufe der Erde um die Sonne beobachtet würden. Galilei stellt sich selbst diese Frage, hütet sich aber wohl, dieselbe direct zu beantworten; er verschanzt sich vielmehr hinter die wenig aufgeklärten wahren Läufe der Planeten. Hier ist es denn auch, wo er sich zum erstenmal des ihm doch so befreundeten und wohlwollenden Kepler erinnert, ohne ihn jedoch zu nennen. „Ein Beispiel hierfür", so fährt er fort, „ist uns der Planet Mars, der den neuern Astronomen so viel zu schaffen macht."[1] Man habe diesem Punkte, meint Galilei, bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt; besonders habe die Theorie des Mondlaufes noch manchen dunkeln Punkt. — Und doch sollen diese dunkeln Punkte die so heftig bestrittene Frage der Erdbewegung erhellen!

Allein nicht bloß eine monatliche, sondern noch dazu eine Jahresperiode will Galilei aus seiner Theorie nachweisen. „Ich werde mir alle Mühe geben," so wiederholt er, „mich verständlich zu machen, obschon die Schwierigkeit der Frage und die zu ihrer Erfassung erforderliche Geistesanspannung mich fast verzagen lassen."[2]

Und nun sucht er darzuthun, wie die Schiefe der Ekliptik bei stets gleichgerichteter Erdachse dazu beitrage, ähnlich dem Wechsel der Jahreszeiten auch einen Wechsel in der Heftigkeit der Flutherscheinungen zu bewerkstelligen. Der langen Rede kurzer Sinn läßt sich wohl am besten nach der Galileischen Gezeitentheorie dahin wiedergeben, daß die zu diesen verschiedenen Zeiten zwischen dem Mittelpunkte der Erde und dem Centrum ihrer Bahn (der Sonne) rotirenden Punkte der Erdoberfläche verschiedene, erst nach Ablauf eines Jahres wiederum dieselben sind.

Galilei selbst begnügt sich damit, diesen Punkt angedeutet zu haben, indem er sich sofort wiederum hinter die vielen zufälligen Verwicklungen des Problems in Sicherheit zurückzieht[3]; denn hier mochte er wohl noch mehr als vorher fürchten, von den beobachteten Thatsachen widerlegt zu

---

[1] A. N. L. p. 493.

[2] Farò ogni possibile sforzo per lasciarmi intendere; ma la difficoltà del l'accidente stesso e la grand' astrazione di mente che ci vuol per capirlo, mi sgomentano. Ebd. p. 494.

[3] Perchè con queste cagioni primarie e universali si mescolano poi le secondarie e particolari, potenti a far molte alterazioni... Ebd. p. 497.

werden. Daß die Stellung der Sonne, und mehr noch die des Mondes, zum Zenith des Beobachters die Flutherscheinungen zu ändern im stande ist, liegt nach der heutigen, auf die gegenseitigen Massenanziehungen sich stützenden Erklärung auf der Hand; die von Galilei gesuchte Erklärung ist auch hier eine verfehlte!

Es nimmt sich nach dem Gesagten fast komisch aus, wenn wir Galilei das Endresultat seiner Untersuchungen in folgende Worte zusammenfassen hören: „So sehen wir auf der einen Seite (d. h. auf seiten der Vertheidiger des Ptolemäischen Weltsystems) nur nichtssagende Gründe vorgebracht; auf der andern hingegen (d. h. auf seiten der Copernicaner) zwingende Beweise (dimostrazioni concludentissime)“ [1]. Er läßt freilich seinen Gegner Simplicius noch einige recht schlecht begründete Zweifel an der Sicherheit dieser Schlüsse vorbringen; auch legt er daraufhin ein Schlußbekenntniß seiner Unfähigkeit ab, ein so großartiges Thema zu beherrschen; er könne sich sogar mit dem Gedanken versöhnen, in seiner Erklärung einmal nur ein eitles Phantasiestück, einen feierlichen Trugschluß (una vanissima chimera, un solennissimo paradosso) erkennen zu müssen [2]. Sachlich ändern diese Redewendungen, wie jeder unbefangene Leser leicht herausfühlt, wenig an dem, was er vorher gesagt hat und im Grunde seines Herzens sagen will.

Wirklich vertraute Galilei so sehr auf die Beweiskraft seiner Erklärung der Gezeiten für die ausschließliche Wahrheit des copernicanischen Weltsystems, daß er, wie aus verschiedenen seiner Briefe hervorgeht, seinen Dialogen den Titel geben wollte: Dialogo del flusso e reflusso [3].

Selbst Galileis Freunde waren getheilter Meinung über seine Hypothese. Während z. B. der Benediktinerpater Castelli sich durchaus befriedigt

---

[1] A. N. L. p. 500.

[2] Ebd. p. 501. Man erinnere sich, daß Galilei Einleitung und Schluß seiner Dialoge nach Rom an den Magister Sacri Palatii einschicken mußte; dies macht den in beiden angeschlagenen mildern Ton leicht erklärlich.

[3] Intanto vo tirando avanti il mio *Dialogo del flusso e riflusso*, schreibt er am 7. December 1624 an Cesare Marsili (Opere complete VI, 300). Desgleichen am 12. Januar 1630: Io sono sul rivedere i miei *dialoghi del flusso e riflusso*, contenenti ancora tutto quello che mi par che si possa dire circa i due sistemi, e tra breve tempo gli averò (sic) in pronto per darli in luce. A. a. O. p. 335.

über dieselbe äußert [1], erlaubt Campanella sich, seinen Bedenken in einem Briefe an Galilei selbst Ausdruck zu verleihen [2].

Auch Micanzio erklärt ohne Umschweife, daß er den von Galilei behaupteten Einfluß des Mondes auf die Gezeiten nicht verstehe [3]. Joh. Bapt. Baliani findet die ganze Auseinandersetzung zwar geistreich, begreift aber nicht, weshalb Galilei einen schweren Einwurf unerledigt läßt. Nach jener Theorie müßten Ebbe und Fluth stets zur gleichen Tagesstunde eintreffen, während doch die Erfahrung sagt, daß die Erscheinung von einem Tage zum andern um ungefähr $^4/_5$ Stunde früher eintritt [4].

So kann es also keineswegs befremden, wenn einer der Anklagepunkte (corpo del delitto) dahin lautete, daß Galilei die Erscheinungen von Ebbe und Fluth in verkehrter Weise auf die nicht bestehende Ruhe der Sonne und die Beweglichkeit der Erde zurückführe [5]. Man könnte hieraus sogar den Schluß ziehen, daß die sogen. Qualificatoren der römischen Congregation, überhaupt die Gegner Galileis, selbst in diesem Punkte reiner Naturphilosophie ihre Schlußfolgerungen besser zogen als der gefeierte Philosoph Galilei. Hätten sie statt der Worte „die nicht bestehende Ruhe der Sonne" u. s. w. „die nicht bewiesene" gesagt, so wäre an der Formulirung ihrer Klage kaum etwas auszusetzen gewesen.

Wer ohne Voreingenommenheit den Auseinandersetzungen Galileis folgt, wird nicht umhin können, dem Urtheile P. Secchis beizupflichten, welches dieser in einem Briefe (vom 14. November 1875) an den Canonicus Sante Pieralisi [6], den um die Galilei-Frage verdienten Vorsteher

[1] Er schreibt am 19. Juni 1632: Sono restato soddisfattissimo del flusso e reflusso. Opere complete IX, 274.

[2] Circa il movimento del mare, non in tutto son per adesso con V. S. (Vostra Signoria). Ebd. p. 281.

[3] Non bene arrivo ... come il moto della Luna vario influisca in quello della Terra per il flusso. Ebd. X, 59.

[4] Der Brief datirt vom 23. April 1632, ist also vor der Beurtheilung Galileis geschrieben. A. a. O. IX, 266.

[5] Haver mal ridotto l'esistente flusso e reflusso del mare nella stabilità del Sole e nella mobilità della terra non esistenti. Vgl. *Pieralisi*, Urbano VIII e Galileo Galilei (Roma 1875) p. 152 sg. Dort fanden wir die eben angeführten Citate bereits zusammengestellt.

[6] Sopra la nuova edizione del processo originale di Galileo Galilei fatta da Domenico Berti, Osservazioni del Sacerdote Sante Pieralisi, bibliotecario della Barberiniana, premessa una lettera inedita del P. Angelo Secchi (Roma 1879) p. 4.

r Barberiniſchen Bibliothek, ausſprach. Nach dem gewiß competenten eugniſſe des römiſchen Aſtronomen ſtützte Galilei ſich nicht ohne Großuerei (con pompa) auf Gründe (zumal was die Gezeitenerſcheinungen ıgeht), die vor einer ernſten Kritik nicht ſtandhalten. Wie oft auch ſelbſt geiſterte Anhänger Galileis dieſe Thatſache anerkennen mußten [1], ſo hat doch auch nicht an ſolchen gefehlt, die Secchis Urtheil zu hart fanden [2]. ie von uns verſuchte einfache Darlegung der betreffenden Ausführungen alileis dürfte zugleich die beſte Rechtfertigung der Anſicht unſeres einſtigen hrers und Vorgängers ſein.

---

[1] On doit regretter qu'il lui ait accordé une place dans l'un de ses plus cellents écrits, ſchreibt Bertrand bezüglich des aus Ebbe und Fluth hergeleiteten weiſes (Les fondateurs de l'astronomie moderne [Paris] p. 227).

[2] So nennt z. B. ſelbſt Favaro (Galileo Galilei e lo studio di Padova I irenze 1883], 166) nicht ohne eine gewiſſe Zornesanwandlung das Urtheil des n die Wiſſenſchaft ſo hochverdienten Aſtronomen „eine Unverſchämtheit ſondereichen" (una solenne impudenza). Gründe, die derartiger Redensarten als tütze bedürfen, verrathen dadurch ſchon, auf welch ſchwachen Füßen ſie ſtehen. tlege hierzu ließen ſich ſogar aus den Dialogen Galileis ſelbſt in nicht geıger Zahl zuſammenſtellen. Um das Zartgefühl unſerer Leſer nicht zu verletzen, iren wir bloß die Seiten, wo man dergleichen finden kann: Opere complete 121. 299. 300. 308. 357. 384. 388. 401. 402. 449. 499. — Vgl. auch unſern ihern Artikel in dieſer Zeitſchrift Bd. LII, S. 369, Anm. 1. — Vgl. auch . C. S. 126 ff.

Adolf Müller S. J.

Die heiligen Berge im Lande Toscana.

(Schluß.)

3. Camaldoli.

Camaldoli und Alvernia liegen im Casentino. Das Casentino ist ein Langthal, welches von zwei Gebirgssträngen gebildet wird, die nach zwei Seiten von dem bereits genannten Falterona ausgehen und sich in der Nähe von Arezzo wieder zusammenschließen. Auf der Bergkette rechts vom Falterona aus liegt am westlichen Abhang Vallombrosa, auf der linken Bergkette Camaldoli und Alvernia. Am Falterona entspringt auch der Arno und durchfließt das ganze Casentino, um sich bei Arezzo rechts Florenz zuzuwenden.

Gegenüber Poppi, dem Hauptort des Casentino, mit dem trotzigen romanischen Schlosse erhebt sich ein Bergstock, welcher einen breiten Rücken vorlegt, hinter dem eine tiefe Thalschlucht von der mäßigen Hochfläche des Gebirgsrückens niederfährt. Hat man nun den Bergrücken, der weniger anmuthig und bevölkert ist als der Abhang von Vallombrosa, auf dem Zickzack der Fahrstraße überwunden und lenkt um ein ziemlich kahles Gehänge in die Thalschlucht ein, so empfängt einen gleich ein fröhlich grüner Buchen- und Kastanienwald, dessen Straße leicht geneigt in die besagte Thalschlucht führt, bis man plötzlich überrascht vor burgartigen Bauten mit einer Kirche steht. Das ist das Camaldolikloster im Thal. Erst bloß zur Aufnahme der Pilger bestimmt, wurde es später eigentlicher Aufenthalt der alten, kranken Mönche, der Güterverwaltung und des Generalats selbst. Das Kloster ist ein ganz regelmäßiger, stattlicher Bau. Die Kirche im Renaissancestil (seit 1776) bietet nichts Besonderes; nur muthet der Chor recht heimisch an. Dagegen sieht man sich in den Außenbauten, die jetzt zum Gasthaus eingerichtet sind, plötzlich in das Vormittelalter versetzt: so alterthümlich, trotzig massenhaft und malerisch zugleich stellt sich der Binnenhof mit seinen mächtigen Pfeilern und Bogen und seiner alten Ritterküche dar.

Das eigentliche Camaldoli, der sogen. Eremo, liegt ungefähr eine halbe Stunde höher über dem Kloster in einer kleinen Abplattung und Einsenkung des Gebirgsjoches. Ein köstlicher Waldweg, roh gepflastert, steigt bald rechts bald links das Rinnsal der Schlucht überschreitend empor durch eine herrliche Wildniß himmelhoher Tannen. Zur Abwechslung unterbrechen von Zeit zu Zeit kleine Bethäuser mit Vorhalle und Bilderschmuck den steilen Aufstieg. Es sind diese Heiligthümer wie versteinerte Seufzer und fromme Gebete der Heiligen und Pilger, die diesen Weg begingen. Wer nicht zu Fuß ansteigen mag, kann sich auf eine Schleife setzen und wird empor gerüttelt und geschleppt. Dem Schreiber dieses sind noch die ängstlichen und beschämten Gesichter einiger Damen erinnerlich, die sich auf diese erniedrigende und Zeit und Cultur höhnende Art befördern ließen. Nach einer guten halben Stunde fängt der Wald an sich zu lichten, und

rei hölzerne Kreuze, welche die ehemalige Clausur bestimmten, sagen, daß der Eremo nahe ist. In der That überrascht er gleich auf einem mäßigen Wiesenrain mitten in der ringsum waldigen Einsenkung des Höhengrates durch seine klösterliche, burgartige Mauerumfassung und den Anblick der Kirche mit dem doppelten Glockenthurm, der über die Klostervorbauten emporragt.

Durch einen Hof an der Kirchenfassade vorbei gelangt man in die Fremdenherberge, deren Gaststube mit ihren gewaltigen Deckenbalken und ihrer Holzvertäfelung ganz mittelalterlich stimmt. Es war auch ein ganz malerisches Bild, als bald ein gewaltiges Feuer im großen alterthümlichen Kamin loderte und die alten freundlichen Mönche, wahre Romualdsgestalten, mit ihren jungen Novizen sich zur Begrüßung einstellten. Da das Haupt unserer Reisegesellschaft eine Eminenz war, so wechselten die Farben nur so in Schwarz und Roth und Weiß durcheinander und bildeten wir eine bunte Gesellschaft. Die Novizen standen da die Hände unter dem Skapulier verborgen, mit niedergeschlagenen Augen wie junge Heiligenbilder, jede Zumuthung zum Sprechen mit freundlichem Stillschweigen und leichtem Kopfschütteln abweisend. — Die Kirche, ziemlich groß und geräumig und für die Laienbrüder und Chorpatres in zwei Theile geschieden, überrascht etwas unangenehm durch ihren gespreizten Putz- und Zopfplunder. Jeder Besucher erwartet hier im heiligen Eremo etwas Gesetztes, Ernstes und majestätisch Einfaches. Einige Arbeiten von Holzmosaik im Chor und ein schönes Robbiabild in der Romualdskapelle haben künstlerischen Werth. Weder im Kloster unten noch hier oben ist eine Orgel. Die Mönche lehnten das Angebot einer solchen, das ihnen von einem reichen Engländer gemacht wurde, mit dem Bemerken ab, Menschenstimmen seien die schönste Orgel zum Preise Gottes. — Sehr wohlthuend nehmen die Zellen der Mönche ein. Ungefähr 20 an der Zahl bilden sie ein Essener Dörflein mit gepflasterten Gäßchen, Wiesenrainen und Wasserrinnen. Jede Zelle umschließt ein Gärtchen, ein Vordach zum Sitzen und Wandeln und mehrere Kammern zum Beten, Essen, Schlafen und Arbeiten. In einer der Zellen brennt stets ein lodernder Herd wegen der Feuchtigkeit und Kälte. Eine Zelle wurde vom hl. Romuald bewohnt und enthält noch die Mühle, deren er sich bediente. Der Ort der Quelle, an welcher der Heilige die berühmte Erscheinung hatte, ist in eine Kapelle verwandelt. Andere Zellen sind mit Inschriften versehen, weil sie selige oder ehrwürdige Recluſen des Ordens lange Jahre, einige 20—40 Jahre, beherbergten. Da besagt unter anderem die Inschrift an einer Zelle, daß dieselbe von einer Prinzessin Medici zur Buße erbaut worden sei, weil sie, von Neugierde getrieben, den heiligen Eremo zu sehen, sich in Mannskleidern in denselben hineingeschlichen hatte. Später von Gewissensbissen gefoltert, warf sie sich ihrem Verwandten Papst Leo X. zu Füßen und erhielt die Lossprechung von der Excommunication unter der Bedingung, daß sie auf ihre Kosten eine Zelle baue. Andere Prinzessinnen und Großherzoginnen aus dem Hause Medici, ebenso neugierig aber gescheiter, kamen mit päpstlichen Erlaubnißscheinen, den Eremo zu sehen, bewaffnet an die Clausur, wurden aber von den Mönchen überredet, des guten Beispiels wegen für andere Frauen, vom Gebrauche der Erlaubniß freiwillig abzustehen. Ein unbeschreibliches Gefühl von

Ruhe und Himmelsfrieden umschwebt diese weltentrückte, heimische Stätte des beschaulichen Lebens. Der Flügelschlag der Zeit erlahmt und schweigt, und die Ewigkeit beginnt. — Eine Strecke weiter hinter dem Eremo bietet die letzte Aufgipfelung des Berges (1122 m hoch) einen entzückenden Ausblick. Es ist der „Gran Sasso d'Italia", von dem man über die Romagna und Toscana einerseits das Adriatische, andererseits das Tyrrhenische Meer begrüßt.

Hier oben war es, wo St. Romuald, der Sprosse herzoglichen Blutes in Ravenna (907), nachdem er Mönch geworden und unzählige Klöster in Venetien, in der Romagna, in Istrien, in Toscana und selbst in Frankreich gegründet oder reformirt und für seine Stiftungen die Welt und die Fürstenhöfe wirklich entvölkert hatte, den Grundstein zu dem Orden der Camaldulenser legte. Um einen passenden Ort für eine Wiege des beschaulichen Lebens zu gewinnen und für sich selbst nach seinem so bewegten Leben eine Ruhestätte zum Tode zu finden, bestieg er 1012 diese Höhe. Ein geheimnißvolles Traumgesicht, welches ihm an der besagten Quelle, an welcher er eingeschlummert war, eine lange Reihe von weißgekleideten Mönchen zeigte, die auf einer glänzenden Leiter zum Himmel stiegen, offenbarte ihm das Ziel seiner Wünsche. Der Graf Maldolo, der später selbst sein Schüler wurde, schenkte ihm nicht bloß die Bergeshöhe, sondern auch die Thalschlucht und daselbst sein Jagdschloß Casa Maldoli — daher der Name Camaldoli. Zuerst wurde der Eremo errichtet, später (1027) unten bei der Quelle Fonte buona Kloster und Kirche, die ursprünglich für Pilger und Candidaten des Ordens bestimmt waren, später auch für die Mönche eingerichtet wurden. Im selben Jahre starb der heilige Stifter, 120 Jahre alt [1], in Val di Castro und wurde später in dem Blasiuskloster seines Ordens von Fabriano beigesetzt. Der Orden wurde von Alexander II. im Jahre 1072 bestätigt. Derselbe besteht aus Cönobiten, Eremiten und Reclusen und zerfiel später in fünf Congregationen. Er bezweckt nebst dem Streben nach der eigenen Vollkommenheit namentlich durch Uebung des beschaulichen Lebens auch die Hilfe des Nächsten. Landwirtschaft, hier besonders Waldcultur, wird der Beschäftigung und des Unterhaltes wegen betrieben. Eigentliche Satzungen erhielt der Orden erst unter dem vierten Abt, dem seligen Rudolf; die Constitutiones Camaldulenses endlich kamen 1569 zu stande.

Diesen Zweck hat der Orden auch in großartigem Maßstab erreicht. Unzählige, angezogen von der Beschaulichkeit des Ortes und der Lebensweise, eilten nach Camaldoli und gewannen den Kranz der Heiligkeit. Das Verzeichniß der Heiligen, der Seligen und Ehrwürdigen des Ordens will gar nicht enden. Unter ihnen steht auch Graf Maldoli und der bekannte Petrus Damiani. Zu den erlauchten Camaldoli-Pilgern gehören Heinrich VII., die Heiligen Gualbertus, Karl Borromäus, Pius V. und der hl. Franz von Assisi, welchem aus Verehrung die Zelle des hl. Romuald zur Wohnung angewiesen wurde, die er aber aus Demuth ausschlug. Camaldoli hat die katholische Welt nicht bloß erfüllt mit dem Ruhme seines Namens, sondern auch durch seine Töchterkolonien in allen Ländern. Des-

[1] Andere geben ihm nur einige siebzig Jahre.

ja selbstverständlich, daß ein derartiges Leben der Abgeschlossenheit, des Gebetes
) der Strengheit vortrefflich zu einer Schule der Vollkommenheit sich eignet.
ist ganz lieblich und poetisch, sich in einer schönen lauen Sommernacht, im
den silbernen Mond- und Sternenlicht, während laue Lüfte die Tannen-
)fel wiegen und die stillen, klaren Wasser in den Rinnen und Brunnen der
rtchen und Wiesenraine murmeln, im Geiste auf den Eremo zu denken und
sehen, wie beim ersten Anschlag der Mitternachtsglocken die Zellen sich leise
nen und die schneeweißen Gestalten schweigend durch die Schatten der Tannen
) Cypressen zur Kirche eilen, wie stille Engel, die über die nächtliche Erde
schwebend tröstende himmlische Träume von Hütte zu Hütte über die schlafen-
ı Menschenkinder ausstreuen. Das ist in der That ganz lieblich. Aber man
ie einmal den Spätherbst und den Winter in das Land kommen und ein
des Heer von Nebel, Regen und Schneewolken über den Berg hinwälzen, man
se die Windsbraut in hellem Zorn über die Höhe jagen, daß die alten, wetter-
rten Tannen sich krümmen und ächzen unter ihrer schrecklichen Wuth, was ist
an der schöne Berg und der liebliche Eremo anders als eine öde Wildniß, in
)dtenstille begraben, oder eine einsame Hochwarte von tosenden Stürmen um-
uust? Ob sich dann um Mitternacht auch so diensteifrig die Zellenthüren öffnen
d ihre Engel zum nächtlichen Chordienst senden? Ja, sie kommen unentwegt
d immer, in Ziegenfelle gehüllt, die Kapuze über das Haupt geschlagen, im
kapulier sorgfältig eine Leuchte bergend, durch die schneebedeckten Sträßchen, um
ott zu loben mit allen Geistern der Nacht, des Windes und der klagenden, rasen-
n Stürme. Aber dazu reicht bloß poetische Stimmung nimmer aus, sondern
r eine Willenskraft und ein Muth, gestählt in langem Ringen mit der Schwach-
it der Natur und genährt durch die Wasser, die aus dem Fels der ewigen Wahr-
iten und ihrer Verheißungen sprudeln. Aus der engen, dornigen Umhegung eines
chen Lebens muß das Herz geradeauf und unaufhaltsam zum Himmel wachsen.

Camaldoli ist aber auch eine Stätte der Wissenschaft und Gelehrsamkeit ge-
sen. Es genügt, die Namen zu nennen eines Guido von Arezzo, eines Gratian,
es Ambrosius Traversari, der auf den Concilien von Basel, Ferrara und
lorenz thätig war und im Kloster S. Maria degli Angeli die Blüthe der Ge-
rsamkeit und des Adels um seinen Lehrstuhl versammelt sah. Einst war Ca-
aldoli auch der Musensitz, auf dem sich die hervorragendsten Humanisten des
5. Jahrhunderts, Landinus, Marsilius Ficinus, Lorenzo Medici u. a., in der
luth der Hundstage einfanden und im kühlen Saale bei der Fonte buona
ier in den schattigen Wandelgängen des Waldes sich in gelehrten Erörterungen
gingen über Kunst, Literatur, Sprachenkunde und Politik, von denen die Dis-
ate des Landinus noch Zeugniß geben. Die Annales Camaldulenses, eine
ichtige Geschichtsquelle vom 11. bis in das 18. Jahrhundert, kamen hier zu
nde. Einst besaß Camaldoli eine kostbare Bibliothek. Sie ist 1816 nach
lorenz gewandert und nicht mehr zurückgekommen. Der Maler Lorenzo Monaco,
r Freund und Gehilfe Angelicos, und Papst Gregor XVI. waren Camal-
lenser. In Bruno von Querfurt, der 1009 von den heidnischen Preußen
schlagen wurde, verehren sie einen Blutzeugen ihres Ordens.

Und wenn der Wald von Camaldoli heute noch der Stolz und der König der Forste des Apennin ist, wem anders ist es zu danken als den Mönchen, den Kennern, Freunden und Förderern der Natur, den selbstvergessenen Männern, die nicht für den Gewinn des Augenblickes, sondern für Jahrhunderte arbeiteten und die mit dem reichen Gewinn nicht bloß sich, sondern Hunderte armer Mitmenschen bedachten? Das war der Grund, weshalb der Großherzog Leopold I. Camaldoli von dem Gesetz der todten Hand ausnahm und Napoleon I., der Weltumkehrer, es mit dem St. Bernhard und Montecassino bestehen ließ. Bloß der heutigen italienischen Regierung war es vorbehalten, das Stift 1866 einzuziehen. In Camaldoli ist jetzt eine Kaltwasserkuranstalt eingerichtet. Im Kloster amtet ein Staatsaufseher, und einigen Mönchen ist es gestattet, für die Instandhaltung der Gebäude zu sorgen. Oben im Eremo wird aus besonderer Huld das nächtliche Gebet und das Stillschweigen und das Fasten noch geduldet, wahrscheinlich als eine interessante culturhistorische Eigenheit des Mittelalters.

4. Alvernia.

Alvernia liegt auf demselben Zug der Gebirgskette von Camaldoli, nur etwas südlicher. Man kann seine Gestalt im allgemeinen nicht besser sich vorstellen als durch einen Vergleich mit dem Montserrat in Spanien. Man denke sich einen hohen, breiten Bergrücken, auf welchem sich ganz unvermittelt und wild ein hoher, langer und senkrecht aufsteigender Felsenkamm in die Höhe richtet. Nur sind am Montserrat die Verhältnisse allweg großartiger.

Der Aufstieg beginnt ebenfalls Poppi gegenüber mit der Gewinnung des Städtchens Bibiena, das auf einem Vorhügel des Bergrückens liegt und so vielen andern Bergstädtchen gleicht, die mit ihren Mauern, Thürmen und burgartigen Häusern einen ebenso malerischen und trotzigen Ton anschlagen, als sie im Innern voll Armseligkeit und Unreinlichkeit sind. Hinter Bibiena schießt die Straße nur so hinab in ein anmuthiges Thälchen, in welchem die Wallfahrtskirche Madonna del Sasso mit dem Dominikanerkloster — alles in sehr gefälliger Bauform — einem aus dem grünen Kastanienwald gar lieblich und anmuthend entgegenwinkt. Von da an arbeitet sich die Straße wohl zwei Stunden lang den Bergrücken empor, und von jedem Vorsprunge aus hat man die Felsenkrone der Höhe vor Augen, die wie ein riesiges Felsenschloß sich immer größer und gewaltiger entfaltet.

Hoch oben nun aus einsamen Bergwiesen brechen auf einmal starr und senkrecht die Felsen aus dem Berginnern und werfen dem Wanderer die gewaltige Steinbrust entgegen. Es ist dieser Felsenkranz von fern gesehen nur ein einfacher Felsenkamm, in Wahrheit aber ein unregelmäßiges, längliches, von Süd nach Nord ansteigendes Viereck, welches im Umfang ungefähr fünf italienische Meilen mißt und von drei Seiten unzugänglich umgürtet wird durch jäh abstürzende Felsenwände in Gestalt von Mauern und Thürmen, die 50—100 m tief und oben malerisch mit einem grünen Kranz von mächtigen Tannen und Buchen geziert sind. Bloß von der Mittagsseite ist ein Zugang auf einem steilen, roh gepflasterten, rechts und links ausbiegenden Weg, der an der Quelle und an dem

Ort vorbei führt, wo dem hl. Franciscus beim ersten Besteigen des Berges unzählige Vögelein mit großem Jubel, mit ehrfurchtsvollem Verneigen und mit viel zärtlicher Zuthunlichkeit entgegenkamen. Das Eingangsthor öffnet sich festungsartig mit flachem Bogen zwischen zwei Felsen gesprengt und führt gleich an der Herberge der Frauen und an der kleinen Kirche S. Maria degli Angeli mit wappengeschmücktem Vorbau vorbei auf einen schönen, geräumigen Platz mit einem alten, stark bedachten Cisternenbrunnen. Links läßt der Platz freien Ausblick in die Umgebung, rechts bietet sich der Anblick der Klostergebäude und der großen Kirche dar. Nach hinten liegen, um innere Höfe gelagert, das Kloster und die Herbergen für Männer und pilgernde Prälaten. Jeder Pilger wird hier kostenfrei in Obdach und Speisung genommen. Das Kloster ist sehr groß, mit endlosen, engen Gängen und Zellen, alles nach der Richtschnur der strengsten Armut. Die Kirche, begonnen 1343 und vollendet durch die Großmuth der Republik und frommer Schenkgeber, ist sehr geräumig, groß, einschiffig, in guter erster Florentiner Renaissance. An ältern Kunstwerken sind bloß eine verhältnißmäßig große Zahl von Robbiabildern geblieben, welche in den drei Hauptheiligthümern die Altäre zieren. Diese Bilder, wahrscheinlich von Andrea della Robbia, sind wohl die schönsten in ganz Toscana. Die vorzüglichsten sind eine Verkündigung, eine Anbetung des Kindes, eine Madonna della Cintola und eine Kreuzigung. Andere, bunt bemalte, mit schweren Gewinden befrachtete, in Gewandung und Ausdruck schwerfällige und gezwungene, sind wohl spätere Leistungen dieser Kunstrichtung. Es erfreut aber, daß es gerade dieser Schule, die „schöne Seele der Renaissance" genannt, vergönnt war, mit den Werken ihrer Lieblichkeit und Anmuth das Heiligthum des lieben hl. Franciscus zu schmücken.

An die Vorhalle der Kirche links schließt sich ein bedeckter Gang an, der, wohl in die 70 m lang, um die Felsenmauer von Süden nach Westen umbiegend, eine ganze Reihe von Kapellen und Heiligthümern mit bezaubernden Fernsichten aus den eingesprengten Bogenfenstern bietet. Der Gang schließt ab mit der Kapelle der Wundmalenertheilung. Es ist dies ein andächtiges, liebliches Heiligthum. In der Mitte liegt ein Stein, von einem Gitter eingefaßt, auf welchem der hl. Franciscus die Wundmale erhalten haben soll. Sehr entsprechend blickt jetzt auf diese heilige Stelle das herrliche Altarbild des della Robbia, welches den Heiland am Kreuz mit vielen Heiligen, Liebhabern des Kreuzes, darstellt. Zweimal im Tage, mitternachts nach der Matutin und nachmittags nach der Vesper, zieht der ganze Convent in Procession hierher, um in dankbarer Erinnerung das gnadenreiche Geschehniß zu feiern, und bei den Worten der Antiphon: Signasti, Domine, hic servum tuum Franciscum signis redemptionis nostrae, weisen alle mit dem Zeigefinger auf den Stein, um Zeugniß zu geben von der Ueberlieferung und dieselbe in lebendiger Erinnerung zu bewahren. — In der Sakristei zeigte man uns unter anderem ein Stück Wollentuch, das mit Blut getränkt ist aus den Wunden des hl. Franciscus. Auf unsere Bemerkung, wie es komme, daß die Blutspuren noch so frisch und rosenfarbig sich erhalten hätten, erwiderte man, daß diese Blutspuren, sonst tiefbraun gefärbt, jedes Jahr um das Fest der Wundenertheilung wieder das lebhafteste Rosenroth gewännen. In der Sakristei

[illegible]

[illegible]

[illegible]

einem bezaubernden Bilde vorgehalten wurde und wo er nach dem Siege über die Mächte der Unterwelt von den Engeln bedient wurde. In der That war auch Alvernia der Ort, wo die Hölle seinen Diener Franciscus nach der Welt lüstern machen konnte. Allein nach dem Beispiele seines Herrn verachtete er alles. Inspexit et despexit!

Etwas abseits von Alvernia liegt Chiusi, der Geburtsort des Michel Angelo. Von dem Grafen Orlando Catani von Chiusi wurde der Berg dem hl. Franciscus auf seiner Reise nach Marokko 1213 geschenkt, und derselbe ward sogleich von einigen seiner Jünger in Besitz genommen. Zwei Jahre darauf kam der Heilige selbst, und die Waldeinsamkeit muthete ihn so lieblich an, daß er später fünf- bis sechsmal dahin zurückkehrte, um ungestört dem Gebete und der Buße obzuliegen. Das letzte Mal, 1225, war es, wo er nach einem vierzigtägigen strengen Fasten in der berühmten Erscheinung der Wundmale theilhaftig wurde. Ueber diesem denkwürdigen Orte wurde 1263 die Kapelle der Wundmale erbaut. Das erste Kirchlein, S. Maria degli Angeli, das Franciscus selbst errichtete und dem man gleich beim Eintritt durch das Felsenthor begegnet, wurde später (1252) vergrößert und dessen Unzulänglichkeit bei dem großen Zulauf der Pilger durch die große Kirche ergänzt. Ebenso machten die ersten ärmlichen Zellen des Heiligen und seiner Gefährten 1252 einem Kloster Platz, das im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts endlich die gegenwärtige Gestalt erhielt. Eugen IV. ertheilte die Oberhoheit des Klosters und des Berges 1431 der Wollweberzunft in Florenz, und von dieser ging sie auf die Großherzoge von Toscana und endlich an den Stadtrath von Florenz über.

So wurde diese stille, verlassene Höhe, ehemals der Schlupfwinkel wilder Thiere und Räuber, eine heilige Stätte des Gebetes, der Buße und der thätigen Menschenliebe, ein weltberühmtes Heiligthum, die Vorliebe unzähliger Heiliger, das Schutzkind großer Fürsten, Kaiser und Staaten und das Ziel ungezählter Pilger und Wallfahrer, die jedes Jahr nach dem heiligen Berge wallen.

* * *

Das sind die heiligen Berge im Lande Toscana. Alle liegen in dem Gebiete der ehemaligen Republik Florenz; ihre heiligen Erinnerungen stammen aus den ältesten und glorreichsten Zeiten, aus dem 11. und 13. Jahrhundert, aus dem goldenen Zeitalter des Freistaates und legen Zeugniß ab von dem Geiste des Glaubens und der Frömmigkeit, den die hochgehenden Wogen des Zeitgeistes und der eigensüchtigen weltlichen Bestrebungen nie ganz zu überfluthen vermochten. Der älteste ist Camaldoli, der jüngste Montesenario; alle sind Heimstätten großer, einflußreicher Orden; der Montesenario ist für das Naturgefühl der nüchternste, Vallombrosa der lieblichste und anmuthigste, Camaldoli der traumseligste und Alvernia der wundersamst wilde und eigenthümliche. Alle sind wahrhaft Berge Gottes, wo Menschen, der Ruhe, der Reinheit und des Besitzes Gottes bedürftig, wunderbares Entgegenkommen Gottes gefunden und ihrerseits Ströme von Wohlthun und Heiligkeit in die Welt niedergesendet haben. Ehemals waren es Gesundorte der Seelen; jetzt hat aus Camaldoli und Vallombrosa die Welt Heilorte des Leibes

gemacht; der Montesenario und Alvernia sind für diesen Beruf von der Natur zu dürftig ausgestattet. Auf alle (außer Alvernia) hat der moderne Staat seine dürre Hand gelegt und sie ihrem Weltberuf entfremdet. Aber selbst in ihrer Beraubung und Armut sind sie ihrem Berufe nicht ganz untreu geworden. Sie sind, wenn auch stumme, doch beredte Zeugen und Prediger von Wahrheiten, von denen nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch der Staat lebt. Sie bezeugen die Wahrheit von der Hinfälligkeit, Eitelkeit und von den Täuschungen der Welt und der Erdengüter; sie predigen die Wahrheit von der Nothwendigkeit der Leiden, der unausweichlichen Beigabe dieses Lebens, die Wahrheit von der Nothwendigkeit, in sich selbst hineinzugehen und sein Glück nicht im Genusse der äußern Güter zu suchen, die Nothwendigkeit endlich, durch Verachtung und Hingabe des Irdischen den Himmel zu erkaufen. Die heiligen Berge sind ernste Fingerzeige, aus den Niederungen des Lebens den Geist zum Ewigen zu erheben. In den Kammerverhandlungen über die Einziehung der Klostergüter im Jahre 1866 legte ein Abgeordneter laute und entschiedene Verwahrung gegen dieselbe ein, selbst im Namen der Menschheit. Man lachte ihm entgegen. „Wissen Sie nicht," entgegnete er, „daß Dante einmal an ein Kloster klopfte und Einlaß begehrte, bloß um eine Stunde Ruhe und Frieden zu genießen? Es könnte vielleicht geschehen, daß manche der Herren, die jetzt lachen, dereinst in die Lage kämen, einiger Ruhe zu bedürfen." So ist es geschehen. Die Ereignisse der letzten Zeit weckten in ganz Italien ein ziemlich lebhaftes Bedürfniß nach Ruhe. Es gab aber keine Klöster mehr, an deren Pforten die hungernden Ruhestörer wie ehedem Brod und Arbeit erhielten. So rüttelten sie denn an den Thoren des Staates, der alles weggenommen. Da kam aber bloß Eisen und Blei zur Vertheilung. Für den Augenblick gab es Ruhe. Ob aber der grimmige Hunger sich auf die Dauer mit dieser Speisung zufrieden geben wird? Ungläubig verneinen es viele!

M. Meschler S. J.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Recenſionen.

Die Getreidepolitik der Päpſte, nach den Quellen bearbeitet von Profeſſor **Umberto Benigni**-Rom, nach dem Originalmanuſcript ins Deutſche übertragen von Pater Dr. **Raymund Birner**, mit Vorwort und Schlußwort herausgegeben von Dr. **Guſtav Ruhland**, ord. Profeſſor für politiſche Ökonomie an der Univerſität Freiburg (Schweiz). 8°. (VII u. 125 S.) Berlin, Ißleib, 1898. Preis *M.* 2.

In den „Acta Borussica", „Denkmäler der Preußiſchen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert" (Berlin, Paul Barey), befindet ſich ein 1896 von Dr. W. Naudé bearbeiteter Band über „Die Getreidehandelspolitik der europäiſchen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert als Einleitung in die preußiſche Getreidehandelspolitik". Hier wird die „Getreidehandelspolitik der Päpſte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert" (S. 146—154 incl.) in wenig vertrauenswürdiger Weiſe behandelt. „Dies zunächſt ſchon deshalb," ſagt Ruhland (Vorwort S. v), „weil in dieſer Darſtellung der nach meiner Erfahrung für ſolche Zwecke unzuverläſſigſten Literatur der Reiſeberichte ein weitgehender Einfluß eingeräumt wurde und daraus recht harte Urtheile über die päpſtliche Getreidehandelspolitik übernommen worden ſind. So beginnt dieſes Kapitel mit dem Satze: ‚Nirgends zeigt ſich die Begünſtigung der herrſchenden Commune auf Koſten des Landbaues greller, nirgends bietet ſie mehr Stoff zu Angriffen dar als im Kirchenſtaat.' An anderer Stelle iſt von der ‚wirklich hölliſchen Art' die Rede, ‚wie die Cardinäle, der Großſchatzmeiſter, die Verwandten des Papſtes, ja der Träger der Tiara ſelbſt Kornwucher trieben und ſich Bedrückungen und Erpreſſungen gegen die Landleute und die Bäcker zu Schulden kommen ließen u. ſ. w.' Unwillkürlich ſchlug ich die ausgezeichnete Arbeit von Prof. Dr. Werner Sombart über ‚Die römiſche Campagna' auf, die bekanntlich aus Quellenſtudien an Ort und Stelle hervorgegangen iſt, und fand hier unter dem Abſchnitt ‚Die Pſeudourſachen der Zuſtände in der römiſchen Campagna' (erſchienen in den Staats- und ſocialwiſſenſchaftlichen Forſchungen, herausgegeben von Guſtav Schmoller, Berlin 1888, S. 124 ff.) folgende charakteriſtiſche Stellen: ‚Die Optimiſten, die ſich aus im Jahre 1870 nach der neuen Reichshauptſtadt verpflanzten Nord- und Mittelitalienern rekrutiren, ſind ſchnell damit bei der Hand, alle Uebelſtände, welche ſich in Roms Umgebung vorfinden, der Mißwirtſchaft der Päpſte zuzuſchreiben.... Was liegt da näher als die Hoffnung, daß das bloße Aufgeben

der bisherigen Politik genügen würde, neues Leben hervorzurufen? ... In dieſer Leichtgläubigkeit liegt noch immer vielleicht das größte Hinderniß einer energiſchen Reformpolitik. ... Und wie irrig iſt dieſe Meinung, wie oberflächlich dieſe Beurtheilung der geſchichtlichen Entwicklung! Warum ſchließt man die Augen gegenüber der Thatſache, daß weite Gebiete des weiland Kirchenſtaates zu den blühendſten in ganz Italien gehörten, daß andere Landestheile der Halbinſel — trotzdem ſie einer „weiſern“ Regierung als der päpſtlichen unterſtellt waren — gleichwohl dieſelben Mißſtände aufzeigen? Warum hat man ſich nicht einmal die Mühe gemacht, die papale Mißwirtſchaft eingehend und vorurtheilsfrei zu prüfen? Man wäre ſicherlich zu ganz andern Reſultaten gelangt. ... Wir müſſen es uns leider verſagen, an dieſer Stelle das großartige agrarpolitiſche Syſtem der Curie zur Darſtellung zu bringen.‘“

Es iſt das Verdienſt Guſtav Ruhlands, Profeſſor Umberto Benigni veranlaßt zu haben, ein genaues Bild jenes agrarpolitiſchen Syſtems aus den Quellen zuſammenzuſtellen, ein Bild, das allerdings wenig Naudés Anklagen entſpricht. Wir empfehlen die hochintereſſante Schrift auf das beſte.

Heinrich Peſch S. J.

Allgemeine Kunſtgeſchichte. Die Werke der bildenden Künſte vom Standpunkte der Geſchichte, Technik, Aeſthetik. Von Dr. P. **Albert Kuhn** O. S. B., Profeſſor der Aeſthetik und klaſſiſchen Litteratur. Mit mehr als 1000 Illuſtrationen und mehr als 120 ganzſeitigen Beilagen in Typographie, Lithographie, Lichtdruck und in reicher polychromer Ausführung. Lexikonformat. Einſiedeln, Benziger, 1891 bis 1898. 1. bis 16. Lieferung. Preis à *M.* 2.

Das auf ungefähr 25 Lieferungen und 2000 Seiten geplante Werk iſt auf weit mehr als die Hälfte gefördert und berechtigt zu dem Urtheil, daß die großen in dem Proſpect gebotenen Ausſichten und Verſprechen in überraſchender Weiſe vollauf erfüllt werden. Nur eine ausgedehnte, mit allen Illuſtrationsmitteln verſehene, leiſtungsfähige Verlagshandlung wie die Benzigerſche war im ſtande, ein ſolches, in jeder Hinſicht auf der Höhe ſtehendes Buch zu einem verhältnißmäßig billigen Preiſe herzuſtellen; denn wenn die drei Bände vollendet ſein werden, ſind 50 Mark für das Ganze ſicher nicht viel.

Mit dem Verleger hat der hochw. Herr Verfaſſer in ruhiger Begeiſterung ſich ſeiner ſchönen Arbeit hingegeben. Abgeſchloſſen hat er bis dahin nur die „Aeſthetiſche Vorſchule“. Auf LXXII Seiten behandelt dieſelbe in knapper, klarer Form die Lehrſätze der philoſophiſchen und der ideell-praktiſchen Aeſthetik. Ihr erſter Theil entwickelt den Begriff der Schönheit, die Elemente, Beziehungen, Arten und Formen des Schönen und deſſen Gegenſatz, das Häßliche, der zweite die allgemeine Kunſtlehre. Erfreulicherweiſe hat der Verfaſſer dabei immer wieder auf das Geſchichtliche und Handwerksmäßige hingewieſen, ſomit ſeinem Verſprechen gemäß die drei Beziehungen der Kunſtwerke betont: „hiſtoriſch, äſthetiſch, techniſch“. Er ſteht dabei im weſentlichen auf dem Standpunkte des Ariſtoteles und des hl. Thomas, berückſichtigt aber ausgiebig die neuere Forſchung ſowie die Er-

gebniſſe der Erfahrung und bleibt überall in ſeinen Urtheilen maßvoll. Bei aller Begeiſterung für die mittelalterliche Kunſt bewahrt er für andere Formen ein offenes Auge und einen durch Sehen und Studium, Nachdenken und Kenntniſſe geläuterten Geſchmack.

Die Geſchichte der Baukunſt iſt auf 512 Seiten bis in den 14. Abſchnitt „Gotiſche Baukunſt“ gefördert. Bei ihrer Behandlung dient der vortreffliche Grundſatz: „Alle einzelnen Stile haben ihre relative geſchichtliche Berechtigung, wie die Zeit- und Culturperioden, aus welchen ſie hervorgegangen ſind; die Verurtheilung des einen oder andern fällt auf die ganze Geiſtesrichtung der betreffenden Periode zurück. Auch der religiöſe kirchliche Stil iſt ein Product der culturhiſtoriſchen Entwicklung“ (S. 14). Wie dieſer Grundſatz angewendet wird, zeigen z. B. die Sätze: „In der antiken Baukunſt ſoll das Ganze einzig allein zur vollen Geltung kommen, das Einzelne dagegen zur Geſamterſcheinung wohl mitwirken, aber ſelbſtlos in derſelben aufgehen; im Romaniſchen ſoll und darf auch das Individuelle wirken und eine mehr ſelbſtändige Stellung gewinnen.“ „Das Aeußere iſt (im romaniſchen Stil) von einer poeſievollen, erhabenen Würde umwoben, und durch das Innere ſchreitet ein heiliger, weihevoller, tiefreligiöſer Ernſt“ (S. 400 f.). Der Satz: „Die Benennung germaniſcher oder deutſcher Stil, welchen man für die Gotik in Vorſchlag gebracht hat, iſt hiſtoriſch berechtigt“ (S. 473), wird S. 483 bedeutend eingeſchränkt durch die Conceſſion: „In der Entwicklung des gotiſchen Stiles ſteht nicht mehr Deutſchland an der Spitze der Bewegung, ſondern Paris und die ganze nördliche Hälfte Frankreichs übernehmen die tonangebende Rolle.“ „Seit den Griechen war nie mehr eine Kunſt aus ſo innerſtem, tiefſtem Borne, aus einem ſo lebhaft gefühlten Bedürfniß und Triebe hervorgegangen. Wir werden daher auch ſehen, daß keine andere Kunſt neben der der Hellenen ſo originell, ſo ganz neu und eigenartig, ſo ganz und voll das Product der innern Vorausſetzungen war wie die Gotik“ (S. 478).

Die Bilder ſind in der Geſchichte der Baukunſt ſehr freigebig vertheilt und vortrefflich ausgeführt, vielfach nach neuen Photographien hergeſtellt. Etwas ſtörend wirkt die öfters dem Texte nicht entſprechende Vertheilung. So wird die Beſprechung der jüdiſchen Kunſt und die Behandlung des Tempels zu Jeruſalem (S. 82 f.) begleitet oder vielmehr unterbrochen von Figuren, die Details und Anſichten des Palaſtes zu Firuzabad in Perſien geben. Freilich wird dieſer Uebelſtand ſich oftmals ſchwer, nie ganz vermeiden laſſen. Manchem mag daher ein Atlas neben dem Text vortheilhafter erſcheinen, wenn die Illuſtration ſich dieſem nicht eingliedert. Das iſt aber gegen den Gebrauch und würde den äußern Glanz und mit ihm die Kauflust herabmindern. Die S. 115 f. behandelten Urformen hätten wohl beſſer im Anfange des Buches, vor Behandlung der ägyptiſchen Bauten, Platz gefunden.

Vom zweiten, der Plaſtik gewidmeten Bande ſind 456 Seiten fertig. Sie reichen hinab bis in die Betrachtung ſpätgotiſcher Meiſterwerke. Die Auswahl der Illuſtrationen war für dieſen Band ſehr ſchwer. Der hochw. Herr Verfaſſer hat die goldene Mitte angeſtrebt, um einerſeits der Religion, der guten chriſtlichen Sitte, den Schwächen einer erſchrecklich prüden Zeitrichtung, andererſeits den

berechtigten Wünschen und Forderungen eines kunstliebenden Leserkreises Rechnung zu tragen. Seine Illustrationen bieten auch in dieser Abtheilung die hervorragenden Werke aller Zeiten und Länder nach guten und neuen Vorlagen in trefflicher Wiedergabe. Der Text geht mit sichtlicher Liebe auf die Charakterisirung der einzelnen Meister und Werke ein. Ist der antiken Kunst, wie in manchen Büchern dieser Art, ein verhältnißmäßig breiterer Raum zugewiesen, so wird das wohl zum Theil daher kommen, daß der Verlauf der Arbeit zeigte, eine knappere Behandlung sei weiterhin unerläßlich, um den in Aussicht genommenen Umfang des Bandes nicht zu überschreiten. An und für sich würde mancher lieber dem Mittelalter den meisten Platz gönnen. Dasselbe steht uns näher, hat praktisch mehr Bedeutung und wird ja auch heute in der Erziehung der Jugend vielfach mehr betont als die antike Geschichte und Literatur. Es ist sicher wünschenswerth, daß in den noch ausstehenden Lieferungen die Geschichte der Kunst der Renaissance und der neuern Zeit nicht zu kurz abgemacht werde. Mancher wird wohl lieber einige Lieferungen mehr sehen, welche über die im Prospect in Aussicht genommenen hinausgehen, als eine Kürzung, wodurch Werth und Brauchbarkeit der trefflichen Arbeit gemindert würde.

Der dritte Band mit seiner Geschichte der Malerei ist auf 240 Seiten bis zum 13. Jahrhundert gelangt. Wie die der Baukunst und Plastik beginnt sie wiederum mit Aegypten, so daß man den ganzen Lauf der Culturentwicklung zum drittenmal zu verfolgen hat. Eine Eintheilung des Stoffes in Geschichte der alten, mittlern und neuern Zeit, worin dann für jedes Volk die gesamte Kunst im Zusammenhange behandelt worden wäre, hätte gewiß ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile gehabt. Man muß in solchen Dingen dem Verfasser das Recht seiner Freiheit nicht verkümmern. Der Leser kann ja, nachdem er über die Baukunst eines Volkes den betreffenden Abschnitt durchgenommen, zu den folgenden Bänden greifen und dort das über die Plastik und Malerei Gesagte durchgehen. Charakteristisch ist (S. 138) das zusammenfassende Urtheil des Verfassers über den Werth der vielumstrittenen byzantinischen Kunst. Es zeigt, wie ruhig, sicher und gründlich er vorangeht. „Was Byzanz zu den beiden andern Elementen seiner Malerei, zu dem altchristlichen Erbe und den antiken Nachklängen, hinzugebracht, ist die Vorliebe für Prunk und Glanz, für ruhige, symmetrische Compositionen, für überwiegend verstandesmäßige und typische Darstellungen in einer gediegenen, saubern Technik. So fällt neben manchem Schatten doch auch viel Licht auf die byzantinische Malerei. Das Ablesen des Höhengrades ist aber trotz dessen oft nicht leicht. Die Bilder sind zu eigenthümliche, zu einzelnen Ganzen abgerundete Mischungen von Vorzügen und Mängeln. Neben diesem strittigen Mittelgebiet gibt es allerdings Schöpfungen, die fast unbedingte Anerkennung finden, und Werke, welche, etwa die Technik ausgenommen, keinen Anspruch auf ästhetischen Werth erheben können."

Das dreibändige Werk wird nach seiner Vollendung einen Ehrenplatz einnehmen in der katholischen Literatur, sowie jeder Bibliothek, die sich nicht gerade auf fachwissenschaftliche und hochgelehrte Originalforschungen beschränkt, zur Zierde gereichen. **Steph. Beissel** S. J.

Die griechische, griechisch-römische und altchristlich-lateinische Musik. Ein Beitrag zur Geschichte des gregorianischen Chorals von Dr. **A. Möhler**, Repetent am kgl. Wilhelmsstift zu Tübingen. (Neuntes Supplementheft der Röm. Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und Kirchengeschichte.) 8°. (XXIV u. 88 S.) Rom 1898. In Commission der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Preis *M.* 5.

Die in ihrem Umfange sehr bescheidene Schrift nimmt unter den jüngsten deutschen literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Choralforschung eine Stellung ein, welche uns zu berechtigen scheint, nicht nur unsere Leser auf sie aufmerksam zu machen, sondern auch auf ihren Inhalt näher einzugehen. Ist die weit ausgesponnene Choralfrage hier schon von vornherein auf eine engere Grenze eingeschränkt, indem es sich, wie der Titel besagt, nur um das Quellengebiet und den alleroberſten Lauf des durch die Jahrhunderte sich ergießenden Flusses unseres liturgischen Gesanges handelt, so ist auch noch auf diesem engern Boden eine Kürze und Bündigkeit gewählt, die eine Masse reicher und tiefer Kenntnisse zwar etwas gedrängt, jedoch übersichtlich und leicht verständlich vorführt. Was das heißen will, darüber belehren uns gleich anfangs die 17 Seiten der angeführten „Quellen und Hilfsmittel", die nicht allein den völlig orientirten Fachgelehrten verrathen, sondern auch in der That, wie es im Vorwort heißt, einen möglichst vollkommenen Einblick gewähren in die reiche Literatur, welche bis heute den sogen. gregorianischen Choral zum Gegenstande eingehender wissenschaftlicher Erörterung gemacht hat.

Herr Dr. Möhler geht von der Ansicht aus, daß wir die ersten Anfänge des gregorianischen Gesanges in der altchristlich-lateinischen Musik zu suchen haben, daß aber diese an die Vorzeiten der griechisch-römischen und der rein griechischen Musik anknüpft. Der Ausgang des Christenthums aus dem Volke Israel läßt allerdings auch für die ersten christlichen Gesänge auf jüdische Traditionen schließen, und ein Zusammenhang der kirchlichen und der synagogalen Psalmenmelodien ist ziemlich wahrscheinlich; aber damit ist wenig gewonnen. Es ist uns zwar genügend bezeugt, daß beim Culte im Tempel viel gesungen wurde; allein nichts liegt vor, was zur Annahme berechtigte, daß es sich dabei um einen gewissen Reichthum von Gesängen handelte oder gar um ein vollständiges Tonsystem. Das sind Dinge, deren tiefes Dunkel sich nimmer wird aufhellen lassen. Thatsächlich stimmen die Weisen des heutigen jüdischen Synagogengesanges weder mit den alten überein noch untereinander je nach verschiedenen Ländern. Ebensowenig zwingt uns die Art und Einrichtung des christlichen Gottesdienstes in den ersten Jahrhunderten zur Annahme, daß bei demselben der Gesang bereits eine kunstreiche Ausbildung hatte. Wo und wann aber diese einmal eintrat, geschah es naturgemäß am wahrscheinlichsten in der Art, daß sie an jene Musiktheorie anknüpfte, welche im Wesen und der Hauptsache nach die damalige Musikübung bestimmte und beherrschte. Es ist sonderbar, daß man sich in jüngster Zeit geradezu abmüht, um die erste kirchliche Musikübung als etwas durchaus Eigen-

geartetes, von ihrer Zeit und deren allgemein gültigen musikalischen Theorien völlig Losgelöstes zu erweisen und um auf wunderliche, ja fast wunderbare Weise zu erklären, was der Zusammenhang der Thatsachen so leicht erklärt. Den Christen jener altehrwürdigen Zeiten war ja nicht die heidnische Musik als solche oder gar als Theorie verboten, sondern nur insofern, als sie in ihren Melodien und instrumentalen Mitteln an den heidnischen Cult oder die sittengefährlichen lasciven Tänze und Schauspiele erinnerte. Als St. Ambrosius, oder wer es immer sein mochte, eine mehr kunstgerecht gestaltete Gesangsweise zum christlichen Gottesdienste heranzog, nahm er eben, was vorlag, und schuf seine Tongebilde nach den die damalige Uebung beherrschenden Theorien.

Daß auf diese Weise die altchristlich-lateinische Musik entstanden ist, sucht nun die vorliegende Schrift aus deren innerstem Wesen, aus ihrer eigensten Gestaltung darzulegen, und zwar geschieht dies bezüglich des Tonsystems, der Harmonien und der Melopöie. Mit gutem Grunde bemerkt zu seinem Versuche der Verfasser, daß die Auffindung mancher kostbarer alter Musikreste in den letzten zehn Jahren Entdeckungen mit sich brachte, welche uns die griechische Musik nicht mehr auf dem Gebiete bloßer wissenschaftlicher Speculation zeigen, sondern auch auf dem der Wirklichkeit, und daß es dadurch möglich wurde, weitere Folgerungen anzuknüpfen und Vergleiche mit andern Musikgebieten anzustellen. Ebenso habe die Forschung bezüglich der altchristlichen Musik in den letzten Jahrzehnten gediegene Ergebnisse geliefert, und so könne der Nachweis geliefert werden, daß der altchristliche lateinische Kirchengesang einen Zweig der griechischen und griechisch-römischen Musik darstellt.

Das Tonsystem anlangend lassen sich die Forschungsresultate des Verfassers in aller Kürze so fassen: Das ursprüngliche Musiksystem der Griechen war ein sehr einfaches. Die ältesten Melodien waren häufig auf ein Tetrachord — Stücke von je vier Tönen — beschränkt, wie wir es heute noch in manchen Gesängen der römisch-christlichen Liturgie beobachten können. Durch Verbindung von zwei Tetrachorden erhielt man eine Scala, die Terpander aus Antissa auf Lesbos [1] zu einer Art Octave erweiterte, der aber die Sexte fehlte. Die Herstellung einer wirklichen vollständigen diatonischen Octavenscala wird dem Pythagoras zugeschrieben. Indem man sodann dieses Octachord nach unten und oben erweiterte, erhielt man eine volle Scala von zwei Octaven, das volle System. „Bei den Griechen finden wir diese diatonische Scala zuerst vollständig vor. Sie interessirt uns für unsere Zwecke am meisten“ (S. 9). Das ist richtig: denn an sie schließt sich die christlich-lateinische Musik an. Die Griechen kannten nämlich außer diesem diatonischen Geschlechte noch ein chromatisches [2] und ein enharmonisches. Das erstere wurde wahrscheinlich in Verbindung mit dem dia-

[1] Der Hauptort seiner Thätigkeit als Dichter und Musiker war aber Sparta, wo er auch 676 v. Chr. am Feste des Apollo Karneios im musischen Wettkampfe den Sieg davontrug.

[2] Es schaltete in die gewöhnliche Scala ein cis und fis ein; das enharmonische ging noch weiter und hatte zwischen e und f zwei Viertelstöne, also e — e + ¼ — f. —

tonischen gebraucht. Ob das letztere in der Gesangsmusik eine praktische Verwendung fand, ist ein viel umstrittener Punkt. Der Verfasser neigt sich der bejahenden Ansicht zu, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es sich dann wohl um ein älteres, einfacheres und reineres enharmonisches Geschlecht gehandelt habe, das nachher nicht mehr verstanden und verstümmelt wurde. Gegenüber der gleichschwebenden Stimmung mußte jede Anwendung und eben dadurch auch das Verständniß einer Enharmonik schwinden. Es kamen die beiden andern Geschlechter im Gebrauche völlig in Wegfall, und das diatonische Geschlecht allein blieb in Uebung. „Im 1. und 2. Jahrhundert nach Christus erreichte das Tonsystem der Alten seinen Abschluß" (S. 13). Es war das Material, das die neu entstehende altchristlich-lateinische Musik vorfand. Die Structur ihrer überlieferten Gesänge, welche in Tonsystem, Tonarten, Melodiebildung u. s. w. sich enge mit der griechisch-römischen Vocalmusik berühren, ja selbst frappante Aehnlichkeiten mit der griechisch-römischen Kitharödik zeigen, erweisen klar den Anschluß an die vorliegende vollendete Thatsache.

Was nun die Ueberlieferung dieses urältesten Kirchengesanges betrifft, ist der hochw. Herr Verfasser der Ansicht, daß eine mündliche für die einfachen, syllabischen, bei dem Gottesdienste in täglichem Gebrauche stehenden Gesänge sehr leicht denkbar sei. Anders aber verhalte es sich mit den später entstandenen, sehr reich neumatisirten Chor- und Sologesängen der Meßliturgie. Da treffen sich unsere schon früher in diesen Blättern ausgesprochenen Ansichten vollständig mit jenen Dr. Möhlers. „Hier wurden ans Gedächtniß schon bedeutende Anforderungen gestellt, und wenn man auch die neumatisirten Codices zur Hand hatte, so gaben diese immerhin nur Auskunft über Steigen und Fallen der Melodie [sagen wir dazu: vielleicht auch über das rhythmische Maß der einzelnen Töne oder Tongruppen], nicht aber über die einzelnen Tonstufen. Jedenfalls ist anzunehmen und auch hinlänglich bezeugt, daß hierin viele Verschiedenheiten und Willkürlichkeiten herrschten, und so kann auch unmöglich von einer sichern einheitlichen Ueberlieferung dieser reichen Gesänge gesprochen werden" (S. 16 und 17). Dazu wird weiter bemerkt, es stehe außer Zweifel und lasse sich im einzelnen nachweisen, daß einerseits die einfachen Antiphonalgesänge ältern Ursprunges seien und daß andererseits die reichen Gesänge sich meist als durch Erweiterung u. s. w. entstandene Variationen der einfachen ergeben. Aus diesem Grunde entnimmt der Verfasser seine Beispiele den „anerkannt ältern und mit ziemlicher Sicherheit rein überlieferten" Gesängen des Antiphonars, wofür im Tonarius des Regino von Prüm (um 900) die erste grundlegende Arbeit vorliegt, an welchen sich die Pseudo-Hukbaldsche Enchiriadis und die anonyme Commemoratio reihen, beide aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. — Schließlich wird auch darauf hingewiesen, daß seit Boethius und Cassiodor die lateinischen Musikschriftsteller grundsätzlich an die griechische Theorie anknüpfen, daß aber gerade in diese Zeiten nach begründeter Annahme Gevaerts die Composition der reichen Choralgesänge fällt, nämlich in die Zeit von Papst Leo I. bis auf Agatho, also ca. 440—680. Wie also aus dem Choralmusiksystem unser modernes hervorging, so jenes aus dem griechischen.

Das zweite Kapitel führt die Frage weiter, indem es die Theorie der Tonarten — Harmonien — näher beleuchtet. Die Griechen hatten in der klassischen Zeit sieben Tonarten oder modale Tonleitern, deren jede sich in ihre beiden constitutiven Consonanzen theilte, Quinte und Quarte, verbunden durch einen gemeinsamen Ton. Bei den vier obern Octaven liegt die Hauptconsonanz der Quinte oben, die ergänzende der Quarte unten; bei den drei untern Octaven ist dieses Verhältniß umgekehrt. Außer diesen sieben Tonarten nach der Aristoxenischen Theorie [1] kannte man noch vier andere. Alle elf Tonleitern aber lassen sich auf vier Hauptoctavgattungen zurückführen, deren jede auf einem ihr eigenen Dreiklang beruht. Je nachdem der Schluß der Tonleiter auf der Quinte oder Terz oder Prim (μέση) des der betreffenden Haupttonart eigenen Dreiklanges beruht, erhält die Scala ihre eigene Benennung. So beruht das dorische Moll auf dem Dreiklang $\overset{1}{a}—\overset{3}{c}—\overset{5}{e}$. Hat es nun seinen Schluß auf dem e, so ist es dorisch, auf a äolisch oder hypodorisch, auf c böotisch. Es war den Griechen das ästhetische Gefühl für eine gewisse Tonalität in den einzelnen Scalen, d. h. eine Beziehung sämtlicher Scalatöne auf einen Haupt- und Grundton, nicht gänzlich fremd, wenn es sich auch im geraden Gegensatze zu unserer modernen Anschauung von Tonika und Dominante geltend machte, da nicht der tiefste Ton der Leiter als Tonika genommen wurde, sondern der Mittelton, und der Schluß selbst scheint nicht immer auf dieser Tonika gemacht worden zu sein, sondern „in vollkommener Analogie mit der Betonung beim Sprechen" auf dem tiefsten Ton (S. 27). Es gab also bei den Griechen eine Art Quinttonart mit dem Schluß auf der untern Octave der Oberquinte.

Im Anschlusse hieran wird nun die viel umstrittene Frage um die Existenz einer Terztonart erörtert. Diese hatte erst Westphal angenommen, der aber später davon abging, während Gevaert die Westphalsche Theorie festhält. Dr. Möhler weist dafür sehr geschickt und treffend auf die Melodien des gregorianischen Chorals hin, welche ja zeitlich und inhaltlich der altgriechischen Musik sich nähern. Sowohl die Ambrosianische Hymnodie wie der liturgische Antiphonengesang und selbst die Psalmodie (Ton. V.) bieten Beispiele genug, aus denen der Schluß berechtigt sein möchte, daß auch in der römischen und griechischen Musik, deren System die alten christlich-liturgischen Gesänge sich anschlossen, ein Melodienschluß auf der obern Terz stattfand, wenn auch die Bezeichnung „Terztonart" nicht zutreffend erscheint. — Könnte man indes hier nicht fragen, ob nicht gerade „das eigenthümlich wehklagende und fragende Ethos der Terzschlußmelodie" diese dem christlichen Empfinden entsprechende Variante geschaffen habe? Es bliebe aber jedenfalls die Voraussetzung aufrecht erhalten, daß sie mit dem griechisch-römischen Systeme nicht im Widerspruch steht, sondern aus ihm sich entwickelte.

[1] Aristoxenos aus Tarent, Schüler des Aristoteles, lebte um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. in Athen. Von seinen zahlreichen Schriften sind die Harmonika stoicheia (Elemente der Harmonik) erhalten, in denen er zuerst eine wissenschaftliche Begründung der Musik versucht.

Nachdem noch die der griechiſchen Theorie eigenen Transpoſitionsſcalen be-
delt worden, durch welche jede Harmonie in irgend einem paſſenden Ton ge-
n werden konnte, und für welche im gregorianiſchen Choral ganz ähnliches in
ung kam, wird die ſeit dem Mittelalter geltende Theorie der Choraltonarten
tert. Auch hier ſieht man auf den erſten Blick eine beſtimmte Verwandtſchaft
der griechiſch-römiſchen Theorie. „Aber ebenſo zeigt der erſte Vergleich, daß
Verwechslung, irgend ein Mißverſtändniß ſtattgefunden" (S. 38). Der
gangspunkt für dieſen „Säculariirthum" iſt in einem Irrthume des Boëthius
ſuchen, der die oben berührten Transpoſitionstöne mißverſtändlich für eigent-
e modi nahm und ſo für die Theoretiker der ſpätern Zeit, denen er förmlich
muſikaliſches Orakel galt, Anlaß wurde, ſeine Lehre auf die acht Kirchton-
n zu übertragen, wobei ſie die Reihenfolge derſelben einfach verkehrten. Indes
nt der Verfaſſer, daß man Boëthius vielleicht doch etwas zu ſtreng beurtheile,
em ſchon in noch älterer Zeit eine große Verſchiedenheit und eine gewiſſe
nfuſion in der Aufzählung der toni ſich zeigt [1].

Die echt griechiſch-römiſchen Harmonien ſcheinen im Laufe des 6. und
Jahrhunderts mehr und mehr in Vergeſſenheit gekommen zu ſein, und auch
ſogen. Kirchentöne waren wenigſtens nicht allgemein bekannt und galten noch
9. Jahrhundert als etwas Neueres und viel jüngern Datums als die Com-
ition der Antiphonen in den Tagzeiten. Es galt alſo bis in die Zeiten des
ëthius und Caſſiodor als Grundlage für die Compoſition der chriſtlich-litur-
chen Geſänge die alte griechiſch-römiſche Tonartentheorie. Daß man ſich dabei
ch ein gewiſſes, mehr oder minder bedeutſameres Abgehen davon erlaubte oder
ſes ſogar abſichtlich verſuchte, muß unſeres Erachtens ſchon aus dem Streben
vorgegangen ſein, die Gläubigen dem Einfluſſe der profanen Muſik zu ent-
hen. Daß man aber auch hier ſich von den gegebenen Thatſachen nicht ganz
löſen konnte, zeigt der intereſſante Hinweis auf den Einfluß der inſtrumentalen
uſik zur Ausbildung eines Syſtems, deſſen Scala als Fundamentalleiter des
iſtlich-lateiniſchen Kirchengeſanges betrachtet werden darf (S. 56).

Das dritte Kapitel behandelt die Melopöie, d. h. die eigentliche Melo-
nbildung, die Technik der melodiſchen Geſtaltung. Nach einer bündigen ge-
ichtlichen Auseinanderſetzung der altgriechiſchen Melopöie wird bemerkt, daß uns
ar dieſe älteſten griechiſchen Melodien und Lieder nicht mehr zugänglich ſind,
e es aber wohl möglich ſei, daß manche Melodie der römiſchen Liturgie in
en Grundelementen hinaufreiche in jene älteſten Zeiten griechiſcher Oligochordie.
beſteht eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen der Einfachheit der ältern und dem
nreichthum der ſpätern griechiſchen Melodien einerſeits und andererſeits zwiſchen

[1] Im 16. Jahrhundert hat Glareanus (Heinrich Loriti aus Glarus, † 1563)
ſeiner Abhandlung der acht alten Kirchentöne — Dodekachorden — dieſe Theorie
eder fixirt, und ſo hat ſich auch die Terminologie dafür ſo eingebürgert, daß an
ie praktiſche Aenderung nicht zu denken iſt. Uebrigens wird ja die Benennung
odus I u. ſ. w. durch die officiellen Choralbücher von ſelbſt in allgemeinen Ge-
auch kommen.

der Einfachheit der ältesten christlichen Cultgesänge und der überwuchernden Ueppigkeit der spätern melismatischen Verzierungen. Wenn, wie der Verfasser bemerkt, bei den Griechen die rein sprachliche Prosodie sich allmählich umwandelte zu dem Gesangzeichensystem der griechisch-christlichen Kirche, so ist das jedenfalls ein Beweis, daß diese Gesänge keinen gar zu weiten melodischen Umfang hatten.

Für den Zweck des Verfassers ist es unstreitig von höchstem Belang, daß wir wirklich griechische und namentlich griechisch-römische Melodien besitzen, an welche sich die Composition christlich-lateinischer Gesänge zeitlich unmittelbar anschloß. Dazu gehört in erster Reihe ein bei Tralles in Kleinasien auf dem Epitaphium eines gewissen Seikilos aufgefundenes Gesellschaftslied, welches mit dem „Versuch einer Begleitung" mitgetheilt wird, und ebenso die Begleitung desselben Liedes nach Gevaert (S. 55 und 56). Diese „Versuche einer Begleitung" können nur Beifall finden; denn man muß sich sagen, daß es so gewesen sein kann. Nicht zu billigen scheint uns aber jeder Versuch, durch mehrstimmige Harmonisirung nach unsern Begriffen, auch wenn es im Palestrinastile geschieht, uns diese antiken Melodien näher zu bringen. Denn entweder wird dadurch die alte Melodie in vollständigem Anachronismus modernisirt, und dann ist sie für uns nicht mehr antik; oder ihr antikes Wesen wird durch die reinste Kakophonie charakterisirt, und dann ist sie für uns von vornherein kein Ohrenschmaus. Was nun das Seikilioslied betrifft, so ist eine gewisse Aehnlichkeit, um nicht schlechthin zu sagen Verwandtschaft mit Choralmelodien nicht zu verkennen, wenn diese sich auch fürs erste mehr im Gesamteindrucke zeigen möchte als in Einzelheiten der Construction. Der Verfasser weist sie aber auch für diese nach in der ersten Antiphon zur Palmenweihe [1]: Hosanna filio David. Diese harmonischen Grundlagen werden auch an Hymnen des Kitharoden Mesomedes von Kreta, eines Freundes des Kaisers Hadrian, nachgewiesen, zuerst an jenem an die Nemesis. Viel Aehnlichkeit mit dem Anfang dieses Hymnus [2] zeigt der Ambrosianische Hymnus O lux beata trinitas aus dem 4. Jahrhundert. Auch sonst findet sich eine gewisse Aehnlichkeit; die christliche Melodie ist aber „lieblicher und befriedigender als die antike" (S. 58). Auf dieselbe Weise analysirt der Verfasser die beiden andern Mesomedeshymnen, den Hymnus an Helios und jenen an die Muse. Es sind dorische Melodien, und diese klingen uns ziemlich hart, besonders infolge des häufigen Melodienfortschrittes im sogen. Tritonus: f—h. Der christlich-lateinische Kirchengesang suchte, wie es scheint, in der Folge der Zeit ähnliche Härten auszugleichen.

[1] Citirt wird dafür die Ausgabe Dom Pothiers. Die Sache paßt aber auch für die officielle Regensburger Ausgabe. Auch sie hat den wiederholten Aufschwung in die Quinte; auch ihre Melodie baut sich auf den Dreiklängen g h d und f a c auf und nimmt gegen Ende den Dreiklang e c a zu Hilfe; auch „der etwas seltsam klingende Gang ins f" fehlt bei ihr nicht. Uebrigens klingt auch das später folgende Gloria laus mit seinen herrlichen Melodien, die zu den schönsten des Graduale zählen, wiederholt an die oben erwähnte griechische Melodie an.

[2] Synesius von Kyrene, anfangs des 5. Jahrhunderts Bischof von Ptolemais, citirt einige Verse aus diesem Hymnus in einem seiner Briefe.

In Bezug auf die Begleitung der antiken Geſänge iſt uns nur Theoretiſches überliefert worden. Die alte Melodie hatte keine polyphone Ergänzung wie die moderne; „ſie war einſtimmig, die immanente Harmonie genügte ihr“ (S. 62). Die Inſtrumentalpartien beſtanden in Vor-, Zwiſchen- und Nachſpielen oder in einer über die Vocalpartie ſich erhebenden Begleitung, einer Art von contrapunctum floridum (S. 63). Das war von Einfluß für den gottesdienſtlichen Geſang. Da nämlich derſelbe alle Inſtrumentalmuſik verpönte, der Pſalmengeſang aber doch eine Intonation erheiſchte, ſo nahm man die Zuflucht zur Antiphon. Durch ſie that der Vorſänger der Gemeinde die zu ſingende Pſalmenweiſe kund. Sie nahm alſo die Stelle des inſtrumentalen Vorſpieles ein und wurde wegen dieſer Stellvertretung des inſtrumentalen Theiles folgerichtig auch als Nachſpiel wiederholt. Dieſe Antiphonen mit ihrer immanenten Harmonie ſtehen der griechiſch-römiſchen Compoſitionsweiſe ſehr nahe. „Manche ſind ganz eclatant harmoniſch gebaut“, ſo daß ſich die Dreiklänge fixiren laſſen, die dem Componiſten vorgeſchwebt haben müſſen (S. 65). Die Einſtimmigkeit des gregorianiſchen Chorals hat alſo eine harmoniſche Grundlage; ſie ſetzt die Harmonie voraus, und dieſe beſtimmt, wenn auch latent, die melodiſche Form — die Melopöie. Das iſt wohl das richtige und auch als richtig erwieſen. Da das harmoniſche Empfinden ſchließlich doch etwas in der Natur Begründetes iſt, ſo iſt jedenfalls jenes Kriterium des echten Gregorianismus nicht ſtichhaltig, welches darin beſtehen ſoll, daß eine Geſangsweiſe um ſo gregorianiſcher ſei, je mehr ſie unſerem harmoniſchen Empfinden fremd erſcheine. Sehr treffend bemerkt der Verfaſſer, ein ſolches Urtheil ſei nur in der ganz unerwieſenen Vorausſetzung möglich, daß die reichen melismatiſchen Geſänge allein echt und von unbezweifelbarer höchſter Schönheit ſeien (S. 66).

Selbſtverſtändlich iſt das Princip von der harmoniſchen Grundlage der gregorianiſchen Melodien von durchſchlagender Wichtigkeit für die Frage der Begleitung des Chorals. Es beweiſt, daß eine auf die immanenten Dreiklänge ſich gefügig und fließend in Dreiklängen aufbauende Begleitung die entſprechendſte iſt. Dies Princip beweiſt aber auch noch etwas anderes, nämlich daß zum Weſen einer echten Choralmelodie dieſe immanente Harmonie gehöre und daß folglich bei Beurtheilung derſelben auf dieſe nicht zuletzt geſehen werden dürfte [1]. Endlich dünkt uns, daß eine zu reiche melismatiſche Entfaltung der Choralmelodien dieſem harmoniſchen Princip nicht völlig entſpricht; denn wenn auch die Bemerkung des Verfaſſers richtig iſt, daß man auch in jenen ſtark überladenen melismatiſchen Geſängen noch das harmoniſche Gerippe durchſehen kann, ſo iſt eine Wirkung derſelben in dieſer Beziehung doch nicht mehr möglich. Sie ſcheinen eigentlich das gerade Gegentheil dieſer harmoniſchen Grundlagen, welche die tiefſtliegenden

[1] Ein freilich nur flüchtiger Vergleich zeigte uns, daß die Melodien der Medicea-Ratisbonensis hier eine Probe ſchon aushalten können. Auch ſcheint uns, daß für ein ſolches Geſetz ein Muſiker, wie Pierluigi es war, das richtige Gefühl und einen ſpontan ſichern Griff mitbringen mußte. Ihm lagen ſolche Harmonien ſchon im Ohre.

Bindeglieder der Melodie sind und auch die antike Melodie aus der Harmonie „auftauchen" lassen. Die überreichen Melismen lockern zu sehr dieses fundamentale Band und entfalten die künstliche, eigentlich die künstlerische Vielheit auf Kosten der natürlichen Einheit.

Den Anschluß des lateinischen Kirchengesanges an den griechisch-römischen Gesang zu zeigen, weist der Verfasser noch besonders auf die Hymnen hin, welche schon vermöge ihres metrischen Textes sich noch enger an die Antike anlehnen konnten. Der eigentliche Begründer der Hymnodie ist der hl. Ambrosius von Mailand. Seine Hymnen nähern sich den antiken durch ihre metrische und musikalische Form. Die Melodien, die uns zu seinen und spätern Hymnen überliefert sind, schließen sich in ihrer harmonischen Structur an die heidnischen an und stimmen auch in modaler Hinsicht damit überein[1]. Die antiken Hymnen befolgten in Bezug auf den Text die Norm, daß eine kurze Silbe nur eine Note erhalten konnte, die gewöhnliche Silbe zwei, und nur ganz gedehnte Silben konnten mehrere Noten erhalten. Dieses Gesetz läßt sich nun im allgemeinen auch bei den alten Kirchenhymnen nachweisen[2], so daß sie auch hierin an die antiken Vorbilder sich anschließen. In den Antiphonalgesängen konnte aber ein quantitirender Rhythmus wegen der Natur des Textes[3] nicht eintreten; man war dabei eher an jenen des Parallelismus der Hebräer gewiesen, wie er uns in den Psalmen entgegentritt. Die Mehrzahl der Antiphonen bewahrt indessen den ursprünglichen einfachern Stil ohne Verzierung und ist syllabisch wie die uns erhaltenen antiken Gesänge. Außerdem haben sie mit dem antiken Gesange noch ein anderes Element gemein, nämlich gewisse melodische Motive, aus welchen sich die Melodie zusammensetzt. Der Verfasser nennt diese Motive (νόμοι) das zweite Hauptmoment der Verwandtschaft des lateinischen Kirchengesanges mit dem griechisch-römischen Gesange (S. 68). Bei näherer Betrachtung der Dinge bleibt kein Zweifel darüber, „daß die antiken Componisten mit bestimmten überlieferten Motiven gearbeitet haben und daß dann solche Motive auch in den christlichen Gesang übernommen wurden" (S. 74)[4]. Es ist Grund genug vorhanden, anzunehmen, „daß wie der altgriechische so auch der griechisch-römische und der

[1] Dorisch, iastisch, äolisch. Bezeichnend ist, daß das zum Cybelecult verwendete Phrygisch vermieden wurde. S. 70, Anm. 1.

[2] So ergab sich für das jambische oder trochäische Metrum ein dreitheiliger Rhythmus. Als Beispiel gibt der Verfasser die Melodie des Pange lingua. Er scheint für diese Melodien ein gewisses Tactmaß anzunehmen und trifft wohl auch so das Richtige.

[3] Die Texte der Antiphonen sind entweder den betreffenden Psalmen selbst entnommen oder sind Verse und Sätze aus der Heiligen Schrift überhaupt, oder sie stammen auch aus den Martyreracten u. dgl. Diejenigen der ersten Gattung sind zweifellos die ältesten, jene der dritten die jüngsten.

[4] Ein solches Motiv mag der Quintenaufschwung im Seikilosliede, in der Hosanna-Antiphon, im Gloria laus, in der Antiphon zum Magnificat des Montags in der ersten Adventswoche, in der zweiten Antiphon der Vesper des zweiten Adventssonntags u. s. w. sein.

daran anknüpfende lateiniſch-chriſtliche Geſang mit beſtimmten geſetzmäßigen Formen und Weiſen operirte". Wir haben ſeiner Zeit eine ganz ähnliche Anſicht geäußert, die wir uns aus den fertig vorliegenden Choralmelodien herauslaſen (in dieſer Zeitſchrift Bd. XLVII, S. 483 f.). Es mögen nun dieſe melodiſchen Typen altüberkommene geweſen ſein, welche der Componiſt erweiterte, umgeſtaltete, vermiſchte, oder auch neu erfundene: in der Art und Weiſe ſchloß er ſich der überlieferten Uebung der Compoſition an. Vielleicht beſtand der Zauber der Ambroſianiſchen Hymnencompoſition gerade darin, daß ſie ſich, wenn auch nicht ganz, doch einigermaßen von dieſer ſchematiſchen Compoſitionsweiſe emancipirte. Für die Entwicklung der Neumennotation war die Beachtung dieſes Elementes der Melodiebildung jedenfalls von Einfluß. Es handelt ſich uns indeſſen nicht um eine ins Einzelne gehende Anwendung, ſondern um einen Grundgedanken, eine fundamentale Auffaſſung muſikaliſcher Compoſition, welche von alters her bei den Griechen galt, von ihnen auf die griechiſch-römiſche Muſiktheorie und mit ihr in die chriſtlich-lateiniſche Zeit überging, aus deren Producten wir noch heute die Exiſtenz einer ſolchen Erbſchaft herausleſen können. Was die Textbehandlung anbelangt, macht der Verfaſſer die Bemerkung, daß in den Antiphonalmelodien der Text durch die Melodie nicht nur meiſtens richtig declamirt wird, ſondern daß auch die von O. Cruſius betreffend die antiken Geſänge gemachte Entdeckung der Hauptregel ihrer Textbehandlung im großen und ganzen beobachtet iſt, daß nämlich eine accentuirte Silbe immer einen höhern oder wenigſtens gleich hohen Ton bekommt (S. 79).

Zum Schluß wird noch der Nachweis gegeben, daß der lateiniſch-chriſtliche Kirchengeſang, und zwar nicht nur der einfache, ältere, ſondern auch der reichmelismatiſche, in ſeiner Melodienbildung „an ſpecielle griechiſche Tetrachorde ſich anlehnt". Es ſcheint nämlich, daß in der griechiſchen Melodienbildung ſich ſtets die Neigung erhalten hat, ſich, wenn nicht ganz, ſo doch in den einzelnen Melodiegliedern zwiſchen vier Tönen zu bewegen. Solchen Melodiegängen im Umfange einer Quart begegnen wir aber auch im Antiphonar „faſt auf jeder Seite" (S. 82) [1]. Manche Stücke des gregorianiſchen Geſanges folgten, ohne Rückſicht auf eine beſtimmte Tonart, überhaupt nur derartigen einfachen Melodiethemen, und ſelbſt als die Modaltheorie für den Choral mehr ausgebildet war, „gehen die Melodien noch häufig ihre eigenen, ſozuſagen tetrachordiſchen Wege" (S. 83) [2].

---

[1] Der Autor verweiſt hier auf Antiphonen aus der Veſper de Confessore non pontifice; ſeine Behauptung erweiſen aber auch die Antiphonen aus den Veſpern de Dominica und de feriis, die jedenfalls an Alter den andern vorſtehen. Gleich das erſte „Motiv" Dixit Dominus bewegt ſich zwiſchen h c d e ... und conform das Alleluja; ebenſo die nächſte Antiphon: Fidelia omnia — mandata eius — confirmata — in saeculum saeculi.

[2] Es wird dafür auch die Communio aus der Meſſe vom dritten Faſtenſonntag citirt und nebenbei bemerkt, daß ſich auf die Worte Beati qui habitant wieder, wie öfter, Wagners Lohengrin-Motiv findet. „Rich. Wagner hat den gregorianiſchen Choral notoriſch wohl gekannt und geſchätzt; denn er wußte ihn ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen." Dafür laſſen ſich genug Stellen aus R. Wagners

„Alſo der altchriſtliche lateiniſche Kirchengeſang ein Zweig der griechiſchen und griechiſch-römiſchen Muſik“ (S. 84). Nach allen den Prämiſſen, welche in den drei Theilen bewieſen wurden, iſt dieſes Ergo ein wohlberechtigtes, ein aus den innern Thatſachen ſich ergebendes. Wenn der Verfaſſer ſchreibt: „Man reſpectirte damals, wo die neue Kirche an Stelle der heidniſchen Religion zu treten begann, jahrhundertelange Traditionen heidniſcher Melodien, an denen das Volk hing, die es ſich nicht nehmen ließ“ (S. 84), ſo iſt wohl nicht ſo ſehr dieſe Connivenz mit der ſubjectiven Angewöhnung der Grund jener Thatſache, als eben gerade ſie ſelbſt und das zwingende Moment des wirklich Vorhandenen und die Zeit Beherrſchenden. Das Weſen dieſer Macht hat uns der gelehrte Herr Verfaſſer klar und faßbar vorgeführt. Es iſt eine rieſige Summe von Arbeit und Erudition in der Schrift aufgeſpeichert und zweckmäßig verwendet. Wenn ſich dieſelbe auch nur auf die erſten Fundamente der Choralfrage beſchränkt, ſo bezeugen doch die zahlreichen trefflichen Anmerkungen, daß der hochw. Herr Verfaſſer auch das weitere Gebiet derſelben beherrſcht. Möchten darum dieſe Zeilen ihn ermuntern, mit dieſer Schrift nicht abzuſchließen!

Theodor Schmid S. J.

Katholiſche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken. Herausgegeben von **Adolf Hüttemann.** 8°. (VIII u. 528 S.) Hamm (Weſtfalen), Breer u. Thiemann, 1898. Preis broſch. *M.* 4; geb. *M.* 5.

Die vorliegende gut ausgeſtattete Blumenleſe umfaßt Proben aus Dichtungen von katholiſch getauften oder zum Katholicismus bekehrten Verfaſſern, deren Geburtsjahr in die Zeit von 1750—1850 fällt. Die Zahl dieſer Dichter iſt eine bedeutende (bei oberflächlicher Zählung fanden wir über 300), und ſelbſt der nicht ganz Unbeleſene wird hier Namen finden, die ihm zum erſtenmal begegnen. Man muß daher dem Fleiß und dem Forſchungseifer des Herausgebers alles Lob zollen, um ſo mehr, als er fern von jeder großen Bibliothek ſeine Sammlung zuſammenſtellen mußte. Daß er alſo einige unbekannte Dichter übergangen, iſt nicht zu verwundern; etwas auffallender iſt ſchon, daß eine Größe wie Moritz von Strachwitz fehlt. Sollten M. Hartmann und A. Meißner nicht auch hierhin gehören? Ebenſo fehlen Tangermann, H. Düntzer, Ebeling, Effing, Norrenberg, Thereſe Dahn (geb. v. Droſte-Hülshoff), Hinterding, Gräfin Holnſtein, von denen ſich Beiträge im Rheiniſch-weſtfäliſchen Dichterbuch finden. Vielleicht bieten andere Sammlungen, z. B. Aachens Dichter und Proſaiſten, ebenfalls noch Nachträge. Mehr aber als über die paar Fehlenden wird der Leſer über manche der im

Werken beibringen, und mehr noch als einzelne Motive laſſen dies die Haltung und Führung ſeiner ſchönſten Melodien erkennen, z. B. jener myſtiſch anklingende Chor beim erſten Erſcheinen des Schwanenritters: „Wie faßt uns ſelig ſüßes Grauen“, wo das ebengenannte Motiv mehrmals wiederholt wird. Ein an den Choral erinnerndes Moment iſt auch der Aufſchwung in der Quarte, womit Wagner ſo gern ernſte Situationen einführt, z. B. „Das Gebet des Königs“ und gleich darauf das „Du kündeſt nun“ u. ſ. w.

Buche vertretenen Namen ſtaunen. Lenau — Anaſtaſius Grün — Hamerling u. ſ. w. als katholiſche Dichter! Allein wie der Sammler den Begriff gefaßt und umſchrieben hat, iſt er gewiß im Recht, jene Dichter zu den „katholiſchen" zu rechnen. Wenigſtens beweiſt die Hüttemannſche Sammlung, daß die Kinder katholiſcher Eltern nicht mit dem Stempel der Minderwerthigkeit auf die Welt kommen. Dann aber ſind wieder andere Namen da, um darzuthun — wenn dies noch eines Beweiſes bedürfte —, daß die Treue im religiöſen Bekenntniß kein Hinderniß für die Ausbildung des vorhandenen Talentes iſt.

Ueber die ganze Frage nach der Berechtigung einer Unterſcheidung zwiſchen katholiſcher und nichtkatholiſcher Literatur überhaupt ſchreibt Hüttemann, indem er von einem Satze Scheffels ausgeht: „‚Man kann die nichttheologiſchen Schriftſteller und Dichter Deutſchlands nicht nach der Kategorie Katholiſch oder Nichtkatholiſch in zwei feindliche Hälften auseinander trennen, da die echte Kunſt ebenſowenig wie das echte Chriſtenthum eine Confeſſion iſt.' Abgeſehen von der verſchwommenen [grundfalſchen] Redensart, die Scheffel hier über ‚echtes Chriſtenthum' und ‚Confeſſion' macht, iſt ſeine Aeußerung auch im übrigen durchaus unzutreffend. Freilich ſollen ‚die katholiſchen und nichtkatholiſchen Autoren nicht künſtlich in zwei Hälften auseinander getrennt' werden. Es wäre gar ſehr zu wünſchen, daß ſie ſich auf dem Boden chriſtlicher Geſinnung und Geſittung zuſammenfänden und einträchtig zuſammenwirkten zur Verbreitung geſunder Ideen. Aber leider beſteht thatſächlich eine Kluft zwiſchen zwei Heerlagern, nicht nur auf dem Gebiete der Dichtkunſt, ſondern auch auf den Gebieten anderer Künſte: hier Naturalismus, Materialismus und wie die Spielarten moderner Irrwege ſonſt heißen mögen, dort wahres, lebendiges Chriſtenthum, das am klarſten und ſicherſten [und vollſten] in der katholiſchen Glaubenslehre ausgeprägt iſt. Und inſofern könnte man in Wahrheit ſagen, daß die Kunſt eine Confeſſion ſein kann, wenigſtens ein Mittel des Bekenntniſſes, und zwar ein ganz hervorragendes, wirkungsvolles und ungemein einflußreiches; die Kunſt, ſpeciell hier die Dichtkunſt, iſt eben nicht eine bloße Form, und ſie wäre ſehr arm, wollte ſie in der Vollendung der Form ihr einziges oder hauptſächliches Ziel erblicken. Ihr Zweck iſt die Darſtellung von Ideen. Sie iſt um ſo größer und vollendeter, um ſo reicher und gehaltvoller, je erhabener die Ideen ſind, die ſie in künſtleriſcher Form darſtellt. Natur, Vaterland und Liebe ſind gewiß würdige Gegenſtände der Darſtellung einer Kunſt. Wer wollte aber läugnen, daß die höchſten und weltbewegendſten Ideen und die erhabenſten Ideale in der Religion zu finden ſind, die nun thatſächlich in beſtimmten Confeſſionen ihre Vertretung und ihren Ausdruck findet? Wenn demnach die Kunſt zumeiſt nach den durch ſie dargeſtellten Ideen charakteriſirt wird und werthgeſchätzt werden muß, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß es ganz berechtigt iſt, von einer katholiſchen Kunſt zu reden, von einer katholiſchen Dichtkunſt ſo gut wie von einer katholiſchen Baukunſt und Malerei, wie dieſe in den unvergänglichen Werken des katholiſchen Mittelalters in ſo beſtimmter Weiſe dargeſtellt ſind. Wir unterſcheiden alſo ſehr wohl zwiſchen katholiſchen und nichtkatholiſchen Dichtern." Hier hätte der Verfaſſer nothwendig beifügen müſſen: inſofern nämlich ihren Dichtungen die katholiſche Weltanſchauung

zu Grunde liegt. Wie nicht die Gesamtarchitektur des Mittelalters eine katholische genannt werden darf, sondern höchstens die kirchliche, so auch nicht alle Dichtung und alle Malerei.

Es ist klar, daß eine Reihe von Dichtungsarten wohl einer christkatholischen Fassung fähig, aber nicht nothwendig bedürftig, also nicht bloß interconfessionell, sondern auch interreligiös sind, die mithin ein Katholik, Protestant, Israelit, Türke und Brahmine unter sonst gleichen Verhältnissen ganz gleichwerthig zu stande bringen könnten, wie sie auch ein allen Regeln der Kunst entsprechendes Privathaus oder Theater bauen, ein Geschichts- oder Landschaftsbild malen können. Zu solchen allgemein menschlichen Dichtungen gehören, wie Hüttemann bereits andeutete, an und für sich das Natur-, Liebes- und Vaterlandslied, die kleinere Erzählung mit religiös-indifferentem Stoff. Freilich wird selbst bei diesen Dichtungsarten, sobald sie neben dem natürlich poetischen auch einen sittlichen Gehalt haben, eine merkliche Abweichung zwischen den Gottesgläubigen und Ungläubigen, zwischen Monotheisten und Polytheisten sich bemerkbar machen. Aber z. B. Eichendorffs Abschied „O Thäler weit, o Höhen!“ hätte, was das religiöse Bekenntniß angeht, ebensowohl Hafis aus Schiraz singen können; katholisch im eigentlichen Sinne kann es also nicht genannt werden, nicht einmal christlich, ebensowenig als die Natur selbst christlich oder katholisch ist. Dichtungen dagegen, die einen größern Lebensausschnitt geben, die das Höchste des Menschendenkens und -wollens umfassen, müssen nothwendig, wenn sie echt und vollkommen sein sollen, von irgend einer religiös-sittlichen Weltauffassung getragen sein; in ihnen wird der christliche oder nichtchristliche Standpunkt des Verfassers und somit auch der specifisch religiöse Geist zum Ausdruck kommen, falls sie nicht ganz objectiv erzählend oder darstellend gehalten sind. Daß endlich auch durch den Stoff selbst eine Dichtung einen bestimmten religiösen Charakter empfangen kann, ist einleuchtend. Es ist klar, daß katholisch getaufte und nach ihrem Glauben lebende Dichter auch „indifferente“ Werke schreiben können, die man dann der katholischen Literatur nur sehr im weitern Sinne des Wortes wird zuzählen dürfen. Dichter aber, die nur dem Taufschein nach katholisch sind, durch ihr Leben und die Tendenz ihrer Hauptschriften aber sogar im Gegensatz zum katholischen Bekenntniß stehen, möchten wir auch nicht als katholische Dichter aufgeführt sehen.

Hüttemann meint: „Die Dichter selbst, mögen sie sich dessen auch nicht immer bewußt sein, treten uns in ihren Werken mehr oder weniger mit irgend einem Glaubensbekenntnisse entgegen, selbst wenn dieses auf noch so verworrenen und verwaschenen religiösen Grundsätzen beruht oder gar den nackten Unglauben vertritt. Was im besondern die katholischen Dichter anbetrifft, so wäre es geradezu unverständlich und unnatürlich, wenn sie nicht das, was ihr Geistes- und Herzensleben am meisten bewegen muß, in ihren Werken zum Ausdruck brächten. Selbst jene, die den Glauben ihrer Jugend verloren haben, können ihre katholische Herkunft nicht immer verläugnen, und hie und da klingt es aus ihren Werken heraus wie Seufzer nach dem verlorenen Paradiese der Kindheit. Das katholische Glaubens- und Cultusgebäude ist dazu so voll harmonischer Schönheit und so ungemein reich an hochpoetischen Zügen, daß auch nichtkatholische Dichter

gern verſuchen, daraus zu ſchöpfen" (IV). Wir meinen, daß auf manche der in der Sammlung vertretenen Dichter nur der erſte Satz Anwendung findet, und Dichter wie Lenau, Grün, Hamerling u. ſ. w. eben wegen ihres antikatholiſchen Standpunktes, der ſich in den Werken geltend macht, zu den katholiſchen nicht gerechnet werden dürfen, ſelbſt wenn aus einzelnen Stücken uns die Seufzer nach dem verlorenen Kindheitsparadieſe entgegendringen ſollten.

Es liegt uns indes fern, Hüttemann aus ſeiner gegentheiligen Anſicht einen Vorwurf machen zu wollen; ſeine Auswahl hat eben durch den ihr eigenthümlichen Maßſtab ihr beſonderes Intereſſe. Unſere Bemerkung möchte bloß vor dem in letzter Zeit ſo oft begangenen Fehler der Verſchwommenheit im Gebrauche des Wortes „katholiſch" in Verbindung mit Kunſt und Literatur warnen. „Katholiſche Literatur" bedeutet 1. eine Literatur, welche das Erzeugniß von katholiſchen Autoren iſt, 2. eine Literatur, welche für katholiſche Leſer beſtimmt iſt, und 3. eine Literatur, welche von katholiſcher Weltanſchauung getragen iſt und katholiſche Ideen zum Ausdruck bringt. Wie man aber von katholiſcher Journaliſtik nur inſoweit reden darf, als die betreffenden Blätter den ſtreng katholiſchen Maßſtab an alle Ereigniſſe und Fragen des Tages anlegen, ſo kann auch von einer katholiſchen Literatur im eigentlichſten Sinne nur geſprochen werden, wenn ſich die Schriften ſelbſt als ſolche ausweiſen. Im weitern, uneigentlichen Sinne mögen dann auch alle Dichtungen zur katholiſchen Literatur gezählt werden, welche von treukatholiſchen Verfaſſern herrühren. Wo aber der Stoff indifferent und der Verfaſſer kein gläubiges Kind der Kirche mehr iſt, liegt gar kein Grund vor, von katholiſcher Dichtung zu reden. Am allerwenigſten aber wäre dazu Veranlaſſung, wenn ſelbſt ein ſonſt guter Katholik ein Werk böte, das den katholiſchen Grundſätzen nicht entſpräche. Ebenſo iſt es fraglich, ob Convertiten, deren literariſche Thätigkeit faſt ausſchließlich der vorkatholiſchen Lebenszeit angehörte, gerade zu den katholiſchen Dichtern gerechnet werden ſollen. Noch einmal, wir ſagen dies alles einzig um der allſeitigen Klarheit willen. Hüttemanns Sammlung als Blumenleſe bleibt davon unberührt, da der Verfaſſer beſtens Sorge getragen hat, keine Dichtung aufzunehmen, die im mindeſten gegen die katholiſche Weltanſchauung verſtieße. Auch literariſch ſtehen die geſammelten Stücke ſelbſt bei den kleinern und kleinſten Dichtern auf einer anſtändigen Höhe; viele erregen ſogar lebhaftes Intereſſe. Auch für die Charakteriſtik der Dichter iſt die Auswahl wirklich glücklich getroffen. Die Ausbeute an katholiſchen Namen wäre natürlich reicher geweſen, wenn die zeitliche Einſchränkung nicht Halt gerade vor den beſten Neueſten geboten hätte. So können wir die Sammlung nur beſtens empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das vormosaische Priesterthum in Israel. Vergleichende Studie zu Exodus und 1 Chron. 2—8. Von Fr. v. Hummelauer S. J. 8°. (VIII u. 106 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.

Vorliegende Studie ist für Verständniß und Würdigung des Pentateuchs von weitreichender Bedeutung. Die ersten drei Kapitel behandeln das vormosaische Priesterthum, Zelt und Zeugniß, der vormosaischen Priester Vergehen und Untergang. Mit dem vierten Kapitel geht der Verfasser über die Exodus-Texte hinaus. Er wirft die interessante Frage auf: Wer waren die vormosaischen Priester? Aus den Genealogien 1 Chron. 2—8 ergeben sich ihm beachtenswerthe Anhaltspunkte dafür, daß das Priesterthum des Hauses Jakob von Joseph, dem Fürsten unter seinen Brüdern, auf dessen Erstgeborenen Manasse überging, und daß Asriel, Manasses Sohn, nach seines Vaters Hingang Oberpriester und Stammvater der vormosaischen Priester wurde. Aber auch in der spätern Geschichte finden sich mehrere Vorgänge (4 Mos. Kap. 27. 32. 36; Jos. 22; Richt. 8), welche die vom Verfasser gewonnenen Resultate zu bestätigen scheinen und im Lichte seiner Untersuchung an Klarheit und Bedeutung gewinnen. Das fünfte Kapitel: Rückblick und Ausblick, verzeichnet als erstes Ergebniß dieser Studie ein volleres Verständniß der Exodus-Erzählung und hebt gegen J. Wellhausen und H. Holzinger hervor, daß es sich um ein zweifaches Priesterthum und darum auch um zwei heilige Zelte handelt, nicht um eines, was diese Kritiker bei dem unablässigen Streben nach Quellenscheidung ganz und gar übersehen. Daran reiht sich als zweites, vom Werthe der Conjecturen unabhängiges Ergebniß die vielfache Bestätigung der Pentateuch-Erzählung durch die Genealogien der Chronik; so manche Gestalten, welche der Wellhausenschen Kritik nur als geographische Fictionen gelten, treten uns in diesen Genealogien als lebendige, handelnde Individuen mit Heimatschein und Familiengeschichte entgegen. Die Zurückweisung der Verunglimpfungen, welche dem Chronisten seitens der kritischen Schule widerfahren, bildet ein Hauptverdienst dieser Studie. Dem anregenden Inhalt derselben entspricht die frisch voranschreitende und lebensvolle Darstellung.

Commentaria in quatuor Evangelia R. P. Cornelii a Lapide e Societate Iesu, sacrae scripturae olim Lovanii, postea Romae professoris. Recognovit subiectisque notis illustravit, emendavit et ad praesentem sacrae scientiae statum adduxit Sac. Antonius Padovani, philos. ac s. theol. doctor, sacrae scripturae et historiae eccl. in seminario Cremonensi professor. Tomus II. In S. Matthaeum, pars secunda. 8°. (493 p.) Tomus III. In SS. Marcum et Lucam. 8°. (509 p.) Tomus IV. In S. Ioannem. 8°. (546 p.) Augustae Taurinorum, Marietti, 1896—1899. Preis jedes Bandes *Lire* 6.

Der erste Theil des vorliegenden Commentars wurde bereits in dieser Zeitschrift (Bd. L, S. 460) angezeigt und empfohlen. Auch die weitern drei Bände

sind eine willkommene Arbeit. Nicht nur der Freund patristischer Exegese, auch der Prediger wird sich freuen, die Schätze des alten Cornelius a Lapide aus einem handlichen Buche schöpfen zu können. Ausführliche Indices sind ihm dabei behilflich; dem letzten Band ist noch ein eigenes Verzeichniß in gratiam et usum concionantium beigefügt. Bei all diesen Vortheilen nimmt man schon den kleinen Druck mit in Kauf. Der Herr Verfasser wollte kein neues Buch schreiben: der altbewährte Cornelius sollte seinen Freunden in neuer Gestalt geboten werden. So beschränken sich denn die eigenen Anmerkungen Dr. Padovanis im allgemeinen auf die nothwendigen Erläuterungen und Verbesserungen, welche die moderne biblische Wissenschaft streng gebot. Indes bietet doch auch der Herausgeber an einigen Stellen recht gute Ergänzungen und Bemerkungen aus der reichen Fülle seines Wissens. Für den Seelsorger ist das Werk in dieser neuen Form ein überaus nützliches, wirklich praktisches Hilfsbuch.

Rationem afferendi locos litterarum divinarum, quam in tractatibus super psalmos sequi videtur s. Hilarius, episcopus Pictaviensis, illustravit Dr. Franciscus Schellauf. Hic libellus ex programmate gymnasii pr. e. Seccoviensis in seminario puerorum dioecesano instituti separatim editus est. Lex.-8°. (48 p.) Graecii, Sumptibus ipsius seminarii, 1898. Preis 50 *Pf.*

Eine Vorarbeit zur Geschichte der lateinischen Bibelübersetzung vor Hieronymus. Der Verfasser stellt sich die Frage, inwieweit wir aus den Schriften des hl. Hilarius (gest. 367) den genauen Wortlaut des Bibeltextes feststellen können, den der heilige Bischof von Poitiers benutzte, und untersucht zur Beantwortung dieser Frage die Bibelcitate in dessen Psalmencommentar. Seine Ergebnisse sind folgende. Oft hat Hilarius frei aus dem Gedächtniß die Bibelstellen angeführt, oft aber auch, selbst bei kürzern Stellen, den genauen Wortlaut wiedergegeben. Nicht er selbst hat sich die einzelnen von ihm citirten Stellen aus dem Griechischen übersetzt, sondern eine lateinische Uebersetzung lag ihm fertig vor. Er hatte sogar mehrere unter sich abweichende Uebersetzungen zur Hand und benutzte bald die eine, bald die andere. Die Stellen, welche er aus dem Gedächtniß anführte, gehen wahrscheinlich auf einen Text zurück, der im liturgischen Gebrauch sich befand und an unsere Vulgata anklingt (S. 18). Von S. 22—47 werden diese Thesen durch Einzeluntersuchung einer Reihe von Stellen bewiesen. Die Arbeit ist fleißig durchgeführt. S. 23 ist einmal Ignatius statt Pseudo-Ignatius genannt. S. 7 sind in den Büchertiteln einige Ungenauigkeiten, die indes bei späterer Anführung derselben vermieden sind.

Institutiones theologiae moralis generalis. Auctore G. Bernardo Tepe S. J. Cum approbatione Superiorum et Emi. Fr. Card. Richard, Arch. Parisiensis. 8°. Vol. I, continens tractatus de actibus humanis, de legibus. (361 p.) Vol. II, continens tractatus de peccatis, de virtutibus, de donis, cum appendice de perfectione vitae spiritualis. (412 p.) Paris., Lethielleux, 1899. Preis beider Bände *Fr.* 8.

Dem überall mit großer Anerkennung aufgenommenen vierbändigen Werke Institutiones theologicae in usum scholarum, in welchem nach scholastischer Methode die dogmatischen Fragen der Theologie behandelt werden, hat der Verfasser

als Nachtrag noch zwei mäßige Bände über Moraltheologie folgen lassen. Zwar hätten einige Partien, zumal des zweiten Bandes, ebensogut in das dogmatische Werk eingereiht werden können; doch da sie alle die Ausgestaltung des christlichen Lebens betreffen, so fanden sie auch ihren richtigen Platz in der Moraltheologie. Das vorliegende Werk behandelt nur die allgemeinen Fragen der Moral, ohne in die praktischen und casuistischen Fragen einzugehen. Es kommt daher zunächst derjenige Stoff zur Behandlung, den auch die praktischen Lehrbücher der Moral behandeln müssen und zu behandeln pflegen; doch geschieht das hier vom Verfasser auf breiterer Grundlage, mit größerer Erudition und manchen Belegstellen aus den heiligen Vätern und hervorragenden Theologen der Vorzeit, in derselben scholastischen Art der Beweisführung und Vertheidigung seiner Thesen wie in dem dogmatischen Werke. Es ist eine klare, leichtverständliche und gründliche Erörterung der einschlägigen Fragen. Mehrere derselben finden sich über den Schulgebrauch hinaus noch eingehender und tiefer behandelt in *Frins*, De actibus humanis, dessen Berücksichtigung wir vermissen. Es sei hier noch auf einige werthvolle Einzelfragen aufmerksam gemacht, deren Erörterung innerhalb dieses Rahmens nicht gerade selbstverständlich ist. Namentlich möge im 1. Bande der Abschnitt über kirchliches und staatliches Recht auf Schule und Jugenderziehung der Beachtung empfohlen werden (De habitudine utriusque potestatis ad scholas, p. 228—250). Aus dem 2. Bande heben wir hervor die dogmatisch interessanten Abschnitte De peccato habituali, De remissione peccatorum, De donis Spiritus Sancti. Mehrere Fragen werden trotzdem immer noch controvers bleiben; doch auch in diesen hat der Verfasser die von ihm gewählten Ansichten mit Mäßigung und mit Geschick dargelegt und vertheidigt.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Baeumker, o. ö. Professor an der Universität Breslau, und Dr. Georg Frhr. von Hertling, o. ö. Professor an der Universität München.

Band II, Heft 6: **Die Impossibilia des Siger von Brabant,** eine philosophische Streitschrift aus dem XIII. Jahrhundert. Zum ersten Male vollständig herausgegeben und besprochen von Dr. Clemens Baeumker. gr. 8°. (VIII u. 200 S.) Münster, Aschendorff, 1898. Preis *M.* 6.50.

Die Herausgabe der Thesen eines sophistischen Skeptikers und einer nicht ungeschickten Widerlegung derselben aus dem 13. Jahrhundert ist schon an sich dankenswerth. Der eigentliche Werth der vorliegenden Arbeit liegt aber wo anders. Dr. Baeumker hat einen lesbaren Text hergestellt, ihn durch Verweise auf die philosophischen Quellen geklärt und in einem philosophischen Wort- und Sachregister eine ausgezeichnete und werthvolle Ergänzung des Sprachgebrauchs der Scholastik geschaffen. Daß die Schreibweise im Text schematisirt ist, wird freilich der Philologe bedauern. Nun handelte es sich darum, den Autor festzustellen, Inhalt und Charakter der Schrift zu bestimmen. Der Herr Verfasser stand in einem Walde von Schwierigkeiten und mußte mit einer Menge Muthmaßungen und Hypothesen abrechnen. Hier liegt das Hauptverdienst der Arbeit. Mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit ist alles zusammengetragen, was bisher über den Gegenstand geschrieben war; mit sicherer, musterhaft durchgeführter Methode werden die einzelnen Behauptungen geprüft und neue, positive Resultate zu Tage gefördert. Der Herr Ver-

faſſer macht es außerordentlich wahrſcheinlich, wenn nicht gewiß, daß Siger von Brabant, deſſen Leben und Lehre er klarlegt, der Sophiſt iſt, während er ſeinen gut geſchulten philoſophiſchen Gegner trotz genaueſter Studien nicht näher zu bezeichnen wagt. Auch dieſe letztere Unterſuchung wird an der Hand der philoſophiſchen Anſichten des Gegners Sigers mit großer Umſicht und tiefem Verſtändniß der damaligen philoſophiſchen Richtungen geführt. Die Prüfung ergibt, daß der Verfaſſer der Impossibilia „Albertus Magnus und Thomas von Aquino vorausſetzt, auch mit Aegidius von Colonna verglichen werden kann"; in der Frage nach der Natur der Gotteserkenntniß ſteht er gegen Thomas auf der Seite Alberts.

Die Willensfreiheit in der Philoſophie des Chr. Aug. Cruſius gegenüber dem Leibniz-Wolff'ſchen Determinismus in hiſtoriſch-pſychologiſcher Begründung und ſyſtematiſchem Zuſammenhang. Hiſtoriſch-philoſophiſche Studie von Dr. Anton Seitz. 8°. (VIII u. 136 S.) Würzburg, Göbel, 1899. Preis *M.* 2.

Die gründliche Kenntniß des behandelten Gegenſtandes iſt ein Hauptvorzug dieſer Arbeit. Sie geht auf die erſten Quellen zurück, prüft ohne Voreingenommenheit, mit ſichtlichem Intereſſe den Zuſammenhang zwiſchen Perſonen und Lehren, entwickelt klar, in guter, deutlicher Sprache. Mit beſonderer Vorliebe, deren freundliches Wohlwollen auch im Halbdunkel kunſtgerechte Contouren zu entdecken meint, wird Leibniz' Syſtem in ſeiner Einheit und Ausgeſtaltung vorgeführt. Die Darſtellung dieſes Theiles befriedigt; ſie erreicht aber weder die klaſſiſche Durchſichtigkeit noch die erſtaunliche Tiefe des entſprechenden Kapitels in Willmanns Geſchichte des Idealismus. Andererſeits ergänzt ſie die Ausführungen Willmanns durch manche Einzelheiten, z. B. die Schilderung des Einfluſſes der Janſeniſten auf Leibniz. Werthvoll iſt der Abſchnitt über die Strömungen, welche Cruſius' Freiheitslehre vorbereiteten. Die Entwicklung des Determinismus bei Luther bis zu ſchwachen Zugeſtändniſſen an eine freie Thätigkeit des Menſchen, die Umbildung dieſer Lehre durch Melanchthon im Sinne der Willensfreiheit, die Polemik verſchiedener Schulen und Richtungen proteſtantiſcher Gelehrten gegen die präſtabilirte Harmonie Leibniz' und Wolffs, alles das lieferte dem orthodoxen Cruſius durch Vermittlung nicht unbedeutender Autoren und Lehrer gute Argumente gegen den Determinismus. Cruſius widerlegt die Gegner meiſt glücklich, ſeine poſitiven Beweiſe ſind anſprechend und überzeugend. Er ſteht freilich unter dem Zeichen der Epigonen; denn das glänzendſte Argument für die Willensfreiheit aus der Natur der geiſtigen Erkenntniß hat er, ſoweit wir ſehen, in den großen Scholaſtikern nicht gefunden. Glücklich vermeidet er die Klippe eines abſoluten Indeterminismus, den ja auch ſonſt kein Philoſoph von Namen vertheidigt hat. Dr. Seitz zieht ſorgfältig Gelehrte herbei, aus denen Cruſius ſchöpfte, oder mit denen er übereinſtimmte. Leider führt er dieſe Unterſuchung nicht weit zurück. Und doch wäre es leicht geweſen, zu zeigen, wie alle brauchbaren, poſitiven Elemente, mit denen dieſe Vertheidiger der Willensfreiheit arbeiten, den alten Stempel bewährter Werkſtätten aufweiſen. Die pragmatiſch-genetiſche Auffaſſung hätte dadurch an Tiefe gewonnen, und der Herr Verfaſſer ſelbſt hätte bei ſeiner Unbefangenheit und ſeinem Scharfſinn leicht gefunden, wie unbegründet ſein Satz im Vorwort iſt, die rein philoſophiſche Seite der Willensfreiheit ſei erſt ſeit Baco ernſtlich ins Auge gefaßt worden.

Sammlung socialpädagogischer Aufsätze. Von Dr. Egon Huckert, lehrer am Realgymnasium in Neisse. 8°. (IV u. 138 S.) Pa F. Schöningh, 1898. Preis *M.* 2.20.

Die hier vereinigten sieben Aufsätze drehen sich theils um die Frage, in welcher Weise die Volkswirtschaftslehre in den höhern Schulen zu behan theils erörtern sie nationalökonomische Themata, welche zur Verwerthung i richt und Erschließung des Verständnisses für derartige Probleme besonders erscheinen. Mit vollem Recht verlangt der Verfasser nur ein gelegen Eingehen auf solche Dinge im Unterricht, soweit die verschiedenen Fä naturgemäße Anknüpfungspunkte bieten, und auch dies (vgl. S. 126) un Berücksichtigung der unterschiedlichen Qualification sowohl des lernend toriums wie des vortragenden Lehrers. Die Aufgabe der Schule wird stimmt, daß sie: Verständniß anbahne, Interesse wecke, den Willen be Durchwegs tragen die Ausführungen ein wohlthuendes Gepräge von Be Weitblick und christlicher Grundsatzfestigkeit. Die moraltheologischen Win Religionslehrer (S. 133) hätten ohne Nachtheil entbehrt werden können bei Besprechung des Luxus die moralische Seite vielleicht zu wenig i gebracht worden ist. Die Frage, was an Aufwand und Genuß der hera Jüngling sich zu gönnen habe, darf nicht von dem allein abhängig ge den, was vom Standpunkt der Allgemeinheit aus besehen als „wirtscha „unwirtschaftlich" erscheint. Bei ihm handelt es sich vor allem um bildung und Festigung der Grundsätze. Eine Vergönnung alles dessen, schaftlich zulässig erscheint, könnte je nach der Eigenart und den vorhanden höchst nachtheilig, dagegen eine „zurückgebliebene Lebenshaltung" unter überaus segensreich sein. Sich selbst zum tüchtigen Charakter und z Mann heranschulen ist dann freilich auch „wirtschaftlich" und im J Allgemeinheit betrachtet die lohnendste That.

Gottesacker oder Leichenofen? Ein Beitrag zum Kapitel der Leichenv von Guido Haßl. 8°. (VII u. 102 S.) Augsburg, Kranzfel Preis *M.* 1.20.

Die Frage: Gottesacker oder Leichenofen? ist durchaus religiöser N heißt mit andern Worten: „Soll und darf an die Stelle des christli kreuzes die heidnische Aschenurne treten? Soll der Leib des Christen geweihter Erde anvertraut, sondern ins Ofenloch geschoben werden? D gleichgiltig sein, wenn die Freimaurerei, wie sie es offen ausgesproche Ziel gesetzt hat, ‚der neuen Religion der Urne einen allgemei politischen Charakter zu geben, wie ihn die Kirche hat, welche die Feu bekämpft'?" Der erste Abschnitt weist an den Aeußerungen, welche bei von Feuerbestattungen gefallen sind, den kirchenfeindlichen Charakter de Bestrebung nach. Darauf werden die Bemühungen, Beerdigung durch Ve ersetzen, auf ihre Geschichte, ihre versuchte Ausführung und zumal a gründung geprüft. Das Ergebniß der Untersuchung ist für die Leichen durchaus ungünstig, und dennoch konnte sich der Verfasser auf Zeug welche seinen katholischen Standpunkt nicht theilen, zum Theil sogar bestattung geneigt sind. Läßt sich mithin diese Art der Bestattung triftigen Gründe befürworten, so kann sich die Begeisterung für dieselb eine Art Liebhaberei oder durch Abneigung gegen das christliche Be

ären. Auf die sonderbaren Wünsche einzelner aber darf die Gesamtheit nicht verflichtet werden. Die Beseitigung eines Gebrauches jedoch, allein weil er christlich t, braucht sich die christlich denkende Mehrheit gewiß nicht gefallen zu lassen. Das Büchlein gibt einen guten Ueberblick über den Stand der Cremationsbewegung, echtfertigt in objectiver Darlegung die Stellungnahme der Kirche ihr gegenüber und empfiehlt sich besonders durch eine Reihe von Mittheilungen über die neuesten Versuche und die geringen Erfolge der Verbrenner.

Les Criminels dans l'Art et la Littérature. Par Isidore Maus, Docteur en Droit et en Philosophie. (Extrait du „Spectateur Catholique".) 4°. (20 p.) Bruxelles, Société Belge de Librairie, 1898. Preis 50 *Cts.*

Enrico Ferri, einer der eifrigsten Vertreter der italienischen criminalistischen Schule, hat in seinem Buche I delinquenti nell' arte — von Eugen Laurent ins Französische übersetzt unter dem Titel: Les Criminels dans l'Art et la Littérature — die Art und Weise, wie die Künstler ihre Verbrecher darstellen, als eine Bestätigung der Verbrechertheorie Lombrosos zu erweisen gesucht. Maus tritt ihm in diesem kleinen gedankenreichen Aufsatz mit Erfolg entgegen. Ferri hat offenbar eine große Erudition und viel Beredsamkeit an eine höchst phantastische These verschwendet. Alles zusammengetragene Material beweist ja nichts, solange man nicht die Quellen, aus denen der Künstler seine Typen geschöpft hat, genau erforscht und sorgfältig scheidet. Wenn Ferri meint, daß in gewissen Fällen das ahnende Genie eines Malers oder Romanschreibers ihn dasselbe finden läßt, was die Wissenschaft erfährt und aufstellt, so verkennt er den Einfluß gewisser historischer und traditioneller Typen, welchem sich der Künstler nicht entziehen kann. Ueberdies stellt z. B. der Maler das Verbrechen selbst dar, nicht aber den letzten philosophischen Grund des Verbrechens. Man wird es dem Gesicht, das der Künstler auf die Leinwand wirft, nie und nimmer ansehen können, ob er seinem Mann das Verbrechen angeboren sein läßt oder ob er ihn dafür verantwortlich machen will. Wenn Ferri solche Dinge in seine Vorlagen hineininterpretirt, so setzt er die Richtigkeit der Theorie schon voraus. Es wäre auch wirklich traurig, wenn Künstlerphantasien psychologische und ethische Argumente abgäben. Mit vollem Recht betont auch Maus gegen Ferri, daß der Künstler verantwortlich ist für den verderblichen Einfluß, welchen die Ideen, die er zur Darstellung bringt, auf andere ausüben.

Der christliche Jüngling. Ein Mahn- und Weckruf. Von L. Walther. 8°. (VIII u. 116 S.) München, Abt, 1899. Preis *M.* 1.20.

Das Schriftchen ist berechnet für die studirende Jugend, namentlich Jünglinge aus bessern Ständen. In 23 kurzen Erwägungen werden die Gesinnungen und die Arten geistiger Bethätigung vor Augen gestellt, welche den christlichen Jüngling besonders zieren. Es handelt sich dabei nicht um religiöse Unterweisungen oder Einschärfung sittlicher Pflichten im engern Sinne, sondern vorwiegend um das Auftreten und Verhalten in der Welt der Oeffentlichkeit. Die ertheilten Winke sind ein wenig allgemein gehalten und verläugnen auch nicht das zu Grunde liegende französische Original. Aber die Schrift ist geeignet, ideale Gesinnung in einem jungen Manne anzuregen und edeln Willen zu entflammen, und ist insofern gewiß zu empfehlen.

Das beschauliche Leben. Seine apostolische Wirksamkeit. Von Dom Franciscus Pollien. Nach der vierten französischen Auflage übersetzt von P. Antonius Huperz, Priester der Kartause Hain bei Düsseldorf. 8°. (VIII u. 144 S.) Mülheim a. d. Ruhr, Hegner, 1899. Preis 95 *Pf.*

Die Schrift ist bestimmt, zunächst die Mitglieder des Kartäuserordens, dann aber auch Christen außerhalb der Kartause, welche für die bedeutsamern Erscheinungen im Leben der Kirche Sinn bewahrt haben und einer übernatürlichen Auffassung der Dinge noch nicht unzugänglich geworden sind, über Wesen und Werth des beschaulichen Lebens, zumal des beschaulichen Ordenslebens, eingehender zu belehren. Ein reicher Gehalt wird geboten in ungemein schöner Gedankenentwicklung bei edler, wahrhaft erhebender Form. Es ist nicht der Kartäuserorden als solcher, um welchen die Darstellung sich bewegt, sondern das Ordenswesen im ganzen und das Leben der beschaulichen Orden im besondern. Alle Orden — und sechs derselben werden eingehender besprochen — sind stets mit solcher Achtung und Liebe und solchem Verständniß ihrer Einrichtungen genannt, als geschehe es von einem ihrer eigenen Söhne. Es kann daher diese Schrift auch Ordensleuten jeder Art, Männern wie Frauen, zur fruchtreichen Erbauungslectüre dienen. Namentlich dürfte dieselbe für Noviciate sich empfehlen, da sie über das Wesen des Ordensstandes, über das Verhältniß der verschiedenen Orden zu einander, vor allem aber über das, was Geist und Seele des Ordenslebens ausmacht, die trefflichsten Belehrungen gibt.

Der ehrwürdige Diener Gottes Don Joseph Benedict Cottolengo. Ein Lebensbild aus dem XIX. Jahrhundert. Mit Erlaubniß des Verfassers Don Gastaldi frei übersetzt von Bonifacius Müller. 8°. (IV u. 252 S.) Wien-Hetzendorf, Verlag des Theresien-Vereins, 1898. Preis *fl.* 1 ö. W.

Eine kleine Skizze über das Leben dieses großen christlichen Menschenfreundes ist bereits 1892 in diesen Blättern (Bd. XLIV, S. 635) zur Anzeige gekommen. Hier wird nun eine vollständige Lebensbeschreibung geboten, die mit ihrer schlichten Erzählung von all dem Wunderbaren, was Cottolengo erlebt, und all dem Staunenswerthen, was er in seinem kindlichen Vertrauen auf die Vorsehung geschaffen hat, fast wie ein Märchen anmuthet. Alles an diesem Mann ist merkwürdig, alles überaus erbaulich, aber nur der Geist, der aus seinem Handeln sprach, ist praktisch nachahmbar. Diesen Geist zu wecken und mehr zu verbreiten, kann das Büchlein trefflich dienen, wie es auch, ganz in diesem Geiste, zur Unterstützung eines Werkes der Wohlthätigkeit geschrieben wurde.

„Les Saints." Saint Ignace de Loyola par Henry Joly. 12°. (VIII et 230 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 2.

Es ist eine psychologische Studie, was der Verfasser bieten will, eine elegante, dem heutigen Geschmacke entsprechende Biographie. Nicht die Tugendbeispiele und Tugendlehren, noch weniger die Kundgebungen des Uebernatürlichen sollen in dem Leben des Heiligen gesucht werden, sondern das menschlich Interessante, das natürlich Anziehende und Imponirende, wie auch das historisch Wichtige. So erheischt es der Plan der Sammlung, in welche die Schrift sich einreiht (vgl. diese Zeitschr. Bd. LIII, S. 100. 208), und deren oberste Leitung in den Händen des Verfassers ruht. Er erscheint daher auch sichtlich bemüht, das erbauliche Moment, und was

immer zu sehr die Farbe der Frömmigkeit tragen könnte, zurückzudrängen und den modernen Anstrich zum vorherrschenden zu machen. Bei dem behandelten Gegenstande war das allerdings schwer, und es gereichen auch diese Bemühungen dem Werke nicht überall zum Vortheil. Die Anlage des Werkes aber als gegeben vorausgesetzt, muß man die Biographie als eine verständnißvoll und geschickt durchgeführte anerkennen. Jeder, auch wer die Lebensgeschichte des hl. Ignatius aufs eingehendste kennt, wird diese Biographie mit großem Interesse lesen, mag er gleich nicht in allen Punkten mit ihr übereinstimmen. Die Ausführungen über die Inquisition (p. 65 s. 71 s.) dürften z. B. über das Maß des historisch Richtigen hinausgehen, und was die schlimmen Erfahrungen des hl. Ignatius angeht, den Umständen der Zeit und Person nicht genügend Rechnung tragen. Die Parallele zwischen Ignatius und Kant (p. 16), die zwischen Faber-Ignatius einerseits und Malebranche-Cartesius andererseits und anderes dergleichen können schwerlich allgemein gefallen. Im übrigen schreibt der Verfasser als gläubiger Katholik mit warmer Hingebung an seinen Gegenstand und zugleich als Mann von Geschmack und großer Belesenheit.

Catalogus Codicum Manu Scriptorum, qui in Bibliotheca Monasterii Einsidlensis O. S. B. servantur. Descripsit P. Gabriel Meier O. S. B., Bibliothecarius. Tomus I. Complectens centurias quinque priores. Fol. (XXIV et 422 p.) Einsidlae, sumptibus monasterii (Lipsiae prostat apud O. Harrassowitz), 1899. Preis *M.* 20.

Dem schönen Beispiele Engelbergs (1891) ist nun auch das ehrwürdige Stift von Einsiedeln gefolgt, indem sein gelehrter Bibliothekar durch einen musterhaften Katalog die in der dortigen Stiftsbibliothek aufgespeicherten Handschriftenschätze zum Gemeingut aller wissenschaftlichen Forscher macht. Von den vorhandenen 1500 Handschriftennummern sind hier freilich nur die ersten 500 beschrieben; allein nach dem Urtheil des Herausgebers bilden diese gerade den weitaus wichtigsten Theil, und wenn auch in Bezug auf die Fortsetzung keine bestimmte Zusage gegeben werden konnte, so steht doch zu hoffen, daß die gerechte Anerkennung, welche diese Leistung echten Benediktinerfleißes zweifellos finden wird, zu einer baldigen Vollendung Muth und Lust bringen werde. Zu Eingang des Bandes legt P. Meier kurz die Gesichtspunkte dar, nach welchen er seine Anordnung getroffen, gibt einen Ueberblick über die Geschichte der Bibliothek und ein stattliches Verzeichniß der öfter verwertheten Literatur. Daran reiht sich das Verzeichniß der 500 Nummern ohne Scheidung nach dem Material, aus welchem die Handschriften bestehen, wohl aber nach ihrem Inhalte in 13 Hauptgruppen abgetheilt. Fünf Register und einige Nachträge bilden den Schluß. Die Grundsätze, nach welchen ein solcher Katalog anzulegen sei, hat P. Meier selbst bereits 1885 im „Centralblatt für Bibliothekswesen" (II, 463 f.) entwickelt, und man darf sagen, daß er hinter dem dort entworfenen Ideal kaum um vieles zurückgeblieben ist. Unter anderem verlangt er von dem Bearbeiter, daß er dem Benützer auch Winke gebe, ob das betreffende Werk schon gedruckt und wo, ob etwa gerade nach der vorliegenden Handschrift; ob diese wenigstens schon zur Vergleichung herangezogen oder ob aus ihr noch Verbesserung des Textes zu gewinnen sei; ob sie älter oder jünger als bereits bekannte, ob sie ein Unicum, ob sie Vorlage oder Copie anderer bekannter Texte sei. Man braucht nicht lange in dem Werke sich umzusehen, um sich zu überzeugen, daß hier gerade nach dieser Richtung hin Glänzendes geleistet sei.

Miscellanea di storia ecclesiastica e studii ausiliari. II. Prof. Humbertus Benigni, presb., **Patrologiae et hagiographiae copticae spicilegium** collegit et illustravit. *I. Didaché coptica.* „Duarum viarum" recensio coptica monastica, Shenudii homiliis attributa, per arabicam versionem superstes. 8°. (23 p.) Roma, in commissione presso la Pontificia libreria di Federico Pustet, Piazza Fontana di Trevi 81—85, 1898. Preis 80 *Pf.*

Das Leben des monophysitischen „Heiligen" Schnudi, Abtes in Athribis († 451), wurde angeblich sofort nach dessen Tod von seinem Schüler Bisa geschrieben und ist uns in arabischer, aus dem Koptischen geflossener Uebersetzung erhalten. In demselben legt Bisa seinem Meister eine Katechese an seine Mönche in den Mund, welche aber in Wirklichkeit nichts anderes ist als der erste Theil der berühmten „Lehre der 12 Apostel". Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens wurde bei seinen Studien auf diese Thatsache aufmerksam und gibt die arabisch-koptische Version der Apostellehre in der Weise heraus, daß er eine lateinische Uebersetzung derselben zwischen eine Uebersetzung des griechischen Textes und eine Uebersetzung der apostolischen Kirchenordnung stellt, wodurch es einleuchtend wird, daß der koptisch-arabische Text nur aus der Apostellehre selbst, nicht aus einer der mancherlei Bearbeitungen derselben geflossen ist. Am Schlusse folgt ein Abdruck des arabischen Textes. Leider hat der Verfasser übersehen, daß in Deutschland die koptische Apostellehre schon seit 1895 bekannt und besprochen ist (in „Texte und Untersuchungen von v. Gebhardt und Harnack" Bd. XIII). Da indes das Schriftchen als Theil eines Sammelwerkes gedacht ist, so läßt sich gegen seine Aufnahme in dasselbe nichts einwenden. Jedenfalls begrüßen wir dasselbe als Zeichen des Wiederauflebens der patristischen Studien in Italien mit Freuden.

Geschichte der Georgskirche (Malteserkirche) in Amberg. Mit Grundriß und mehreren Abbildungen. Größtenteils nach archivalischen Quellen bearbeitet von Georg Blößner, k. Seminardirektor in Amberg. (Sonder-Abdruck aus dem I. Bande der Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg.) 8°. (64 S.) Stadtamhof (Kommissionsverlag der Pustetschen Buchhandlung in Amberg), 1898. Preis *M.* 1.20.

Die kurze Schrift mit ihren 6 hübschen Tafeln wirkt ungemein ansprechend. Der sehr wohlunterrichtete Verfasser hat sich archivalische Quellen zugänglich zu machen gewußt, die an interessanten Einzelheiten ergiebig sind. Es handelt sich nicht so sehr um kunstgeschichtliche Beschreibung der architektonischen und bildnerischen Eigenthümlichkeiten, als vielmehr um die wechselvollen Schicksale der St. Georgs-Kirche. Letztere sind mit der Geschichte der Stadt Amberg, den religiösen Wandlungen der Oberpfalz, dem Wirken des Jesuitenordens in Bayern, dem kurzen Bestande der bayrischen Zunge des Malteserordens so enge verknüpft, daß schon hieraus auf den mannigfachen Inhalt der Schrift geschlossen werden kann, welche von dem Beginn des 11. Jahrhunderts an eine Reihe werthvoller Einzelangaben zusammenstellt. Insbesondere sei aufmerksam gemacht auf die in ihren Bestimmungen hochbedeutsame Stiftung der Predigerstelle bei St. Georg aus dem Jahre 1369.

Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Vierter Band. II. Die Kunstdenkmäler des Kreises Rheinbach, bearbeitet von E. Polaczek. 4°. (172 S. mit 10 Tafeln und 70 Abbildungen im Text.) III. Die Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. In Verbindung mit E. Polaczek bearbeitet von P. Clemen. (168 S. mit 10 Tafeln und 82 Abbildungen im Text.) Düsseldorf, Schwann, 1898 und 1899. Preis à Heft *M.* 5.

Diese beiden neuen Hefte der allerseits mit verdienter Anerkennung begrüßten nstdenkmäler der Rheinprovinz" sind wiederum reich an beachtenswerthen religiösen profanen Werken. Eine Anzahl kleiner, oft im Laufe der Jahrhunderte geschickt iterter oder umgebauter Landkirchen, unter denen Lüftelberg II, 62 f. und :ken III, 127 hervorragen, finden sich neben den größern durch Pläne, Querschnitte Ansichten erläuterten Gotteshäusern von Münstereifel, Kerpen und Bergheim. die Geschichte der Plastik sind beachtenswerth die noch dem 12. Jahrhundert ammende thronende Madonna in Buschhoven, das aus dem Anfange des Jahrhunderts herrührende stehende Marienbild zu Münstereifel, das eigenartige basterrelief der Anbetung der Könige aus dem Ende des 14. Jahrhunderts zu tenbroich, das die Gottesmutter liegend zeigt, wie wir sie selbst noch im 15. Jahrdert in hannoveranischen Denkmälern finden. Culturhistorischen Werth haben die , vielleicht um das Jahr 1200 gemeißelten Figuren der hll. Fides, Spes und ritas, welche an die bekannten heidnischen Bilder der im Rheinlande häufig nbenen drei Göttinnen erinnern. Schöne Gewölbemalereien aus der zweiten fte des 13. Jahrhunderts zu Lipp schildern die Legende der hl. Ursula. Unter vielen Profanbauten der Gegend sind die Stadtbefestigungen von Münstereifel, inbach und Kaster, unter den vielen Schloßbauten Bedburg, Frens, Harf und fendorf bedeutend. Sehr dankenswerth ist, daß auch verschwundene Denkmäler, ebrochene Kirchen erwähnt und daß Zeichnungen derselben mitgetheilt werden. durch wird manches wichtige Detail für die Nachwelt gerettet, das sonst spurlos chwände. Druck, Papier und Illustrationen sind wiederum dem Texte ebenlig, klar, einfach und belehrend. So schreitet das schöne Unternehmen in eulicher Art ruhig weiter, dank dem Fleiße und Talent seines rührigen ausgebers.

chichtlicher Führer. Alphabetisch geordnet und besonders für das katholische Vereinsleben bearbeitet auf Grund des neuesten Quellenmaterials von Paul Sieberz. I. u. II. Band. (A. u. d. T.: Geschichtliches, socialpolitisches und apologetisches Nachschlagewerk. Herausgegeben von Paul Sieberz, Schriftsteller, Mathias Erzberger, Redakteur, Alfons Schwarz, Pfarrer und Landtagsabgeordneter. I. Theil.) 8°. (XVIII u. 682 S.) Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung, 1899. Preis *M.* 4.50

In 92 verhältnißmäßig knappen, leicht übersichtlichen Nummern wird auf oft derholte und zu Ungunsten der katholischen Sache ausgebeutete geschichtliche Irrmer oder einseitige Auffassungen aufmerksam gemacht. Der Verfasser, wenn natürlich nicht Quellenforscher, hat sich gut umgesehen, im ganzen seine Stoffe hickt gewählt und sein Buch recht praktisch eingerichtet. Er versteht mit Kürze ße Durchsichtigkeit zu verbinden. Bei Anführung der alten Concilsbeschlüsse sich in Bezug auf die Städtenamen ein kleines Versehen eingeschlichen; Beziers

und Bordeaux muß es S. 18 heißen. Das Buch kann übrigens nicht nur als Nachschlagewerk gute Dienste leisten, sondern auch als belehrende Lectüre, und man kann es für letztere schon wegen seiner Reichhaltigkeit recht empfehlen.

Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen. Von E. Wasmann S. J. Mit 3 Tafeln. (Zoologica. Originalabhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Zoologie. Herausgegeben von Dr. Karl Chun in Leipzig. Heft 26.) 4°. (VI u. 134 S.) Stuttgart, Nägele, 1899. Preis *M.* 16.

In mehreren schönen Arbeiten ist derselbe Verfasser früher der Vermenschlichung des Thieres durch die vulgäre Thierpsychologie entgegengetreten; hier in dieser prächtig ausgestatteten Lieferung steht er einem andern Extreme gegenüber. Eine neuerdings ans Licht getretene Theorie, der zufolge die wirbellosen Thiere als bloße Reflexmaschinen ohne Empfindung und Wahrnehmung erscheinen, gibt ihm Veranlassung, das gesamte Sinnesleben der Ameisen im Zusammenhang zu behandeln und im einzelnen zu verfolgen. Das Sehen und Hören, das Orientirungs- und Mittheilungsvermögen, die Fähigkeit, sich untereinander zu erkennen, bis zu den merkwürdigsten intelligenzähnlichen Erscheinungen im Ameisenleben werden an einer Reihe origineller Beobachtungen nachgewiesen und theilweise nach ihren Graden abgeschätzt. Entsprechend der Natur des hochwissenschaftlichen Sammelwerkes, als dessen 26. Abtheilung die Arbeit erscheint, handelt es sich zwar um eine fachwissenschaftliche Darstellung; dank jedoch einer musterhaften Klarheit und der endlosen Fülle der merkwürdigsten Beispiele kann auch der Nichtfachmann mit Vergnügen folgen. Zu den werthvollsten Partien gehört wohl der Abschnitt über das „Lernen der Thiere", wobei die Natur des Thierinstinctes wie die Bedeutung der Dressur oder Abrichtung der Thiere eingehend und höchst lehrreich erörtert werden. Schon die unmittelbare äußere Veranlassung der Schrift bringt es mit sich, daß auch wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Gegnern nicht zu vermeiden waren. Allein bei der würdevollen Sachlichkeit, welche der Verfasser sich zur unverbrüchlichen Norm gemacht zu haben scheint, wirkt dies nicht nur nicht störend, sondern die scharfsinnigen, Schlag auf Schlag sich folgenden Lösungen oft ganz verblüffender Einwände machen gerade das Studium dieser mehr philosophisch oder theoretisch gehaltenen Abschnitte zum wahren Genuß.

Gaben des Katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1898. 8°. (356 u. 50 S. statistischer Anhang.) Graz, Selbstverlag des Kathol. Preßvereins, 1899.

Frommes, Patriotisches, Bildendes für Herz und Geist, unmittelbar Praktisches wie Unterhaltendes reicht sich die Hand, um, wie seit 24 Jahren bereits geschehen, auch diesmal wieder die Gabe des Seckauer „Preßvereins" zu einer willkommenen und werthvollen zu machen. Illustrirt mit 14 hübschen Bildern, sind im ganzen sieben Stücke geboten, allerdings an Umfang wie an Art sehr unter sich verschieden. Drei derselben könnte man nahezu als wissenschaftliche bezeichnen, drei als lehrreich unterhaltende, während ein Stück ausschließlich und direct der religiösen Erbauung dient. Auch der Ton ist dementsprechend hier ein mehr getragener, dort ein echt volksthümlicher. Der warme Grundton, gebildet aus Liebe zum Glauben und Liebe zur Heimat, ist aber bei allen derselbe. Nur Gutes und Gesundes ist

:boten, wenn auch vorwiegend ernst und gehaltvoll, einen gewissen Bildungsgrad :im Leser voraussetzend. Um so erfreulicher ist es, daß trotzdem der Abnehmer- eis seine Höhe von 5000—6000 noch immer behauptet.

edankenspäne von Theophilus. 16°. (92 S.) Ravensburg, Dorn, 1898. Preis 60 *Pf.*

In einer etwas unruhig wirkenden Ausstattung enthält das Heft einige hundert edanken religiös-sittlichen Inhaltes. Dieselben sind alle recht beherzigenswerth nd sehr ernst gehalten. Wir vermissen indes die bei solchen Sprüchen unerläß- che Prise attischen Salzes, die in irgend einer Art fesselnde, überraschende, zum achdenken reizende, dem Gedächtniß durch ein treffendes Bild sich einprägende Form.

iebfrauenlobs Marienleben. Ein Kranz Legenden und Lieder von Pater Gaudentius, Kapuziner. gr. 8°. (286 S.) Linz, Katholischer Preßverein, 1898.

Als armer Sänger, dem „manch Lied der Seele Schoß füllt", stellt sich der ichter in „die Frohn" der Himmelskönigin: „Sie heißen mich Gaudentius, als ohgemuth bekannt, durch meiner Lieder süßen Fluß Liebfrauenlob genannt." (1.) ls solcher „Liebfrauenlob" erzählt uns P. Gaudentius nun in einer langen Reihe ber 200) von rein lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten die Geschichte der aller- ligsten Jungfrau von „Sanct Annas Flehen" an bis zur Krönung im Himmel. wischen die mehr objectiven geschichtlichen Bilder schiebt der Dichter dann rein bjective Lieder über seine eigenen Gefühle und Erlebnisse ein, wie sie sich an die zählten Begebenheiten oder deren Festfeier im Verlauf des Kirchenjahres anknüpfen. s ist kein Zweifel, P. Gaudentius ist ein Dichter; ebenso sicher aber scheint uns, ß er noch kein vollendeter Künstler ist. Er streut eine Menge anziehender Motive d poetischer Gedanken und Bilder über seine Gedichte aus; aber es fehlt ihm das aßhalten und das echt künstlerische Herausarbeiten eines Hauptgedankens, das Ver- chten und Modelliren. Seine Sprache ist leicht und sehr oft melodiös, sie ist er nicht immer sehr correct und geschmackvoll. Man verzeiht von alters her nem Kapuziner manche Naivetät; allein es scheint uns doch zu weit gegangen, enn nun P. Gaudentius die Mutter Gottes seine „Herzliebste" nennt (62), wenn heißt: „Herrlich wallen deine Locken, wie der Engel nur sie flicht" (121), oder enn er sein Herz spalten will, damit Maria als Regenbogen mit jedem Fuß auf ner Hälfte als einem Schüsselein stehen könne (44) u. s. w. Etwas fraglich finden ir auch die Naivetät in den Gedichten „Mariä Empfängniß" (8) und „Mariä Ge- urt" (14). Aber noch einmal: trotz der Fehler ist und bleibt P. Gaudentius ein hrer Dichter. Könnte er sich entschließen, die Anzahl seiner Gedichte um ein rittel zu verkürzen und das Uebrigbleibende künstlerischer herauszuarbeiten, so ürde er unsere fromme Literatur um eine wirklich willkommene Gabe bereichern. ie sie jetzt vorliegt, kann eine literarische Kritik sie als vollwerthig noch nicht an- hen, wenn sie auch haushoch über jene sogen. fromme Dichtung hinausragt, bei r die ganze Poesie im Rhythmus, im Reim und in der Langweile besteht.

apobianco. Von Dr. Guido Alexis. 8°. (223 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 3.

Eine Episode aus dem Carbonarithum, wie es sich zur Zeit des napoleoni- hen Usurpators Joachim Murat in Calabrien entwickelte. Der Großmeister

Federici Ruffi, genannt Capobianco, plant einen Handstreich auf Cosenza, welcher mißlingt. Infolgedessen wird er gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt, und da er schon einmal begnadigt war, standrechtlich erschossen. In wahrhaft christlicher Weise bereitet er sich auf den Tod vor. Noch tragischer wird das Ereigniß dadurch, daß sein Freund und Mit-Carbonaro, zugleich der Geliebte eines Mädchens, welches Capobianco als ihren Retter und zweiten Vater ehrt, gegen seinen Willen zur Gefangennahme des Bandenführers mitwirken muß. Die Arbeit beruht auf eingehenden historischen Studien und entbehrt nicht mancher wirklich schönen und ergreifenden Stellen, wenn wir uns auch keineswegs für diesen Carbonari-Großmeister und noch weniger für einen Offizier erwärmen können, der zwischen seinem Fahneneid nnd dem Carbonarieid schwankt. Lieblich und anziehend ist dagegen die Gestalt des „Mütterchens" gezeichnet.

Der Schreinermax. Acht Geschichten aus dem Leben eines christlichen Handwerkers und seiner Familie. Von Konrad Kümmel. Mit 27 Original-Illustrationen. (Katholische Volksbibliothek, herausgegeben von Konrad Kümmel. 1. Bd.) 8°. (544 S.) Kempten, Kösel, 1899. Preis *M.* 2.40.

Der vorliegende Band dürfte das erste Prädicat verdienen, das man einer katholischen Volksschrift geben kann. Auch ohne besondere Empfehlung wird das Buch seinen Weg schon finden und im Volk seine Freunde bald nach Tausenden zählen, nicht bloß in Süddeutschland. Unseres Erachtens findet sich mehr Gemüth, mehr echte Liebe, mehr adeliger Sinn und deshalb auch mehr wahre Bildung und Kunst darin als in einer ganzen Bibliothek französischer Romane der feinsten Salons. Die Theres z. B., die uns gleich in den ersten Seiten entgegentritt, um auch ganz bald schon ihre Rolle zu vollenden, ist eine Dienstmagd, welche, ein wenig robust, überhaupt weit mehr aus der Wirklichkeit und dem Leben gegriffen als die gewöhnlichen Romantypen, zu jenen Frauengestalten gehört, die unter unscheinbarer Hülle den wahrsten Seelenadel bergen. Gerade dies ist das Beste am Buch, daß es zeigt, wie wahrer Katholicismus, wo immer er zu Fleisch und Blut wird, wo immer er Herz und Seele durchtränkt, und wäre es die Seele des ärmsten Straßenbuben, der niedrigsten Magd, in Wahrheit einen Adel verleiht, der nimmer mit dem Gold der Millionäre, nicht mit Ordensketten und -Sternen kann erstanden werden. Der Priester, der in katholischen Gegenden wirkt und tiefer als andere in die Herzensfalten des katholischen Volkes schaut, weiß es und fühlt es, daß das Buch Zug für Zug aus dem vollen, wahren Leben geschöpft ist, und es thut einem ordentlich wohl, hier bestätigt zu finden, wie viel Gutes und Edles, wie viel Tugend und Großmuth bis zum Heroismus im katholischen Volke pulsirt.

Die Dorfhexe. Erzählung für die Jugend von Emma Giehrl (Tante Emmy). gr. 8°. (329 S.) Straubing, Volks- und Jugendschriftenverlag Manz, 1898. Preis geb. *M.* 4.50.

Tante Emmy ist als Kinder- und Jugendschriftstellerin mit Recht sehr beliebt und allzu bekannt, als daß es noch einer ausdrücklichen Empfehlung ihrer Werke oder einer langen Charakteristik ihrer Sonderart bedürfte. Auch die neue Erzählung trägt ganz den Stempel dieser Sonderart: im ganzen sehr anziehend, bisweilen etwas umständlich vorgetragen, nur zu häufig mit Ermahnungen durchsetzt, die sich das Kind selbst schon machen kann und soll, und schließlich nicht selten der Nachseile ent-

ehrend in Bezug auf Stil und Sprache. Vielleicht, daß die jungen Leser das letztere icht so unangenehm empfinden als die Predigten; aber der Jugendschriftsteller soll uch darin die dem puer schuldige reverentia beachten, daß er ihm nur muster- iltige Sätze vorträgt. Mit einigen kleinen Unwahrscheinlichkeiten sowie mit dem ochromantischen Untergrund der Erzählung wollen wir nicht ins Gericht gehen — ns auch nicht fragen, für welchen Leserkreis die Geschichte eigentlich bestimmt ist, ndern heben lieber nochmals hervor, daß sie im ganzen lebhaft, interessant und annend, manchmal sehr erheiternd oder gar humorvoll geschrieben und vom besten eiste beseelt ist. Tante Emmy liebt die Kinder: das spricht aus ihrer ganzen chreibart, und darum findet ihr Wort im Herzen der Jugend auch immer wieder nen guten Ort. Die Illustrationen sollten gerade in einem Kinderbuch etwas form- höner und edler sein.

ier **Communion-Andenken** von ungefähr 24 × 32 cm. Graz, „Styria" (katholischer Preßverein). Preis à 13 *Pf.*

Die vier bisher von der Verlagsbuchhandlung „Styria" herausgegebenen ommunionbilder zeichnen sich aus durch feste, gegeneinander in ruhige Harmonie esetzte Farben. Einfach und ansprechend ist Nr. 4 mit dem Brustbilde des Herrn, er lehrend sein Herz zeigt. Malerischer und moderner sind Nr. 1: Die Einsetzung es heiligsten Abendmahles und Nr. 2: Die Austheilung der heiligen Communion n sechs Kinder durch Jesus selbst. Das originellste Bild ist Nr. 6. Es besteht us einem sehr breiten Rahmen, der acht Darstellungen enthält (das Abendmahl, Melchisedech und Aaron, die Gottesmutter u. s. w.), welche auf einem Zettel, der dem Bilde beiliegt und dem Communionkinde gegeben wird, gut erklärt werden. nmitten des Rahmens stehen die Worte: „Andenken an die erste heilige Com- munion." Das Blatt würde wohl gewinnen, wenn der Grund hinter jenen Worten eicher ornamentirt wäre; doch ist es auch so wirkungsvoll und preiswürdig.

Miscellen.

Das Gewissen im Lichte der alten und im Lichte der modernen Wissenschaft. Im verflossenen Jahre hat Dr. L. Oppenheim, o. ö. Professor er Rechte an der Universität Basel, im „Deutschen Verein für Kunst und Wissenschaft" einen Vortrag über „Das Gewissen" gehalten, den er dann auch nter diesem Titel im Drucke erscheinen ließ (Basel 1898). Beim Lesen desselben im uns nun recht lebendig wieder zum Bewußtsein der Gegensatz zwischen der lten katholischen, der scholastischen Wissenschaft und jener modernen Wissenschaft, elche gebrochen hat mit der Vorzeit. Die katholische Wissenschaft bleibt in ihren rundzügen dieselbe durch alle Jahrhunderte und in allen Zonen; in dieser tetigkeit und Allgemeinheit trägt sie das Merkmal der Wahrheit. Jene moderne

Wissenschaft dagegen wechselt beständig und trägt den Stempel der Unklarheit und Verworrenheit an der Stirn. Die katholische Wissenschaft gleicht einer tausendjährigen Eiche. Ihr Stamm bleibt derselbe, aber eine Fortentwicklung zeigt sich trotzdem, da alljährlich neue Zweige, Blätter und Früchte keimen. Die nichtkatholische moderne Wissenschaft aber gleicht — nicht einer Eiche — vielmehr dem leeren Platze, auf welchem die Eiche einst stand. Fast alljährlich erscheint ein neuer Förster. Wenn dieser die Bäumchen sieht, die sein Vorgänger gepflanzt, dann ist es sein erstes Geschäft, dieselben als verkehrte Pflanzungen umzuhauen. Kaum aber hat er selbst seine neuen Bäume gepflanzt, und kaum haben dieselben Wurzeln geschlagen, da kommt ein anderer Förster und haut auch sie wieder um.

Diesen Vergleich wollen wir nicht anwenden auf die Leistungen der modernen Naturwissenschaften, in welchen unzweifelhaft ein gedeihliches Fortschreiten auf dem Grunde des bisher Errungenen sich zeigt. Wohl aber hat der Vergleich seine Berechtigung für die mehr speculativen Zweige des Wissens, in welchen ein Spinoza, ein Kant, ein Fichte, ein Hegel, ein Schopenhauer u. s. w. mit stets neuen Systemen sich folgten.

In das Gebiet dieser speculativen Wissenschaften gehören die Fragen, welche jener Vortrag zur Beantwortung sich gestellt hat, die Fragen: Was ist ein verkehrtes Gewissen? Hat der Einzelne dasselbe zu befolgen? Hat der Richter auf dasselbe Rücksicht zu nehmen?

Die katholische Wissenschaft beantwortete diese Fragen schon längst klar, bündig und richtig wie folgt: Die unmittelbare Norm für das Handeln eines jeden ist sein eignes Gewissen. Die entferntere Norm ist das göttliche Moralgesetz. Stimmt diese unmittelbare Norm, stimmt das Gewissen des Einzelnen nicht mit der entferntern Norm, dem göttlichen Gesetz, dann ist das Gewissen ein verkehrtes. Die Stimme des Gewissens beruht also in diesem Fall auf einem Irrthum. Ist dieser Irrthum ein unüberwindlicher, so muß die Stimme, auch dieses verkehrten Gewissens, vom Einzelnen befolgt werden. Der Strafrichter hat dasselbe zu berücksichtigen, weil in diesem Falle ein Verschulden nicht vorliegt. Der Verwaltungsbeamte dagegen kann eher über dasselbe hinweggehen, weil er nicht verpflichtet ist, sein gutes Recht dem Irrthum eines andern zu opfern.

Zur Erläuterung dieser Sätze mögen folgende Beispiele dienen: Der Israelit, welcher in gutem Glauben sein mosaisches Gesetz noch für verpflichtend hält, ist subjectiv verpflichtet, dasselbe zu beobachten. Der Türke, welcher in Deutschland mehrere Frauen zugleich hätte, dürfte vom Richter nicht bestraft werden, falls es wirklich der Fall sein sollte, daß er sich in einem unüberwindlichen Irrthum befände. Das Mitglied einer Secte, welches den Kriegsdienst für sündhaft hielte, könnte dagegen trotz seines Irrthums zum Kriegsdienste gezwungen werden.

Dieses kurz die Grundsätze, welche in den katholischen Lehrbüchern der Moral sich finden. Wie aber stellt sich Professor Oppenheim zu dem Gewissen?

Zunächst finden wir bei ihm nirgends eine befriedigende Definition des verkehrten Gewissens, und das, obschon sein Schriftchen sich ganz vorherrschend um das verkehrte Gewissen dreht. Bei seinem Standpunkte ist es ihm auch von vornherein unmöglich, eine befriedigende, eine richtige Definition des verkehrten

ewissens zu geben. Wenngleich er nämlich von der Religion als einem Factor s Gewissens redet, so unterläßt er es doch, das göttliche Gesetz als die höchste orm aller Sittlichkeit anzuerkennen. Und doch kann ein Gewissen, diese unttelbare Norm des Handelns, nur deshalb ein verkehrtes genannt werden, weil mit der höchsten Norm, dem Wesen und den Geboten Gottes, nicht übereinstimmt.

Worin denn setzt Professor Oppenheim die Verkehrtheit des Gewissens? enn wir ihn recht verstehen, setzt er dieselbe in die Nichtübereinstimmung des nzelgewissens mit dem Gewissen der Gesamtheit. Er scheint also diese Gentüberzeugung, mithin die Volksüberzeugung als letzte Quelle der Sittlichkeit zusehen, ähnlich, wie Puchta die Volksüberzeugung als letzte Quelle des Rechtes rachtet. Professor Oppenheim schreibt: „Die Sätze von Moral, Religion und cht sind das nur, was sie sind, solange sie allgemein als solche anerkannt rden. Verwirft das Gewissen der Gesamtheit der Individuen einzelne solcher itze, und fühlt es sich durch andere Sätze verpflichtet, so hat eine Veränderung n Moral, Religion und Recht stattgefunden, eine Veränderung, welche sowohl e rückschrittliche als eine fortschrittliche sein kann" (S. 47).

Aber wie, wenn die „Gesamtheit der Individuen" oder doch die Majorität derben zur Socialdemokratie, zum Anarchismus übergeht, wenn sie sich nunmehr ch die Sätze der Socialdemokratie und des Anarchismns verpflichtet fühlt: det alsdann „eine Veränderung von Moral, Religion und Recht" statt, so ß die anarchistischen Grundsätze nunmehr die richtigen sind, daß sie das richtige wissen ausmachen, und daß eine Abweichung von denselben als ein verkehrtes wissen bezeichnet werden muß? Nach Professor Oppenheim müssen wir dies schieden bejahen. Denn er hält es für durchaus möglich, daß „den anarchistin Anhängern der sogen. Propaganda der That ihr Gewissen es als gut und t erscheinen läßt, im Interesse ihrer politischen Ideale durch das Werfen einer mbe unschuldige Menschen zu tödten" (S. 29—30). Mag der Herr Professor solches Gewissen immerhin als eine „furchtbare Verkehrung" brandmarken: aus ien Grundsätzen folgt jedoch unweigerlich, daß ein derartiges anarchistisches Gesen aufhörte, ein verkehrtes zu sein, daß es vielmehr ein richtiges Gewissen rde, sobald der Anarchismus in die Ueberzeugung der Gesamtheit überginge.

So haben wir denn wieder einmal den Fall, daß der ungläubige Liberalis- s der Socialdemokratie und dem Anarchismus die Wege bereitet! L. v. H.

Familia S. Quirini in Tegernsee. Unter diesem patriarchalisch anmelnden Titel brachte ein wohlbekannter, fleißiger Ordensschriftsteller, P. Pirmin idner O. S. B. in Salzburg, unlängst im „Oberbayrischen Archiv" höchst berkenswerthe Beiträge zur Geschichte eines berühmten, mit der Blüthe frühttelalterlicher Literatur unzertrennlich verwachsenen deutschen Klosters. Glückerweise hat der bescheidene Gelehrte sich bestimmen lassen, seine kostbare beit auch als selbständige Schrift an die Oeffentlichkeit zu geben. Nicht leicht n einem Ordenshause ein bedeutsameres Ehrendenkmal zu theil werden, als e es hier geschieht für das leider hingeschwundene, unvergeßliche Tegernsee, n Juwel unter den berühmten Abteien des alten katholischen Bayerlandes.

Die merkwürdige Schrift mit der ausführlicheren Titelbezeichnung: „Die Aebte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Aussterben (1861) und ihr literarischer Nachlaß“ (München 1897 und 1898) enthält weit mehr als eine reichhaltige Bibliographie, sie ist eine Art Universallexikon über Tegernsee, eine Klostergemeinde, die mit nicht weniger als 61 andern conföderirten Klöstern in regster Verbindung stand. Diese Stiftung des sel. Adalbert hat über 1000 Jahre bestanden; gegründet um 766, wurde sie 1803 aufgehoben. Der letzte Mönch von Tegernsee starb 1861. Von 920—982 lag das Kloster wüst; aber niemals seit der Wiederherstellung ist von ihm die Zucht gewichen, nie bis zur letzten Stunde hat es aufgehört, eine Schule der Frömmigkeit, eine Heimstätte der Wohlthätigkeit und ein Hort heiliger Wissenschaft zu sein. Vielberühmte Mönche, ein Gozbert, ein Froumund, ein Werinher, haben hier als Lehrer gewaltet, ein hl. Godehard hatte hier seine Schule und ein sel. Ellinger empfing hier seinen hohen Freund, den hl. Heinrich, um aus dessen Mund die göttliche Verheißung zu vernehmen, daß Tegernsee, wenn auch zeitweise untergehen, doch immer wieder als Gotteshaus sich erheben werde (I, 17). Aus dieser langen Zeit weiß der fleißige P. Lindner noch die Namen von 846 Mönchen nachzuweisen und 60 Aebte. Waren unter letztern 14 aus fremden Klöstern postulirt, so hat dafür Tegernsee 39 Aebte andern Klöstern gegeben und dazu der Diöcese Hildesheim einen heiligen und großen Bischof. Den Universitäten von Salzburg und Ingolstadt hat es 14, den Lyceen von Freising und Amberg 17 Professoren gestellt und 3 Mitglieder der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Unter den 45 ältesten Aebten (vor 1492) sind 16 noch als Schriftsteller gekannt. Vor 1426 zählt man im Kloster überhaupt 26 bekannte Schriftstellernamen und 10 anonym auf uns gekommene Manuscripte. Nach 1429 kann Tegernsee noch ungefähr 124 schriftstellernde Mönche nachweisen und 19 anonyme Werke. Vieles und Prächtiges ist auch sonst aus seiner Druckerpresse hervorgegangen. Ohne die Literatur erschöpfen zu wollen, zählt P. Lindner 20 Schriften auf, welche über den Ruhm Tegernsees eingehender Licht verbreitet haben; 17 derselben sind *nach* Aufhebung der berühmten Abtei geschrieben. Die hier vorliegende ausgezeichnete Bibliographie mit all ihren Beigaben von ungedruckten Briefen, Mitgliederverzeichnissen und historischen Notizen ist als die 18. ohne Zweifel die sachlich umfassendste und die werthvollste von allen. Solche sachkundigen Zusammenstellungen über das wissenschaftliche, culturelle und charitative Wirken unserer alten Abteien wiegen schwerer als eine noch so geharnischte Apologie des Ordenswesens, und sie treffen wuchtiger den Vandalismus der Klosterstürmer als jede Moralpredigt über die Heilighaltung fremden Gutes. Könnten sie nur auch dazu beitragen, jenen alten tiefen Frommsinn unserer Ahnen neu zu wecken, welche nicht ihre Wohlfahrt darin sahen, Gotteshäuser wie ein Tegernsee zu zerstören oder zu profaniren, sondern sich glücklich schätzten, zu Gottes Ehre solche sogar wieder aus Staub und Trümmern zu erheben.

Die Kanonen von Barisal. An der Nordspitze des Bengalischen Meerbusens liegt etwas landeinwärts fast in der Mitte des eigentlichen Gangesdeltas

Ortschaft Barisal. Dort ist zu gewissen Zeiten ein unterirdisches Getöse vernbar, als würde in einiger Entfernung mit Kanonen geschossen. Man beptet, daß sich diese Töne in der Regenzeit öfter vernehmen lassen als zu an- n Jahreszeiten, und der hochw. Herr Bischof Hurth glaubt dieser Meinung stimmen zu dürfen („Köln. Volkszeitung" 1899, Nr. 114). Es wird anwommen, daß die Kanonenschläge vulkanische Ursachen haben, über welche freilich Oberflächengestaltung der dortigen Gegend keinerlei Aufschluß gibt. Inssen scheint uns die Seekarte auf die Spur der Kanonen von Barisal führen können.

Während nämlich der nördliche Theil des Meerbusens von Bengalen seicht , zieht sich doch mitten durch von Norden nach Süden bis an das Land ein maler Streifen, welcher wie ein Abgrund sozusagen eine unergründliche Tiefe sweist. Räthselhaft mag für den Laien die Bildung und Erhaltung dieses Abundes gerade bei Barisal deshalb sein, weil dort die vielen Mündungen des anges Riesenmassen von Sand und Erde dem Meerbusen zuführen und seine ewässer zurückdrängen. Berücksichtigt man aber die Theorie vom irdischen Gewölbeschub, mittels welcher P. Kolberg in seinem Werke „Nach Ecuador" das roblem von der Bildung der Erdoberfläche zu lösen versucht, so dürfte sich nseres Erachtens gerade durch den angegebenen Abgrund für die unterirdischen anonen eine befriedigende Erklärung finden lassen. Die tiefe Rinne im Meerusen von Bengalen gehört nämlich zu einer Hauptbruchzone des Kugelgewölbes serer zusammenschrumpfenden Erdrinde, und es sind an dieser Stelle infolge r ständigen Verschiebung, des Auf- und Abschwankens, man möchte sagen, des thmens unserer Erdoberfläche, vulkanische Ferngetöse ebensowenig etwas Seltenes e etwas Unverständliches. Doch um dies darzuthun, müssen wir etwas eiter ausholen.

Bekannt ist die Annahme, daß unsere Erde langsam ihre innere Wärme gibt und deshalb eine innere Zusammenziehung erfährt. Für den schrumpfenden rn wird aber die Erdrinde zu groß, und da sie ihrem Material nach viel zu wach ist, um ein frei schwebendes Gewölbe zu bilden, so muß sie bis heute einem Zustande bleiben, in welchem sie sich durch horizontale allseitige Pressung mer selbst aufs äußerste bedrängt, sich selber zerdrückt, zerquetscht und auf einen ern Raum zusammenschiebt. Als Erdrinde denken wir uns jene ganze ere Kugelschale, deren einzelne Theile den seitlichen Zusammenschub erfahren d vermöge ihrer Cohäsion und innern Reibung trotz der ungeheuern Belastung h fortpflanzen können. Das übrige ist der Erdkern, entweder eine glühendssige oder eine glühendweiche Masse oder eine solche, die bei ihrer Belastung d immerhin hohen Temperatur sich wie ein weicher Körper verhält.

Jene Pressungen nun, die innerhalb der Erdrinde überall vorhanden sind, ganzen horizontal, sonst aber nach jeder Himmelsrichtung drängen, bezeichnen als Gewölbedruck.

Sobald diese Pressungen sich auslösen, zur actuellen Wirkung kommen, und ald es ihnen dann gelingt, die Erdrinde in der Form zu ändern, dieselbe auf en engern Raum zusammenzuschieben, haben wir den eigentlichen Gewölbeschub.

Will man Wesen und Wirkung der Tiefenkräfte in kleinem Maßstabe möglichst genau darstellen, so kann man ein flaches Kuppelgewölbe construiren, welches für die angenommene Spannweite nicht Kraft genug besitzt, um sich in der Schwebe zu halten. Man entfernt nun das tragende Gerüst nicht, sondern läßt es mit dem belastenden Gewölbe vermittelst Keile oder Schrauben sehr langsam und gleichmäßig nieder. Um die Aehnlichkeit mit der Erdrinde vollkommener zu machen, denken wir uns die untern Schichten des Gewölbes aus weichem, zusammendrückbarem Material, während in den obern Schichten theils harte, biegsame theils harte, spröde Stoffe zur Anwendung kommen. Beim allmählichen Niedergang des Gerüstes schiebt sich dieses schwache Gewölbe durch eigene Kraft auf einen engern Raum zusammen und läßt im kleinen alle Erscheinungen sehen, deren Erklärung wir suchen. Ruckweise und stoßend treibt es flache Tafelgebirge über schiefe Ebenen hervor; sanfter und stiller faltet es wellige Kettengebirge; knallend öffnet es viele Risse, aus denen noch nicht erhärteter Mörtel in Form von Lavaströmen hervorquillt; unter heftiger Erschütterung der Oberfläche bringt es aufgestreuten Sand in hüpfende Bewegung, ja wirft aus dem eigenen Gefüge spröde Stückchen in die Luft; ansehnliche Strecken läßt es durch Stauchung zu bedeutender Dicke anschwellen, als wollte es daraus festländische Erhebungen schaffen, und ist das Material nicht gar zu weich, so zeigt es als die wichtigste aller Umänderungen sehr mächtige Verbiegungen, schwankt hier auf-, dort abwärts und setzt sich so in mehrere Theilgewölbe um.

Diese Theilgewölbe nun sind für ihre kleine Spannweite nicht mehr zu schwach. Sie können deshalb ihre Unterflächen über das tragende Gerüst erheben, belasten es aber längs den eingesunkenen Rändern um so mehr. Hier nämlich, wo man von oben die sanft muldenförmigen Trennungsrinnen der Theilgewölbe erblickt, haben diese ihre Zwischenstützen und Füße, Zonen des Ganzen, welche gleich den Tragrippen der Kreuzgewölbe in der Länge und in der Breite einen verstärkten Druck erleiden. Aufmerksame Beobachtung zeigt bald, daß innerhalb dieser flachen Gewölberinnen die Stauchungen, Ausschiebungen mit ihrem Geleite von Erschütterungen und Ausquetschungen lebhafter voranschreiten als an der sonstigen Oberfläche des sinkenden Gewölbes.

Ganz dieselben Vorgänge spielen sich in derselben Weise in und auf der erstarrenden Erdkruste ab und erläutern uns die großartige vulkanische Grundkraft des irdischen Gewölbeschubes, der über Spannungen verfügt, welche, mit Leichtigkeit Länder zerstörend und Länder schaffend, sich auslösen können.

Wie groß sind nun die nach allen Seiten hin drückenden Spannungen der Erdrinde?

Nehmen wir zuerst an, das unbiegsame und unzerbrechliche, freischwebende Kugelgewölbe des Erdballs habe eine Dicke von nur einer Meile. Von der Größe des längs dem Aequator nordsüdlich wirkenden Druckes bekommen wir dann eine richtige Vorstellung, wenn wir uns dort von Osten nach Westen rings um die Erde eine Felsmauer aufgeführt denken, die aus den nämlichen Stoffen wie die Erdkruste besteht, eine Meile dick ist und halb so hoch emporreicht, als die Länge des Erdradius beträgt. So stark wie diese 430 geographische Meilen hohe

auer abwärts drückt, preßt sich die eine Meile dicke, freischwebende Kruste in rizontaler Richtung, und zwar nicht bloß längs dem Aequator, sondern längs er beliebigen Linie, die man sich in jener Gegend oder sonst irgendwo als ößten Kreis rings um den Erdball gelegt denkt. Der Druck nämlich, welcher einem vollen Kugelgewölbe an einer Stelle herrscht, findet sich darin an jeder elle mit der gleichen Größe wieder. Die wirkliche Dicke der Erdrinde ist unannt, beträgt jedoch unter allen Umständen viel mehr als eine Meile. Die wichte der nach den verschiedenen Dickeannahmen berechneten Gebirgsmauern len Druckkräfte von so enormer Größe dar, daß selbst eine schwungvolle Phanie weit hinter der Wahrheit zurückbleibt, wenn sie sich in Bezug auf die irkungen ein annäherndes Bild schaffen will.

Dieser Gewölbedruck kommt nun als Gewölbeschub nur insoweit zur Wirkung, die Erdrinde gegen die seitliche Zerpressung und Zerquetschung keinen Widernd leistet. Die Festigkeit der Erdrinde ist dabei eine verhältnißmäßig so gege, daß es ihr nicht möglich wird, auch nur einen Millimeter sich frei über n gluthflüssigen Erdkern zu erheben. Was sie aber da durch die Widerstandsft einbüßt, gewinnt sie durch das Aufruhen auf dem Erdkern im reichlichen aße wieder, so daß sie in der That viel stärker ist als eine lotrechte Mauer n festem Gestein, welche die nämliche Gewölbepressung zu erdulden hätte. rgendwo kann der Gewölbeschub die Erdrinde zerdrücken, stauchen, ohne daß an den Angriffsstellen Massen emporhebt, welche so dick sind wie die Kruste ist. So ist ein plötzliches Zerquetschen einer ganzen Partie der Erdrinde, wie bei einem freischwebenden Rindengewölbe kommen müßte, unmöglich gemacht, d wir haben nicht nur das Fehlen plötzlicher Katastrophen, die alles Leben nichten würden, sondern auch gleichsam zähe Widerlager, welche mit dem Gelbe langsam hin- und herschwanken, der Weichheit und Biegsamkeit der Erde zu verdanken.

Der thatsächlich ständig wirksame Gewölbeschub äußert sich deshalb in der wachen Erdrinde sehr sanft durch jenen langsamen, aber deshalb nicht weniger ftvollen Zusammenschub, welcher die großartigen, muldenförmigen Verbiegungen Erdrinde, die Festlands- und Gebirgsbildung, die Erdbeben und die vulkachen Eruptionen zur Folge hat.

Der Boden des Atlantischen Oceans z. B. zeigt genau jene Verbiegungen, er seiner Breite entsprechend als dünnere Erdkrustenscholle annehmen muß, nn gegen ihn von den angrenzenden dickern Festlandsschollen ein starker Horitaldruck ausgeübt wird. Zu ähnlichen Schlußfolgerungen führen uns die Verltnisse des Stillen Oceans.

Die tiefen Mulden der Erdrinde sind nun der Gefahr der Zerquetschung meisten ausgesetzt, weil in den Gewölben die Druckspannung vom Scheitel gen den Fuß hin beständig zunimmt. Die Mechanik des Gewölbeschubes lehrt s also, daß die Erdkruste als Ganzes dort am tiefsten eingebogen sein und n Meeresspiegel am tiefsten herunterziehen muß, wo sie durch ihren Gewölbeub sich selbst am meisten und schon seit sehr alten Zeiten immer wieder von uem zertrümmert.

Es gibt nun zwei solcher Zertrümmerungszonen ersten Ranges. Die eine ist die des Bruchäquators, welche auf der Südgrenze von Nordamerika, Europa und dem östlichen Asien liegt und die Gebiete der Karibensee, des Mittelländischen Meeres, dessen ehemaliger Fortsetzung bis Bengalen und endlich die Sundainseln umfaßt. Von da erstreckt sie sich längs dem Nordrande des ehemaligen, nun größtentheils versunkenen australischen Continents noch weit in die Südsee hinein.

Die andere Zone ist die des Bruchmeridians. Sie verfolgt vom Südende Chiles her über Panama und die Alsuten bis nach Java die Umrandung des Stillen Oceans längs den Küsten von Amerika und Asien. Von Südpern an ist ihre Richtung im ganzen die eines größten Kugelkreises, und in der Sundasee trifft sie beinahe unter einem rechten Winkel die Zone des Bruchäquators, welche ihrerseits von da bis Gibraltar auch nur wenig um den Verlauf eines größten Kugelkreises herumschwankt.

Alle neuern und mächtigsten Gebirge der Erde liegen im Bereiche dieser beiden merkwürdigen Zonen: neben dem Bruchäquator der Atlas, die Pyrenäen, die Alpen, der Jura, der Apennin, die Karpathen, die türkischen und griechischen, vorderasiatischen und armenischen Gebirge, der Kaukasus, Elburs, Hindukusch, Karakorum, Himalaya, die hinterindischen und südchinesischen Bergketten wie auch der noch im Wachsen begriffene großartige Gebirgsbogen, der von den Andamanen sich über Sumatra und Java bis zum östlichen Ende der kleinen Sundainseln fortzieht. Neben dem Bruchmeridian aber sieht man die Gebirgs- und Inselketten von Ostasien, welche dort erst aufhören, wo in Amerika als ununterbrochener Zug bis zur Magelhaensstraße die gewaltigen Cordilleren sich anschließen. Mit der zunehmenden Erforschung der Südpolarländer wird sich auch die Linie des Bruchmeridians weiter verfolgen lassen. Nach dem 60. Grad südl. Breite erheben sich der Südorkney- und der Südshetland-Archipel. Ihr Gestein ist vulkanischen Ursprungs. Ein noch größerer Archipel schließt sich im Süden an, der im Haddingtonberge auf Louis Philippe-Land über 2000 m emporsteigt. Auch hier sind vom Dampfer „Jason" in den Jahren 1893—1894 erloschene und auch thätige Vulkane entdeckt worden, welche zum Theil derartig in einer regelmäßigen Reihe geordnet stehen, daß Friederichsen, der Bearbeiter der Tagebücher des „Jason", darin eine Fortsetzung der südamerikanischen Vulkanreihe sehen möchte.

Der Bruchäquator trennt die nördlichen Continente von den südlichen, der Bruchmeridian aber die Wasserhalbkugel der Erde von der Landhalbkugel.

In den beiden beschriebenen Hauptbruchzonen erreicht die Kraft des Gewölbedruckes ihre Hauptspannung. So oft nun die Druckspannung des Erdkrustengewölbes irgendwo zum wirklichen Schube wird, der die Rinde in ihrer ganzen Dicke, hauptsächlich aber unten erfaßt, muß sie nothwendig in sehr weiter Ausdehnung zugleich thätig werden und einen allgemeinen Auftrieb der tiefern Rindenmassen bewirken, der seinerseits die glühendflüssigen Stoffe an den schicklichsten Punkten in die Höhe preßt.

Eine Folge des gewaltsamen Auftriebes der gluthflüssigen Masse ist nun eine großartige Zugkraft, welche an den darüberliegenden Schichten des Gewölbes

insetzt. Mit Gewalt werden dort unten oft meilenweit ziemlich parallel in geraden oder mit sanften Krümmungen dahinlaufenden Spalten neue Gänge und Spalten aufgerissen.

Jedes Aufreißen aber, jede plötzliche Verlängerung, jede neue Zweigbildung einer Gangspalte gibt, wenn lediglich eine Zugkraft dabei thätig ist, einen kurzen schweren Kanonenschlag von derselben Art, wie man ihn auf dicken Eisfeldern zu hören bekommt, so oft dieselben vor Kälte platzen.

Sofort ergießt sich nun die gluthflüssige Masse zwischen die tiefern Felsbänke, bildet daselbst einen Lagergang und schwillt in dessen Mitte stärker an als zu beiden Seiten. Dabei wird die darüberliegende Gewölbeschicht auseinandergespannt, bis auch sie unter einem heftigen Kanonenschlag platzt. Unverweilt stürzt die gepreßte Gluthmasse in die frisch gebildete Gangspalte und reißt dieselbe, so wie sie nach oben oder in der Länge der Spalte vordringt, in beiden Richtungen unter erneutem Kanonendonner auf. Und so geht die Gangbildung und das Geschützfeuer voran, je nachdem der Gewölbeschub den Auftrieb der glühenden Massen rascher oder langsamer erfolgen läßt. Daher die wiederholten Schüsse nach unbestimmt langen Pausen.

Das sind die „Kanonen von Barisal".

Im Gebiete des Bruchmeridians und des Bruchäquators, zu welch letzterem Barisal gehört, ist dieses unterirdische Artilleriefeuer nichts Seltenes.

Solange nun der Auftrieb nur eine Zug- und Sprengkraft übt, bleibt es bei den Kanonenschlägen. Wenn er aber stärker und namentlich wenn er plötzlicher angreift und dann eine stückweise Hebung und wechselseitige Verschiebung der starren Felsschichten veranlaßt, treten die vulkanischen Erdbeben ein. Alsdann lauten jedoch die Töne auch anders. Das Getöse wird zu einem Reißen und Bersten, durch Reibung an den Spalten zu langgezogenem Donner und Brüllen, durch wellenförmiges Verbiegen und Schwingen des Bodens zum Knirschen, Knarren und Rasseln, also überhaupt zu einem Gewirre der mannigfaltigsten Töne, welches man mit den kurzen Kanonenschlägen des vulkanischen Ferngetöses nicht verwechseln kann.

Einen ähnlichen Unterschied der Schallphänomene beobachtet man im Eise der arktischen Meere. Wird dasselbe durch „Eispressungen" zertrümmert und zu kleinen Gebirgen ausgeschoben, so hört man ein „Klingen, Klirren, Pfeifen, Wimmern, Aechzen, Brüllen und weithin rollendes Donnern"; springt es aber bei völliger Ruhe durch das Ziehen der Kältewirkung auseinander, dann läßt es einfache „Schüsse" vernehmen.

So stimmt also unsere Erklärung der unterirdischen Kanonen mit den Gesetzen der Schallwirkung überein, während sie im übrigen nur auf der Annahme beruht, daß heute noch, wie in längst verflossenen Zeiten, Gangspalten entstehen.

Dort in der Gegend von Barisal ist der Gewölbeschub noch immer besonders thätig. Die Pendelbeobachtungen zeigen, daß der Himalaya das Pendel nicht so stark anzieht als er sollte. Das ist nur deshalb möglich, weil er gleichfalls in einer Mulde liegt, deren Boden nach Süden aufsteigt. Dadurch schiebt

ſich, quillt oder rollt gleichſam die Erdrinde von Norden nach Süden la
vorwärts und bildet gerade im Golf von Bengalen eine jener tiefen Bruchr
welche die Theilgewölbe trennen und auch ſtützen. Solange der Schub
Norden nach Süden dauert, wird auch trotz aller vom Ganges hineingeſü
Erdmaſſen die Rinne tief bleiben. Es werden aber auch die Kanonen
donnern. Es iſt ja eine ſichere, wenn auch dem gewöhnlichen Publikum we
bekannte Thatſache, daß die Rinde unſerer Erde eigentlich in ſtändiger Bewe
ſich befindet. So fand John Milne bei ſeinen Beobachtungen in Japan,
von 1881—1883 nicht weniger als 419 Stöße, und davon 218 unterſe
den Norden des Mikadoreiches beunruhigten. Von Januar 1885 bis Dec
1888 wurden ebenfalls in Japan 2018 Erdbeben regiſtrirt. Sollten die
der ganzen Erdkugel auf einer Karte eingezeichnet werden, ſo müßten rund
den Stillen Ocean wenigſtens zehn unterſeeiſche Diſtricte angegeben ſein,
zuſammengenommen durch jährlich etwa 2500 Stöße erſchüttert werden.

Es vergeht alſo kein Tag, vielleicht keine Stunde, in der nicht das „Ath
der Erde beobachtet werden könnte. Je nach der Bedrängniß artet es in Se
Stöhnen, Schreien, Brüllen aus. Und die Urſache davon iſt die in ihrem
Grundſatze ſo einfache, in ihren einzelnen Aeußerungen allerdings verwickelt
den Wirkungen mächtig großartige Kraft des irdiſchen Gewölbeſchubes.

J. S.

Verzeichniß der

ſo

Albers, P. Bruno, O. S. B., in Monte Caſſino.
Albert, Dr. Peter, Stadtarchivar zu Freiburg i. Br.
Arens, Dr. Eduard, Oberlehrer am Gymnaſ. zu Münche
Atzberger, Dr. Leonh., Prof. der Theologie an der
München.
Barbenhewer, Dr. Otto, Prof. der Theologie an de
München.
Bauer, Karl, Profeſſor am Gymnaſ. zu Freiburg i. B
Baumgartner, Dr. M., Prof. der Philoſophie an de
Freiburg i. Br.
Bellesheim, Dr. Alfons, Prälat, Canonicus am Col
Aachen.
Belſer, Dr. Joh., Prof. der Theologie an der Univerſit
Blume, P. Clemens, S. J., in Wien.
Braig, Dr. Karl, Prof. der Theologie an der Univerſität Fr
Conrady, Ludw., evangeliſcher Pfarrer a. D., in Wie
Dauſch, Dr. Peter, Docent d. Theologie a. d. Univerſit
Diekamp, Dr. Franz, Docent der Theologie an der
Münſter.
Dörholt, Dr. Bernh., Docent der Theologie an der
Münſter.
Dornſtetter, Dr. Paul, Geiſtl. Lehrer am Gymnaſ. zu
Dreves, P. Guido Maria, S. J., in Wien.
Egen, Dr. Alfons, Oberlehrer am Gymnaſ. zu Münſte
Ehrhard, Dr. Alb., Prof. der Theologie a. d. Univ
Eiſenhofer, Dr. Ludwig, Prof. der Patrologie am
Eichſtätt.
Euringer, Dr. Seb., Pfarrer in Unter-Ottmarshauſen b
Feldmann, Dr. Franz, Repetent am Prieſterſeminar zu
Fell, Dr. Winand, Prof. der Theologie an der Akademie
Felten, Dr. Joſ., Prof. der Theologie an der Unive
Franz, Dr. Adolf, Prälat, Apoſtol. Protonotar, in Gr
Freiſen, Dr. Joſ., Prof. der Theologie zu Paderborn.
Funk, Dr. F. X. v., Prof. der Theologie an der Univerſit
Glasſchröder, Dr. Fr. X., Kgl. Kreisarchivſecretär i
Graevell, Dr., in Brüſſel.
Grupp, Dr. Georg, Bibliothekar in Maihingen bei M
Bayern.
Gutberlet, Dr. Konſtant., päpſtl. Geheimkämmerer
Theologie zu Fulda.
Hardy, Dr. Edmund, Prof., in Würzburg.
Hauthaler, P. Willibald, O. S. B., k. k. Schulrath,
Salzburg.
Helfert, Excellenz, Dr. Joſ. Alex. Frh. v., Wirkl.
in Wien.
Hellinghaus, Dr. Otto, Prof. am Realgymnaſ. zu M
Helmer, Dr. Paul Alb., Gerichtsreferendar in Colmar
Hertling, Dr. Georg Frhr. v., Reichsrath, Prof. der
an der Univerſität München.
Hoberg, Dr. Gottfried, Prof. der Theologie an der
Freiburg i. Br.
Holzhey, Dr. Karl, Docent der Theologie an der
München.
Hürbin, Dr. Joſ., Rector des Gymnaſiums u. d. Lyceum

Mitarbeiter des Jahrgangs 1898,

weit solche sich genannt haben.

Krieg, Dr. Cornel, Prof. der Theologie an der Universität Freiburg i. Br.
Künstle, Dr. Karl, Prof. der Theologie an der Universität Freiburg i. Br.
Mayer, Dr. Herm., Prof. am Gymnas. in Freiburg i. Br.
Meier, P. Gabriel, O. S. B., in Einsiedeln.
Meister, Dr. Aloys, Docent der Geschichte an der Universität Bonn.
Metzger, Friedr. Aug., Reallehrer zu Schopfheim.
Morgott, Dr. Franz, Dombecan, Prof. der Theologie am Lyceum zu Eichstätt.
Müller, Dr. Eug., Prof. am Priesterseminar zu Straßburg i. E.
Müller, Dr. Jos., in Würzburg.
Mussil, Dr. Othmar, Prof. der Theologie zu Brünn.
Nikel, Dr. Joh., Prof. der Theologie an der Universität Breslau.
Nisius, P. Dr. Joh. Bapt., S. J., Prof. der Theologie an der Universität Innsbruck.
Nürnberger, Dr. Aug., Prof. der Theologie an der Universität Breslau.
Offner, Dr. Max, Prof. am Ludwigsgymnas. zu München.
Orterer, Dr. Georg, Rector des Gymnasiums zu Eichstätt.
Otten, Dr. Aloys, Prof. der Theologie in Paderborn.
Pastor, Dr. Ludw., Prof. der Geschichte an der Universität Innsbruck.
Peters, Dr. Norbert, Prof. der Theologie zu Paderborn.
Pruner, Dr. Joh. Ev., Prälat, Dompropst, Prof. der Theologie am Lyceum zu Eichstätt.
Rösler, P. Dr. Augustin, C. SS. R., in Mautern (Steiermark).
Rottmanner, P. Dr. Odilo, O. S. B., Stiftsbibliothekar zu St. Bonifaz in München.
Rückert, Dr. Karl Theod., Prof. der Theologie an der Universität Freiburg i. Br.
Ruhle, Friedr., Oberlehrer am Realgymnas. in Oberhausen.
Sägmüller, Dr. Joh. Bapt., Prof. der Theologie an der Universität Tübingen.
Schäfer, Dr. Bernh., Prof. der Theologie an der Universität Wien.
Schanz, Dr. Paul, Prof. der Theologie an der Universität Tübingen.
Schlecht, Dr. Jos., Prof. der Geschichte am Lyceum zu Freising.
Schlosser, Dr. Jul. v., Docent der Kunstgeschichte an der Universität Wien.
Schmid, Dr. Franz, Domkapitular, Prof. der Theologie in Brixen.
Schmid, Dr. Jos., Decan in Ringingen bei Blaubeuren.
Schneider, Dr. Wilh., Prälat, Dompropst, Prof. der Theologie zu Paderborn.
Schofer, Jos., Repetitor am theolog. Convict zu Freiburg i. Br.
Schrörs, Dr. Joh. Heinr., Prof. der Theologie an der Universität Bonn.
Schulte, Dr. Adalbert, Prof. am Priesterseminar zu Pelplin.
Schulte, Dr. Aloys, Prof. der Geschichte an der Universität Breslau.
Schütz, Dr. Ludw., Domkapitular zu Trier.
Seibel, Dr. Max, Prof. am Wilhelmsgymnas. zu München.
Sickenberger, Jos., Curat bei St. Joh. Nep. in München.
Spahn, Dr. Martin, Docent der Geschichte an der Universität Berlin.
Stölzle, Dr. Remigius, Prof. der Philosophie an der Universität Würzburg.

JAHRESBERICHT

der

Herder'schen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

1898.

Zweigniederlassungen in Wien, Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Zugleich dritter Nachtrag zum Haupt-Katalog von 1801—1895.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Commissions-Verlag.
O.-Einb. = Original-Einband.

---

*In Rücksicht auf die seit Mai 1896 zweimal jährlich (im Mai und October) erscheinenden „**Mittheilungen der Herder'schen Verlagshandlung**", welche mit Inhaltsangaben, orientirenden Besprechungen und Illustrationsproben versehen sind, beschränkt sich der Jahresbericht künftighin auf die bibliographische Aufführung sämtlicher innerhalb des Jahres veröffentlichten neuen Erscheinungen, Fortsetzungen und neuen Auflagen.*

Mittheilungen

der

Herder'schen Verlagshandlung

mit Inhaltsangaben, Besprechungen und Illustrationsproben.

Bis jetzt sind davon erschienen:

Nr. 1—6, umfassend die Zeit von Januar 1896 — September 1898.

Im Mai 1899 wird erscheinen:

Nr. 7. October 1898 — April 1899.

Ferner haben wir ausgegeben:

Auswahl-Katalog

der

Herder'schen Verlagshandlung

(nach Fächern geordnet).

Reichend bis Ende Juni 1898.

12°. (136 S.)

„Jahresbericht", „Mittheilungen" und „Auswahl-Katalog" sind durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung direct gratis und franco zu beziehen.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

olyte's Companion, The. Ceremonial and Prayer-Book combined with Rules and Regulations for establishing and governing a Sanctuary Society. Compiled from approved Sources by a Member of a religious Community. *Second Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 24°. (VIII u. 360 S. und Titelbild.) Geb. in Leinw. 2.—

lams, Henry Austin, M. A., Westchester. A Tale of the Revolution. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°. (264 S.) Geb. in Leinw. 8.—

ın, Dr. F., A new, practical and easy Method of learning the German Language. With a pronunciation, arranged according to *J. C. Oehlschlaeger's* Pronouncing German Dictionary. *Revised Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) Zwei Curse. 8°.

First Course. *Fourth Edition.* (IV u. 110 S.) 1899. Geb. in Leinw. 2.—

Früher ist erschienen:

Second Course. *Second Edition.* (II u. 148 S.) Geb. in Leinw. 3.—

bing, Ansgar, Moribus paternis. Eine Erzählung aus der modernen Hamburger Gesellschaft. Zwei Bände. 12°. (XIV u. 570 S.) 4.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 6.—

Erster Band. (VI u. 286 S.) Zweiter Band. (VIII u. 284 S.)

brecht, Franz Anton, Übungen und Gesänge zu einem methodischen Gesangunterrichte in Volks-, Töchter- und Mittelschulen. Für die Hand der Schüler bearbeitet. Vollständig in einem Vorbereitungskurs und vier Stufen. kl. 12°.

Dritte Stufe. Für erweiterte Volks-, Töchter- und Mittelschulen. *Fünfte Auflage.* (IV u. 104 S.) —50; cart. —55.

ıderdon, W. H., S. J., Erzählungen aus der Heiligenlegende. Frei aus dem Englischen bearbeitet von *M. Hoffmann. Zweite, verbesserte Auflage der „Heiligenbilder".* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12°. (VI u. 412 S.) 2.40; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 3.50.

ıtlas Universal para las Escuelas primarias, secundarias y normales. Según los últimos adelantos de la pedagogía alemana, publicado por *F. Volckmar.* 4°.

Edición Costaricense. 29 Karten. 1890. Geb. in Leinw. 4.—

Wir haben den Vertrieb dieses Atlas von F. Volckmar in Leipzig übernommen.

zberger, Dr. Leonhard, Fortsetzung von **Scheeben, Handbuch der katholischen Dogmatik,** s. *Scheeben.*

ırdenhewer, Dr. O., Biblische Studien, s. *Studien.*

ımgartner, Heinrich, Unterrichtslehre, besonders für Lehrer und die es werden wollen. Dazu als Anhang: **Abriß der Denklehre.** *Zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.* 8°. (XII u. 316 S.) 2.40; geb. in Halbleinw. 2.70.

Früher sind erschienen:

— **Psychologie oder Seelenlehre, mit besonderer Berücksichtigung der Schulpraxis für Lehrer und Erzieher.** *Dritte, umgearbeitete Auflage.* 8°. (VIII u. 132 S.) 1.20; geb. in Halbleinw. 1.50.

— **Pädagogik oder Erziehungslehre, mit besonderer Berücksichtigung der psychologischen Grundlagen, für Lehrer und Erzieher.** *Dritte, umgearbeitete Auflage.* 8°. (VIII u. 238 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. 2.10.

ıcker, Dr. D. J., Das Dies irae, Ave maris stella und Salve regina homiletisch erklärt, nebst einer Zugabe Festpredigten. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 8°. (XX u. 386 S.) 2.80; geb. in Leinw. 3.60.

— S. auch *Franz von Sales,* Ausgewählte Briefe.

ıcker, Dr. Franz, Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Schulen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. Vier Teile. 8°.

II. Teil: *Die Glaubenslehre.* (XII u. 278 S.) 2.50; geb. in Halbleinw. 2.80.

Früher ist erschienen:

I. Teil: *Apologetik.* (VIII u. 56 S.) —70; geb. in Halbleinw. —80.

Die zwei letzten Teile: *Sittenlehre* und *Kirchengeschichte,* sind in Vorbereitung.

Becker, Wilhelm, S. J., Die Pflichten der Kinder und der christlichen Jugend. (Standeslehren. II.) Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* 8°. (XII u. 218 S.) **1.50; geb. in Leinw. 2.20.**

Früher ist erschienen:

——— **Die christliche Erziehung** oder Pflichten der Eltern. (Standeslehren. I.) Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* 8°. (XVI u. 306 S.) **2.—**; geb. in Leinw. **2.80.**

Behr, F., s. *Pütz,* Leitfaden der vergleichenden Erdbeschreibung.

Bendel, Dr. Alois von, Der Christ im Gebete. Eine Sammlung von Gebeten für katholische Christen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Neunzehnte Auflage.* Mit Titelbild in Farbendruck. Ausgabe Nr. XII. 48°. (XIV u. 318 S.) —**60**; geb. —**75** und höher.

Bibliothek, Ascetische. 12°.

1898 sind erschienen:

Blosius (Abt), **Anleitung zum innerlichen Leben.** Ein Spiegel für Mönche und alle, die nach der Vollkommenheit trachten. Aus dem Lateinischen von P. *Konrad Elfner* O. S. B. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und mit Erlaubniss der Ordensobern. (XXIV u. 128 S.) **1.—**; geb. in Leinw. **1.50.**

Coulin, F. X., **Die Gottesbraut.** Betrachtungen über die Jungfräulichkeit. Uebersetzt und vermehrt durch den Anhang: *Klosterleben in der Welt* von Dr. *Jakob Ecker. Dritte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XXVIII u. 554 S.) **3.—**; geb. in Leinw. **3.80.**

Franz von Sales, **Ausgewählte Briefe.** Deutsch von Dr. *D. J. Becker. Zweite, durchgesehene Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XXVIII u. 540 S.) **3.—**; geb. in Leinw. **3.75.**

Lehen, P. *von,* S. J., **Der Weg zum innern Frieden.** Unserer Lieben Frau vom Frieden geweiht. Nach der vierten Auflage aus dem Französischen übersetzt von P. *J. Brucker* S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Empfehlung des hochw. Herrn Bischofs von Strassburg. *Sechzehnte und siebzehnte Auflage.* (XXIV u. 452 S.) **2.25**; geb. in Leinw. **3.—**, in Bockleder mit Goldschnitt **4.80.**

Müller, Michael, C. SS. R., **Rückkehr zu Gott.** Betrachtungen über die Parabel vom verlorenen Sohn. Mit Genehmigung Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von New-York. Aus dem Englischen übersetzt. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (VIII u. 622 S.) **3.—**; geb. in Leinw. **3.80.**

Bibliothek, Illustrierte, der Länder- und Völkerkunde. gr. 8°.

Unter diesem Titel erscheint in unserem Verlage eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Jeder Band besteht für sich als ein selbständiges Werk und ist einzeln käuflich.

1898 ist erschienen:

Plassmann, Joseph, **Himmelskunde.** Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 216 Illustrationen und 3 Karten. (XVI u. 628 S.) **13.—**; geb. in zwei inhaltlich gleichen Ausgaben zu demselben Preise: 1. als Bestandtheil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"*; 2. unabhängig von der *„Illustrierten Bibliothek"* in besonderem O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung **15.—** Einbanddecke apart **1.20.**

In der *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"* sind bis jetzt 13 Werke erschienen. Prospect auf Verlangen franco.

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. *L. Kellner*, Weihbischof Dr. *Knecht* und Geistl. Rat Dr. *Hermann Rolfus* und herausgegeben von *F. X. Kunz*. gr. 8°.

1898 ist erschienen:

X. Band: **Der Jesuiten Sacchini, Juvencius und Kropf Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu.** Übersetzt von *J. Stier, R. Schwickerath, F. Zorell*, Mitgliedern derselben Gesellschaft. (XII u. 470 S.) **5.—**; geb. in Halbfranz **6.80.**

Bibliothek, Theologische. gr. 8°.

1898 sind erschienen:

Von der ersten Serie.

Scheeben, Dr. *M. Jos.*, **Handbuch der katholischen Dogmatik.**

IV. Band. Erste Abtheilung. Von Dr. *Leonhard Atzberger*. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XII u. S. 1—458.) **6.—**; geb. in Halbfranz **7.75.**

Von der zweiten Serie.

Familler, Dr. *Ig.*, **Pastoral-Psychiatrie.** Ein Handbuch für die Seelsorge der Geisteskranken. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und des bischöflichen Ordinariats Regensburg. (X u. 180 S.) **2.20**; in O.-Einb.: Halbsaffian **4.—**

Bilder-Bibel. Vierzig kolorierte Darstellungen der wichtigsten Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments. Von *J. Heinemann*. 40 Blätter in Lithographie. Papierformat: 44 auf 50 cm. Mit Titelblatt, Inhaltsverzeichnis und einer Textbeilage. *Neue Auflage.* 40 Blätter roh **14.—**, in Halbleinwandmappe **15.—**, in feiner Leinwandmappe mit Goldtitel **17.—**, in hübschem Rahmen in Eichenholz zum Vorzeigen, Aufhängen und Aufbewahren **20.—**, aufgezogen auf 20 Deckel **28.—**, aufgezogen auf 40 Deckel **29.—**

Wird die Bilder-Bibel lackirt gewünscht, so erhöhen sich die vorstehenden reise um je **2.—** Die Lackirung schützt die Blätter gegen Staub und Schmutz nd verleiht denselben ein lebhafteres Aussehen.

Dasselbe Werk ist ferner zu den gleichen Preisen erschienen mit französischen, englischen nd holländischen Unterschriften unter den Titeln: „Histoire Sainte en tableaux", „Pictorial Bible", Prentenbijbel", mit spanischen, portugiesischen und italienischen Unterschriften unter den Titeln: Historia Sagrada en Pinturas", „A Historia Sagrada em Figuras", „Immagini della Storia Sacra", it böhmischen, polnischen und kroatischen Unterschriften unter den Titeln: „Obrázková Bible", Biblia w obrazach", „Slikovna Biblija", sowie mit magyarischen Unterschriften unter dem Titel: Bibliai Képek".

Blosius (Abt), **Anleitung zum innerlichen Leben.** Ein Spiegel für Mönche und alle, die nach der Vollkommenheit trachten. Aus dem Lateinischen von P. *Konrad Elfner* O. S. B. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und mit Erlaubniss der Ordensobern. 12°. (XXIV u. 128 S.) **1.—**; geb. in Leinw. **1.50.**

Gehört zu unserer *„Ascetischen Bibliothek"*; s. d.

Bolanden, Conrad von, Gymnasiasten und Hochschüler. Zeitbild. 12°. (VI u. 224 S.) **1.80.**

—— Dasselbe. *Zweite* und *dritte, unveränderte Auflage.* 12°. (VI u. 224 S.) à **1.80.**

Brandscheid, Friedrich, Ethik. Zu Cicero's „Von den Pflichten" und zum Selbststudium für jedermann verfasst. gr. 8°. (XIV u. 184 S.) **3.—**

Aus dem Verlage von Gustav Quiel in Wiesbaden in unsern Commissions-Verlag ergegangen.

Braun, Joseph, S. J., Die pontificalen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tafel. gr. 8°. (VIII u. 192 S. und eine Tafel.) **2.80.**

Auch als 73. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. d.

Früher ist erschienen:

—— **Die priesterlichen Gewänder des Abendlandes** nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (VI u. 180 S.) **2.50.**

Auch als 71. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. d.

Braunsberger, Otto, S. J., Canisii Epistulae et Acta, s. *Canisii.*

Brennan, Martin S., A. M., The Science of the Bible. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (390 S.) Geb. in Leinw. 5.—

Brugier, G., Geschichte der deutschen National-Litteratur. Nebst kursgefafster Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar. *Zehnte, verbesserte Auflage.* gr. 8°. (CVIII u. 730 S. u. eine Tabelle.) 6.50; eleg. geb. in Halbfranz 8.50.

— — Kurze liturgische Erklärung der heiligen Messe. Für Schule und Christenlehre. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. *Ausgabe mit zwei Mefsandachten. Siebzehnte Auflage.* Mit einem Titelbild. 32°. (124 S.) —20; geb. —35.

— — — Dasselbe. *Ausgabe ohne Mefsandachten. Fünfte Auflage.* Mit einem Titelbild. 32°. (60 S.) —12; geb. —20.

Bugg, Lelia Hardin, Orchids. A Novel. *Second Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (422 S.) Geb. in Leinw. mit Deckenpressung 6.—

Bürkel, Karl, Das Grofsherzogtum Baden. Ein geographisch-statistischer Leitfaden für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit einer Schülerhandkarte des Grofsherzogtums Baden von *W. Schwarz* und *E. Wollweber* und 29 Abbildungen. 8°. (VI u. 76 S.) Geb. in Halbleinw. 1.—

Canisii, Beati Petri, S. J., Epistulae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit *Otto Braunsberger* S. J. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburg. et Super. Ordinis. gr. 8°.

Volumen secundum. *1556—1560.* (LXII u. 950 S.) 16.—; geb. in Halbsaffian 19.—

Früher ist erschienen:

Volumen primum. *1541—1556.* Cum effigie Beati Petri Canisii. (LXIV u. 816 S.) 14.—; geb. 17.—

Das Werk ist auf 6—8 Bände berechnet. Jedes Jahr soll ein Band erscheinen.

Cathrein, Victor, S. J., Der Socialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. *Siebente, neu durchgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage.* (Dreizehntes und vierzehntes Tausend.) 8°. (XVI u. 302 S.) 2.20.

Cochem, P. Martin von, Grosses Leben und Leiden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner glorwürdigen Mutter Maria. Nebst dessen grösserem *„Krankenbuch"* als Anhang und einem Verzeichniss von sonn- und festtäglichen Lesungen. Neue, illustrirte Original-Ausgabe, besorgt durch *August Maier. Vierte Auflage.* Mit Farbentitelbild, vielen Bildern nach berühmten Meistern und einer grossen Karte in Farbendruck: „Das Heilige Land aus der Vogelschau". Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 4°.

1898 ist erschienen:

Lieferung 1 und 2. (VIII u. S. 1—160 u. Titelbild.) à —80.

Das ganze Werk erscheint in 10 Lieferungen à —80.

Coulin, F. X., Die Gottesbraut. Beherzigungen über die Jungfräulichkeit. Uebersetzt und vermehrt durch den Anhang: *Klosterleben in der Welt* von Dr. *Jakob Ecker. Dritte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12°. (XXVIII u. 554 S.) 3.—; geb. in Leinw. 3.80.

Gehört zu unserer *„Ascetischen Bibliothek"*; s. d.

Cursus philosophicus. In usum scholarum. Auctoribus pluribus philosophiae professoribus in collegiis Exactensi et Stonyhurstensi S. J. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg. et Super. Ordinis. Sechs Bändchen. 8°.

Pars III: *Haan, Henr.*, S. J., Philosophia naturalis. *Editio altera emendata.* (XII u. 234 S.) 2.20; geb. in Halbfranz 3.40.

Früher sind erschienen:
Pars I: *Frick, Carolus*, S. J., Logica. *Editio altera emendata.* (X u. 304 S.) **2.60**; geb. **3.80.**
Pars II: —— Ontelegia sive Metaphysica generalis. *Editio altera emendata.* (X u. 210 S.) **2.—**; geb. **3.20.**
Pars IV: *Boedder, Bernardus*, S. J., Psychologia rationalis sive Philosophia de anima humana. (XVIII u. 344 S.) **3.20**; geb. **4.40.** — Die zweite Auflage ist in Vorbereitung.
Pars V: —— Theologia naturalis sive Philosophia de Deo. (XVI u. 372 S.) **3.50**; geb. **4.70.**
Pars VI: *Cathrein, Victor*, S. J., Philosophia moralis. *Editio altera, aucta et emendata.* (XX u. 458 S.) **3.50**; geb. **4.70.**

Desde lejanas Tierras. Galería de narraciones ilustradas para la juventud. Coleccionadas por un Padre de la Compañía de Jesús y recomendadas por el Emo. Sr. Cardenal-Arzobispo de Valencia y los Rmos. Sres. Arzobispos y Obispos de Bogotá, León, Nueva Pamplona, Portoviejo y Santiago de Chile. 12°. 1898 sind erschienen:
Tom. VII: **El Cautivo del Corsario.** Narración traducida del alemán de *F. S.* Con cuatro grabados. (VI u. 96 S.) —**80**; geb. in Halbleinw. **1.—**
Tom. VIII: **Los Hermanos Coreanos.** Episodio de la historia de las misiones de Corea escrito en alemán por el Padre *José Spillmann* de la Compañía de Jesús. Con cuatro grabados. (VI u. 108 S.) —**80**; geb. **1.—**
Tom. IX: **La Expedición á Nicaragua.** Relato del tiempo de los Conquistadores por el Padre *José Spillmann* de la Compañía de Jesús. Con cuatro grabados. (VI u. 114 S.) —**80**; geb. **1.—**
Spanische Uebersetzung der Sammlung *„Aus fernen Landen"*; s. *Spillmann.*

Diöcesan-Archiv, Freiburger. Organ des kirchlich-historischen Vereins für Geschichte, Alterthumskunde und christliche Kunst der Erzdiöcese Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Diöcesen. Sechsundzwanzigster Band. gr. 8°. (XXIV u. 354 S.) **4.—**

Ditscheid, Dr. **Aegidius,** s. *Eberhard,* Kanzelvorträge.

Donnelly, Eleanor C., Girlhood's Hand-Book of Woman: A Compendium of the Views of Eliza Allen Starr, Madeleine V. Dahlgren, Eleanor C. Donnelly, F. M. Edselas, Elizabeth Budd Smith, Mary Josephine Onahan, Anna T. Sadlier, Katherine E. Conway, Rose Hawthorne Lathrop, Helene Grace Smith, Mary Elizabeth Cronyn, Jane Campbell, on *Woman's Work — Woman's Sphere — Woman's Influence and Responsibilities.* Revised and edited. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°. (204 S.) Geb. in Leinw. **8.—**

Dreher, Dr. **Theodor, Leitfaden der katholischen Religionslehre** für höhere Lehranstalten. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. Fünf Teile. 12°.
II. *Die Sittenlehre. Vierte, verbesserte Auflage.* (IV u. 52 S.) —**50.**
IV. *Das Kirchenjahr. Fünfte, verbesserte Auflage.* (IV u. 36 S.) —**30.**
Früher sind erschienen:
I. *Die Glaubenslehre. Vierte Auflage.* (VIII u. 64 S.) —**50.**
III. *Die heiligen Sakramente. Vierte Auflage.* (IV u. 32 S.) —**30.**
V. *Kirchengeschichte. Zweite und dritte Auflage.* (IV u. 54 S.) —**50.**

—— **Katholische Elementarkatechesen.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Drei Teile. 8°.
III. Teil. *Die Gnadenmittel. Dritte Auflage.* (IV u. 144 S.) **1.20**; geb. in Halbleinw. **1.45.**
Früher sind erschienen:
I. Teil. *Die zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Dritte Auflage.* (IV u. 160 S.) **1.50**; geb. **1.75.**
II. Teil. *Die Sittenlehre. Zweite Auflage.* (IV u. 130 S.) **1.20**; geb. **1.45.**

—— **Kleine Grammatik der hebräischen Sprache** mit Übungs- und Lesestücken. Für Obergymnasien bearbeitet. *Zweite, verbesserte Auflage.* 8°. (VIII u. 128 S.) **1.70**; geb. in Leinw. **2.—**

Eberhard, Dr. **Matthias** (weil. Bischof von Trier), **Kanzel-Vorträge.** Herausgegeben von Dr. *Aegidius Ditscheid.* Sechs Bände. gr. 8°.
III. Band: *Homiletische Vorträge über das zweite, dritte, vierte und fünfte Buch Mosis. Dritte Auflage.* (VI u. 468 S.) **5.—**; geb. in Halbfranz **7.—**

Früher sind erschienen:
I. Band: *Fastenvorträge. Dritte Auflage.* (X u. 440 S.) 5.–; geb. in Halbfranz 7.–
II. Band: *Homiletische Vorträge über das erste Buch Mosis. Dritte Auflage.* (VIII u. 578 S.) 6.–; geb. 8.–
IV. Band: *Fest- und Gelegenheitspredigten. I. Dritte Auflage.* (VIII u. 366 S.) 4.–; geb. 6.–
V. Band: *Fest- und Gelegenheitspredigten. II. Zweite, neu durchgesehene Auflage.* (VIII u. 466 S.) 5.50; geb. 7.50.
VI. Band (Supplement): *Predigten und Betrachtungen über Sonn- und Festtagsevangelien. Zweite, vermehrte Auflage.* (VIII u. 456 S.) 4.50; geb. 6.50.

Das ganze Werk vollständig in sechs Bänden. (XLVIII u. 2772 S.) 30.–; geb. 42.–
Jeder Band wird einzeln abgegeben.

Ecker, Dr. **Jakob**, s. *Coulin*, Die Gottesbraut.

Egan, Maurice Francis, From the Land of St. Laurence. Sketches of French and American Life. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°. (162 S.) Geb. in Leinw. 2.—

Egger, Augustinus (Bischof von St. Gallen), **Der Clerus und die Alkoholfrage.** 8°. (IV u. 40 S.) —50.

Elfner-Blosius, Anleitung zum innerlichen Leben, s. *Blosius.*

Epistels and Gospels, The, for Sundays and Festivals of the Year. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 48°. (226 S.)

Dasselbe in etwas grösserem Format. (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 32°. (210 S.)

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von *Ludwig Pastor.* gr. 8°.
I. Band, 1. Heft: *Paulus*, Dr. *Nikolaus*, **Luthers Lebensende.** Eine kritische Untersuchung. (VIII u. 100 S.) 1.40.
——— 2. u. 3. Heft: *Knepper*, Dr. *Joseph*, **Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten.** Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande. (XVI u. 208 S.) 2.60.

Die „Erläuterungen und Ergänzungen" erscheinen in zwangloser Reihenfolge. Die einzelnen Hefte bezw. Doppelhefte, deren jedes ein Ganzes für sich bildet, sind einzeln käuflich. Der Umfang eines Heftes soll durchschnittlich sechs bis zehn Bogen à 16 Seiten gr. 8° betragen. Die Zahl der in einem Jahre erscheinenden Hefte wird drei nicht übersteigen; je vier bis sechs Hefte bilden einen Band.

Ernst, Dr. Julius, Bilder aus der Geschichte der Pädagogik, für katholische Lehrer-Seminare bearbeitet. 8°. (XVI u. 368 S.) 3.50; geb. in Halbleder 4.—

Eucologio de los colegios dispuesto para el uso de los seminarios y demás establecimientos de enseñanza y publicado con la autorización de la autoridad eclesiástica. 24°. (XVI u. 680 S.) 2.40; geb. in Leder mit Rothschnitt 3.60, in Leder mit Goldschnitt 3.80.

Familler, Dr. Ig., Pastoral-Psychiatrie. Ein Handbuch für die Seelsorge der Geisteskranken. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und des bischöflichen Ordinariats Regensburg. gr. 8°. (X u. 180 S.) 2.20; in O.-Einb.: Halbsaffian 4.—
Gehört zur zweiten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. d.

Färber, Wilhelm, Ave Maria! Ein vollständiges Gebetbuch zur besondern Verehrung der lieben Muttergottes. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Dritte Auflage.* Mit einem Titelbild in Farbendruck. Ausgabe Nr. X. 32°. (XXVI u. 452 S.) —80; geb. 1.— und höher.

——— **Lasset uns beten!** Ein vollständiges Gebetbuch für katholische Christen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Achte Auflage.* Mit einem Titelbild in Farbendruck. Ausgabe Nr. X. 32°. (XIV u. 510 S.) —80; geb. 1.— und höher.

Färber, Wilhelm, Erbarme dich unser! Ein Gebetbuch für katholische Christen. *Dritte Auflage.* Auszug aus „Lasset uns beten!" Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. Mit Titelbild. Ausgabe Nr. X mit grobem Druck. 32°. (X u. 422 S.) —75; geb. 1.— und höher.

—— **Kurzer Wegweiser** für amerikanische Katholiken. (Die Kunst, wahrhaft glücklich und reich zu werden.) *Zehnte Auflage.* (61.—65. Tausend.) (B. Herder, St. Louis, Mo.) 16°. (86 S.) —20.

—— **Katechismus für die katholischen Pfarrschulen der Vereinigten Staaten.** Mit Approbation der geistlichen Obrigkeit. *Sechste Auflage.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (IV u. 128 S.) Geb. in Halbleinw. 1.—

—— **Katechismus für die katholischen Pfarrschulen der Vereinigten Staaten.** Verkürzte Ausgabe. *Zweite Auflage.* Mit Approbation der geistlichen Obrigkeit. — Catechism for the Catholic Parochial Schools of the United States. Abridged Edition. *Second Edition.* Cum permissu Rvmi. Archiepiscopi Sti. Ludovici. *Deutsch-englische Ausgabe.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (VII u. 48 Doppelseiten.) Geb. in Halbleinw. 1.—

—— **Catechism for the Catholic Parochial Schools of the United States.** With the "Imprimatur" of the Most Rev. Archbishop of St. Louis. *Second Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (IV u. 128 S.) 1897. Geb. in Halbleinw. 1.—

Finn, Francis J., S. J., Ada Merton. *Second* und *third Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (174 S.) 1897. Geb. in Leinw. à 2.80.

Fleuriot, Zenaïde, In den Ferien. Aus dem Französischen übersetzt von *Philipp Laicus. Dritte, verbesserte Auflage.* Mit Holzschnitten. 8°. (VIII u. 190 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 2.—

—— **Windstille und Wirbelsturm.** Aus dem Französischen übersetzt von *Philipp Laicus. Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Holzschnitten. 8°. (VIII u. 250 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 2.—

Diese Erzählungen von Fleuriot gehören zu unsern *„Illustrierten Jugendschriften"*; s. d.

Frage, Die sociale, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und der Ordensobern. 8°.

8. Heft: *Pesch, Heinrich,* S. J., **Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung.** I. *Der christliche Staatsbegriff. Zweite Auflage.* (XII u. 194 S.) 1.60.

Franchi de' Cavalieri, Pio, Gli atti dei ss. Montano, Lucio e compagni. Recensione del testo ed introduzione sulle sue relazioni con la Passio s. Perpetuae. Lex.-8°. (VIII u. 102 S.) 4.—

Bildet das 8. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte"*; s. *Quartalschrift.*

Franz, Adolph, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor. Ein Beitrag zur Literatur- und Gelehrtengeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts. gr. 8°. (XII u. 270 S.) 5.—

Franz von Sales, des hl., Philothea oder Anleitung zum gottseligen Leben. Aus dem Französischen übersetzt von *Heinrich Schröder.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Siebente Auflage,* mit einem Titelbild. Ausgabe Nr. VIII. 24°. (XVI u. 576 S.) 1.—; geb. 1.30 und höher.

—— **Ausgewählte Briefe.** Deutsch von Dr. *D. J. Becker. Zweite, durchgesehene Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12°. (XXVIII u. 540 S.) 3.—; geb. in Leinw. 3.75.

Gehört zu unserer *„Ascetischen Bibliothek"*; s. d.

Fuentes Soto, El Tesoro de Abigaíl, s. *Santiago-Fuentes.*

Fuss, Konrad, und Georg Hensold, Lehrbuch der Physik für den Schul- und Selbstunterricht. Mit vielen Übungsaufgaben, einer Spektraltafel in Farbendruck und 357 in den Text gedruckten Abbildungen. *Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.* gr. 8°. (XX u. 480 S.) **4.20**; geb. in Halbleder **4.65**.

Gebete, Die notwendigsten, zum Auswendiglernen für die katholischen Schulkinder. Nebst einem Anhang: Das christliche Kirchenjahr. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Vierte Auflage.* 12°. (28 S.) —5; 100 Exemplare **4.—**

Gebete für Schulkinder. Von einem Priester der Erzdiöcese Freiburg. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. *Sechszehnte, verbesserte Auflage.* Mit Bildern. 64°. (VI u. 92 S.) —**15**; geb. —**25**.

Die 1.—15. Auflage sind unter dem Titel *„Gebete, die jedes katholische Schulkind auswendig können soll"* erschienen.

Geistbeck, Dr. Michael, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrerbildungs-Anstalten. *Achtzehnte, verbesserte und neunzehnte Auflage,* mit vielen Illustrationen. gr. 8°. (VIII u. 170 S.) **1.40**; geb. in Halbleder **1.75**.

Gems of Prayer. A Prayer Book for All. By a Benedictine Father in Conception, Mo. *New Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 48°. (402 S. u. ein Stahlstich.) Geb. in Leinw. mit Rothschnitt —**84**, in Bastardleder mit Goldschnitt **2.25**.

Generalkatalog der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken, den Bibliotheken der technischen Hochschulen, der Hochschule für Bodencultur, des Gymnasiums in Zara, des Gymnasialmuseums in Troppau und der Handels- und nautischen Akademie in Triest. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht von der k. k. Universitätsbibliothek in Wien unter der Leitung von Dr. *Ferdinand Grassauer.* (B. Herder, Verlag, Wien.) gr. 8°. (VIII u. 796 S.) **12.—**

Gesänge, Die geistlichen, des Normal-Lehrplans für die katholischen Schulen in Elsafs-Lothringen. Im Auftrage des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Strafsburg und mit Genehmigung des Oberschulrates von Elsafs-Lothringen herausgegeben. *Dreizehnte Auflage.* kl. 12°. (IV u. 48 S.) —**30**.

Gesellschaft, Deutsche, für christliche Kunst, s. *Jahres-Mappe.*

Geyser, Alfons, S. J., Sidya, der treue Sohn, s. *Spillmann,* Aus fernen Landen 14.

Glötzle, Ludwig, und Dr. **Alois Knöpfler, Das Vater Unser** im Geiste der ältesten Kirchenväter in Bild und Wort dargestellt. **Neun Heliogravüren.** Folio. (VI u. 44 S. Text in Schwarz- und Rothdruck.) In O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung und Goldschnitt **14.—**

Goffine, P. Leonhard, O. Praem., Christkatholische Handpostille oder Unterrichts- und Erbauungsbuch, das ist: Kurze Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien samt daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren. Mit Messerklärung und Gebeten. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Empfehlungen des hochw. Herrn Cardinal-Fürstenbischofs von Wien sowie der hochw. Herren Bischöfe von Culm, Ermland, Leitmeritz, Limburg, Paderborn, St. Pölten, Rottenburg, Speier und Würzburg.

Neue, verbesserte Volksausgabe. *Achtzehnte Auflage,* mit einem Titelbild in Farbendruck, Farbentitel, vielen Bildern im Text, Familienchronik und Kirchenkalender. gr. 8°. (XVI u. 616 S.) **2.—**; geb. in Halbleder **3.—**, in schwarze Leinw. mit Lederrücken, Deckenpressung und Rothschnitt **4.—**, in rothe Leinw. mit Lederrücken, Deckenpressung und Goldschnitt **5.—**

Grassauer, Dr. Ferdinand, Generalkatalog der laufenden periodischen Druckschriften, s. *Generalkatalog.*

Greff, Josef, und **Karl Ruff, Die Trappistenabtei Oelenberg,** s. *Ruff.*

Grisar, Hartmann, S. J., **Geschichte Roms und der Päpste** im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Lex.-8°.

Erster Band: *Rom beim Ausgang der antiken Welt.* Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. Erste bis dritte Lieferung. (X u. S. 1—192 und ein Plan von Rom.) à **1.60.**

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet. — Der im Manuscript vollständig vorliegende erste Band gelangt in ca. 15 Lieferungen à **1.60** zur Ausgabe.

Guide, A practical, for Catholics. By a Missionary Priest of the Diocese of St. Joseph, Mo. With the Permission of the ecclesiastical Authority. *Fifth Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 16°. (72 S.) Geb. in Leinw. **1.20.** 12 Exemplare geb. **13.—**

Guide to Heaven. Compiled from approved Sources. With Appendix: *The Epistels and Gospels.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 32°. (402 S., 210 S. Appendix u. ein Stahlstich.) Geb. in Bastardleder mit Goldschnitt **2.50,** in Kalbleder mit Goldschnitt **3.25.**

Haan, Henr., S. J., **Philosophia naturalis.** In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg. et Super. Ordinis. *Editio altera emendata.* 8°. (XII u. 234 S.) **2.20**; geb. in Halbfranz **3.40.**

Bildet den III. Theil des Sammelwerkes *„Cursus philosophicus. In usum scholarum"*; s. d.

Habingsreither, Dr. **P. E., Lehrbuch der katholischen Religion** für Mittelschulen und Lehrerseminare. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. Vier Teile. gr. 8°.

3. Teil: *Die Sittenlehre. Zweite, verbesserte Auflage.* (XII u. 132 S.) **1.60.**

Früher sind erschienen:

1. Teil: *Die Glaubenslehre. Zweite, verbesserte Auflage.* (XVI u. 180 S.) **2.—**
2. Teil: *Die Lehre von den Sakramenten. Zweite, verbesserte Auflage.* (VIII u. 98 S.) **1.20.**
4. Teil: *Kirchengeschichte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* (XII u. 126 S.) **1.50.**

Hammerstein, L. von, S. J., **Erinnerungen eines alten Lutheraners.** *Vierte, abermals vermehrte und verbesserte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und der Ordensobern. 8°. (XVI u. 342 S.) **3.—**; geb in Leinw. **4.—**

Hamon, E., S. J., **Beyond the Grave.** From the French by *Anna T. Sadlier.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (300 S.) Geb. in Leinw. **4.—**

Hansjakob, Heinrich, Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung. Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1892 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (IV u. 96 S.) **1.50.**

——— **Sancta Maria.** Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1893 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (IV u. 102 S.) **1.50.**

Hartung, Dr. **K., Der Prophet Amos** nach dem Grundtexte erklärt. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (XII u. 170 S.) **4.60.**

Bildet das 4. Heft des III. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. d.

Hattler, P. **Franz,** S. J., **Der Mai-Monat.** Der Verehrung des reinsten Herzens Mariä gewidmet. *Zweite, unveränderte Auflage des „Herz-Mariä-Monat".* Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. 12°. (XVI u. 370 S.) **1.60**; geb. in Leinw. **2.—**

Haug, J., Grammatische Übungen. Für die Volksschulen in Elsafs-Lothringen. *Neue Ausgabe,* bearbeitet von *R. Lippert.* Drei Hefte. kl. 12°.

1. Schülerheft. *Zwölfte Auflage.* (20 S.) **—12.**

Hefele, Dr. **K. J. von, Lehrbuch der Kirchengeschichte,** s. *Knöpfler.*

Heiner, Dr. Franz, Die kirchlichen Erlasse, Verordnungen und Bekanntmachungen der Erzdiöcese Freiburg. Gesammelt, geordnet und herausgegeben. *Zweite, vermehrte Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 842 S.) 9.—; geb. in Halbfranz 10.50.
Die erste Auflage ist 1892 im Selbstverlage des Herrn Herausgebers erschienen.

Hensold, Georg, und Konrad Fuss, Lehrbuch der Physik, s. *Fuss.*

Herbold, Eduard, Beilage zum Katechismus oder Kirchengeschichte, Kirchenjahr, Meßopfer, Messianische Weissagungen, Vorbilder und Hauptgebete. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. *Siebente Auflage.* 8°. (IV u. 76 S.) —40.

Hettinger, Dr. Franz, Apologie des Christenthums. *Siebente Auflage,* herausgegeben von Dr. *Eugen Müller.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 8°.
17.–20. Lieferung (Schluss). (V. Bd. VI u. 640 S.) à 1.—
V. (Schluss-) Band (17.—20. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Dritte Abtheilung. (VI u. 640 S.) 4.—; geb. in Halbfranz 5.80. Einbanddecke apart 1.20.
——— Das ganze Werk vollständig in fünf Bänden. (LXXVIII u. 2926 S.) 20.–; geb. in Halbfranz 29.—

Hössle, J., Abendunterhaltungen über religiöse Zeit- und Streitfragen in Wechselgesprächen zwischen Bauersmann, Fabrikarbeiter und Pfarrer. Eine populäre Apologie. *Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 8°. (VIII u. 260 S.) 1.50; geb. in Leinw. 2.20.
Die erste Auflage ist im Verlage von *Joseph Huggle* in Offenburg erschienen.

Huck, E., Der erste Religionsunterricht in vollständigen Katechesen samt Einleitung und Bemerkungen nach der Methode von Meys „Vollständigen Katechesen". Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Fünfte, verbesserte Auflage.* 8°. (XII u. 148 S.) 1.20; geb. in Halbleinw. 1.50.

Hummelauer, Fr. von, S. J., Nochmals der biblische Schöpfungsbericht. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 132 S.) 2.80.
Auch als 2. Heft des III. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. d.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. *Max Wildermann.* gr. 8°.
XIII. Jahrgang 1897—1898. Mit 39 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. (XII u. 532 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.— Einbanddecke apart —70.

***Jahrbuch, Historisches.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und unter Mitwirkung von *Hermann Grauert, Ludwig Pastor, Gustav Schnürer, Carl Weyman* herausgegeben von *Joseph Weiss.* (Herder & Co., München.) gr. 8°.
XIX. Band (Jahrgang 1898). 4 Hefte. (XLVIII u. 1002 S.) 12.—
Das „Historische Jahrbuch" erscheint jährlich in 4 Heften, welche einen Band bilden. Preis für den Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 12.– Ein Heft einzeln 3.50.

***Jahres-Mappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.** (VI.) 1898. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Phototypie, sowie einem Kunstblatt in Farben und 19 Abbildungen im Texte, ausgewählt durch die Juroren Prof. *Hackl,* Prof. *Kolmsperger,* Bildhauer *Buscher,* Prof. *Waderé,* Prof. *Hauberrisser,* Prof. *Seidl,* Domkapitular *Kirchberger* und Beneficiat *Popp.* Nebst erläuterndem Texte von Prof. *Joseph Bach.* Folio. (28 S. Text u. 13 Tafeln.) In elegantem Umschlag 15.—

Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. — Erläuterungen und Ergänzungen, s. *Erläuterungen.*

Jugendschriften, Herders illustrierte. 8°. Zwölf Bändchen à **1.80**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag pro Bändchen **2.—**

1898 sind erschienen:

Fleuriot, Zenaïde, **In den Ferien.** Aus dem Französischen übersetzt von *Philipp Laicus. Dritte, verbesserte Auflage.* Mit Holzschnitten. (VIII u. 190 S.) **1.80**; geb. **2.—**

——— **Windstille und Wirbelsturm.** Aus dem Französischen übersetzt von *Philipp Laicus. Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Holzschnitten. (VIII u. 250 S.) **1.80**; geb. **2.—**

Taulier, Jules, **Die zwei kleinen Robinsone der Grofsen Kartause.** Aus dem Französischen übersetzt von *Heinrich Flemmich. Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Holzschnitten. (VIII u. 168 S.) **1.80**; geb. **2.—**

Jünemann, D. Guillermo, Devoción al sagrado Corazón de Jesús. Con la aprobación y recomendación de los Rños. Sres. Arzobispos y Obispos de Bogotá, Burgos, Comayagua y San Salvador. *Cuarta Edición,* aumentada con un discurso pronunciado en la inauguración del templo del Sagrado Corazón de Jesús, en Concepción. 32°. (VIII u. 148 S.) Geb. in Skytogen mit Rothschnitt **—80.**

Juvencius, S. J., **Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu,** s. *„Bibliothek der katholischen Pädagogik",* X. Bd.

Käser, Dr. Engelbert, Der Socialdemokrat hat das Wort! Die Socialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen. *Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* 8°. (XII u. 204 S.) **1.50.**

Die erste Auflage ist unter dem Pseudonym *E. Klein* erschienen.

Katechismus, Mittlerer, der katholischen Religion für das Erzbistum Freiburg. *Neuer Abdruck.* 8°. (VIII u. 120 S.) **—25**; geb. in Halbleinw. **—35.**

——— **Kleiner, der katholischen Religion für das Erzbistum Freiburg.** *Neuer Abdruck.* 12°. (56 S.) **—10**; geb. in Pappe **—15.**

Katechismus für das Bistum Rottenburg. Herausgegeben auf Befehl und mit Gutheifsung des hochw. Bischofs *Karl Joseph. Neuer Abdruck.* 8°. (IV u. 140 S.) **—26**; geb. in Halbleinw. **—36.** Aufserhalb des Bistums Rottenburg **—30**; geb. in Halbleinw. **—40.**

Katechismus der katholischen Religion. Herausgegeben auf Befehl und mit Gutheifsung des bischöfl. Ordinariates **St. Gallen.** *Neuer Abdruck.* 8°. (IV u. 140 S.)

Separat-Ausgabe des *Katechismus für das Bistum Rottenburg.* Wurde für das Bischöfliche Ordinariat St. Gallen gedruckt.

Kaulen, Dr. Fr., Brod der Engel. Katholisches Gebetbuch. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Siebente Auflage.* Mit Stahlstich und Farbentitel. Ausgabe Nr. X. kl. 32°. (XVI u. 472 S.) **—80**; geb. **1.—** und höher.

Kellner, Dr. L., Lesebuch für Mittel- und Oberklassen gehobener Mädchenschulen, als Vorstufe seines Deutschen Lese- und Bildungsbuches für höhere Schulen, insbesondere für die oberen Klassen katholischer Töchterschulen und weiblicher Erziehungsanstalten. *Zwölfte Auflage.* 8°. (XVI u. 506 S.) **2.—**; geb. in Halbleder **2.35.**

Key of Heaven. A Prayer Book for All. By a Benedictine Father in Conception, Mo. *New Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 32°. (XII u. 620 S. u. ein Stahlstich.) Geb. in Leinw. mit Rothschnitt **1.—**, in Schafleder mit Goldschnitt **1.75**, in Bastardleder mit Goldschnitt **2.25.**

Key of Heaven. *Verkürzte Ausgabe,* s. *Pocket Key o*

Kienle, P. Ambrosius, O. S. B., Singübungen zum
Separatabdruck aus dem Werke: Choralschule. Ein Handbu
des Choralgesanges. *Vierte Auflage.* gr. 8°. (28 S.) —**40.**
Früher ist erschienen:
—— — **Choralschule.** Ein Handbuch zur Erlernung des Choralgesanges. *Zwe*
lage. gr. 8°. (VIII u. 144 S. nebst 28 S. *Singübungen.*) **2.—**; geb. in Hall

Kirchenlexikon, Wetzer und Welte's, oder Encykl
tholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. *Zweite*
Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrte
Joseph Cardinal *Hergenröther,* fortgesetzt von Dr. *Franz Ka*
bation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. Lex.-8°.
113. bis 118. Heft: *Skarga* bis *Theodorich der Grosse.* (XI.
bis 1536.) à **1.—**

***Kirchensänger, Der katholische.** Monatschrift des C
der Erzdiöcese Freiburg. Herausgegeben von dessen Vorständ
daktion verantwortlich: *Joseph Schulz* in Oberweier.) Lex.-8
XI. Jahrgang. **1898.** Zwölf Nummern mit einer Musik-B
(IV u. 100 S.) **2.40.**
*Musik-Beilage apart: **Missa pro Defunctis** ad 4
Requiem mit Libera. Für Sopran, Alt, Tenor, Bafs.
Joseph Schulz. Op. 11. Partitur (12 S.) **2.—**; die
(je 12 S.) à —**30.**
**„Der Katholische Kirchensänger" geht mit dem XII. Jahrga
der Buchdruckerei J. Dilger in Freiburg i. Br. über.**

Klein, S., Lehrbuch der Weltgeschichte für Schulen. *Ne*
Auflage. gr. 8°. (VIII u. 440 S.) **3.—**; geb. in Halbleder **3**

Knecht, Dr. Friedrich Justus (Weihbischof von Fr
Biblische Geschichte für die unteren Schuljahre der katholis
Nach der Biblischen Geschichte von Schuster-Mey bearbeitet.
des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg, der hochw. Herren Bisc
lichen Ordinariate von Breslau, Brixen, Brünn, Chur, Culm, E
Fulda, St. Gallen, Gurk, Hildesheim, Königgrätz, Lavant, Lei
Linz, Mainz, Metz, Neutra, Olmütz, Paderborn, St. Pölten,
Salzburg, Seckau, Speier, Strassburg, Wien, Würzburg, Zips
Apostol. Vikars im Königreich Sachsen.
Ausgabe für die Schüler. Mit 46 Bildern. *Neuer Abdru*
—**20**; geb. in Halbleinw. —**25**, in Halbleder —**30.**

—— Dasselbe. *Neue, im Text unveränderte Ausgabe für Oe*
reichische Orthographie.) *Neuer Abdruck.* 12°. (96 S.) **12**
in Halbleinw. **16** kr. ö. W. B.
Durch Erlass des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterr
2. Jänner 1895, Z. 15518, zum Gebrauche beim Religionsunterrichte
zugelassen.

—— **Mala Biblička Poviest** staroga i novoga zavjeta z
katoličkih učiona. Sa 46 slika. Pohrvatio Sveć: *Vladimir B*
i odobrenjem Presvj. i Prep. Zadarskoga Nadbiskupskoga i
Ordinarijata. *Drugo izdanje.* Velec. Odlukom Vis. c. k. Minist
i Nastavu u Beču 25 Ožujka 1895 br. 2550, dozvoljena za u
čavanju vjeronauka kod pučkih učiona sa srbskohrvatskim jez
Biskupiji i kod drugih učiona iste vrsti u Dalmaciji, uz privo
narijata. 12°. (IV u. 84 S.) —**30** (= 20 kr. ö. W.); ge
—**38** (= 26 kr. ö. W.).
Zweite Auflage der kroatischen Uebersetzung von *Knecht*
Geschichte.

Knecht, Dr. **Friedrich Justus** (Weihbischof von Freiburg), **Malý Biblický Dějepis.** S 47 obrázky. Dle vydání schváleného 30 nejdůst. bisk. ordinariaty do češtiny přeložil *František Skalík. Třetí vydání.* Se schválením nejdůst. knížete arcibiskupa Olomuckého. 12°. (VIII u. 88 S.) —25 (= 16 kr. ö. W.); geb. in Halbleinw. —38 (= 22 kr. ö. W.).

Dritte Auflage der böhmischen Uebersetzung von *Knecht*, Kurze Biblische Geschichte.

Knepper, Dr. **Joseph**, **Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten.** Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande. gr. 8°. (XVI u. 208 S.) **2.60.**

Bildet das 2. und 3. Heft des I. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes"*; s. *Erläuterungen.*

Knöpfler, Dr. **Alois**, **Lehrbuch der Kirchengeschichte.** Auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. *Karl Joseph von Hefele*, Bischof von Rottenburg. *Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* gr. 8°. (XXXII u. 784 S.) **9.50**; geb. in Halbfranz **11.50.**

—— und **Ludwig Glötzle, Das Vater Unser**, s. *Glötzle.*

König, Dr. **Arthur**, **Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht** in den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg und der hochw. erzbischöflichen, fürstbischöflichen resp. bischöflichen Ordinariate von Breslau, Brixen, Brünn, Ermland, Fulda, St. Gallen, Gnesen-Posen, Gurk, Hildesheim, Kulm, Lavant, Leitmeritz, Münster, Olmütz, Paderborn, Prag, Salzburg, Sitten, Speier, Trier und Wien, sowie des Apostolischen Vikariats für Sachsen. Vier Kurse. gr. 8°.

Dritter Kursus: *Die besondere Glaubenslehre. Sechste Auflage.* (X u. 114 S.) **1.40**; geb. in Halbleinw. **1.70.**

Früher sind erschienen:

Erster Kursus: *Allgemeine Glaubenslehre oder die Lehre von der göttlichen Offenbarung.* Mit einer Karte: „Die Reisen des Apostels Paulus". *Sechste Auflage.* (XII u. 108 S.) **1.30**; geb. **1.60.**

Zweiter Kursus: *Die Geschichte der christlichen Kirche. Siebente Auflage.* (VIII u. 130 S.) **1.50**; geb. **1.80.**

Vierter Kursus: *Die Sittenlehre. Sechste Auflage.* (VIII u. 74 S.) **1.—**; geb. **1.30.**

Krafs, Dr. **M.**, und Dr. **H. Landois**, **Der Mensch und die drei Reiche der Natur.** In Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt. Drei Teile. gr. 8°.

Zweiter Teil: *Das Pflanzenreich.* Mit 239 eingedruckten Abbildungen. *Neunte, verbesserte Auflage.* (XII u. 218 S.) **2.—**; geb. in Halbleder **2.35.**

Dritter Teil: *Das Mineralreich.* Mit 93 eingedruckten Abbildungen. *Sechste, verbesserte Auflage.* (XII u. 136 S.) **1.40**; geb. in Halbleder **1.75.**

Früher ist erschienen:

Erster Teil: *Der Mensch und das Tierreich.* Mit 197 eingedruckten Abbildungen. *Elfte, verbesserte Auflage.* (XIV u. 252 S.) **2.10**; geb. **2.45.**

—— **Lehrbuch für den Unterricht in der Naturbeschreibung.** Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten bearbeitet. Drei Teile. gr. 8°.

Erster Teil: *Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie.* Mit 224 eingedruckten Abbildungen. *Fünfte, nach den neuen Lehrplänen verbesserte Auflage.* (XVI u. 348 S.) **3.30**; geb. in Halbleder **3.70.**

Früher sind erschienen:

Zweiter Teil: *Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik.* Mit 310 eingedruckten Abbildungen. *Vierte, nach den neuen Lehrplänen verbesserte Auflage.* (XVI u. 310 S.) **3.—**; geb. **3.40.**

Dritter Teil: *Lehrbuch für den Unterricht in der Mineralogie.* Mit 108 eingedruckten Abbildungen und 3 Tafeln Krystallformennetze. (X u. 128 S.) **1.60**; geb. **1.95.**

Die zweite Auflage erscheint im Januar 1899.

Krieg, Dr. **Cornel**, **Festpredigt zur 800jährigen Jubelfeier der Gründung des Cistercienserordens.** Gehalten in dem Cistercienserinnenkloster Lichtenthal am 19. Juli 1898. gr. 8°. (16 S.) —30.

Krieg, Dr. **Max**, **Der Wille und die Freiheit in der neuern Philosophie.** Eine philosophische Studie. gr. 8°. (VIII u. 40 S.) **1.50.**

Krier, J. Bern., Das Studium und die Privatlektüre. Siebzehn Konferenzen, den Zöglingen des Bischöflichen Konviktes zu Luxemburg gehalten. *Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage.* 12°. (VIII u. 364 S.) **2.—**; geb. in Leinw. **2.80.**

Kropf S. J., **Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu**, s. *„Bibliothek der katholischen Pädagogik"*, X. Bd.

Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Sechs Bändchen. 12°.

III. Bändchen: *Fastenbilder.* (VIII u. 312 S.) **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.20.**

Früher sind erschienen:

I. Bändchen: *Adventsbilder.* (XVI u. 228 S.) **1.20**; geb. **2.20.**

II. Bändchen: *Weihnachts- und Neujahrsbilder.* (VIII u. 218 S.) **1.20**; geb. **2.20.**

Die in Vorbereitung befindlichen weitern drei Bändchen werden enthalten:

IV. Osterbilder. V. Mai- und Pfingstbilder. VI. Ernstes und Heiteres.

Kunz, F. X., Bibliothek der katholischen Pädagogik, s. *Bibliothek.*

Küpper, Dr. Ludwig, Bearbeitung von **Scheeben, Die Mysterien des Christenthums**, s. *Scheeben.*

Lasalde, s. *Lector castellano.*

Lector castellano, El. Serie de libros de lectura para las escuelas. Dispuestos por Padres Escolapios bajo la dirección del P. *Carlos Lasalde.* 8°.

1º **Silabario** por el método analítico y **primer libro de lectura.** Dispuesto por Padres Escolapios bajo la dirección del P. *Carlos Lasalde* y adornado con numerosos grabados. *Segunda Edición.* (84 S.) **—36**; geb. in Halbleinw. **—45.**

2º **Segundo libro de lectura.** Dispuesto por Padres Escolapios bajo la dirección del P. *Carlos Lasalde* y adornado con numerosos grabados. (140 S.) **—60**; geb. in Halbleinw. **—72.**

Lehen, P. von, S. J., Der Weg zum innern Frieden. Unserer Lieben Frau vom Frieden geweiht. Nach der vierten Auflage aus dem Französischen übersetzt von P. *J. Brucker* S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Empfehlung des hochw. Herrn Bischofs von Strassburg. *Sechzehnte und siebzehnte Auflage.* 12°. (XXIV u. 452 S.) **2.25**; geb. in Leinw. **3.—**, in Bockleder mit Goldschnitt **4.80.**

Gehört zu unserer *„Ascetischen Bibliothek"*; s. d.

Lehmkuhl, Augustinus, S. J., **Theologia moralis.** *Editio nona ab auctore recognita et emendata.* Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg. et Super. Ordinis. Zwei Bände. gr. 8°. (XXXVI u. 1716 S.) **16.—**; geb. in Halbfranz **20.—**

Volumen I. continens theologiam moralem generalem et ex speciali theologia morali tractatus de virtutibus et officiis vitae christianae. (XX u. 818 S.)

Volumen II. continens theologiae moralis specialis partem secundam seu tractatus de subsidiis vitae christianae. Cum duabus appendicibus. (XVI u. 898 S.)

——— S. auch *Sasse*, Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. II. Bd.

Lehre vom Kreuze, Die. Nach dem Französischen. *Achte, verbesserte Auflage.* Mit zwölf Stahlstichen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 24°. (32 S. Text.) **—75**; geb. **1.—** und höher.

Lesefibel für die deutschen katholischen Schulen in Nordamerika. Herausgegeben unter Mitwirkung praktischer katholischer Lehrer. *Dreizehnte Auflage.* Mit Abbildungen. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (86 S.) Geb. in Halbleinw. **—60.**

Lindemann, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. *Siebente Auflage.* Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. P. *Anselm Salzer.*
Zweite Abteilung: *Von der Kirchenspaltung bis zum Beginn unseres Jahrhunderts.* gr. 8°. (IV u. S. 349—780.) **3.60.**
Dritte Abteilung (Schlufs): *Vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Gegenwart.* gr. 8°. (XIV u. S. 781—1116.) **2.90.**
Früher ist erschienen:
Erste Abteilung: *Von den ältesten Zeiten bis zur Kirchenspaltung.* gr. 8°. (VIII u. S. 1—348.) **3.—**

—— Das ganze Werk vollständig in einem Bande. gr. 8°. (X u. 1116 S.) **9.50**; eleg. geb. in Halbsaffian **12.50.** Einbanddecke apart **1.80.**

Lindenberg, Unsere Liebe Frau vom. Lithographischer Farbendruck mit Text auf der Rückseite. Grösse mit Papierrand: 9 auf 13 cm. *Zweite Auflage.* 50 Exemplare in einem Paket **2.—**

Lippert, R., Deutsche Sprachübungen für entwickeltere Schulen. Vier Hefte. 8°.
Erstes Heft. *Fünfte Auflage.* (VI u. 42 S.) —**25.**
Drittes Heft. *Dritte Auflage.* (IV u. 60 S.) —**35.**
Früher sind erschienen:
Zweites Heft. *Dritte Auflage.* (IV u. 56 S.) —**35.**
Viertes (Schlufs-) Heft. *Zweite Auflage.* (VIII u. 64 S.) —**40.**

Lütteken, L., Bearbeitung von *Reuter,* Litteraturkunde, s. *Reuter.*

Maas, A. J., S. J., The Gospel according to Saint Matthew with an explanatory and critical Commentary. (B. Herder, St. Louis, Mo.) Lex.-8°. (XLII u. 318 S.) Geb. in Leinw. **14.—**

Magnificat. Katholisches Gebet- und Gesangbuch für die Erzdiöcese Freiburg. Herausgegeben im Auftrag des Hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg.
Kleine Ausgabe. *Neuer Abdruck.* Mit 5 Bildern. 16°. (X u. 746 S.) **1.20**; geb. **1.75** und höher.

Manual of Adoration of the Most Blessed Sacrament. By a Benedictine, Conception, Mo. Permissu Superiorum. (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 12°. (XIV u. 630 S. u. ein Stahlstich.) Geb. in Leinw. **4.—**

Meifsuss, J. F., Graded Arithmetical Problems for Elementary Schools. (Based on E. Hentschel's Works.) (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°.
Pupil's Edition. Part VII (Schluss): **Common Business Problems.** (40 S.) —**60.**
Teacher's Edition. Part VII (Schluss): **Common Business Problems.** (40 S.) —**60.**

Meschler, M., S. J., Das Leben unseres Herrn Jesu Christi, des Sohnes Gottes, in Betrachtungen. *Vierte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu, aus R. von Riess' Bibel-Atlas. Zwei Bände. 8°. (XXXII u. 1240 S.) **7.50**; geb. in Halbfranz **10.70.**
Erster Band. (XXII u. 654 S. u. eine Karte.) Zweiter Band. (X u. 586 S.)

Mey, G., Vollständige Katechesen für die untere Klasse der katholischen Volksschule. Zugleich ein Beitrag zur Katechetik. Mit einem Anhang: *„Der erste Beichtunterricht".* Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg und mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. *Zehnte, neu durchgesehene Auflage.* 8°. (XVI u. 494 S.) **3.—**; geb. in Halbfranz **4.50.**

—— **Mefs-Andacht** für fromme Kinder. Auszug aus dem „Mefsbüchlein". Mit Bildern von *Ludwig Glötzle.* Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. *Achte Auflage.* 24°. Elegante Ausstattung in Schwarz-, Roth- und Tondruck. (IV u. 42 S. u. ein Titelbild in Farbendruck.) —**20**; geb. —**25.**

Mission Book, The New, of the Congregation of the Most Holy Redeemer. A Manual of Instructions and Prayers drawn chiefly from the Works of St. Alphonsus Maria de Liguori, and adapted to preserve the Fruits of the Mission. (B. Herder, St. Louis, Mo.) *Fifth Edition.* 32°. (484 S. mit Titelbild.) Geb. in Leinw. mit Rothschnitt **2.25,** in Schafleder mit Goldschnitt **4.40,** in Bockleder mit Goldschnitt **6.—**

Missionen, Die katholischen. Illustrirte Monatschrift im Anschluss an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung. 4°.

26. Jahrgang: October 1897 bis September 1898.

In 12 Nummern oder einem Bande (VIII u. 284 S., 24 S. „Beilage für die Jugend" und Titelbild). 4.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **6.—** Einzelne Nummern à —**40.** Einbanddecken pro Jahrgang **1.60.** Sammel-Mappe (in Leinw. mit Gummibändern auf der Innenseite des Rückens) zum Aufbewahren der einzelnen Nummern der „Katholischen Missionen" während des Jahres **2.50.**

„Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 4.— (In Oesterreich-Ungarn nach dem Curs.)

Seit 1897 beginnt der neue Jahrgang jeweils am 1. October. Vom 27. Jahrgang (1898/99) sind die ersten 4 Nummern erschienen.

Missionsbuch, Das neue, der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Ein Unterrichts- und Gebetbuch, hauptsächlich entnommen aus den Werken des hl. Alfons von Liguori. Geeignet, die Früchte einer heiligen Mission zu bewahren. Uebersetzt aus dem Englischen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Zweite Auflage.* Mit einem Titelbild. 32°. (XXIV u. 504 S.) **1.—**; geb. **1.35** und höher.

Müller, Adolf, S. J., **Nikolaus Copernicus, der Altmeister der neuern Astronomie.** Ein Lebens- und Culturbild. gr. 8°. (VIII u. 160 S.) **2.—**

Auch als 72. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. d.

Müller, Dr. **Eugen,** s. *Hettinger,* Apologie, und *Studien, Strassburger theologische.*

Müller, Michael, C. SS. R., **Rückkehr zu Gott.** Betrachtungen über die Parabel vom verlorenen Sohn. Mit Genehmigung Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von New York. Aus dem Englischen übersetzt. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12°. (VIII u. 622 S.) **3.—**; geb. in Leinw. **3.80.**

Gehört zu unserer *„Ascetischen Bibliothek"*; s. d. — Die erste Auflage ist in grösserem Formate unter dem Titel „Betrachtungen über die Parabel vom verlorenen Sohn" erschienen.

Neuberger, J., Flora von Freiburg im Breisgau. (Südl. Schwarzwald, Rheinebene, Kaiserstuhl.) Mit 69 Abbildungen. 12°. (XXIV u. 266 S.) Geb. in Leinw. **3.—**

Nixon, Mary F., Lasca, and other Stories. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°. (190 S.) Geb. in Leinw. **2.50.**

Nörber, Dr. **Thomas,** Erzbischof von Freiburg. **Porträt.** Photographische Originalaufnahme vom 20. September 1898 von W. Kuntzemüller, Hof-Photograph in Baden-Baden. In vier Formaten: Folio (Bildgrösse: 31 auf 38 cm, mit Rand 50 auf 65 cm) **10.—**; Quart (Bildgrösse: $17^1/_2$ auf $22^1/_2$ cm) **3.—**; Cabinet **1.20**; Visit **—60.**

Ordo Divini Officii recitandi Missaeque celebrandae a Clero Provinciarum Sti Ludovici et Milwauk. et Dioec. Lincoln. Juxta rubricas Breviarii ac Missalis Romani, anno 1899. De mandato Reverendissimorum Archiepiscoporum et Episcoporum. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 16°. (114 S.) Mit Schreibpapier durchschossen. Geb. in Leinw. **2.50.**

Ordo Divini Officii recitandi Missaeque celebrandae a Clero Dioecesium Chicagiensis, Peoriae, Omaha, Denver, Arizonae, Sanctae Fidei et Dubuque. Juxta rubricas Breviarii ac Missalis Romani, anno 1899. De mandato Reverendissimorum Archiepiscoporum et Episcoporum. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 16°. (110 S.) Mit Schreibpapier durchschossen. Geb. in Leinw. **2.50.**

Pallen, Condé Benoist, Ph. D., LL. D., **Epochs of Literature.** (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (X u. 202 S.) Geb. in Leinw. **2.75.**

—— **New Rubáiyát.** (B. Herder, St. Louis, Mo.) 16°. (62 S.) Geb. in Leinw. **2.50.**

Pastor, Dr. Ludwig, Zur Beurtheilung Savonarolas († 1498). Kritische Streifzüge. 8°. (IV u. 80 S.) **1.—**

—— **Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes,** s. *Erläuterungen.*

Pastoral-Blatt, herausgegeben von mehreren katholischen Geistlichen Nordamerikas. Mit Approbation der hochw. Erzbischöfe von St. Louis und Milwaukee und der hochw. Bischöfe von Greenbay, La Crosse und Fort Wayne. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 4°.

32. Jahrgang. **1898.** 12 Nummern. (ca. IV u. 168 S. u. 72 S. Anzeigen-Beilage.) **8.50.**

Path to Heaven. A Selection of Prayers, compiled from approved Sources by a Priest of the Archdiocese of St. Louis. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 48°. (422 S. und ein Stahlstich.) Geb. in Schafleder mit Goldschnitt **1.75,** in Bastardleder mit Goldschnitt **2.—**

Paulus, Dr. Nikolaus, Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung. gr. 8°. (VIII u. 100 S.) **1.40.**

Bildet das 1. Heft des I. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes"*; s. *Erläuterungen.*

—— **Kaspar Schatzgeyer,** ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (X u. 152 S.) **2.80.**

Bildet das 1. Heft des III. Bandes der *„Strassburger theologischen Studien"*; s. d.

Pesch, Christianus, S. J., **Praelectiones dogmaticae,** quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. Neun Bände. gr. 8°.

Tomus I: *Institutiones propaedeuticae ad sacram theologiam.* (I. De Christo legato divino. II. De ecclesia Christi. III. De locis theologicis.) *Editio altera.* (XIV u. 404 S.) **5.40**; geb. in Halbfranz **7.—**

Tomus VIII: *Tractatus dogmatici.* (I. De virtutibus in genere. II. De virtutibus theologicis.) (X u. 314 S.) **4.80**; geb. in Halbfranz **6.40.**

Der neunte (Schluss-) Band wird im Frühjahr 1899 erscheinen.

Früher sind erschienen:

Tomus II: Tractatus dogmatici. (I. De Deo uno secundum naturam. II. De Deo trino secundum personas.) (XIV u. 370 S.) **5.—**; geb. **6.60.** (Zweite Auflage im Druck.)

Tomus III: Tractatus dogmatici. (I. De Deo creante. De peccato originali. De angelis. II. De Deo fine ultimo. De actibus humanis.) (XII u. 370 S.) **5.—**; geb. **6.60.**

Tomus IV: Tractatus dogmatici. (I. De verbo incarnato. II. De beata virgine Maria. III. De cultu sanctorum.) (XII u. 350 S.) **5.—**; geb. **6.60.**

Tomus V: Tractatus dogmatici. (De gratia. De lege divina positiva.) (XII u. 324 S.) **5.—**; geb. **6.60.**

Tomus VI: Tractatus dogmatici. (De sacramentis in genere. De baptismo. De confirmatione. De ss. eucharistia.) (XVIII u. 428 S.) **6.—**; geb. **7.60.**

Tomus VII: Tractatus dogmatici. (De sacramento paenitentiae. De extrema unctione. De ordine. De matrimonio.) (XIV u. 432 S.) **6.—**; geb. **7.60.**

Pesch, Heinrich, S. J., **Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung,** s. *Frage, Die sociale,* 8. Heft.

Pesch, Tilmann, S. J., Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein mit Rathschlägen und Gebeten zunächst für die gebildete Männerwelt. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Neunte Auflage.* Mit einem Stahlstich. 32°. (XX u. 568 S.) 1.—; geb. 1.45 und höher.

—— **Institutiones psychologicae** secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. Zwei Theile in drei Bänden. gr. 8°.

Pars II: *Psychologia anthropologica.* (Volumen 3 totius operis.) (XVIII u. 552 S.) 5.50; geb. in Halbfranz 7.10.

Hiermit ist das Werk abgeschlossen.

Früher sind erschienen:

Pars I: *Psychologiae naturalis liber prior, qui est analyticus.* (Volumen 1 totius operis.) (XVI u. 472 S.) 5.—; geb. 6.60.

Pars I: *Psychologiae naturalis liber alter, qui est syntheticus.* (Volumen 2 totius operis.) (XIV u. 422 S.) 4.50; geb. 6.10.

—— — Dasselbe vollständig: Zwei Theile in drei Bänden. (IIL u. 1446 S.) 15.—; geb. 19.80.

Gehört zur *„Philosophia Lacensis"*; s. d.

—— **Christliche Lebensphilosophie.** Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weitern Kreisen dargeboten. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Vierte, unveränderte Auflage.* 12°. (XII u. 604 S.) 3.50; in feinem Halbleinwandband 4.70.

Peters, Dr. Norbert, Die sahidisch-koptische Uebersetzung des Buches Ecclesiasticus auf ihren wahren Werth für die Textkritik untersucht. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (XII u. 70 S.) 2.80.

Bildet das 3. Heft des III. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. d.

Pfaff, M., Das christliche Kirchenjahr. In Fragen und Antworten für die Schule und Christenlehre. Nebst einem Anhange, religiöse Lieder für die Festzeiten enthaltend. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. *Neunte Auflage,* mit Titelbild. 32°. (IV u. 118 S.) —25; geb. —40.

Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae edita a Presbyteris Societatis Jesu in Collegio quondam B. Mariae ad Lacum. disciplinas philosophicas professis. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8°.

Pesch, Tilmannus, S. J., **Institutiones psychologicae** secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit. Zwei Theile in drei Bänden.

Pars II: *Psychologia anthropologica.* (Volumen 3 totius operis.) (XVIII u. 552 S.) 5.50; geb. in Halbfranz 7.10.

Hiermit ist dieses Werk abgeschlossen.

Früher sind erschienen:

Hontheim, Josephus, S. J., Institutiones theodiceae sive theologiae naturalis secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum. (X u. 332 S.) 3.—; geb. 10.—

Meyer, Theodorus, S. J., Institutiones juris naturalis seu philosophiae moralis universae secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholarem.

Pars I: Jus naturae generale continens ethicam generalem et jus sociale in genere. (XXXII u. 498 S.) 6.—; geb. 7.60.

Pars II (Schluss) in Vorbereitung.

Pesch, Tilmannus, S. J., Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis Ad usum scholasticum accommodavit.

Pars I: *Psychologiae naturalis liber prior, qui est analyticus.* (Volumen 1 totius operis.) (XVI u. 472 S.) 5.—; geb. 6.60.

Pars I: *Psychologiae naturalis liber alter, qui est syntheticus.* (Volumen 2 totius operis.) (XIV u. 422 S.) 4.50; geb. 6.10.

——— Institutiones philosophiae naturalis secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum. *Editio altera.* Zwei Bände. (XLVIII u. 850 S.) 10.—; geb. 13.50.

——— Institutiones logicales secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum. Zwei Theile in drei Bänden. (LXVI u. 1792 S.) 18.—; geb. 22.80.

Pars I: *Summa praeceptorum logicae.* (XXIV u. 590 S.) 6.—; geb. 7.60.

Pars II: *Logica maior.* Volumen 1, complectens logicam criticam et formalem. (XXIV u. 646 S.) 6.50; geb. 8.20.

Pars II: *Logica maior.* Volumen 2, continens logicam realem et conclusionem polemicam. (XVIII u. 556 S.) 5.50; geb. 7.—

'lassmann, Joseph, Himmelskunde. Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 216 Illustrationen und 3 Karten. gr. 8°. (XVI u. 628 S.) **18.—**; geb. in zwei inhaltlich gleichen Ausgaben zu demselben Preise: 1. als Bestandtheil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"* (s. d.); 2. unabhängig von der *„Illustrierten Bibliothek"*, in besonderem O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung **15.— — Einbanddecke apart 1.20.**

'late, Theodor, Praktisches Lehr- und Uebungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°.

Erste Stufe. *Neuer Abdruck.* (96 S.) 1897. Geb. in Halbleinw. **1.50.**

Früher ist erschienen:

Zweite Stufe. *Zehnte Auflage.* (150 S.) Geb. **1.90.**

'ocket Key of Heaven, The. A Selection of Prayers, compiled from approved Sources by a Priest of the Archdiocese of St. Louis. With an Appendix: **The Epistels and Gospels.** (B. Herder, St. Louis, Mo.) 48°. (422 S., 226 S. Appendix u. ein Stahlstich.) Geb. in Schafleder mit Goldschnitt **1.50,** in Saffian mit Hohlgoldschnitt **2.50.**

[реданіе, церковное, и русская богословская литература. Критическое сопоставленіе (по поводу критики на книгу „о церкви"). (Die kirchliche Ueberlieferung und die russische theologische Literatur. Eine kritische Gegenüberstellung. [Aus Anlass der Kritik des Buches „Ueber die Kirche".]) gr. 8°. (VIII u. 548 S.) **4.—**

'üttelkow, H., Lesebuch für die Mittelstufe der katholischen Elementarschulen in Elsafs-Lothringen. *Vierte Auflage.* 8°. (VI u. 152 S.) **—55**; geb. in Halbleder **—75.**

Früher ist erschienen:

—— **Lesebuch für die Oberstufe** der katholischen Elementarschulen in Elsafs-Lothringen. gr. 8°. (VI u. 262 S.) **—80**; geb. **1.05.**

'ütz, Wilhelm, Leitfaden der vergleichenden Erdbeschreibung. *Fünfundzwanzigste Auflage,* bearbeitet von *F. Behr.* 8°. (XVI u. 328 S.) **1.60**; geb. in Halbleder **2.—**

uadrupani, Rev. **P.,** Barnabite, **Light and Peace.** Instructions for devout Souls to dispel their Doubts and allay their Fears. Translated from the French. With an Introduction by the Most Rev. P. J. Ryan, D.D., Archbishop of Philadelphia, Pa. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°. (VIII u. 194 S.) Geb. in Leinw. **2.25.**

Quartalschrift, Römische, für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. *Anton de Waal,* für Archäologie, und Dr. *Stephan Ehses,* für Kirchengeschichte. Lex.-8°.

XII. Jahrgang. **1898.** 1.—3. Heft. Mit 7 Tafeln und mehreren Textbildern. (S. 1—332.)

Jährlich 4 Hefte, jedes ca. 125 Seiten stark, mit Textbildern und aparten ildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang **16.—** Die Jahrgänge /—XI können, soweit der Vorrath reicht, zu demselben Preis nachbezogen werden, ahrgang I—III jedoch nur mehr zu dem erhöhten Preise von à **20.—**

—— Dasselbe. **Supplement-Hefte.** Lex.-8°.

8. Heft: *Franchi de' Cavalieri, Pio,* **Gli atti dei ss. Montano, Lucio e compagni.** Recensione del testo ed introduzione sulle sue relazioni con la Passio s. Perpetuae. (VIII u. 102 S.) **4.—**

tacke, Karl, S. J., s. *Schleiniger,* Die Bildung des jungen Predigers.

tedeatis, Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend. Mit einem Titelbild. 12°. (IV u. 140 S.) **1.—**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag **1.80.**

Reilly, L. W., What the Fight was about, and other Stories. A Book about real Live American Boys that was written for other bright Boys of the same Kind. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°. (II u. 128 S.) Geb. in Leinw. 2.—

Reuter, Dr. Wilhelm, Litteraturkunde, enthaltend Abriſs der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. Für höhere Lehranstalten, Töchterschulen und zum Selbstunterrichte. *Sechzehnte Auflage*, bearbeitet von *L. Lättkau*. 8°. (VIII u. 278 S.) 1.40; geb. in Halbleder 1.75.

Ringseis, Emilie, Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von *Bettina Ringseis*. 8°. (XVI u. 230 S.) 2.80; geb. in Leinw. mit Goldschnitt 4.—

Rückert, Dr. Karl, Die Lage des Berges Sion. Mit einem Plan. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 104 S. u. ein Plan.) 2.80.

Bildet das 1. Heft des III. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. d.

Ruff, Karl, Die Trappistenabtei Oelenberg und der Reformirte Cistercienser-Orden. Unter der Mitarbeit von *Joseph Greff*. Mit 8 Abbildungen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 12°. (VIII u. 128 S.) 1.20; geb. in Halbleinw. 1.50.

Rundschau, Literarische, für das katholische Deutschland. Herausgegeben und redigirt von Professor Dr. *G. Hoberg*. 4°.
XXIV. Jahrgang. 1898. 12 Nummern. (XVI u. 384 Sp.) 9.—

Jährlich 12 Nummern à 16 Seiten zum Preise von 9.— Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen. — Einzelne Nummern —80.

Rundschreiben, erlassen von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst. Sanctissimi Domini Nostri Leonis divina providentia Papae XIII. epistolae encyclicae. Lateinisch und deutsch. Vierte Sammlung. gr. 8°. (310 S.) 3.—

Enthält folgende Rundschreiben:
Octobri mense (über den Rosenkranz), vom 22. September 1891.
Magnae Dei Matris (über den Rosenkranz), vom 8. September 1892.
Laetitiae sanctae (über den Rosenkranz), vom 8. September 1893.
Providentissimus Deus (über das Studium der Heiligen Schrift), vom 18. November 1893.
Praeclara gratulationis (an alle Fürsten und Völker der Erde über die Vereinigung im Glauben), vom 20. Juni 1894.
Jucunda semper expectatione (über den Rosenkranz), vom 8. September 1894.
Satis cognitum (über die Einheit der Kirche), vom 29. Juni 1896.

Rundschreiben Seiner Heiligkeit des Papstes **Leo XIII. an die Bischöfe, die Geistlichkeit und das Volk Italiens,** erlassen am 5. August 1898. Officielle deutsche Uebersetzung. gr. 8°. (16 S.) —30.

Sacchini S. J., Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu, s. *„Bibliothek der katholischen Pädagogik"*, X. Bd.

Sachse, J. J., Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. Ein zugleich für den Selbstunterricht bestimmtes Hand- und Übungsbuch zum Gebrauche an Mittelschulen, Präparanden-Anstalten, Schullehrer-Seminarien und den untern und mittlern Klassen höherer Lehranstalten. Vier Kurse. 8°.

Erster Kursus: *Allgemeine Wort- und Satzlehre. Dritte, verbesserte Auflage.* (VIII u. 48 S.) —50.

Früher sind erschienen:
Zweiter Kursus: *Wortarten und Wortbildung. Zweite, verbesserte Auflage.* (IV u. 68 S.) —40.
Dritter Kursus: *Die Syntax. Zweite, verbesserte Auflage.* (IV u. 64 S.) —40.
Vierter Kursus: *Allgemeine Stilistik und Poetik. Zweite, verbesserte Auflage.* (IV u. 82 S.) —60.

Salzer, Dr. P. Anselm, s. *Lindemann*, Geschichte der deutschen Litteratur.

ammlung historischer Bildnisse. 12°.

Stolz, Alban, **Die hl. Elisabeth.** (Die gekreuzigte Barmherzigkeit.) *Dritte Auflage.* Mit Bildern von *J. Heinemann.* (IV u. 110 S.) —**50**; geb. in Halbleinw. —**80.**

Separat-Ausgabe von *Stolz,* Die gekreuzigte Barmherzigkeit (Kalender für Zeit und Ewigkeit 1876); s. d.

antiago-Fuentes Soto, Magdalena, El Tesoro de Abigaíl. Narración de Tierra Santa. Obra adornada con numerosos grabados y aprobada por el Ilmo y Rmo Señor Obispo de Huesca. 12°. (VIII u. 110 S.) —**80**; geb. in Halbleinw. **1.**—

asse, Ioannes Bapt., S. J., Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. Zwei Bände. gr. 8°.

Volumen alterum. Opus posthumum cura *Augustini Lehmkuhl* S. J. De Poenitentia cum appendice de Indulgentiis. — De Extrema Unctione. — De Ordine. — De Matrimonio. (XX u. 494 S.) **7.20**; geb. in Halbfranz **9.20.**

Früher ist erschienen:

Volumen primum: De Sacramentis in genere. — De Baptismo. — De Confirmatione. — De SS. Eucharistia. (XVI u. 590 S.) **8.**—; geb. **10.**

—— Das ganze Werk vollständig. (XXXVI u. 1084 S.) **15.20**; geb. **19.20.**

chanz, Dr. Paul, Apologie des Christenthums. *Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. Drei Theile. gr. 8°.

Dritter Theil: *Christus und die Kirche.* (VIII u. 582 S.) **6.**—; geb. in Halbfranz **7.80.**

Früher sind erschienen:

Erster Theil: *Gott und die Natur.* (VIII u. 668 S.) **7.**—; geb. **8.80.**

Zweiter Theil: *Gott und die Offenbarung.* (X u. 764 S.) **8.**—; geb. **10.**—

Das ganze Werk vollständig in drei Bänden. (XXVI u. 2014 S.) **21.**—; geb. **26.60.**

chaub, Franz, Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus mit besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Weltanschauungen. Gekrönte Preisschrift. gr. 8°. (XXIV u. 446 S.) **6.**—

cheeben, Dr. M. Jos., Handbuch der katholischen Dogmatik. Vier Bände. gr. 8°.

IV. Band. 1. Abtheilung. Von Dr. **Leonhard Atzberger.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XII u. S. 1—458.) **6.**—; geb. in Halbfranz **7.75.**

Früher sind erschienen:

I. Band. In 3 Abtheilungen. (XII u. 916 S.) **10.80**; geb. in Halbfranz **12.55.** Jede Abtheilung apart à **3.60.**

II. Band. In 2 Abtheilungen. (XII u. 952 S.) **12.**—; geb. in Halbfranz **13.75.**
1. Abtheilung **6.60.** — 2. Abtheilung **5.40.**

III. Band. In 2 Abtheilungen. (XIV u. 1014 S.) **12.40**; geb. in Halbfranz **14.15.**
1. Abtheilung **8.**— — 2. Abtheilung **4.40.**

Die in Arbeit befindliche 2. Abtheilung des IV. Bandes wird das ganze Werk abschliessen.

Gehört zur ersten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. d.

—— **Die Mysterien des Christenthums.** Nach Wesen, Bedeutung und Zusammenhang dargestellt. *Zweite Auflage,* besorgt durch Dr. *Ludwig Küpper.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (XXII u. 716 S.) **7.50**; geb. in Halbfranz **10.**—

cherer, P. A. (Benediktiner von Fiecht), Bibliothek für Prediger. Herausgegeben im Verein mit mehreren Kapitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg, sowie der hochw. Ordinariate von

Brixen, Budweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg und Erlaubnis der Ordensobern. *Neue Auflage*, durchgesehen von P. *Anton Witschwanter*, Conventual desselben Stiftes. Acht Bände. gr. 8°.

1898 ist erschienen:

Zweiter Band: *Die Sonntage des Kirchenjahres.* (II. Der Oster-Cyklus, vom Sonntag Septuagesima bis Christi Himmelfahrt.) *Fünfte Auflage.* (840 S.) **7.60**; geb. in Halbfranz **9.60.**

Auch in zwei Halbbänden à **8.80** erschienen.

Dritter Band: *Die Sonntage des Kirchenjahres.* (III. Der Pfingst-Cyklus erste Hälfte, vom Sonntag vor bis zum zwölften Sonntag nach Pfingsten.) *Fünfte Auflage.* (748 S.) **7.—**; geb. in Halbfranz **9.—**

Auch in zwei Halbbänden à **8.50** erschienen.

Vierter Band: *Die Sonntage des Kirchenjahres.* (IV. Der Pfingst-Cyklus zweite Hälfte, vom dreizehnten bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten.) *Fünfte Auflage.* (824 S.) **8.—**; geb. in Halbfranz **10.—**

Auch in zwei Halbbänden à **4.—** erschienen.

Einbanddecken apart pro Band **1.40**; Lederrücken allein (ohne Decke) **1.—**

Schiffels, Joseph, Der gesamte erste Religionsunterricht. Ein Lernbüchlein für die drei untern Schuljahre der Volksschule. Mit Bildern. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. 12°. (IV u. 80 S.) **—35**; cart. **—40.**

Ein Handbuch für den Lehrer wird 1899 erscheinen.

Schiltknecht, J. B., Kleine Biblische Geschichte für die Unterstufe der katholischen Volksschulen. Nach Maßgabe des Normal-Lehrplans für die Elementarschulen in Elsaß-Lothringen bearbeitet. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. Herrn Bischofs von Straßburg. *Zweite Auflage.* Mit 18 Bildern. 12°. (IV u. 44 S.) **—20**; geb. in Halbleinw. **—25.**

Schleiniger, Nikolaus, S. J., Die Bildung des jungen Predigers nach einem leichten und vollständigen Stufengange. Ein Leitfaden zum Gebrauche an Seminarien. *Fünfte Auflage.* Neu bearbeitet von *Karl Racke* S. J. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 8°. (XX u. 420 S.) **3.40**; geb. in Halbfranz **4.80.**

Schmelzeis, J. Ph., Das Leben und Wirken der heiligen Hildegardis nach den Quellen dargestellt. Nebst einem Anhang Hildegard'scher Lieder mit ihren Melodien. *Neue Ausgabe.* gr. 8°. (XII u. 616 S. u. 14 S. Anhang.) Geb. in Leder-Imitation mit Rothschnitt **8.—**

Schmid, P. Bernhard, O. S. B., Grundlinien der Patrologie. *Fünfte, vermehrte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. 8°. (XII u. 244 S.) **2.—**; geb. in Halbleinw. **2.30.**

Schmitt, Dr. Jakob, Erklärung des kleinen Deharbeschen-Katechismus. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. Herrn Bischofs von Mainz. *Neunte Auflage.* 8°. (XII u. 286 S.) **2.20**; geb. in Halbfranz **3.40.**

Schnitzer, Dr. Joseph, Katholisches Eherecht. Mit Berücksichtigung der im Deutschen Reich, in Oesterreich, der Schweiz und im Gebiete des Code civil geltenden staatlichen Bestimmungen. *Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage des Werkes: J. Weber, Die canonischen Ehehindernisse.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (XII u. 682 S.) **7.50**; geb. in Halbfranz **9.50.**

Schnitzler, Hermann, Nuevo Método para aprender el Inglés. Obra dedicada á la América Española. Para el uso privado y escolar. *(Schnitzler's Method for Spaniards to learn English.)* 8°. (X u. 202 S.) **2.40**; geb. in Leinw. **2.80.**

Schott, P. Anselm, O. S. B., Das Messbuch der heiligen Kirche (Missale Romanum) lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet. *Fünfte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. Mit Titelbild in Lichtdruck. kl. 12°. (XXXII u. 992 S.) **2.50**; geb. **3.50** und höher.

Schulz, Joseph, Missa pro Defunctis ad 4 voces inaequales. Requiem mit Libera, s. *Kirchensänger, Der katholische.*

Schuster, Dr. I., Die Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments. Für katholische Volksschulen. Mit 114 Abbildungen, zwei Kärtchen und einer Ansicht des Heiligen Landes. Mit einem päpstlichen Belobungsschreiben und Approbation von 34 hochw. Primaten, Erzbischöfen und Bischöfen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. *Neuer Abdruck.* 8°. (XII u. 234 S.) —**45**; geb. in Halbleinw. —**55**, in Halbleder —**65**.

Anhang dazu: Das katholische Kirchenjahr. *Neuer Abdruck.* 8°. (48 S.) —**10**; cart. —**15**.

—— Dasselbe. *Ausgabe für Österreich* mit 52 Bildern und 3 Kärtchen. *Unveränderter Abdruck des Textes vom Jahre 1897.* gr. 8°. (XII u. 204 S. u. 3 Kärtchen.) **34** *kr.* ö. W. B.; geb. in Halbleinw. **44** *kr.* ö. W. B.

Französische Uebersetzung:

—— **Histoire biblique** de l'Ancien et du Nouveau Testament, ornée de 113 gravures sur bois, de 2 cartes et d'une vue de la Terre Sainte. Ouvrage honoré d'un bref de Sa Sainteté le Pape Pie IX et traduit sur la 58e édition allemande par l'abbé *M.-B. Couissinier.* Avec approbation de plus de cent évêques de la France et de l'étranger. *Neuer Abdruck.* 12°. (X u. 296 S.) —**60**; geb. in Halbleinw. —**70**.

Englische Uebersetzung:

—— **Illustrated Bible History** of the Old and New Testaments. For the Use of Catholic Schools. Honoured with a Letter by Order of His Holiness Pope Pius IX. Revised by Mrs. *J. Sadlier. New Edition,* carefully improved by several Clergymen. With 110 illustrations and 2 colored maps. 8°. (XII u. 404 S. u. 2 Kärtchen.) **1.—**; geb. in Halbleinw. **1.20**.

—— **Kurze Biblische Geschichte.** Zum Gebrauche für die unteren Klassen der Volksschulen. *Neue, im Text unveränderte Auflage* mit 42 Bildern. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Neuer Abdruck.* 12°. (96 S.) —**20**; geb. in Halbleinw. —**25**.

—— **Kurze Biblische Geschichte.** Neue, im Text unveränderte *Ausgabe für Österreich.* (In der für Österreich vorgeschriebenen Orthographie und Satzeinrichtung.) Mit 41 Bildern. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und der hochw. Ordinariate resp. Consistorien von Brixen, Brünn, Budweis, Gurk, Königgrätz, Laibach, Lavant, Leitmeritz, Linz, Neutra, Olmütz, Salzburg, St. Pölten, Seckau, Trient, Wien und Zips. *Neuer Abdruck.* 12°. (96 S.) **12** *kr.* ö. W. B.; geb. in Halbleinw. **16** *kr.* ö. W. B.

—— **Schets der Bijbelsche Geschiedenis,** bewerkt door wijlen *P. Timmermans,* Pr., en *J. H. Wijnen,* Pr. *Zevende, geïllustreerde uitgave,* met 48 plaatjes. 12°. (104 S.) —**40**; geb. in Halbleinw. —**48**.

Siebente Auflage der holländischen Uebersetzung von *Schuster,* Kurze Biblische Geschichte.

— **Dzieje święte** w krótkości opowiedziane dla oddziału niższego szkół ludowych. Przekład z niemieckiego aprobowany przez Najprzewielebniejszego Księcia-Biskupa Krakowskiego i Księdza-Biskupa Chełmińskiego. Z 46 obrazkami w tekście. *Wydanie dziesiąte.* 12°. (88 S.) —**30**; geb. in Halbleinw. —**35**.

Zehnte Auflage der polnischen Uebersetzung von *Schuster,* Kurze Biblische Geschichte.

Schuster, Dr. I., Biblische Geschichte für katholische Volksschulen. Neu bearbeitet von G. Mey. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Empfehlung vieler hochw. HH. Bischöfe. Mit vielen Illustrationen, zwei Kärtchen und einer Ansicht des Heiligen Landes. *Neue Abdruck.* 8°. (VIII u. 236 S.) —45; geb. in Halbleinw. —55, in Halbleder —65.

Anhang dazu: Die sonn- und festtäglichen Evangelien des Kirchenjahres. (Nach dem römischen Meßbuche.) *Neuer Abdruck.* 8°. (24 S.) —5. Die Biblische Geschichte mit dem Anhang zusammengeb. in Halbleinw. —60, in Halbleder —70.

***Schweitzer, Johannes, Missa in honorem SS. Infantis Jesu.** Kind-Jesu-Messe für Sopran und Alt (Bass und Tenor ad lib.) mit Begleitung der Orgel. Op. 26. *Sechste Auflage.* Orgel- und Directionsstimme. gr. Lex.-8°. (IV u. 8 S.) 1.— Die vier Singstimmen (à 4 S.) einzeln à —10.

Sonntagskalender für Stadt und Land. 4°.

Neununddreissigster Jahrgang. **1899.** Mit einem Titelbild, vielen Illustrationen, einem Rebus und zweifarbigem Wandkalender als Gratisbeigabe. (II u. 64 S. Text.) —40.

In drei Ausgaben zu gleichem Preise:

Text-Ausgabe (ohne Kalendarium und Marktverzeichniss).

Ausgabe mit Kalendarium und allgemeinem deutschen Marktverzeichniss.

Ausgabe mit Kalendarium und Marktverzeichniss für Baden, Württemberg und Hohenzollern-Sigmaringen.

Spannbrucker, Simon, Uebersichtliche Darstellung der Ceremonien und Gebete bei der feierlichen Grundsteinlegung zu einer neuen Kirche. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung vom 8. August 1891. (Herder & Co., München.) *Zweite Auflage.* 24°. (12 S.) —5.

Spillmann, Joseph, S. J., Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Zwei Teile. 4°.

II. Hälfte: *Japan, China und Indien* (Ost- und Südasien). *Zweite, vermehrte Auflage.* Mit einer kolorierten Karte der Kiau-Tschou-Bucht. (XII u. 572 S.) 9.60; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 11.—

Früher ist erschienen:

I. Hälfte: *Die mohammedanischen und die russischen Länder* (West- und Nordasien). Nebst einer grossen kolorierten Karte von Asien. *Zweite, vermehrte Auflage.* (XII u. 490 S.) 8.—; geb. 9.20.

— **Lucius Flavus.** Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. Zwei Bände. 12°. (VIII u. 844 S. u. 3 Pläne.) 5.60; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 7.60.

I. Band. (IV u. 420 S. u. 2 Pläne.) II. Band. (IV u. 424 S. u. 1 Plan.)

— — **Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.** Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. *Vierte Auflage.* 12°. (VIII u. 320 S.) 2.—; geb. in Leinw. 3.—

— — **A Victim to the Seal of Confession.** A true Story. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (324 S.) Geb. in Leinw. 4.—

Englische Uebersetzung von *Spillmann,* Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.

— **Wolken und Sonnenschein.** Novellen und Erzählungen. *Fünfte Auflage.* Zwei Bände. 12°. (XVI u. 630 S.) 4.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 6.—

I. Band. (VIII u. 316 S.) II. Band. (VIII u. 314 S.)

—— **Die Wunderblume von Woxindon.** Historischer Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuarts. *Dritte Auflage.* Zwei Bände. 12°. (XVI u. 650 S.) 5.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 6.50.

I. Band. (VIII u. 342 S.) II. Band. (VIII u. 308 S.)

Spillmann, Joseph, S. J., The Wonderful Flower of Woxindon. An historical Romance of the Time of Queen Elizabeth. *Second Edition.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 8°. (VIII u. 494 S.) Geb. in Leinw. 5.—

Zweite Auflage der englischen Uebersetzung von *Spillmann*, Die Wunderblume on Woxindon.

—— **Aus fernen Landen.** Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt. 12°.

Neuestes Bändchen:

14. **Sidya, der treue Sohn.** Eine Erzählung aus der Zeit Akbars des Grofsen. Von *Alfons Geyser* S. J. Mit vier Bildern. *[Zweite Auflage.]* (VI u. 94 S.) —80; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 1.—

(Die erste Auflage erschien in der Jugendbeilage der *„Katholischen Missionen".*)

—— Dasselbe. *Dritte Auflage.* (VI u. 94 S.) —80; geb. 1.—

Neue Auflagen:

3. **Die Marienkinder.** Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Von *Joseph Spillmann* S. J. Mit vier Bildern. *Fünfte Auflage.* (VI u. 86 S.) —60; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag —80.
5. **Der Neffe der Königin.** Historische Erzählung aus der Missionsgeschichte Japans. Von *Joseph Spillmann* S. J. *Vierte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 102 S.) —60; geb. —80.
6. **Drei Indianergeschichten.** — Namameha und Watomilka. Erzählt von *Alexander Baumgartner* S. J. — Tahko, der junge Indianer-Missionär. Erzählt von *A. v. B.* — Vater Renés letzte Fahrt. Erzählt von *Anton Huonder* S. J. *Vierte Auflage.* Mit vier Bildern. (VIII u. 80 S.) —60; geb. —80.
7. **Der Gefangene des Korsaren.** Eine Erzählung von *F. S. Dritte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 90 S.) —60; geb. —80.
8. **Kämpfe und Kronen.** Eine Erzählung aus Annam von *Joseph Spillmann* S. J. *Dritte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 106 S.) —60; geb. —80.
9. **Der Schwur des Huronenhäuptlings.** Eine Erzählung aus der ältern Missionsgeschichte Kanadas. Nach dem Englischen McSherrys bearbeitet von *Anton Huonder* S. J. *Dritte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 102 S.) —60; geb. —80.
10. **Die Sklaven des Sultans.** Eine Erzählung aus Konstantinopel im 17. Jahrhundert. Von *Joseph Spillmann* S. J. *Dritte Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 110 S.) —80; geb. 1.—

Englische Uebersetzung (B. Herder, St. Louis, Mo.):

Tales of Foreign Lands. A Series of Stories for the Young. 12°.

4. **Maron, the Christian Youth of the Lebanon.** By *A. v. B.* Translated from the German by Miss *Helena Long. Second Edition.* (108 S.) Geb. in Leinw. 1.50.

—— Spanische Uebersetzung s. *Desde lejanas Tierras.*

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. *Adolf Bruder*, nach dessen Tode fortgesetzt durch *Julius Bachem.* Neue Subscription in Heften bezw. Halbbänden. Lex.-8°.

1898 sind erschienen:

6.—10. Heft. (I. Bd., Sp. 801—1598.) à 1.50.

3.—6. Halbband. (II. Bd., IV S. u. 1648 Sp.; III. Bd., IV S. u. 1540 Sp.) à 7.50.

7.—10. Halbband (Schluss). (IV. Bd., IV S. u. 1288 Sp.; V. Bd., VI S. u. 1244 Sp.) à 6.—

Das ganze Werk vollständig in fünf Bänden. (XXVIII S. u. 7318 Sp.) 69.—; in O.-Einb: Halbfranz 81.—

Einbanddecke pro Band 1.60; Lederrücken allein (ohne Decke) 1.20.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8°.

Jahrgang 1898. (LIV. u. LV. Band.) 10 Hefte. (VIII, 588 u. X, 588 S.) 10.80; pro Band (je 5 Hefte) 5.40; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 6.80.

Seit dem 1. Juli 1874 erscheinen die „Stimmen aus Maria-Laach, Katholische Blätter" alle 5 Wochen einmal, jährlich zehnmal. Fünf Hefte (Halbjahr) bilden einen Band. Preis für das Halbjahr bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 5.40, für den Jahrgang 10.80. Einbanddecken in Leinw. pro Band 1.— Jedes Heft einzeln bis Juni 1874 —90, vom Juli 1874 an 1.10.

—— Ergänzungshefte. gr. 8°.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

72. Heft: *Müller, Adolf*, S. J., Nikolaus Copernicus, der Altmeister der neuern Astronomie. Ein Lebens- und Culturbild. (VIII u. 160 S.) 2.—

— Dasselbe. Bandausgabe. XVIII. Band (69.—72. Ergänzungsheft.) (XXXIV u. 556 S.) 7.40; geb. in Leinw. 8.80.

73. Heft: *Braun, Joseph*, S. J., Die pontificalen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tafel. (VIII u. 192 S. u. eine Tafel) 2.80.

Stolz, Alban, Gesammelte Werke. Octav-Ausgabe.

IX. Band: Erziehungskunst. *Sechste Auflage.* (XII u. 396 S.) 3.—; geb. in Halbfranz 4.40.

Gesammelte Werke. Billige Volks-Ausgabe in Lieferungen. 12°.

Es werden zunächst nachstehende sieben Bände in *ca. 44 Lieferungen von je 4—6 Bogen zum Preise von 30 Pf. für jede Lieferung* zur Ausgabe gelangen:

Kompass für Leben und Sterben. — Die hl. Elisabeth. — Das Vaterunser und der unendliche Gruss. — Spanisches für die gebildete Welt. — Washholdergeist gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend. — Besuch bei Sem, Cham und Japhet oder Reise in das Heilige Land. — Die Nachtigall Gottes.

Bei günstiger Aufnahme werden in weitern ca. 65 Lieferungen folgen:

Witterungen der Seele. — Wilder Honig. — Dürre Kräuter. — Erziehungskunst. — Homiletik. — — Kleinigkeiten 1. und 2. Sammlung. — Register.

1898 sind erschienen:

Lieferung 4—24. (Kompass für Leben und Sterben. S. 283—554. Die hl. Elisabeth. IV u. 396 S. Das Vaterunser und der unendliche Gruss. IV u. 526 S. Spanisches für die gebildete Welt. VIII u. 358 S. Washholdergeist. IV u. S. 1—160.) à —80.

Die weitern Lieferungen werden in Zeiträumen von je 14 Tagen ausgegeben.

Mit der 6. Lieferung ist vollständig:

Kompass für Leben und Sterben. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1843, 1844. 1859 und 1864. (VI u. 554 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. 2.20, in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 2.60.

Enthält die Jahrgänge 1843 (Mixtur gegen Todesangst: 21. Aufl.), 1844 (Das Menschengewächs: 18. Aufl.), 1859 (Das Bilderbuch Gottes: 8. u. 9. Aufl.) und 1864 (A B C für grosse Leute: 9. u. 10. Aufl.) des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit".

Mit der 11. Lieferung ist weiter vollständig:

Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. *Achte Auflage.* (IV u. 396 S.) 1.50; geb. in Halbleinw. 1.90, in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 2.30.

Mit der 17. Lieferung ist weiter vollständig:

Das Vaterunser und der unendliche Gruss. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1845. 1846, 1847 und 1858. (IV u. 526 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. 2.20, in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 2.60.

Enthält die Jahrgänge 1845 (Das Vaterunser, I. Theil: 18. Aufl.), 1846 (Das Vaterunser. II. Theil: 16. Aufl.), 1847 (Das Vaterunser, III. Theil: 18. Aufl.) und 1858 (Der unendliche Gruss: 9. Aufl.) des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit".

Mit der 22. Lieferung ist weiter vollständig:

Spanisches für die gebildete Welt. *Neunte Auflage.* (VIII u. 358 S.) 1.50; geb. in Halbleinw. 1.90, in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 2.30. Einbanddecken in Leinwand apart pro Band —50.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

tolz, Alban, Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. *Prachtausgabe.* Mit 16 Bildern. gr. 8°. (VIII u. 448 S. und 16 Sep.-Bilder.) 6.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Lederrücken und Deckenpressung 9.—

— — **Mixtur gegen Todesangst.** Für das gemeine Volk und nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1843. *Zweiundzwanzigste Auflage.* 8°. (144 S.) —60.

— — **Kohlschwarz** mit einem rothen Faden. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1873. *Fünfte Auflage.* Mit Bildern. 8°. (88 S.) —50.

— — **Der heilige Vincenz von Paul.** Kalender für Zeit und Ewigkeit 1875. *Vierte Auflage.* Mit Bildern. 8°. (96 S.) —50.

— — **Die gekreuzigte Barmherzigkeit.** (Die hl. Elisabeth.) Kalender für Zeit und Ewigkeit 1876. *Dritte Auflage.* Mit Bildern von *J. Heinemann.* 8°. (110 S.) —50.

— — **Die vornehmste Kunst.** Kalender für Zeit und Ewigkeit 1881. *Dritte Auflage.* Mit Bildern. 8°. (88 S.) —50.

— — **Die acht Seligkeiten.** Kalender für Zeit und Ewigkeit 1884. *Dritte Auflage.* Mit Bildern. 8°. (132 S.) —50.

— — **Andenken für Dienstmädchen.** *Zehnte Auflage.* 16°. (16 S.) 6 Exemplare in einem Paket —25.

tudien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer* in München. gr. 8°.

1898 sind erschienen:

III. Band, 1. Heft: *Rückert,* Dr. *Karl,* **Die Lage des Berges Sion.** Mit einem Plan. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (VIII u. 104 S. und ein Plan.) 2.80.

— — — 2. Heft: *Hummelauer, Fr. von,* S. J., **Nochmals der biblische Schöpfungsbericht.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (X u. 132 S.) 2.80.

— — 3. Heft: *Peters,* Dr. *Norbert,* **Die sahidisch-koptische Uebersetzung des Buches Ecclesiasticus auf ihren wahren Werth für die Textkritik untersucht.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XII u. 70 S.) 2.80.

— — — 4. Heft: *Hartung,* Dr. *K.,* **Der Prophet Amos nach dem Grundtexte erklärt.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XII u. 170 S.) 4.60.

Der III. Band vollständig (4 Hefte). (XLII u. 476 S.) 12.50.

Die Ausgabe der „Biblischen Studien" geschieht in Heften, welche in zwangloser olge erscheinen und im Durchschnitt etwa sechs Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte lden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

tudien, Strassburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller.* gr. 8°.

1898 ist erschienen:

III. Band, 1. Heft: *Paulus,* Dr. *Nikolaus,* **Kaspar Schatzgeyer,** ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (X u. 152 S.) 2.80.

Die „Strassburger theologischen Studien" erscheinen in der Form von Heften i Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. ides Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Aeusserlich werden je —5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Taschen-Liederbuch, Freiburger. 320 der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Studentenlieder, nebst einigen Sologesängen, zumeist mit Melodie. 12°. (XII u. 284 S.) In biegsamem Leinwandeinband 1.50.

Taulier, Jules, Die zwei kleinen Robinsone der Grossen Kartause. Aus dem Französischen übersetzt von *Heinrich Flammich*. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Holzschnitten. 8°. (VIII u. 168 S.) 1.90; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 2.—

Gehört zu unsern *„Illustrierten Jugendschriften"*; s. d.

Thomas von Kempis, Die Nachfolge Christi. Mit einem Anhang, die gewöhnlichsten Gebete und Ablassandachten aufs ganze Jahr enthaltend, von Dr. *A. Pfister*. *Neue, revidirte Auflage*, mit Titelbild. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg.

Kleinere Ausgabe Nr. VIII. Neuer Abdruck. 24°. (XVI u. 400 S.) —60; geb. 1.— und höher.

Tolomei, P. Nikolaus, S. J., Der Beruf des hl. Aloysius. Festspiel in drei Aufzügen. Nach dem Italienischen bearbeitet von *Georg Fell* S. J. Nur männliche Rollen. *Zweite Auflage.* 12°. (VIII u. 72 S.) 1.—

Vade mecum ad infirmos pro Missionariis Americae sept. Ritus excerpti e Rit. Rom. adjectis precibus lingua Anglica et Germanica pro cura infirmorum utilibus. Cum permissu Rmi Archiepiscopi. *Editio quarta emendata.* (B. Herder, St. Louis, Mo.) 16°. (72 S.) Geb. in Leinw. 1.—

Vetter's, L. H., Tabellen zur schnellen und richtigen Berechnung der Zinsen aus 1 bis 50000 Mark Kapital von 1 bis 365 Tagen zu 1, 3, $3^1/_2$, $3^3/_4$, 4, $4^1/_4$, $4^1/_2$, $4^1/_2$, $4^3/_4$, 5, $5^1/_4$, $5^1/_2$, $5^3/_4$ und 6 %. Nebst Zeitberechnungs-, Zins- und Münzreduktions-Tabellen. Mit einem Anhang: Zinstafeln aus 1 bis 50000 Mark Kapital von 1 bis zu 29 Tagen und 1 bis zu 12 Monaten zu 1, 3, $3^1/_2$, $3^3/_4$, 4, $4^1/_4$, $4^1/_2$, 5 und 6 %, das Jahr zu 360 Tagen gerechnet. *Fünfte Auflage.* gr. 8°. (XIV u. 422 S.) Roh 2.60; geb. in Leinw. 3.60.

Daraus apart:

— — Zinstafeln zur Berechnung der Zinsen aus 1 bis 50000 Mark Kapital von 1 bis zu 29 Tagen und 1 bis zu 12 Monaten zu 1, 3, $3^1/_2$, $3^3/_4$, 4, $4^1/_4$, $4^1/_2$, 5 und 6 %, das Jahr zu 360 Tagen gerechnet. *Sechste Auflage.* gr. 8°. (VI u. 42 S.) —60.

Waal, Dr. Anton de, s. *Quartalschrift, Römische.*

Waldner, P. Joseph, Die christliche Jungfrau in ihrem Gebet und Wandel. Lehr- und Gebetbuch für christliche Jungfrauen. Neu herausgegeben und umgearbeitet. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. Mit einem Titelbild. kl. 12°. (XX u. 528 S.) 1.60; geb. 2.— und höher.

Weber, G., Liedersammlung für höhere Mädchenschulen, Mittelschulen und andere Lehranstalten. Drei Hefte. 12°.

2. Heft. *Mittelstufe: Zweistimmiger Gesang. Vierte Auflage.* (IV u. 76 S.) Cart. —40.

Früher sind erschienen:

1. Heft. *Unterstufe: Einstimmiger Gesang. Dritte Auflage.* (IV u. 64 S.) Cart. —35.
3. Heft. *Oberstufe: Zwei- und dreistimmiger Gesang. Dritte Auflage.* (IV u. 136 S.) Cart. —60.

(Die vierte Auflage des 3. Heftes erscheint im Januar 1899.)

Weber, J., Die canonischen Ehehindernisse, s. *Schnitzer,* Katholisches Eherecht.

Weber, Dr. Simon, Evangelium und Arbeit. Apologetische Erwägungen über die wirtschaftlichen Segnungen der Lehre Jesu. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 210 S.) 2.50.

Weiss, Fr. Albert Maria, O. Pr., **Apologie des Christenthums.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Gutheissung der Ordensobern. 8°.

Fünfter (Schluss-) Band: *Die Philosophie der Vollkommenheit,* die Lehre von der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen. Zweite und dritte Auflage. (XX u. 954 S.) **6.50**; geb. in Halbfranz **8.30.**

Früher sind erschienen:

I. Band: *Der ganze Mensch.* Handbuch der Ethik. *Dritte Auflage.* (XVI u. 868 S.) **6.—**; geb. **7.80.**

II. Band: *Humanität und Humanismus.* Philosophie und Culturgeschichte des Bösen. *Dritte Auflage.* (XVI u. 1010 S.) **7.—**; geb. **8.80.**

III. Band (in zwei Theilen): *Natur und Uebernatur. Geist und Leben des Christenthums. Dritte Auflage.* (XXII u. 1284 S.) **9.—**; geb. in zwei Halbfranzbänden **12.20.**

IV. Band (in zwei Theilen): *Sociale Frage und sociale Ordnung* oder *Handbuch der Gesellschaftslehre. Dritte Auflage.* (XXX u. 1162 S.) **8.—**; geb. in zwei Halbfranzbänden **11.20.** Band IV zu demselben Preise auch separat u. d. T.: **Sociale Frage und sociale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre.**

Das ganze Werk vollständig in fünf Bänden. (CIV u. 5278 S.) **36.50**; geb. **48.30.**

Wetzel, F. X., The Dutiful Child. From the German. (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 12°. (128 S.) Geb. in Leinw. **1.25.**

——— **A Guide for Girls in the Journey of Life.** From the German. (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 12°. (106 S.) Geb. in Leinw. **1.25.**

——— **The Man.** A little Book for Christian Men. From the German. (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 12°. (144 S.) Geb. in Leinw. **1.35.**

——— **The Christian Housewife.** From the German. (B. Herder, St. Louis, Mo.) kl. 12°. (120 S.) Geb. in Leinw. **1.25.**

Wildermann, Dr. Max, Jahrbuch der Naturwissenschaften, s. *Jahrbuch.*

Witschwenter, P. **Anton,** s. *Scherer,* Bibliothek für Prediger.

Wolfgarten, G., Short, practical Sermons for early Masses. Containing one Sermon for every Sunday in the Year. From the German by a Priest of the Archdiocese of St. Louis, Mo. (B. Herder, St. Louis, Mo.) 12°.

Vol. II. *Second Edition.* (II u. 294 S.) Geb. in Leinw. **5.—**

Früher sind erschienen:

Vol. I. *Second Edition.* (292 S.) Geb. in Leinw. **5.—**
Vol. III. (II u. 276 S.) Geb. in Leinw. **5.—**

Im Januar 1899 werden zur Ausgabe gelangen:

Becker, Wilhelm, S. J., Der verlorene Sohn, die Geschichte des Sünders. Dreijähriger Fasten-Cyklus. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. 8°. (VI u. 302 S.) 2.20; geb. in Leinw. 3.—

Cathrein, Victor, S. J., Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschliesslich der rechtlichen Ordnung. *Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.* Zwei Bände. gr. 8°. (XXXVI u. 1342 S.) 16.—; in O.-Einb.: Halbfranz 20.—

Erster Band: *Allgemeine Moralphilosophie.* (XX u. 614 S.)
Zweiter Band: *Besondere Moralphilosophie.* (XVI u. 728 S.)

Grönings, Jakob, S. J., Die Leidensgeschichte Unseres Herrn Jesu Christi erklärt und auf das christliche Leben angewendet in vierunddreissig Vorträgen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Dritte, verbesserte Auflage.* 8°. (XII u. 348 S.) 3.—; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 4.20.

Hansjakob, Heinrich, Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage. Gehalten in der Kirche St. Martin zu Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (X u. 506 S.) 6.—; geb. in Halbfranz 8.—

Keppler, Dr. Paul Wilhelm (Bischof von Rottenburg), Die Adventsperikopen exegetisch-homiletisch erklärt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VI u. 144 S.) 2.40.

Bildet das 1. Heft des IV. Bandes der *„Biblischen Studien"*.

Lehmen, Alfons, S. J., Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Zwei Bände. gr. 8°.

I. Band. (XVI u. 444 S.) 5.—; geb. in Halbfranz 6.60.

Der zweite Band ist in Vorbereitung.

* **Lersch, Dr. B. M., Einleitung in die Chronologie.** *Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.* Zwei Teile. gr. 8°.

I. Teil: *Zeitrechnung und Kalenderwesen der Griechen, Römer, Juden, Mohammedaner und anderer Völker, Aera der Christen.* (VIII u. 248 S.) 5.60.

Der zweite Teil dieses Werkes: *„Der christliche Kalender, seine Einrichtung, Geschichte und chronologische Verwertung"*, wird gegen Ostern 1899 erscheinen.

* **Римскій Папа и Папы** Православной Восточной Церкви. (Der römische Papst und die Päpste der orthodox-orientalischen Kirche.) gr. 8°. (IV u. 138 S.) 3.—

Schätti, Hedwig, Pater Damian, der Apostel der Aussätzigen auf Molokai. *Zweite Auflage.* Mit vier Abbildungen und einem Kärtchen. 12°. (IV u. 86 S.) —80; geb in Leinw. 1.40.

Thalhofer, Dr. theol. Franz Xaver, Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Historisch-kritisch dargelegt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VI u. 246 S.)

Walter, Dr. Franz, Socialpolitik und Moral. Eine Darstellung ihres Verhältnisses mit besonderer Bezugnahme auf die von Prof. Werner Sombart neuestens geforderte Unabhängigkeit der Socialpolitik von der Moral. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (XVI u. 346 S.) 3.60.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Mittheilungen

der

Herder'schen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

Zweigniederlassungen in **Wien, Strassburg, München** und **St. Louis, Mo.**

Nr. 7.

October 1898 — April 1899.

Erste Abtheilung.

1. Neue Erscheinungen. 2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Zweite Abtheilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Commissions-Verlag.

Nr. 8 der „Mittheilungen" wird im October 1899 erscheinen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Erste Abtheilung.

1. Neue Erscheinungen.

Achille, Prof. V. A., Theoretische und praktische Methodik. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung und Erläuterungen versehen von Dr. *Joseph Anton Keller*. gr. 8°. (LXIV u. 308 S.) **3.80**; geb. in Halbfranz **5.60**.

Gehört zu unserer *„Bibliothek der katholischen Pädagogik"*; s. S. 15.

„Die ‚Methodik' des Professors Achille steht in hohem Ansehen; sie ist an den katholischen Normalschulen (Lehrerseminarien) Belgiens eingeführt, auch von staatlichen Schulinspektoren wird sie fleißig benützt und empfohlen. Hohe Auszeichnungen wurden dem Verfasser verliehen. . . .

„Achille ist der erste, wie er selbst im Vorworte bemerkt, welcher die verschiedenen Lehrverfahren gesammelt, verallgemeinert und sozusagen zu einem Lehrgebäude vereinigt hat. . . .

„Achilles Methodik bietet jedem Lehrer viele Anregung zur Ausübung einer fruchtbringenden Lehrthätigkeit. Es ist ein aus reicher Erfahrung herausgewachsener, auf Psychologie und Logik gegründeter Wegweiser, welcher dem Lehrer zeigt, wie im Unterrichte vorgegangen werden kann, und der ihn vor zwecklosen Kreuz- und Quersügen und vor Kraft- und Zeitvergeudung bewahrt. Mögen recht viele Männer der Schule sich bei diesem Helfer zu ihrem schweren Werke Rats erholen! Was die sogen. ‚wissenschaftliche Pädagogik' in Deutschland anstrebt: den systematischen Auf- und Ausbau der Pädagogik auf der Grundlage der Psychologie und Logik, das hat Achille in dem vorliegenden Werke schon vor 20 Jahren für die Methodik des Volksschulunterrichtes thatsächlich ausgeführt und verwirklicht.

„Mit Recht ist der Orden der Schulbrüder, deren Stifter 1888 selig gesprochen wurde, auf dieses Werk stolz; zeigt es doch vor aller Welt, in welch ernster und wissenschaftlicher Weise in den von diesem Lehrorden geleiteten Seminarien der Unterricht erteilt wird." (Aus dem Vorwort des Übersetzers.)

Becker, Wilhelm, S. J., Der verlorene Sohn, die Geschichte des Sünders. Dreijähriger Fasten-Cyklus. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. 8°. (VI u. 302 S.) **2.20**; geb. in Leinw. **3.—**

„. . . Dem Verfasser stehen reiche theologische bezw. exegetische Kenntnisse zur Verfügung. Auch in das menschliche Herz und das alltägliche Leben, zumal der gegenwärtigen Zeit, hat er tief hineingeschaut. In den praktischen Anwendungen trifft er stets eine Stelle, welche besonderer Aufmerksamkeit oder Pflege bedarf. Die einfache, oft neuartige, aber durchweg zwanglose Beziehung der Parabel auf entsprechende moralische Vorgänge oder Zustände im Seelenleben begründet die vorzügliche Brauchbarkeit dieser Predigten. Die Heilige Schrift kommt auf jeder Seite wiederholt in geeigneter Weise zur Geltung. Alles ist logisch durchdacht und geordnet, klar entwickelt, einfach und fliessend dargestellt und kräftig vorgetragen. Die Gedanken werden leicht zu memoriren sein, wenn man sie in eine der eigenen Individualität angemessene Form kleidet." (Literar. Handweiser. Münster 1898. Nr. 703/704.)

Holanden, Conrad von, Gymnasiasten und Hochschüler. Zeitbild. 12°. (VI u. 224 S.) **1.80.**

—— Dasselbe. *Zweite* und *dritte, unveränderte Auflage*. 12°. (VI u. 224 S.) à **1.80.**

„In Form einer Erzählung zeigt der Verfasser, wohin das moderne, einzig auf Unterricht abzielende Gymnasium führt. . . . Ist das Buch in erster Linie auch für

die Eltern bestimmt, so sollte es doch auch jeder angehende Student lesen, damit er sieht, wohin der eine der Wege, die ihm beim Betreten der Hochschule sich bieten, in leider sehr vielen Fällen führt. . . .“ (Academia. Berlin 1899. Nr. 9.)

„Ein Zeitbild, kein Roman, keine Novelle, nur Thatsachen und wieder Thatsachen, leider traurige Thatsachen: doch dafür kann der Verfasser nichts! Zwei Jünglinge, beide unverdorben, müssen vom Elternhaus weg nach Lützelburg ins Gymnasium. Der eine kommt als Zögling in ein Jesuitenconvict, der andere wird in einem Privathaus untergebracht, das ihm an Religion nichts bietet. Versucht werden beide, der eine besteht, der andere fällt — tief, und seine Ausschweifungen bringen ihm den Tod. Karl Hug wird ein glücklicher Mensch, Emil erliegt seinen Jugendsünden. Nun hätte allerdings auch Karl umwerfen können, trotz Jesuiten und religiöser Erziehung — denn auch das kommt vor —, und Emil hätte trotz schlechter Umgebung brav bleiben können — auch das soll hie und da vorkommen — diese Möglichkeit ändert nichts an dem ethischen Werth von Bolandens Zeitbild. Art und Weise der Darstellung und Charakterschilderung zeigt uns den ehrwürdigen Nestor der katholischen Schriftsteller Deutschlands in seinem ganzen Können; die Detailschilderungen sind mit bewundernswerther Feinheit ausgeführt, die Sprache fliessend, das Büchlein selbst daher Eltern und Erziehern nur zu empfehlen.“ (Kathol. Blätter. Linz 1899. Nr. 1.)

Probe der Illustration aus Braun, Die pontificalen Gewänder des Abendlandes: **Grabfigur des Bischofs Johannes von Lübeck** († 1350).

Braun, Joseph, S. J., Die pontificalen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tafel. gr. 8°. (VIII u. 192 S. und eine Tafel.) **2.80.**

Auch als 73. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach“*; s. S. 31.

Früher ist erschienen:

Die priesterlichen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (VI u. 180 S.) **2.50.**

Auch als 71. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach“*.

„Dem Hefte über ‚Die priesterlichen Gewänder‘ folgte bald diese sich anschliessende Studie. Das Vorwort macht uns deutlich, dass nur die liturgischen (Sacral-) Pontifical-Gewänder behandelt werden sollen, und nur Gewänder, also nicht auch Insignien: nur Pontificalgewänder in dem Sinne, dass jene, die der Bischof mit dem Priester oder Diakon und Subdiakon gemeinsam hat, ausgeschlossen sind, endlich dass alles zur Besprechung kommt, was irgend einem Bischof, also auch dem Metropoliten oder dem Papst, ausschliesslich beim Gottesdienst als Gewand zukommt. Demnach kommen zur Besprechung: die Mitra, die Pontificalhandschuhe, die pontificale Fussbekleidung, das Pallium der Erzbischöfe, der Fanon und das Subcinctorium des Papstes. Die Tiara als nicht liturgische Hauptbedeckung des Papstes ist ausgeschlossen. Das Ergebniss der hier vorliegenden Forschungen ist, dass fast alle diese bischöflichen Gewandstücke nicht viel, wenigstens nicht in allgemeiner Verwendung, über das Jahr 1000 zurückreichen. Damit ist schon von selbst, wenigstens für diese Gewänder, ein Zusammenhang mit der entsprechenden Bekleidung der Ostkirche ausgeschlossen. Sehr schwankend ist, wie sich aus den Forschungen des Autors ergibt, die symbolische Deutung der einzelnen Stücke.“ (Christl. Akademie. Prag 1899. Nr. 2.)

Faulhaber, Dr. M., Die Propheten-Catenen nach römischen Handschriften. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (XVI u. 220 S.) **6.—**

Bildet das 2. und 3. Heft des IV. Bandes der *„Biblischen Studien“*; s. S. 32.

„Eine systematische Untersuchung der Catenen ist die nothwendigste Vorarbeit für eine neue Ausgabe der griechischen Kirchenväter. Was wir heute an exegetischem Nach-

ıss der patristischen Zeit besitzen, verdanken wir rund zur Hälfte den Ketten-
ɔmmentaren. Besonders A. Mai füllte ganze Bände aus Catenenhandschriften. Dass
r oft sehr junge Handschriften zur Grundlage seiner Ausgaben machte, dass
r das Material ohne kritische Sichtung und philologische Detailarbeit aufnahm,
urde oft genug hervorgehoben, auch von solchen, welche seine grossen Verdienste
m die patristische Literatur anerkannten. Nur wurde die Mahnung des Cardinals
ı seine Kritiker (Nova Patr. Bibl. I, p. xxvii) nicht immer befolgt. Mai nahm
ich nicht die Zeit, die Abschriften seiner Copisten nachzuprüfen. Infolgedessen
urde — die folgende Untersuchung wird neue Belege bringen — eine Fülle von
'ragmenten übersehen. Zum grössten Theil sind diese bis heute unedirt, da die
'äterausgabe von Migne die Editionen Mais ohne weitere Prüfung, also mit allen
ücken und Fehlern abdruckte. Auch bei den Catenenausgaben eines Nicephorus,
unius, Corderius, Ghisler u. a. ist die letzte patristische Sammelausgabe nicht auf
ie Quellenhandschriften zurückgegangen. . . . Aus allem folgt: Bevor man an eine
eue Ausgabe der griechischen Vätercommentare geht, müssen die Catenen durch-
ɔrscht werden, das will sagen, es müssen die Catenenhandschriften katalogisirt,
ach Klassen geordnet, auf ihre Quellen und ihre Verwandtschaft untersucht, es
üssen die verschiedenen Catenentypen in ihren Beziehungen zu einander bestimmt,
s muss zu den Catenenausgaben die Quellenhandschrift gesucht und die Arbeits-
eise des Herausgebers klar gelegt werden.

„Wird man mir verargen, dass ich die Analyse der Propheten-Catenen auf Grund
er römischen Handschriften vornahm, bevor der vollständige Katalog der Catenen-
andschriften fertiggestellt ist? Aber von irgend einer Seite muss der Berg doch einmal
ngebohrt werden. Gerade der römische Catenenbestand ist so reich, dass er wie kein
nderer ein Miniaturbild des gesamten handschriftlichen Materials geben, also für die
rste Untersuchung zu Grunde gelegt werden kann. Für die Propheten-Catenen im
esondern bietet Rom die ältesten und besten Codices. . . ." (Aus dem Vorwort.)

leneralkatalog der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken, den Bibliotheken der technischen Hochschulen, der Hochschule für Bodencultur, des Gymnasiums in Zara, des Gymnasialmuseums in Troppau und der Handels- und nautischen Akademie in Triest. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht von der k. k. Universitätsbibliothek in Wien unter der Leitung von Dr. *Ferdinand Grassauer*. (B. Herder, Verlag, Wien.) gr. 8°. (VIII u. 796 S.) **12.—**

ılötzle, Ludwig, und Dr. **Alois Knöpfler, Das Vater Unser** im Geiste der ältesten Kirchenväter in Bild und Wort dargestellt. **Neun Heliogravüren.** Folio. (VI u. 44 S. Text in Schwarz- und Rothdruck.) In O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung und Goldschnitt **14.—**

„Aus einer contemplativen Wechselwirkung von Wissenschaft und Kunst ıtstanden die Bilder Ludwig Glötzles über das ‚Vater Unser', wozu sr Kirchenhistoriker und Universitätsprofessor Dr. A. Knöpfler die genetische ınregung gab. Das Werk basirt auf den exegetischen Erklärungen der frühesten .irchenväter zu dem Gebet des Herrn. ‚Leitendes Motiv hierbei war, womöglich in Familienbuch zu schaffen, das allen, alt und jung, ein liebwerther Führer sein ıöchte zu richtigem Verständniss, tieferem Erfassen und andächtigem Verrichten es vom Erlöser selbst gegebenen Gebetes.' Der gelehrte Herr war bei der Wahl ɜines Künstlers wohl berathen; Herr Glötzle hatte sich unter Schraudolph gebildet nd die Traditionen dieses Meisters selbständig in einer stattlichen Folge von ildern weiter verarbeitet, womit viele Kirchen, z. B. zu Scheidegg, Lippertskirchen, ›urach und Immenstadt, insbesondere aber der Dom zu Salzburg und die Heilig-eistkirche zu München ihre cyklische Ausschmückung erhielten. Ueberall bewährte r sich durch die Originalität der Zeichnung, durch die Wärme der Empfindung nd die schöne Farbengebung als ein denkender, zum Herzen sprechender und den eschauer fesselnder Künstler. Das beweist er auch hier auf jedem Blatt, z. B. ei der Bitte um Heiligung des durch Laster und Sünde entweihten Namens Gottes, robei alle Berufsarten in Staat und Kirche, die Waffenmacht, Musik, Kunst und 'orschung thatkräftig mitzuarbeiten vermögen, ebenso in der Bitte um das tägliche

Verkleinerung der ersten Heliogravüre aus Glötzle und Knöpfler, Das Vater Unser.

Brod des Leibes und der Seele. Wenn Ludwig Richter bei der Behandlung desselben Stoffes seiner innern Empfindung gemäss mehr lyrische Töne anschlug, so bleibt Ludwig Glötzle ganz auf der Höhe eines objectiven Historienmalers, wobei ihm sein wissenschaftlicher Mentor die Ideen an die Hand gab. Die Schönheit, womit der Zeichner dieselben erfasste, stempelt das Ganze zu einem einheitlichen Kunstwerk, welches in seiner Wirkung leichter empfunden als in Worten zum Ausdruck gebracht wird." (Allgemeine Zeitung. München 1898. Nr. 285, Beil.)

Hansjakob, Heinrich, Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage. Gehalten in der Kirche St. Martin zu Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (X u. 508 S.) 6.—; geb. in Halbfranz 8.—

„Hansjakob ist längst, wie als Volksschriftsteller, so auch als Prediger bekannt und beliebt. Zwar ist die Art, wie er sich auf beiden Gebieten schriftstellerisch bethätigt, in etwa verschieden: in dem ernsten Prediger erkennt man den

frei angelegten Erzähler kaum wieder. Aber was in allen seinen schriftstellerischen Erzeugnissen wiederkehrt, das waltet auch in seinen Predigten: geistvolle Auffassung und der Ausdruck eines tiefen Gemüthes. Diese beiden hervorragenden Eigenschaften eines Volksschriftstellers und Predigers haben ihn auf beiden Gebieten zum anerkannten Meister gemacht. Wie seine Erzählungen die weiteste Verbreitung gefunden, so ist auch den von ihm bisher veröffentlichten sechs Cyklen von Fastenpredigten allgemein fast uneingeschränkte Anerkennung zu theil geworden. Insbesondere war es der Cyklus ‚Sancta Maria', wie wir schon in Nr. 574 des ‚Handw.' vom Jahre 1893 hervorgehoben haben, in welchem der begeisterte Marienverehrer uns ‚ein hinreissendes Meisterstück tief empfundener Gedanken und rednerischer Darstellung' bot.

„Auch die vorliegenden Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage, welche Hansjakob auf vielfaches Verlangen seiner Zuhörer veröffentlicht, zeichnen sich durchweg durch die genannten Vorzüge aus. . . . Es sind meistens Homilien über die sonn- und festtäglichen Evangelien, in welchen der eine oder andere Hauptpunkt hervorgehoben wird, Schwierigkeiten erklärt werden, namentlich aber eine entsprechende Anwendung der bezüglichen Wahrheiten auf das praktische Leben gemacht wird. Letzteres bildet mit Recht die Hauptsache, und wir lernen hier den Verfasser auch als eifrigen Seelsorger schätzen, welcher zudem durch manche Beispiele aus Geschichte und Leben seinen Vortrag ebenso lehrreich als interessant zu gestalten weiss. . . ."

(Literar. Handweiser Münster 1898. Nr. 703/704.)

Hartung, Dr. K., Der Prophet Amos nach dem Grundtexte erklärt. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (XII u. 170 S.) **4.60.**

Bildet das 4. Heft des III. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. S. 32.

„Nach einer verhältnissmässig kurzen Behandlung der hauptsächlichsten Einleitungsfragen bietet Hartung in zwei Abschnitten eine Wort für Wort des masorethischen Textes verfolgende Erklärung des Buches Amos. Die Uebersetzung wird in den einzelnen Absätzen der Erklärung vorausgeschickt. Ihr selbst geht regelmässig eine kurze, gute Inhaltsübersicht voraus. Bei einzelnen Stellen wird in Klammern die Uebersetzung des Textes der Septuaginta beigegeben.

„Der Commentar ist mit anerkennenswerthem Fleisse ausgearbeitet, das Material aus den Quellen methodisch gehoben. Besonders sind die Parallelstellen im allgemeinen sehr sorgfältig zur Erklärung beigezogen. . . .

„Im ganzen kann der Commentar Hartungs als eine gründliche Erklärung des masorethischen Textes des Buches des Hirten von Thekoa nur empfohlen werden. Besonders wird ihn der Anfänger mit grossem Nutzen gebrauchen. Möchte unser Commentar das Studium dieses gerade heute besonders zeitgemässen Prophetenbuches in den Kreisen unserer Studenten und Priester fördern helfen!"

(Literar. Rundschau. Freiburg 1899. Nr. 3.)

Hummelauer, Fr. von, S. J., Das vormosaische Priesterthum in Israel. Vergleichende Studie zu Exodus und 1 Chron. 2—8. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 106 S.) **3.—**

„Vorliegende Studie macht es sich zur Aufgabe, einen Abschnitt der Geschichts-Ueberlieferung Israels zu beleuchten, welcher in den heiligen Büchern nur leichte, wenn auch bestimmt erkennbare Spuren zurückgelassen hat, für Verständniss und Würdigung des Pentateuchs aber von weit reichender Bedeutung ist. Zuerst kommen hier mehrere Stellen des Buches Exodus in Betracht; unter vorläufiger Beiseitesetzung kritischer Fragen befassen wir uns mit der Erzählung selbst. Welche Quellen auch immer der Erzähler benutzt, was immer er zu denselben hinzugefügt, in denselben unterdrückt haben mag, er wollte, sei es mit eigenen oder mit der Quellen Worten, einen bestimmten Sinn erzählend zum Ausdruck bringen, und diesen Sinn zu erheben, haben wir uns zunächst zur Aufgabe gestellt. Wir haben die den ersten Kapiteln zu Grunde liegenden Anschauungen bereits in unserem Commentarius in Exodum et Leviticum (Paris 1897) ausgesprochen, und dieselben haben mehrfach Anerkennung gefunden. Was wir hier bieten, ist aber mehr als eine Wiederholung des bereits früher Gebotenen; der Leser wird finden, dass die Auslegung der Exodus-Stellen eine vollständigere und einheitlichere geworden ist, namentlich diejenige von Ex. 33, 4—11.

„Wir bleiben aber diesmal bei den Exodus-Texten nicht stehen. Aus andern Büchern des Alten Testamentes, namentlich aus den Genealogien 1 Chron. 2—8, ergeben sich mehrfache Bestätigungen dessen, was sich uns aus den Andeutungen von Exodus erschlossen. Haben doch bis auf den heutigen Tag diese Genealogien nur sehr wenige Erklärer und eine recht stiefmütterliche Erklärung gefunden. Nun werfen aber die Ereignisse des Exodus ihre Schatten weit in die folgende Geschichte, während uns die Genealogien gewisse Familienverhältnisse enthüllen, welche aus dem Gegensatze zwischen vormosaischem und mosaischem Priesterthum erwachsen sind. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

Die im vorigen Jahre von demselben Herrn Verfasser veröffentlichte Schrift *„Nochmals der biblische Schöpfungsbericht“* („Biblische Studien“, III. Band, 2. Heft) ist bereits in französischer Uebersetzung u. d. T.: *„Le Récit de la Création“* (Paris, P. Lethielleux) und in italienischer Uebersetzung u. d. T.: *„Il Racconto della Creazione“* (Siena, Direzione della Biblioteca del Clero) erschienen.

Keppler, Dr. Paul Wilhelm von (Bischof von Rottenburg), **Die Adventsperikopen exegetisch-homiletisch erklärt.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VI u. 144 S.) **2.40.**

—— Dasselbe. *Zweite, unveränderte Auflage.* gr. 8°. (VI u. 144 S.) **2.40.**

Bildet das 1. Heft des IV. Bandes der *„Biblischen Studien“*; s. S. 32.

„Eine kleine Schrift, aber von grosser Bedeutung! Seit Jahren hat der hochw. Verfasser der Wiederbelebung der eigentlichen Homilie, welche Hettinger mit Recht als eine ‚Vergessene‘ bezeichnete, das Wort geredet. Von der Wiederbelebung dieser seit einem Jahrhundert ungebührlich vernachlässigten Predigtform erwartet er gleich vielen hervorragenden Theologen der Neuzeit eine Wiederbelebung der in mancher Beziehung in Verfall gerathenen Predigtweise der Gegenwart.

„Der Verfasser wollte sich aber nicht mit der theoretischen Belehrung begnügen sondern auch eine praktische Anleitung zur Ausarbeitung guter Homilien geben. . . . Es sind keine fertigen Homilien, welche hier vorliegen. Solche wollte der Verfasser, wie er in der Einleitung nachdrücklich hervorhebt, aus naheliegenden Gründen nicht liefern. Er will der Wiedererweckung der homiletischen Predigt dienen und deshalb nur eine Anleitung geben, wie man zur Ausarbeitung einer solchen gelangen kann. Ebensowenig aber begnügt sich Keppler mit einer blossen Exegese der Perikopen; denn nicht in einer solchen besteht die Homilie, wie vielfach angenommen wird. Dieselbe muss vielmehr, wie die Perikopen selbst, in lebendiger Beziehung zu dem Kirchenjahr und dessen Festzeiten wie zur kirchlichen Liturgie überhaupt stehen. Daher beginnt die Schrift mit einer Darlegung der Bedeutung der Adventszeit und der Beziehung der Adventsperikopen zu derselben. Es folgt eine praktisch-exegetische Erklärung der Evangelien und Episteln der vier Adventssonntage, welche das für den Homileten Wissenswerthe bietet und am Schlusse jedesmal die besondere Beziehung der einzelnen Perikopen zur kirchlichen Festzeit und Liturgie unter beständiger Bezugnahme auf Messe und Brevier darlegt. Daran reiht sich regelmässig eine reiche Sammlung von Entwürfen zu Homilien, welche den thatsächlichen Nachweis erbringen, eine wie reiche Fundgrube die Perikopen auch für wiederholte homiletische Behandlung bilden. . . .“ (Literar. Handweiser. Münster 1896. Nr. 702.)

„Die vorliegende Schrift wurde gerade vollendet, als der hochw. Herr Verfasser zum Bischof von Rottenburg gewählt wurde. Sie bildet daher gewissermeise den Abschluss seiner akademischen Lehrthätigkeit und kann schon aus diesem Grunde besonderes Interesse erwecken. Sie ist aber auch nach Inhalt und Form geeignet, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu ziehen. Zwar ist die Schrift vor allem für den Seelsorgsclerus bestimmt, um demselben Anleitung zu geben, wie die kirchliche Predigt den engsten Anschluss an die Heilige Schrift, an die biblischen Perikopen gewinnen kann und soll. Dennoch dürfte die hier vorliegende Erklärung der sonntäglichen Evangelien und Episteln der Adventszeit auch das Interesse aller akademisch Gebildeten, welche für tiefere Schrifterkenntniss Sinn haben, erregen. Neben dem reichen Inhalt macht die einzig schöne Form, in welcher Keppler seine literarischen Erzeugnisse darzubieten pflegt, dieselbe dazu geeignet. Wer die frühere ähnliche Schrift des hochw. Herrn Verfassers ‚Unseres Herrn Trost‘, welche eine Erklärung der Abschiedsreden des Herrn enthält, kennt, wird ohnehin auch nach

ɔr hier vorliegenden greifen. Hier wie dort findet man dieselbe gemüthvolle Tiefe . dem reizenden Gewande einer poetisch angehauchten, formvollendeten Sprache.“
(Deutsche Reichszeitung. Bonn 1899. Nr. 30.)

ɔrieg, Dr. Max, Der Wille und die Freiheit in der neuern Philosophie. Eine philosophische Studie. gr. 8°. (VIII u. 40 S.) **1.50.**

ɔehmen, Alfons, S. J., Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Zwei Bände. gr. 8°.
I. Band. (XVI u. 444 S.) 5.—; geb. in Halbfranz **6.60.**
Der zweite Band ist in Vorbereitung.

„. . . Der Zweck des vorliegenden Lehrbuches ist, nach der eigenen Erklärung ɔs Verfassers, dieser: ‚der Verfasser wollte denjenigen höhern Lehranstalten, an welchen ɪe christliche Philosophie deutsch vorgetragen wird, einen Leitfaden bieten, der es ɔmöglichen sollte, das weitschichtige Material der Philosophie in verhältnissmässig ɯrzer Zeit zu bewältigen. Sodann sollte das Werk allen denjenigen, welche sich ɪr philosophische Speculation interessiren und vorurtheilsfrei die Wahrheit suchen, ɯ Führer durch das Labyrinth philosophischer Meinungen und Systeme sein‘.

„Das setzt nun freilich manches voraus. Zuerst einmal muss ein Ganzes ɘboten werden, ein festes, in sich abgeschlossenes System, auf dem sich eine ganze Veltanschauung logisch aufbauen lässt. Des weitern wünscht man gerade in einem ɔlchen Werke grosse Klarheit und Uebersichtlichkeit. Ich muss einsehen, warum ɑs eine aus dem andern folgt, ich muss begreifen, warum der Werkmeister das ʻundament so oder so gräbt, warum er so oder so baut; ich muss klar erkennen ɘn Zusammenhang der einzelnen Theile des Gebäudes, ihre Wechselbeziehungen; ɪein Geist muss das Harmonische erfassen, welches das Ganze beherrscht, kurz, ɾir verlangen von einem Lehrbuch der Philosophie Vollständigkeit, Klarheit, ɾrganischen Zusammenhang und schliesslich eine gewisse Harmonie, die jedem Theile ɘine ihm mit Rücksicht auf das Ganze zukommende Bedeutung und Ausführlichkeit ɯweist. Damit ist auch schon von selbst die Antwort gegeben auf die Frage, ob ɯd inwieweit die Geschichte der Philosophie zu berücksichtigen sei und inwieweit ɔlemische Auseinandersetzungen berechtigt sind. Wir sagen, soweit sie das Verɯändniss des Ganzen fördern, soweit sie eben zum Ganzen passen. Ueber ein Mehr ɗer Weniger mag sich disputiren lassen; manches muss da dem freien Ermessen ɘs Lehrers oder dem concreten Bedürfniss des Studirenden überlassen bleiben.

„In dem vorliegenden Lehrbuche nun meinen wir ein Werk gefunden zu haben, ɾelches den oben erörterten Anforderungen durchaus entspricht, und glauben daher, dass ɜ mehr als Existenzberechtigung beanspruchen kann, dass es ‚eine Lücke ausfüllt‘.

„Wir können hier natürlich nicht auf eine nähere Darlegung des Inhaltes ɯgehen; das aber glauben wir sagen zu können: wenn der zweite Band — Psychologie, ɔosmologie und Theodicee — dasselbe leistet wie der erste jetzt vorliegende, der ɔgik, Kritik und Ontologie umfasst, so kann das Lehmensche Lehrbuch der Philoɔphie, das übrigens, nebenbei bemerkt, den erfahrenen Schulmann verräth, sich ɘn tüchtigsten Erscheinungen dieser Art würdig an die Seite stellen. . . .“
(Akadem. Monatsblätter. Köln 1899. Nr. 4.)

ɔehmkuhl, P. Aug., S. J., Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz. Unter Bezugnahme auf das natürliche und göttliche Recht, insbesondere für den Gebrauch des Seelsorgers und Beichtvaters erläutert. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. Erste Lieferung. (VIII u. S. 1—96.) **1.—**

Das im Satz nahezu vollendete Werk wird 6 Lieferungen à **1.—** umfassen, ɾelche in rascher Folge erscheinen werden.

Die Bedeutung dieses neuen Commentars zum Bürgerlichen Gesetzbuch ist aus ɘm Titel ersichtlich. Es ist ein Commentar zunächst für den praktischen Gerauch der katholischen Geistlichkeit, der aber auch weiteren, namentlich ɑristischen Kreisen hohes Interesse bietet. Der Verfasser sagt darüber im Vorwort:

„Die vielfache Berührung, in welche die Gewissensfragen mit den positiven ɛechtsbestimmungen kommen, zwingen den Priester in seinem Amt als Seelsorger

und Beichtvater dazu, sich mit dem herrschenden positiven Recht vertraut zu machen und besonders sich genaue Rechenschaft zu geben über jene Fälle nicht nur, wo die Gewissenspflichten mit den positiven Rechtsnormen sich decken, sondern auch wo sie sich kreuzen. Um ihm diese Arbeit zu erleichtern, hat der Verfasser auf Anregung aus den Kreisen der Seelsorgsgeistlichkeit sich entschlossen, das neue Bürgerliche Gesetzbuch mit Bemerkungen und Erklärungen über die einschlägigen Fragen zu begleiten. Obwohl er bei denselben das Amt des Seelsorgers und Beichtvaters, wie gesagt, in erster Linie im Auge gehabt hat, so dürften doch die Erklärungen auch für andere, zumal juristische Kreise nicht ohne Interesse sein, weil es auch diesen von Werth sein muss, die katholischen Grundsätze zu kennen."

Lemmens, P. Leonhard, O. F. M., Pater Augustin von Alfeld († um 1532). Ein Franziskaner aus den ersten Jahren der Glaubensspaltung in Deutschland. gr. 8°. (VIII u. 108 S.) **1.60.**

Bildet das 4. Heft des I. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes"*; s. S. 18.

Inhalt. I. Heimat, Ausbildung und erstes Auftreten. — II. Schriften über den päpstlichen Primat. Gegenschriften von Luther, Lonicer und Feldkirch. — III. Schriften Alfelds über die heiligen Sacramente. Antworten von Luther, Hutten und einem Ungenannten. — IV. Disputation zu Weimar. Alfeld wird Guardian zu Halle. Luthers Schrift ‚Wider den Abgott zu Meissen'. Alfelds Antwort. — V. Alfelds Schriften über das Salve Regina. Antwort auf Luthers Trostschreiben an die Christen zu Halle. Eine Rede über die Kirche. — VI. Alfeld als Provincial der sächsischen Provinz vom heiligen Kreuze. Seine letzten Schriften. — Anhang.

„In den Wirren des 16. Jahrhunderts gingen die meisten Klöster der norddeutschen Gebiete und mit ihnen die Erinnerungen an ihre Kämpfe und Opfer zu Grunde. Dies erklärt, dass uns für die Mitglieder derselben so wenige Nachrichten zu Gebote stehen; die Kenntnisse, welche wir von ihrem Wirken haben, beschränken sich fast ausschliesslich auf ihre Schriften und auf die Nachrichten, welche uns ihre Gegner überliefert haben.

„Die vorliegende Arbeit stützt sich daher vorwiegend auf die Schriften des P. Augustin von Alfeld. Derselbe hat bis jetzt — so in der letzten Zeit von Knaake an verschiedenen Stellen der Weimarer Ausgabe der Werke Luthers — eine abfällige Beurtheilung erfahren; deshalb sind hier seine Schriften in grösserem Umfange zu Worte gekommen. Alfeld und seine Gegner werden in ihren Hauptgründen mit den eigenen Worten vorgeführt und so dem Leser ein selbständiges Urtheil ermöglicht. Manches scharfe Wort wird berichtet werden, doch dürfte man ohne Mühe erkennen, dass der Verfasser ernstlich bemüht war, alles zu vermeiden, was seinerseits hätte verletzen können." (Vorwort.)

***Lersch, Dr. B. M., Einleitung in die Chronologie.** *Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.* Zwei Teile. gr. 8°.

I. Teil: *Zeitrechnung und Kalenderwesen der Griechen, Römer, Juden, Mohammedaner und anderer Völker, Aera der Christen.* (VIII u. 248 S.) **5.60.**

Der zweite Teil dieses Werkes: *„Der christliche Kalender, seine Einrichtung, Geschichte und chronologische Verwertung"* (IV u. 188 S.), wird im Mai erscheinen.

Die erste Auflage ist im Commissions-Verlag von Rud. Barth in Aachen erschienen.

„. . . Das Buch ist offenbar mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit zusammengestellt und wird für die Orientirung in der Zeitrechnung sehr gute Dienste leisten, nicht nur für die Chronologie im engern Sinne, sondern auch für die Eintheilung der Zeit in Stunden u. s. w. . . ." (Zeitschrift für Naturwissenschaften. Halle a. S. 1889. S. 592.)

***Möhler, Dr. A., Die griechische, griechisch-römische und altchristlich-lateinische Musik.** Ein Beitrag zur Geschichte des gregorianischen Chorals. Lex.-8°. (XXIV u. 88 S.) **5.—**

Bildet das 9. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte"*; s. S. 27.

„Der Verfasser will dem Leser einen leichtern Einblick und ein besseres Verständniss der (besonders in Frankreich) wieder mehr ventilirten Choralfrage vermitteln. In drei umfangreichen Kapiteln behandelt er die Entwicklung des altgriechischen Tonsystems bis zum mittelalterlichen Choralsystem, ferner die Tonartentheorie und zuletzt die Melopöie oder Melodiebildung. In den reichlich

ngestreuten Anmerkungen werden Erläuterungen über manche Punkte gegeben ler auch divergirende Ansichten der Gelehrten berührt. . . . Wer einen hinichenden Ueberblick über das griechische und das mittelalterliche Musiksystem winnen und wenigstens das Nothwendigste und Wesentliche davon sich aneignen ill, dem kann man wohl kein besseres Buch als das vorliegende anrathen."
(P. U. Kornmüller O. S. B. in der Liter. Rundschau, Freiburg 1899, Nr. 3.)

örber, Dr. Thomas, Erzbischof von Freiburg. Porträt. Photographische Originalaufnahme vom 20. September 1898 von W. Kuntzemüller, Hof-Photograph in Baden-Baden. In vier Formaten: Folio (Bildgrösse: 31 auf 38 cm, mit Rand 50 auf 65 cm) **10.—**; Quart (Bildgrösse: 17½ auf 22½ cm) **3.—**; Cabinet **1.20**; Visit **—60.**

– – **Porträt** (Brustbild). In Buchdruck. Nach der photographischen Original-Aufnahme des Hofphotographen W. Kuntzemüller in Baden-Baden. Gedenkblatt mit Personalnotizen und Gebet. 24°. (2 S.) **—3**; 50 Stück **1.—**

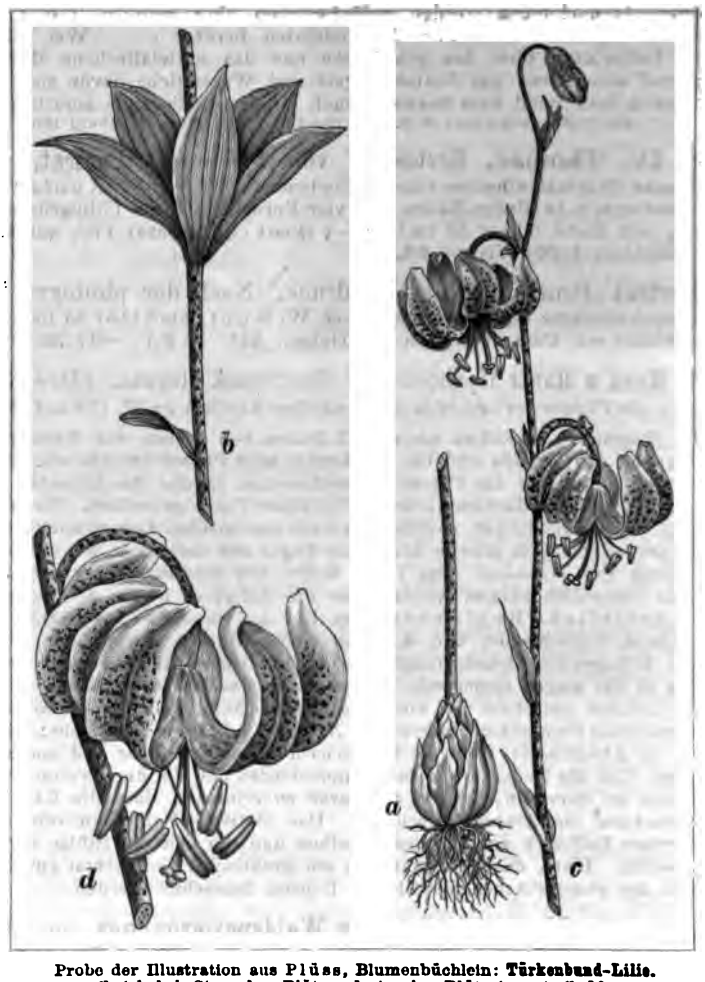
Римскій Папа и Папы Православной Восточной Церкви. (Der römische Papst u. die Päpste der orthodox-orientalischen Kirche.) gr. 8°. (IV u. 138 S.) **3.—**

Die jüngsten Encykliken Leos XIII. haben von neuem die Aufmerksamkeit if die Kirchen des Orients und ihr Verhältniss zum Papstthum gelenkt. Das Buch Der römische Papst und die Päpste der orthodoxen Kirche des Orients", das wir ermit dem Publikum darbieten, behandelt diese Frage gründlich. Der Verfasser rgleicht vom geschichtlichen sowohl wie vom canonischen Gesichtspunkte aus die egierung der allgemeinen Kirche durch den Papst mit derjenigen der orientalischen irchen durch ihre Synoden. Der Leser findet hier interessante Einzelheiten, die anderswo vergeblich suchen würde, über die Reformen Peters des Grossen, das rühmte „geistliche Reglement", den Eid der russischen Bischöfe sowie über ie orthodoxen Katechismen und die liturgischen Bücher. Auch der orthodoxen irche des Königreichs Griechenland und des türkischen Reiches geschieht Erwähung. Das in die Augen springende Ergebniss ist, dass die orientalische Kirche sich ir Zeit in mehrere getrennte und voneinander unabhängige Kirchen zerfallen erweist, elche ebensoviele Papstthümer darstellen. Anders die katholische Kirche: im Morgennde wie im Abendlande stellt sie nur einen Organismus dar und anerkennt nur inen Papst. Um die Bedeutung dieses Unterschiedes und der daraus sich ergebenden onsequenzen zu ermessen, genügt es, daran zu erinnern, dass die Einheit das ittliche Merkmal der wahren Kirche ist. Das römische Papstthum erscheint auch s das stärkste Bollwerk der religiösen Freiheit und die sicherste Stütze der bischöfchen Autorität. Kurz, das Buch kann als ein praktischer Commentar zur Lehre der irche von der oberhirtlichen Gewalt des Papstes betrachtet werden.

'lüss, Dr. B., Blumenbüchlein für Waldspaziergänger, im Anschluss an „Unsere Bäume und Sträucher" herausgegeben. Mit vielen Bildern. 12°. (VIII u. 196 S.) In O.-Einb.: Leder-Imitation mit Deckenpressung **2.—**

„Von verschiedenen Seiten ist der Wunsch ausgesprochen worden, es möchten das Büchlein ‚Unsere Bäume und Sträucher' auch die häufigern Waldlumen aufgenommen werden. Aus naheliegenden Gründen musste eine solche Erweiterung unterbleiben. Statt dessen ist nun im Anschluss an obengenanntes Büchlein wie an ‚Unsere Getreidearten und Feldblumen' und ‚Unsere eerengewächse' ein neues Bändchen entstanden. Dieses trägt trotz seiner erwandtschaft in Anlage und Ausstattung nicht den entsprechenden Titel ‚Unsere Waldblumen'; denn gemäss dem in der Einleitung skizzierten Überblick schliesst as Büchlein ausser den eigentlichen Waldblumen namentlich auch unsere Felsend Wasserpflanzen in sich. Selbstverständlich sind die Bäume und Sträucher i diesem Bändchen ausgeschlossen.

„Da die neue Auflage der ‚Getreidearten und Feldblumen' auch die wichtigeren räser und Wiesenblumen enthält, so ist es nunmehr möglich geworden, dem Naturfreunde in den jetzt vorliegenden vier Büchlein unsere häufigern Blütenflanzen, wie er sie auf Spaziergängen findet, in Wort und Bild vorzuführen."
(Vorwort.)



Probe der Illustration aus Plüss, Blumenbüchlein: **Türkenbund-Lilie.**
a Zwiebel, b Stengel, c Blüten, d einzelne Blüte in nat. Größe.

Redeatis, Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend. Mit einem Titelbild. 12°. (IV u. 140 S.) **1.—**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag **1.80.**

„Die unermüdliche Schriftstellerin mit dem Pseudonym ‚Redeatis' hat der reifern weiblichen Jugend wieder ein Buch gewidmet, das wir mit wahrem Hochgenuss gelesen haben. Es sind vier reizende Erzählungen, in denen sich ein goldenes Herz offenbart voll christlicher Lebensweisheit und feiner Bildung. . . ."

(Deutsches Volksblatt. Stuttgart 1898. Nr. 278.)

Schermer, Karl, Zur Katechismusreform. Wünsche und Vorschläge für die Neubearbeitung des Katechismus der Erzdiöcese München-Freising. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (28 S.) **—60.**

Die erste Auflage erschien „als Manuscript gedruckt" im Selbstverlag des Verfassers.

„Anlass zu dieser Schrift hat ursprünglich eine in der Münchener Diöcese officiell gestellte Conferenzthese gegeben, welche lautet: ‚Entsprechen die Diöcesankatechismen vollkommen ihrem Zwecke? Wenn nicht, welche Aenderungen materiell und formell wären zu wünschen?' Der Druck vorliegender Arbeit geschah auf den Wunsch des Münchener Katechetenvereins. Der Verfasser ist ein langjähriger Katechet, welcher von der Picke auf diente und in der Hauptstadt München die Schwierigkeit eines bleibend fruchtbringenden Katechisirens in vollem Masse kennen lernte. . . . Das Büchlein ist mit warmer Begeisterung für das Wohl der Jugend geschrieben. Jeder Katechet, welcher Katechismus auch immer eingeführt sein mag, wird für seine Unterrichtsweise daraus lernen können." (Amtsblatt der Diöcese Augsburg. 1899. Nr. 5.)

Stimmen aus Maria-Laach. Zweites Register. Band XXVI—L der Zeitschrift. — Band VII—XVII (Heft 25—68) der Ergänzungshefte. gr. 8°. (IV u. 464 S.) 7.—; geb. in Leinw. 8.40.

Dem sehr ausführlichen alphabetischen Sach- und Namenregister ist auch ein Verzeichniss der Mitarbeiter mit Angabe ihrer Beiträge und ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss aller in den „Stimmen" besprochenen Schriften angefügt.

„Die Stimmen aus Maria-Laach, die jetzt schon ihren 56. Band begonnen haben, sind anerkanntermassen ein katholisches Werk von ganz hervorragender Bedeutung und repräsentiren eine solche Fülle von gediegener wissenschaftlicher Arbeit, dass der Besitz dieser Bände jeder Bibliothek zur werthvollen Zierde gereicht. Dass ein so umfassendes Werk ganz bedeutend durch ein sorgfältiges Sach- und Namenregister gewinnt, ist selbstverständlich. . . . Diese Register machen die ‚Stimmen aus Maria-Laach' auch zu einem höchst werthvollen Nachschlagewerk." (Augsburger Postzeitung. 1899. Beil. Nr. 19)

„Gewiss ist bei vielen Lesern der ‚Stimmen' schon oft der lebhafte Wunsch nach einem neuen, guten, ausführlichen Register rege geworden, da das letzte Register vor 13 Jahren (1886) erschien. Diesem oft geäusserten Verlangen kommt die Gesellschaft Jesu und die Verlagshandlung jetzt in dankenswerther Weise entgegen. Das Register enthält: 1. Das alphabetische Verzeichniss der Mitarbeiter und ihrer Beiträge. 93 Mitarbeiter zählen diese 25 Bände, unter ihnen steht P. Lehmkuhl an der Spitze. 2. Das Verzeichniss der besprochenen Schriften (105 Seiten). 3. Allgemeines Sach- und Namenregister (332 Seiten). Das Wort Literatur z. B. umfasst: die altägyptische, arabische, babylonische, catalanische, chinesische, dänische, deutsche, deutsch-amerikanische, englische, finnische, französische, griechische, hebräische, holländische, lateinische, norwegische, persische, portugiesische, provençalische, russische, schwedische, skandinavische, spanische, syrisch-christliche. In derselben Ausführlichkeit sind Volkswirtschaft und Rechtslehre, Theologie und Religionswissenschaft, Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte im Laufe der Zeit behandelt. Daneben sind auch die katholische Belletristik, Poesie, Volks- und Jugendschriften entsprechend berücksichtigt worden. Möge das Register die freundliche Aufnahme finden, die es verdient, und vielen den Schlüssel bieten zur Hebung der in dieser Zeitschrift aufgespeicherten Schätze." (Köln. Volkszeitung. 1899. Nr. 175, Beil.)

Taschen-Liederbuch, Freiburger. 320 der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Studentenlieder, nebst einigen Sologesängen, zumeist mit Melodie. 12°. (XII u. 284 S.) In biegsamem Leinwandeinband 1.50.

„. . . Der Herausgeber hat mit sicherem Tacte ein allgemeines Liederbuch zusammengestellt, das für jeden Freund des deutschen Liedes — besonders auch für den Studenten in den Ferien oder auf Ausflügen — eine sehr willkommene Gabe sein wird. Enthält es doch eine ganz vortreffliche Auswahl unserer besten und volksthümlichsten Vaterlands-, Volks- und Studentenlieder.

„Das Freiburger Taschen-Liederbuch verdient ferner auch noch deswegen den Vorzug vor andern, weil es nach dem Vorgange des ‚Deutschen Commersbuches' die Texte und Melodien womöglich in der Originalfassung bietet und sich vor den vielen landläufigen Fehlern ähnlicher Sammlungen frei hält; bei den Melodien sind die eingebürgerten Varianten in kleinen Noten angegeben.

„Die Ausstattung ist geschmackvoll und solid, der Preis, namentlich mit Rücksicht auf die zahlreichen Melodien, im Verhältnisse zu andern Liederbüchern mässig.

Das ‚Freiburger Taschen-Liederbuch' kann deshalb in jeder Hinsicht warm empfohlen werden, und es ist zu wünschen, dass es minderwerthige Bücher, die durch ihren manchmal recht bedenklichen Inhalt namentlich in den Händen der Jugend geradezu verderblich wirken können, verdrängen und im Bunde mit dem ‚Deutschen Commersbuche' dazu beitragen möge, den Geschmack der deutschen Sangeswelt zu läutern und dem weitern Umsichgreifen des nicht bloss die Sitten, sondern auch den Sinn und das Verständniss für edlere Musik corrumpirenden Tingeltangel- und Operettenliedes entgegenzuarbeiten." (Akadem. Monatsblätter. Köln. XI. Jahrg. Nr. 2.)

„. . . Für Ferien-Commerse, Ausflüge u. dgl. ist ein Taschen-Liederbuch unentbehrlich; da ist nun das neue Freiburger in erster Linie zu empfehlen, zumal es sich auch äusserlich ansprechend präsentirt." (Academia. Berlin 1899. Nr. 2.)

„Die Auswahl wurde mit Geschick getroffen. . . . Die Ausstattung ist durchaus geschmackvoll." (Hochschul-Nachrichten. München 1898. Nr. 99.)

„Was sich der Herausgeber als erste Aufgabe vorgenommen: Reichhaltigkeit unter Ausschliessung anstössiger Texte ohne engherzige Prüderie, ist völlig erreicht. Da ausserdem die Ausstattung sehr hübsch ist, können wir das Büchlein mit gutem Gewissen empfehlen." (Schwarzburgbund. Breslau 1899. Nr. 4.)

„A. Pf., Lehrer in L. Das ‚Freiburger Taschen-Liederbuch' wird Ihren besondern Wünschen bestens entsprechen. Es ist ein guter Begleitgeselle ins ‚Engere' wie auf fröhliche Wanderfahrt." (Illustrierte Welt. Stuttgart 1899. Heft 13.)

Thalhofer, Dr. theol. Franz Xaver, Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Historisch-kritisch dargelegt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VI u. 246 S.) **3.—**

Inhalt: Vorwort. I. Geschichte der Katechismusentwicklung von Canisius bis Deharbe. 1. Die Zeit der Vorherrschaft der Katechismen des Canisius von Mitte des 16. bis Mitte des 18. Jahrhunderts. A. Die Katechismen des Canisius und die übrigen Katechismen des 16. Jahrhunderts. B. Die Katechismen des Canisius und die übrigen Katechismen des 17. Jahrhunderts. C. Die Katechismen des Canisius und die von ihm beeinflussten Katechismen des 18. Jahrhunderts. 2. Die Zeit der Neuerungen und der Verdrängung der canisischen Katechismen von Mitte des 18. Jahrhunderts bis Deharbe. A. Die Katechismen der beginnenden Schulreform. B. Die von der religiösen Aufklärung beeinflussten Katechismen. C. Die Katechismen positiver Richtung im 19. Jahrhundert von B. Overberg bis J. Deharbe. — II. Auswahl und Gliederung des Katechismusstoffes in den Katechismen von Canisius bis Deharbe. 1. Auswahl des Stoffes für die verschiedenen Katechismusstufen. 2. Gliederung des Stoffes. — III. Darstellung des Stoffes in sachlicher Beziehung. Erstes Hauptstück: Von dem Glauben. Zweites Hauptstück: Von den Geboten. Drittes Hauptstück: Von den Gnadenmitteln. — IV. Die formelle Darstellung des Katechismusstoffes. 1. Die Katechismen als Leitfaden für die Lehrthätigkeit des Katecheten. 2. Die Katechismen als Unterrichtsbücher für die Lernthätigkeit der Kinder. Schlussbemerkungen.

Walter, Dr. Franz, Socialpolitik und Moral. Eine Darstellung ihres Verhältnisses mit besonderer Bezugnahme auf die von Prof. Werner Sombart neuestens geforderte Unabhängigkeit der Socialpolitik von der Moral. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (XVI u. 346 S.) **3.60.**

„Der Verfasser, welcher sich durch seine Schrift über ‚Das Eigenthum nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Socialismus' der Gelehrtenwelt vortheilhaft bekannt gemacht hat, setzt sich in der vorliegenden neuen Abhandlung mit Professor W. Sombarts ‚Idealen der Socialpolitik' insofern auseinander, als er die von diesem geistvollen Sociologen geforderte Unabhängigkeit der Socialpolitik von der Moral als unmöglich, undurchführbar und in den Folgen verderblich nachweist und darthut, dass auch die Lehren der Geschichte einer solchen ‚Autonomie' keineswegs das Wort reden. Das Buch muss als wichtiger Beitrag zur Kenntniss und Beurtheilung der modernen Bestrebungen für Lösung der socialen Frage bezeichnet werden." (Schles. Volkszeitung. Breslau 1899. Nr. 83.)

Weiss, Dr. Karl, Der Prolog des heiligen Johannes, eine Apologie in Antithesen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (XII u. 208 S.) **3.80.**

Bildet das 2. und 3. Heft des III. Bandes der *„Strassburger theologischen Studien"*; s. S. 33.

2. *Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.*

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. *L. Kellner*, Weihbischof Dr. *Knecht* und Geistl. Rat Dr. *Hermann Rolfus* und herausgegeben von *F. X. Kunz*. gr. 8°.

XII. Band: *Prof. V. A. Achille's* Theoretische und praktische Methodik. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung und Erläuterungen versehen von Dr. *Joseph Anton Keller*. (LXIV u. 308 S.) 3.80; geb. in Halbfranz 5.60. S. S. 3.

Band XI der *„Bibliothek der katholischen Pädagogik"*, enthaltend „Der Jesuiten Petrus Joh. Perpiñá, Joh. Bonifacius und Ant. Possevinus ausgewählte pädagogische Schriften", wird nach dem im Druck befindlichen XIII. Bande, welcher Joh. Mich. Sailers Werk „Über Erziehung für Erzieher" (mit Anhang, Einleitung und Anmerkungen) bringen wird, veröffentlicht werden.

Bibliothek, Theologische. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

Erste Serie.

Kaulen, Dr. *Franz*, Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. *Vierte, verbesserte Auflage.*

Zweiter Theil. (VI u. 264 S.) 3.20.
Dritter Theil. (XII u. 272 S.) 3.30.

Früher ist erschienen:
Erster Theil. (VI u. 188 S.) 2.20.

Vollständig in einem Band. (XVIII u. 724 S.) 8.70; in O.-Einb.: Halbsaffian 10.70. S. S. 22.

Simar, Dr. *Theophil Hubert* (Bischof von Paderborn), Lehrbuch der Dogmatik. *Vierte, verbesserte Auflage.* Zwei Bände. (XXII u. 1102 S.) 11.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 15.— S. S. 29.

Die erste Serie der *„Theologischen Bibliothek"* besteht aus 14 Werken; in der zweiten Serie sind bis jetzt 6 Werke erschienen. Prospect auf Verlangen franco.

Brugier, G., Geschichte der deutschen National-Litteratur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar. *Zehnte, verbesserte Auflage.* gr. 8°. (CVIII u. 730 S. u. eine Tabelle.) 6.50; eleg. geb. in Halbfranz 8.50.

„Diese Literaturgeschichte bedarf keiner Empfehlung mehr. Die neue Auflage ist von dem Verfasser an zahlreichen Stellen durch Läuterung und Sichtung des Stoffes und Glättung des Stils verbessert worden. Dafür mussten allerdings mehrere der bisher beigegebenen Proben wegfallen, was indes kein grosser Nachtheil ist, da auf gediegene Sammlungen verwiesen wird, die sich in den Händen mancher Studirenden befinden. Durch die Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, die echt christliche Stellungnahme zu den Literaturerzeugnissen, die sich auch nicht scheut, vor einzelnen Dichtungen zu warnen, empfiehlt sich das prächtige Buch für jeden Gebildeten." (Pädagog. Monatshefte. Stuttgart 1899. 1. Heft.)

Cathrein, Victor, S. J., Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschliesslich der rechtlichen Ordnung. *Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.* Zwei Bände. gr. 8°. (XXXVI u. 1342 S.) 16.—; in eleg. O.-Einb.: Halbfranz 20.—

Erster Band: *Allgemeine Moralphilosophie.* (XX u. 614 S.)
Zweiter Band: *Besondere Moralphilosophie.* (XVI u. 728 S.)

„Dass ein so umfangreiches Werk innerhalb acht Jahren in dritter Auflage erscheint, ist ein Beweis für seinen Werth. Ausser den allgemeinen Principienfragen über Ziel und Ende des Menschen, über Gut und Bös, Tugend und Laster, Gesetz und Gewissen, Recht und Sittlichkeit, Naturrecht und positives Recht u. s. w. kommen fast alle wichtigen Tagesfragen vom philosophischen Standpunkte aus zur Sprache,

Wir nennen beispielshalber: Religion (natürliche und übernatürliche Religion, religiöser Indifferentismus, Religion und Moral), Selbstmord, Duell, Socialismus, Eigenthum, Verträge, Familie, Staat, Staat und Kirche, Schulmonopol und Schulzwang, Liberalismus, Strafrecht (Todesstrafe), Sociale Frage, Völkerrecht (Krieg, Nationalitätsprincip, Concordat u. s. w.). Die Besprechung der socialen Frage ist in dieser dritten Auflage bedeutend umgearbeitet und erweitert. Cathreins Moralphilosophie hat sich auch auf der gegnerischen Seite Achtung erzwungen, man greift auch dort gern zu ihr, um sich über die katholische Anschauung der eben berührten Fragen zu orientiren; sie kann auch den Juristen, welche das neue Bürgerliche Gesetzbuch studiren, bei Erörterung der principiellen Rechtsfragen gute Dienste leisten."

(Köln. Volkszeitung 1892. Nr. 201, Beil.)

„. . . Wir fassen unser Urtheil dahin zusammen, dass Cathreins Moralphilosophie eine der besten Leistungen der Gegenwart seitens eines Vertreters der thomistischen Philosophie ist, ein Werk von reichem Inhalt, das von genauer Kenntnis der moralphilosophischen Systeme zeugt, formell ausgezeichnet durch klare und lichtvolle Darstellung, aber abgewandt den herrschenden Richtungen der Wissenschaft."

(Philosophische Monatshefte. Berlin. XXIX. Bd., Heft 3/4, über die 2. Aufl.)

„Einer der scharfsinnigsten Jesuiten ist Victor Cathrein, dessen Forschungen meist auf volkswirtschaftlichem Gebiete sich bewegen. Er ist u. a. der Verfasser der besten uns bekannten Widerlegung der Socialdemokratie. Man mag über die Jesuiten denken, wie man will, das eine muss man ihnen lassen: es sind gelehrte Leute, die den Studien fleissig obliegen. Jedes Mitglied des Ordens hat sein bestimmtes Gebiet, und auf diesem sucht es Hervorragendes zu leisten. Man findet bei den Jesuiten, trotzdem sie grundgelehrte Leute sind, nichts von der Aufgeblasenheit, dem Kastengeist, der Eitelkeit, die so manche unserer Universitätsprofessoren gerade nicht zu ihrem Vortheile charakterisirt. Der Jesuitenorden dient seiner Kirche, und er dient ihr mit Fleiss und Eifer. Alle Achtung vor diesen Eigenschaften! Wir nahmen eine durchaus neutrale Stellung in der Jesuitenfrage ein; was jedoch recht ist, müssen wir anerkennen. So hat uns z. B. das umfangreiche Werk von Cathrein „Moralphilosophie" aufrichtige Bewunderung abgewonnen durch die Fülle des Materials und den Scharfsinn, mit dem es der Verfasser beherrscht und verarbeitet. Noch mehr hat uns freilich imponirt, dass ein solches umfangreiches und theueres Werk schon die zweite Auflage erlebt hat. Das spricht eine deutliche Sprache für die geistige Regsamkeit auf katholischer Seite, an der sich viele Andersdenkende ein Muster nehmen könnten. Die Moralphilosophie Cathreins umfasst fast alle Gebiete des menschlichen Lebens, es ist eine Art katholischer Encyklopädie, eine Rüstkammer, voll volkswirtschaftlicher, juristischer, theologischer Waffen. Eine Gelehrsamkeit und Belesenheit zeichnet das Buch aus, die geradezu staunenswerth ist. Was Cathrein gelesen und verarbeitet hat, ist eine ganze, gewaltige Bibliothek. Von der Theologie bis weit hinein ins Staatsrecht, ja selbst gemeine Recht erstreckt sich das Arbeitsgebiet dieses aussergewöhnlich umfassenden Geistes. Cathrein ist einer jener immer seltener werdenden Gelehrten, die wie einst Aristoteles und in unsern Tagen Dühring sich über die engen Schranken der Specialwissenschaft zu erheben suchen zur Gewinnung grosser Gesichtspunkte. Solcher Gelehrten gibt es in unserem Jahrhundert nicht viele. Der Kastengeist der modernen ‚Wissenschaft', der chinesische Zopf des Professorenthums steht ihnen feindlich gegenüber. Das wird freilich die Wissenschaft im wahren Sinne nicht hindern. Jedenfalls bleibt Cathrein eine interessante Figur, ein Mann der Wissenschaft, vor dem jeder, auch der Professorenstand, den Hut ziehen muss. Achtung der Forschung, wo sie sich bewährt, ohne Unterschied der Parteien und Confessionen!"

(Reichsherold. Marburg 1894. Nr. 691, über die 2. Aufl.)

Duhr, Bernhard, S. J., Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. *Dritte, umgearbeitete Auflage.* Erste und zweite Lieferung. 8°. (VIII u. S. 1—192.) à —80.

Das ganze Werk erscheint in 9 Lieferungen. Preis pro Lieferung —80.

Für diese neue Bearbeitung konnte die Ausbeute aus zahlreichen Bibliotheken und Archiven in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Spanien und Italien verwerthet werden. Einige Fabeln der ersten und zweiten Auflage fielen weg oder wurden gekürzt, um Platz für neuen Stoff zu gewinnen. Die wichtigern Abschnitte

durch werthvolles Material erweitert und gegen die erhobenen Einwände (Anti- r u. s. w.) gefestigt.

Inhaltsangabe. Zur Einführung. — 1. Ignatius von Loyola hat den Jesuitenorden zur ottung des Protestantismus gegründet. — 2. Ein Meineid des hl. Ignatius. — 3. Die verrathene ıralbeicht der Kaiserin Maria Theresia. — 4. Die Vergiftung des Papstes Clemens XIV. — 5. Die ta secreta oder die geheimen Verordnungen der Gesellschaft Jesu. — 6. Ein gotteslästerliches hformular. — 7. Die Jesuiten sind die vorzüglichsten Anstifter des Dreissigjährigen Krieges. — r jesuitische Mordanschlag auf Gustav Adolf. — 9. Der Jesuitenkrieg in Paraguay. — 10. Die ırfeindlichkeit der Jesuiten. — 11. Die Vaterlandslosigkeit der Jesuiten. — 12. Die Aufhebung Jesuitenordens ein Beweis für seine Gemeingefährlichkeit. — 13. Die verruchte Jesuitenmoral. — odernde Scheiterhaufen. — 15. Verpflichtung zur Sünde. — 16. Der Zweck heiligt die Mittel. — as Blutbad von Thorn. — 18. Habgier und Reichthümer der Jesuiten. — 19. Die schmählichen leisgeschäfte der Jesuiten. — 20. Der Sklavenhandel der Jesuiten. — 21. Berüchtigte Hofbeicht- : aus dem Jesuitenorden. — 22. Die Lehre von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes ist eine dung der Jesuiten. — 23. Königsmörder im Dienste der Jesuiten. — 24. Jesuitische Giftmischer. — ie Jesuiten sind Urkundenfälscher. — 26. Noch 50 Jesuitenfabeln. — Schlusswort. Inhaltsverzeich- Personen- und Sachregister.

In einer im „Allgemeinen Litteraturblatt“ (Wien 1899, Nr. 9) erschienenen prechung der 1895 vom Evangelischen Bunde herausgegebenen Schrift „Anti-Duhr · Kurze Widerlegung der Duhr'schen Jesuitenfabeln“ heisst es: „Schon im re 1893 hat der Evangelische Bund gegen die Jesuitenfabeln eine Broschüre er- inen lassen: ‚Bernh. Duhr und die Lehre der Jesuiten vom Tyrannenmord‘ von ı. Krebs (Halle 1893). Aber das hat nichts geholfen, denn, so versichert das wort des ‚Anti-Duhr‘, ‚wenn von den Gegnern der Jesuiten irgend etwas in lamenten, in der Presse, in Vorträgen über die Jünger Loyola's behauptet wird, den sofort Duhrs Jesuitenfabeln dagegen ins Feld geführt. Triumphirend weist dann wohl darauf hin, dass Duhr bis jetzt noch keine eingehende, gründliche lerlegung erfahren hat.‘ Diese neue ‚Widerlegung‘ straft aber ihren Titel Lügen, ı bei den meisten Fabeln wird ausdrücklich bemerkt, dass es in der That Fabeln ., so 1—4, 7, 9—10, 13—15, 18, ja von 22 an wird betont, dass alles wirkliche eln seien, ‚die entweder bei vernünftigen Leuten nie Glauben gefunden oder längst eklärt sind‘. Einige andere Fabeln werden glossirt, aber nicht widerlegt. . . . Dem Duhr wird sehr verargt, dass er gehässige Streitschriften, deren Unwahrheit und ertreibung nachgewiesen ist, nicht als lautere Quellen betrachten will, und doch ı sich der Verfasser der Jesuitenfabeln dabei auf die Forderung der gesunden nunft berufen, wie sie für die historische Kritik in den Worten präcisirt wird: inden wir einen Autor in einer Beziehung unzuverlässig, so müssen wir alle seine aben, die in den Bereich dieser Beziehung fallen, zunächst für entsprechend un- erlässig halten‘ (Bernheim, Lehrb. der hist. Methode S. 360). . . .“

„. . . Jedenfalls ist es eine interessante Lectüre, die auch Evangelischen an- ıthen ist, damit sie sich in ihrer Polemik gegen Rom vor widerlegten Vorwürfen ın. So ist z. B. in dem ersten Aufsatz des Buches klar erwiesen, dass der ıitismus nicht, wie so oft behauptet wird, zur Ausrottung des Protestantismus ;iftet ist. . . .“ (Deutsch-Evangel. Kirchenzeitung. Berlin 1899. Nr. 3, Beil.)

„Duhrs Jesuiten-Fabeln sind selbst von protestantischer Seite als eine be- tenswerthe Arbeit anerkannt worden.“ (Frankf. Zeitung 1894. Wochenblatt Nr. 22.)

„. . . Das, was wir in dem dicken Bande gelesen haben, macht den Eindruck llenmässiger Gründlichkeit und spricht durch ruhige, anständige Darstellung an. . . .“ (Grenzboten. Leipzig 1893. S. 200.)

„Vielleicht entschliesst sich auch der eine oder andere der Protestler zur Lectüre lesenswerthen, streng historisch gehaltenen Buches ‚Duhr, Jesuiten-Fabeln‘.“ (Reichstagsabgeordneter Lenzmann in seiner Erklärung. Hagen, 27. Mai 1894.)

ger, Augustinus (Bischof von St. Gallen), **Der Clerus und die Alkoholfrage.** *Zweite und dritte Auflage.* 8°. (IV u. 40 S.) —**40.**

„Der hochw. Herr Verfasser weiss den zeitgemässen Gegenstand mit solcher ıe, Klarheit und Ueberzeugungskraft zu behandeln, dass der voreingenommene er nicht gleichgiltig bleibt, der gleichgiltige veranlasst wird, den Mässigkeits- trebungen sein Interesse zuzuwenden. Das Schriftchen, welches eine weitere ıführung einer Ansprache auf dem eucharistischen Congresse in Konstanz ist, ıt gleichmässig zur Orientirung wie zur Aufmunterung und kann nur bestens pfohlen werden.“ (Prediger und Katechet. Regensburg 1899. Heft 5.)

ist dem italienischen Texte nicht zugedacht. Auch konnte in demselben wegen des frühzeitigen Druckes die allerneueste Literatur keine Verwendung finden, sondern wird, wie die Anzeige lautet, in Nachträgen berücksichtigt, während im deutschen Texte noch die letzten Erscheinungen an Ort und Stelle benutzt sind. Wir erkennen in dem letztern Umstande einen besondern Werth des schätzbaren Werkes. Tritt diese Ausnutzung der jüngsten Resultate auch nicht überall durch gehäufte Anführung der Titel von Büchern und Abhandlungen hervor, so geschieht dieses, wie

Probe der Illustration aus Grisar, Geschichte Roms und der Päpste, I. Band:
S. Petrus und S. Cosmas. Römisches Mosaik aus der Gotenzeit. 6. Jahrhundert.

wir glauben, nur deshalb, weil der Verfasser sich in den bibliographischen Anmerkungen ein grosses Mass auferlegt. Er scheint mit Recht der Ansicht zu sein, dass die Geschichtschreibung nicht durch endloses Beiwerk aus der literarischen Nomenclatur zu beschweren sei und dass der Historiker nicht überall den schwerfälligen Bibliographen machen müsse. Die Hauptsache ist, dass die geschichtliche Darstellung von aller vorangegangenen Kleinarbeit geistig Besitz ergriffen habe, soweit es bei einem Unternehmen von diesem Riesenumfange möglich ist. Der neue

katholische Gregorovius, wie ein englischer Recensent Grisars Werk genannt hat, dürfte in dieser Hinsicht nach Ausweis der bisher erschienenen Lieferungen den Anforderungen durchaus entsprechen." (Literar. Rundschau. Freiburg 1899. Nr. 2.)

„Von Grisars ‚Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter', die auf sechs starke Bände berechnet ist, liegt zwar erst eine Lieferung von bescheidenem Umfang vor; trotzdem halte ich mich für berechtigt, ja für verpflichtet, schon jetzt darauf hinzuweisen. Denn wenn die Fortsetzung hält, was der Anfang verspricht, so wird die deutsche Geschichtschreibung hiermit um ein Werk ersten Ranges bereichert werden, das der achtbändigen, gefeierten Geschichte der Stadt Rom von F. Gregorovius mindestens würdig zur Seite treten kann.... Neben der Geschichte der Stadt Rom von Gregorovius hat es nicht nur von dem Gesichtspunkt aus seine Berechtigung, weil auch der billig denkende Nichtkatholik neben jener auf liberaler Weltanschauung ruhenden Darstellung gern die Arbeit eines geistvollen Vertreters der andern Richtung zum Vergleich beiziehen wird; vielmehr lassen auch die überaus reichen Ergebnisse der Forschung seit den letzten 40 Jahren — so lange beiläufig ist es her, dass der erste der Bände von Gregorovius' Werk erschien — eine Zusammenfassung des Gewonnenen als ein wissenschaftliches Bedürfniss erscheinen, um so mehr, als die Stärke von Gregorovius mehr im Glanz der Darstellung, in der Genialität der Auffassung und des Ueberblicks als in der Genauigkeit und Zuverlässigkeit im einzelnen besteht. Ausserdem erweitert Grisar gegenüber seinem Vorgänger seine Aufgabe zu einer ‚Culturgeschichte des Papstthums auf dem Hintergrunde der Geschichte Roms'; er will namentlich auch ‚die Entwicklung der kirchlichen Zustände und Einrichtungen der ewigen Stadt eingehend und sachlich beschreiben, jene innere Seite Roms, welche den ausser der Kirche Stehenden beim besten Wollen und Forschen vielfach verborgen bleiben muss'. Er versichert, er wisse sich für seinen Theil ‚von jeglicher Tendenz und Voreingenommenheit frei'. Es hat mir eine ausserordentliche Freude gemacht, diese subjective Empfindung auch objectiv als richtig bestätigt zu finden. Dazu bewährt er sich als ein Gelehrter von sicherem, geschultem historischem Urtheil. Die Darstellung ist geschmackvoll, ohne Effecthascherei, frei von Anwendung künstlicher Mittel, einfach und doch fesselnd, die äussere Einrichtung elegant und zweckmässig; dies gilt besonders von dem beigegebenen Bilderschmuck, der nicht den Text sozusagen erdrückt, wie das in so vielen modernen Illustrationswerken der Fall ist, sondern ihm wirklich als Erläuterung dient...." (Frankfurter Zeitung. 1898. Nr. 300.)

„... Eine zweite ganz neue historische Veröffentlichung, und zwar eine von allererstem Range, ist die ‚Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter' von Prof. Hartmann Grisar, von der man schon jetzt sagen kann, dass sie ebenso unentbehrlich sein wird wie das Gregoroviussche Werk...."
(Allgem. Zeitung. München 1899. Nr. 45 Beil.)

Grönings, Jakob, S. J., Die Leidensgeschichte Unseres Herrn Jesu Christi erklärt und auf das christliche Leben angewendet in vierunddreissig Vorträgen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Dritte, verbesserte Auflage.* 8°. (XII u. 348 S.) 3.—; geb. in Leinw. mit Deckenpressung **4.20.**

Hansjakob, Heinrich, Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche. Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1888 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (IV u. 76 S.) **1.30.**

„Das Herz hebt sich beim Lesen dieser Predigten. Sie befassen sich mit einem Gegenstand, der nicht bloss sehr zeitgemäss, sondern auch sehr schwierig zu behandeln ist. Aber der Verfasser bemeistert diese Schwierigkeiten durch ein ersichtlich gründliches Studium und durch Gewandtheit in der Darstellung. Er spricht so klar, so eindringlich, oft so glänzend, dass es — vorab dem Gebildeten — eine Freude ist, ihm zu folgen." (Prediger u. Katechet. Regensburg 1891. 9. Heft.)

Hettinger, Dr. Franz, Apologie des Christenthums. *Siebente Auflage,* herausgegeben von Dr. *Eugen Müller.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 8°.

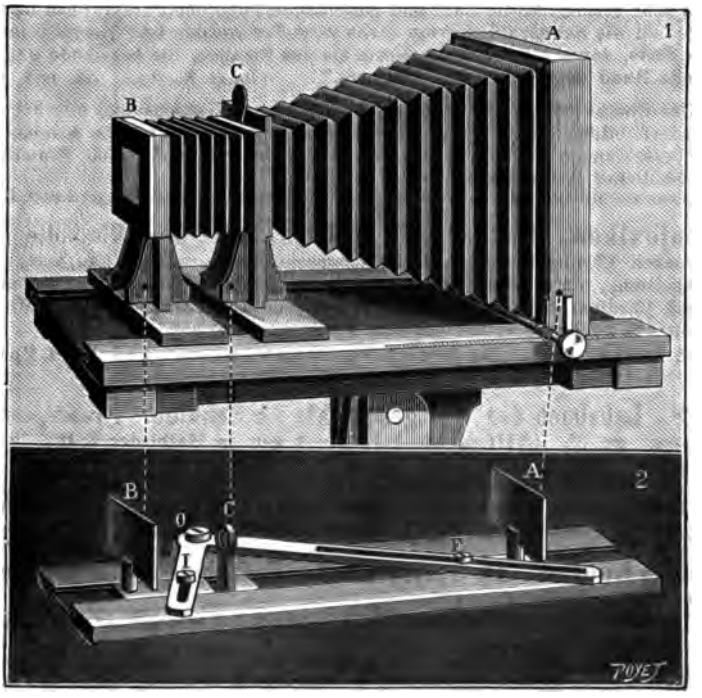
V. (Schluss-) Band (17. bis 20. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Dritte Abtheilung. (VI u. 640 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.** Einbanddecke apart **1.20.**

Das ganze Werk vollständig in fünf Bänden. (LXXVIII u. 2926 S.) **20.—**; geb. in Halbfranz **29.—**

„Mit diesem Bande ist die siebente Auflage der Hettingerschen Apologie wieder vollendet. Der Zuwachs an Seiten gegen die vorhergehende Auflage ist nicht sehr bedeutend; dennoch sind überall die ergänzenden Zusätze bemerkbar, wo es noth that, und besonders wo die seitdem erschienenen Publicationen Berücksichtigung erheischten. Natürlich sind besonders die religionsgeschichtlichen Studien der Letztzeit herangezogen; bei ‚Aberglaube' ist auch auf die Schwindelgeschichte des Palladismus kurze aber treffende Rücksicht genommen. So kann man nach Abschluss der neuen Auflage sagen, es sei im grossen Ganzen gelungen, dem Werke die ursprüngliche vornehme Eigenart seines Autors zu wahren und es doch auf der Höhe der Zeit zu erhalten." (Christl. Akademie. Prag 1899. Nr. 2.)

Infolge der grossen Beliebtheit des Werkes ist schon wieder eine neue Auflage, die achte, nothwendig geworden; dieselbe befindet sich bereits im Druck und wird demnächst in 20 Lieferungen à **1.**— *und in 5 Bänden à* **4.**— *zu erscheinen beginnen.*

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesund-



Probe der Illustration aus dem „Jahrbuch der Naturwissenschaften 1898—1899": Apparat für automatische Bildvergrösserung.

heitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. *Max Wildermann*. gr. 8°.

XIV. Jahrgang 1898—1899. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen. (XIV u. 550 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.— Einbanddecke apart —70.

Käser, Dr. Engelbert, Das Paradies der Socialdemokratie, so wie es wirklich sein wird. Nach socialdemokratischen Schriften für alle besonnenen Arbeiter dargestellt. *Fünfte, verbesserte Auflage.* 8°. (24 S.) —15.

Die früheren Auflagen sind unter dem Pseudonym „E. Klein" erschienen.

„. . . Wir glauben, dass das Schriftchen seinen Zweck, besonnene Arbeiter vor dem Anschluss an diese Partei zu bewahren, wirklich zu erreichen geeignet ist. Es sei darum den christlichen Arbeitervereinen als Agitationsschriftchen empfohlen."

(Neue preussische (Kreuz-) Zeitung, Berlin 1891, Nr. 53, über die 1. Aufl.)

Kaulen, Dr. Franz, Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Vierte, verbesserte Auflage.* gr. 8°.

Zweiter Theil. (VI u. 264 S.) 3.20.

Dritter Theil. (XII u. 272 S.) 3.30.

Früher ist erschienen:

Erster Theil. (VI u. 188 S.) 2.20.

Vollständig in einem Band. (XVIII u. 724 S.) 8.70; in O.-Einb.: Halbsaffian 10.70.

Gehört zu unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. S. 15.

„. . . Der Unterschied zwischen dieser und der vorhergehenden Auflage ist scheinbar sehr gering, da die Zahl und Aufeinanderfolge der Paragraphen unverändert geblieben und die Seitenzahl nur um sechs vermehrt worden ist. Dennoch merkt man auf jeder Seite, sowohl betreffs der Form als des Inhaltes, die bessernde und vervollständigende Hand des verdienten Verfassers." (Literar. Anzeiger. Graz 1898. Nr. 8.)

„Der Charakter und die Vorzüge der Einleitung Kaulens sind allseitig bekannt. Im besondern bilden die Beispiele der Uebersetzungsweise, welche Kaulen aus den alten Uebersetzungen darbietet, ein Unicum, wodurch sich seine Einleitung von Werken ähnlicher Art unterscheidet. . . ."

(Studien u. Mittheilungen a. d. Benediktiner- u. Cistercienser-Orden. Raigern 1898. 4. Heft.)

Kirchenlexikon, Wetzer und Welte's, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. *Zweite Auflage,* in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von *Joseph* Cardinal *Hergenröther,* fortgesetzt von Dr. *Franz Kaulen.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. Lex.-8°.

118. bis 120. Heft: *Temporalien* bis *Tractarianismus.* (XI. Band, Spalte 1345 bis 1920.) à 1.—

Klein, S., Lehrbuch der Weltgeschichte für Schulen. *Neunte, verbesserte Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 440 S.) 3.—; geb. in Halbleder 3.40.

Krier, J. Bern., Die Höflichkeit. Zwanzig Konferenzen, den Zöglingen des Bischöflichen Konviktes zu Luxemburg gehalten. *Fünfte, verbesserte Auflage.* 12°. (VIII u. 220 S.) 1.—; geb. in Leinw. 1.50.

Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Sechs Bändchen. 12°.

III. Bändchen: *Fastenbilder.* (VIII u. 312 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. 2.20.

Früher sind erschienen:

I Bändchen: *Adventsbilder.* (XVI u. 328 S.) 1.80; geb. 2.20.

II. Bändchen: *Weihnachts- und Neujahrsbilder.* (VIII u. 318 S.) 1.80; geb. 2.20.

Die in Vorbereitung befindlichen weitern drei Bändchen werden enthalten: IV. Osterbilder. V. Marienerzählungen. VI. Ernstes und Heiteres.

„Die Volksthümlichkeit der Sprache reiht den Verfasser den besten Meistern dieser Art an die Seite, der Inhalt der Erzählungen macht sie für weitere Kreise des Volkes, insbesondere des katholischen, überaus empfehlenswerth."
(Allgemeines Literaturblatt. Wien 1899. Nr. 4.)

„. . . Leider sind die prächtigen Bändchen viel zu wenig bekannt! Wir geben ihnen den Vorzug vor Chr. v. Schmid, namentlich für die reifere städtische Jugend und das Volk." (Correspondenz- u. Offertenblatt für die kathol. Geistlichkeit Deutschlands. Regensburg 1899. Nr. 1.)

Lehmkuhl, Augustinus, S. J., Theologia moralis. *Editio nona ab auctore recognita et emendata.* Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg. et Super. Ordinis. Zwei Bände. gr. 8°. (XXXVI u. 1716 S.) **16.—**; geb. in Halbfranz **20.—**

Volumen I. continens theologiam moralem generalem et ex speciali theologia morali tractatus de virtutibus et officiis vitae christianae. (XX u. 818 S.)

Volumen II. continens theologiae moralis specialis partem secundam seu tractatus de subsidiis vitae christianae. Cum duabus appendicibus. (XVI u. 898 S.)

„Les qualités de la ‚Theologia moralis' du P. Lehmkuhl sont trop connues pour avoir besoin d'être signalées ici. Il suffira de dire ce que cette nouvelle édition présente de nouveau. Les changements ne sont pas bien notables. On a tenu compte des plus récents décrets du Saint-Siège: il y a tout particulièrement à noter la nouvelle Constitution sur les livres prohibés, dont l'auteur donne un commentaire succinct à la fin de l'ouvrage. De même, il a adapté son manuel au nouveau Code civil allemand, rappelant toutefois les dispositions des lois antérieures. — L'auteur touche aussi, mais d'une façon très brève, les attaques récentes contre le probabilisme: inutile de dire que le savant jésuite ne modifie en rien son système. — Les questions sociales, dans leur rapport avec le traité de la justice, sont également touchées. . . ." (Revue ecclésiastique. Metz 1899. Nr. 2.)

". . . A priest's library is very incomplete without Lehmkuhl, and we are led to suggest to those who are still without it to procure the ninth edition of this invaluable work." (Australasian Catholic Record. Sydney 1899. Nr. 1.)

——— **Appendix ad editionem I.—VIII. Theologiae moralis.** Exhibens praecipuas additiones et mutationes in ed. II. usque ad IX. incl. factas. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. gr. 8°. (II u. 58 S.) **—80.**

Lindemann, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. *Siebente Auflage.* Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. P. *Anselm Salzer.*

Dritte Abteilung (Schluſs): *Vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Gegenwart.* gr. 8°. (XIV u. S. 781—1116.) **2.90.**

Früher ist erschienen:

Erste Abteilung: *Von den ältesten Zeiten bis zur Kirchenspaltung.* gr. 8°. (VIII u. S. 1—348.) **3.—**

Zweite Abteilung: *Von der Kirchenspaltung bis zum Beginn unseres Jahrhunderts.* gr. 8°. (IV u. S. 349—780.) **3.60.**

Das ganze Werk vollständig in einem Bande. gr. 8°. (X u. 1116 S.) **9.50**; eleg. geb. in Halbsaffian **12.50.** Einbanddecke apart **1.80.**

„. . . Ueberall tritt uns in Lindemanns Literaturgeschichte eine gerechte Würdigung der Dichter, unbeschadet ihrer confessionellen Stellung, entgegen, und überall wird diese Würdigung von einem politisch freiheitlichen Standpunkte getragen. Dass die Würdigung sich frei hält von blosser panegyrischer Lobhudelei, macht sie nur um so werthvoller. Es tritt uns eben überall eine in sich gefestete zielbewusste Persönlichkeit entgegen, die aus einer geklärten und ihr Sicherheit gewährenden Weltanschauung heraus die Fülle der Erscheinungen beurtheilt und an diesem ihrem Massstabe misst. Diese Weltanschauung ist nicht die unsere, und auch die Beurtheilung stimmt mit der unseren, so in Bezug auf Lessings ‚Nathan' und über den Schluss von Goethes ‚Faust', nicht in allen Punkten überein; aber

vermessen und ungerecht wäre es, die Berechtigung ihr absprechen zu wollen. Das Gesamturtheil über Luthers Bibelübersetzung, über Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller ist das aller vorurtheilsfreien gebildeten Deutschen; aus jeder Zeile derselben spricht begeisterte Verehrung für das Grosse und Schöne, das jene Geisteroheroen geschaffen. Die Behandlung Wallensteins ist geradezu ein Meisterstück einer kritischen Würdigung; ebenfalls meisterhaft ist der Abschnitt über die Stürmer und Dränger. Die Darstellung ist fesselnd, knapp und von durchsichtiger Klarheit. Mit grossem Geschick sind die leitenden Ideen der hervorragenden Dichtungen herausgeschält, ist der Lebensgang der Dichter in den bezeichnenden Schritten kurz vorgeführt, sind die Beziehungen der hervorragenden Geister, die oft eine so grosse Rolle spielen, geschildert und sind die verschiedenen Perioden mit geistvoller Feinheit lichtvoll dargestellt. Dass in kurzen Fussnoten überall auf die besten Ausgaben der betreffenden Literaturerscheinungen hingewiesen ist, erhöht den Werth des Werkes für ein eingehendes Studium der Literaturgeschichte." (Strassburger Post. 1898. Nr. 638.)

Mertens, Dr. Martin, Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte. *Zweite, verbesserte Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 154 S.) **1.60**; geb. in Halbleder **1.95.**

—— Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. *Zweite, verbesserte Auflage.* In drei Teilen. gr. 8°.

1. *Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des Mittelalters.* (VIII u. S. 1—140.) **1.40**; geb. in Halbleinw. **1.70.**
2. *Deutsche Geschichte vom Beginn der Neuzeit bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grofsen.* (II u. S. 141—240.) **1.20**; geb. in Halbleinw. **1.50.**
3. *Deutsche Geschichte von der Thronbesteigung Friedrichs des Grofsen bis zur Gegenwart, nebst einem Anhang.* (VI u. S. 241—386.) **1.60**; geb. in Halbleinw. **1.90.**

Alle drei Teile in einem Band. (XVI u. 386 S.) **4.20**; geb. in Halbleder **4.70.**

Zweieinhalb Jahre nach Erscheinen war dieses Hilfsbuch, soweit der Verlagshandlung Mittheilungen darüber zugingen, bereits an 29 Lehranstalten (9 Gymnasien, 8 Progymnasien, 1 Realgymnasium, 3 Realschulen, 3 Rectoratsschulen, 3 Lehrer- bezw. Lehrerinnen-Seminarien, 1 Handelsschule und 1 höhern Töchterschule) officiell eingeführt. Weitere Einführungen sind beantragt.

„‚Uebersichtliche Gliederung des Stoffes und eine klare, fliessende, nicht allzusehr zusammengedrängte Darstellung waren die beiden Hauptziele, welche ich unverrückt im Auge behalten habe'; diese Worte der Vorrede hat Director Mertens in seinem Buche in erfreulicher Weise wahr gemacht, und ich bin fest überzeugt, dass das Werk seinen zahlreichen Concurrenten sehr gefährlich werden wird; die in einem schulmässigen Geschichtsbuche zu berücksichtigenden Elemente sind durchaus zu ihrem Rechte gekommen, jeder einzelne Satz ist offenbar das Product sorgfältiger Arbeit, das Wesentliche tritt in den Vordergrund, die Anhäufung unnützer oder nebensächlicher Namen und Daten ist vermieden, und die Darstellung ist von einer angenehmen Frische, ohne je ins Hochtrabende oder Gesuchte zu verfallen. Das sichtliche Streben nach Objectivität ist so erfolgreich durchgeführt worden, dass das Buch von allen deutschen Schülern, gleichviel welcher Confession, mit bestem Nutzen gebraucht werden kann. Das Werk ist bis auf die Gegenwart fortgesetzt (Anhang), und es ist dem Verfasser gelungen, auch hier die Darstellung von dem hohen Standpunkte des echten, über den Parteien stehenden, aber durch und durch vaterländisch gesinnten Historikers aus zu behandeln. Das Buch ist der herzlichsten Empfehlung werth." (Central-Organ f. d. Interessen d. Realschulwesens. Berlin 1896. 12. Heft.)

Ein Fachmann sagt in einem Schreiben an die Verlagshandlung:

„Nach längerem eingehenderem Studium des Buches habe ich mich davon überzeugt, dass Mertens ein Buch verfasst hat, welches wirklich den Namen Schulbuch verdient. Mir ist unter den verwandten Hilfsmitteln keines bekannt, das in gleicher Weise alle Anforderungen, die man an ein Geschichtsbuch für Schüler stellen muss, erfüllt. . . ."

„. . . Vor den meisten andern dem Referenten bekannten Hilfsbüchern zeichnet sich das obige durch eine übersichtliche Gliederung des Stoffes aus. Bezeichnende Ueberschriften werden ‚gewissermassen als Vor- und Rückblick' angewandt und durch den Druck augenfällig hervorgehoben. Durch die geschickt gewählten Kapitel- und Abtheilungsüberschriften erhebt sich das Eigenthümliche und Unterscheidende der Zeiträume zu einem wohlgegliederten Aufbau, aus dem Einzelbilder anschaulich hervortreten.

„Die Darstellung ist klar, fliessend, nicht allzu gedrungen, voll Leben und Wärme. Diese letztere Eigenschaft wird nach dem Vorgange von Herbst durch eingeflochtene Aussprüche, durch Hinweise auf Gedichte und einzelne Dichterstellen, sowie durch Anleitung zu Vergleichungen und Gruppenbildungen, auch zum Vortheil der Concentration des Unterrichts, noch gehoben. . . ."

(Gymnasial-Director Dr. Julius Asbach, Prüm, in d. „Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen", Berlin 1897, 5. Heft.)

„Mertens' Hilfsbuch ist sicher eines der besten geschichtlichen Lernbücher."

(Gymnasial-Director Dr. Simon Widmann, Oberlahnstein, im „Gymnasium", Paderborn 1897, Nr. 14.)

Meschler, M., S. J., Das Leben unseres Herrn Jesu Christi, des Sohnes Gottes, in Betrachtungen. *Vierte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu, aus R. von Riess' Bibel-Atlas. Zwei Bände. 8°. (XXXII u. 1240 S.) **7.50; geb.** in Halbfranz **10.70.**

Erster Band. (XXII u. 654 S. u. eine Karte.) Zweiter Band. (X u. 586 S.)

„. . . Betrachten wir das Werk im ganzen, so müssen wir sagen, dass es seinen Endzweck in der wundervollsten und edelsten Weise erfüllt. Und dieser besteht darin, nicht exegetische Belehrung, sondern Erbauung, nicht Studium, sondern Gebetshilfe zu bieten. Das Buch ist eben vor allem ein Betrachtungsbuch. Deshalb hat der Verfasser auch alle Erörterungen beiseite gelassen, die für das geistliche Leben gleichgiltig sind. Dagegen wurde alles möglichst herangezogen aus der alten und neuen Bibelkunde, was von praktischem Nutzen sein konnte. Alles, was zur allseitigen Kenntniss und zum tiefern Erfassen der göttlichen Wahrheit führt, wurde in den Vordergrund gestellt. Was das Buch also bietet, sind Schätze alter und neuer Schriftforscher, gewissermassen in eine Mosaik gebracht und verbunden. So wurden die vielseitigsten wissenschaftlichen Errungenschaften und Resultate in praktischster Weise für den engern Zweck verwerthet. Den Betrachtungen geht als Einleitung eine Umschau auf dem Schauplatze und in der Zeit des Wirkens Jesu voraus. Dann folgt erstens das göttliche Leben Jesu von Anfang der Zeit und während des Alten Bundes, zweitens das gottmenschliche Leben des Heilandes während seiner irdischen Laufbahn und drittens sein mystisches Leben in der Kirche."

(Bücher-Markt. Krefeld 1899. Nr. 1.)

—— **Die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu,** erläutert für Priester und gebildete Laien. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. 12°. (IV u. 194 S.) **1.20; geb.** in Halbleinw. **1.60.**

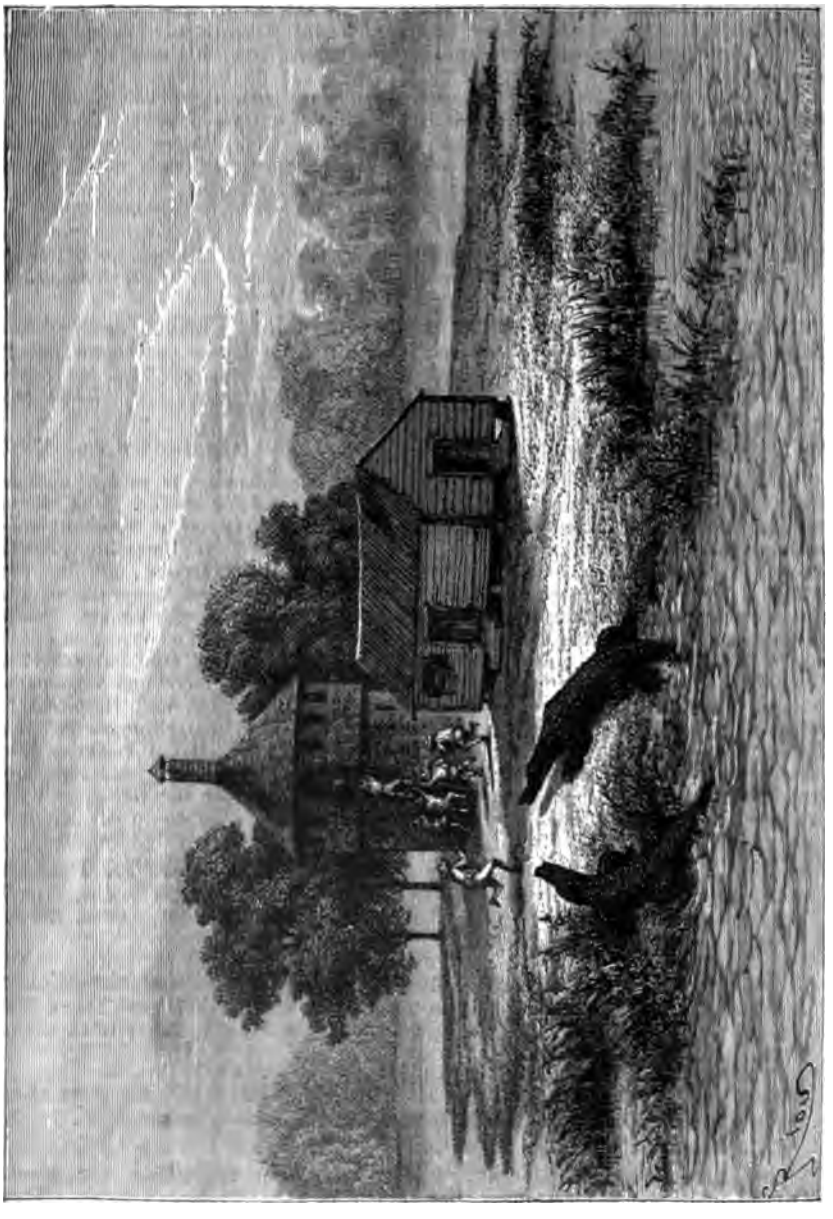
—— **Leben des hl. Aloysius von Gonzaga,** Patrons der christlichen Jugend. Mit drei Lichtdruck-Bildern. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Fünfte Auflage.* 8°. (XII u. 312 S.) **2.50;** in O.-Einb.: Leinw. mit Goldpressung **3.60.**

Missionen, Die katholischen. Illustrirte Monatschrift im Anschluss an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung. 4°.

27. Jahrgang: 1898/99.

„Die katholischen Missionen", welche jetzt ihren neuen Jahrgang jeweils im October beginnen, erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit zweimonatlicher Beilage für die Jugend. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 4.— (In Oesterreich-Ungarn nach dem Curs.)

Die seit October 1898 erschienenen Nummern 2—8 des 27. Jahrganges enthalten die folgenden grössern Berichte und Schilderungen:



Probe der Illustration aus den „Katholischen Missionen", 27. Jahrgang:
Die Insel Caefeseca auf dem Oyapock-Flusse (Cayenne) mit einem Thurme zum Schutz gegen die Kaimans.

1. Aufsätze: Cypern einst und jetzt (Fortsetzung und Schluss). — Im Lande der Ainos (Fortsetzung und Schluss). — Die Mission unter den Ureinwohnern von Nordaustralien. — Die Opfer der französischen Revolution in Cayenne. — Die Schülerkolonien in Belgisch-Kongo. — Die kirchlich-

religiösen Verhältnisse Brasiliens. — Der „heilige" Hain von Itolo. — 22 Jahre unter den Sträflingen von Cayenne. — Rumänische Sitten und Gebräuche. — Die Methode der Heidenbekehrung auf Mindanao (Philippinen). — Die Mission der Priester vom Herzen Jesu an den Stanley-Fällen. — II. Nachrichten aus den Missionen: Nr. 2: Armenien. — Central-Mongolei. — Vorderindien. — Aegyptischer Sudan. — Westafrika (Gabun). — Vereinigte Staaten (Florida). — Centralamerika. — Nr. 3: Vorderasien (Syrien, Kurdistan). — Japan. — China (Nord-Schantung). — Südafrika (Maschonaland). — Westafrika (Französisch Kongo, Belgisch Kongo, Beninküste). — Nr. 4: Balkan-Halbinsel. — China. — Philippinen. — Borneo (Nord-Borneo und Labuan). — Holländisch-Ostindien (Batavia). — Hinderindien (Nord-Birma). — Vorderindien (West-Bengalen, Calcutta). — Abessinien. — Oceanien. — Neu-Caledonien. — Nr. 5: China (Kwangtung, Setschuen). — Philippinen. — Hinterindien (Lahore). — Westafrika (Oberer Niger). — Britisch Nordamerika (Labrador). — Antillen (Cuba und Portorico). — Oceanien (Neu-Pommern). — Nr. 6: Balkan. — Kleinasien. — Palästina. — China. — Vorderindien (Poona, Assam). — Ceylon (Galle). — Abessinien. — Südafrika (Natal). — Westafrika (Goldküste). — Vereinigte Staaten. — Mexico. — Nr. 7: Mesopotamien. — China (Setschuen). — Philippinen. — Vorderindien (Haidarabad, Maissur, Radschputana). — Deutsch-Ostafrika (Süd-Sansibar). — Aequatorial-Afrika (Tanganjika). — Südafrika (Natal). — Nr. 8: China (Süd-Schantung, Südwest-Hupe). — Vorderindien (Tritschinopoli). — Nordafrika (Algier). — Aegypten. — Deutsch-Ostafrika (Nord-Sansibar). — Südafrika. — Britisch Nordamerika (St.-Bonifaz). — Vereinigte Staaten. — Oceanien (Karolinen). — Aus verschiedenen Missionen.

Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: „Selig die Barmherzigen!" (Erzählung aus den Tagen des Negeraufstandes von Haiti.) — Der Verein der heiligen Kindheit in Deutschland.

Pesch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. Neun Bände. gr. 8°.

Tomus II: *De Deo uno secundum naturam. De Deo trino secundum personas. Editio altera.* (XIV u. 380 S.) **5.40**; geb. in Halbfranz **7.—**

Tomus IX: *Tractatus dogmatici. (De virtutibus moralibus. De peccato. De novissimis.)* (X u. 366 S.) **5.40**; geb. in Halbfranz **7.—**

Das ganze Werk vollständig in neun Bänden. (CXVI u. 3364 S.) **48.—**; geb. in Halbfranz **62.40.**

Plüss, Dr. B., Unsere Bäume und Sträucher. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube, nebst Blüten- und Knospen-Tabellen. *Fünfte, verbesserte Auflage,* mit vielen Bildern. 12°. (VIII u. 146 S.) In Orig.-Einb.: Leder-Imitation mit Deckenpressung **1.40.**

***Quartalschrift, Römische,** für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. *Anton de Waal,* für Archäologie, und Dr. *Stephan Ehses,* für Kirchengeschichte. Lex.-8°.

XII. Jahrgang. **1898.** 3. u. 4. Heft. Mit zwei Tafeln. (XIV u. S. 245—466.)

Der XII. Jahrgang vollständig in vier Heften. (XIV u. 466 S.) **16.—**

XIII. Jahrgang. **1899.** 1. Heft. Mit drei Tafeln. (S. 1—76.)

Jährlich 4 Hefte mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang **16.—** Die Jahrgänge IV—XI können, soweit der Vorrath reicht, zu demselben Preis nachbezogen werden, Jahrgang I—III jedoch nur mehr zu dem erhöhten Preise von à **20.—**

*——— Dasselbe. **Supplement-Hefte.** Lex.-8°.

9. Heft: *Möhler,* Dr. *A.,* Die griechische, griechisch-römische und altchristlich-lateinische Musik. Ein Beitrag zur Geschichte des gregorianischen Chorals. (XXIV u. 88 S.) **5.—** S. S. 10.

Reuter, Dr. W., Litteraturkunde, enthaltend Abriſs der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. Für höhere Lehranstalten, Töchterschulen und zum Selbstunterrichte. *Sechzehnte Auflage,* bearbeitet von *L. Lütteken.* 8°. (VIII u. 278 S.) **1.40**; geb. in Halbleder **1.75.**

„In neuem Gewande tritt uns die bekannte Literaturkunde entgegen. Es war schon früher von fachkundiger Seite auf manche Mängel des Buches hingewiesen worden; der sel. Verfasser beabsichtigte, selbst eine Veränderung vorzunehmen, aber der Tod ereilte ihn zu früh. In vorliegender 16. Auflage nun ist den Wünschen, soweit es anging, Rechnung getragen. Die Anlage ist im allgemeinen dieselbe geblieben; nur einzelne Theile haben eine mehr oder weniger eingehende Umarbeitung

— zum Nutzen des Ganzen — erfahren. So sind unbekanntere Beispiele in der Poetik durch bekanntere ersetzt; grössere Abschnitte sind zweckmässig gegliedert. Die Lebensbeschreibungen der Dichter Gellert, Lessing, Hölty, Arndt, Körner sind, entsprechend deren Bedeutung, weiter ausgeführt; von den wichtigsten Dramen Lessings, Goethes und Schillers ist eine kurze Inhaltsangabe beigefügt. Mancher Name von weniger bekannten Dichtern bezw. deren Werken ist mit Recht ausgemerzt. Die Literaturkunde ist zunächst für Schüler höherer Lehranstalten berechnet; sie kann aber auch mit grossem Nutzen von jedem Lehrer gebraucht werden, der sich einen allgemeinen, aber doch erschöpfenden Ueberblick über das reiche Gebiet unserer Literatur verschaffen will." (Rheinisch-Westfälische Schulzeitung. Aachen 1898. Nr. 12.)

Reuter, Dr. W., Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. *Proben zur Litteraturkunde. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage*, besorgt von *L. Lütteken*. 8°. (XII u. 172 S.) **1.30; geb. in Leinw. 1.75.**

Rundschau, Literarische, für das katholische Deutschland. Herausgegeben und redigirt von Dr. *G. Hoberg*, Professor an der Universität Freiburg. XXV. Jahrgang. **1899.**

Jährlich 12 Nummern à 16 Seiten 4° zum Preise von 9.— Einzelne Nummern —80. Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

Rundschreiben, erlassen von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII., durch göttliche Vorsehung Papst. Sanctissimi Domini Nostri Leonis divina providentia Papae XIII. epistolae encyclicae. Lateinisch und deutsch. Vierte Sammlung. gr. 8°. (310 S.) **8.—**

Die vierte Sammlung enthält folgende Rundschreiben:
Octobri mense (über den Rosenkranz), vom 22. September 1891.
Magnae Dei Matris (über den Rosenkranz), vom 8. September 1892.
Laetitiae sanctae (über den Rosenkranz), vom 8. September 1893.
Providentissimus Deus (über das Studium der Heiligen Schrift), vom 18. November 1893.
Praeclara gratulationis (an alle Fürsten und Völker der Erde über die Vereinigung im Glauben), vom 20. Juni 1894.
Jucunda semper expectatione (über den Rosenkranz), vom 8. September 1894.
Satis cognitum (über die Einheit der Kirche), vom 29. Juni 1896.

Unter der Presse sind folgende Rundschreiben:
Adiutricem populi (über den Marianischen Rosenkranz), vom 5. September 1895.
Fidentem piumque (über den Marianischen Rosenkranz), vom 20. September 1896.
Augustissimae Virginis (über den Marianischen Rosenkranz), vom 12. September 1897.
Diuturni temporis (über den Marianischen Rosenkranz), vom 5. September 1898.
Divinum illud (über den Heiligen Geist), vom 9. Mai 1897.
Militantis Ecclesiae (zur Centenarfeier des seligen Petrus Canisius), vom 1. August 1897.

Die ersten vier Rundschreiben (über den Marianischen Rosenkranz) erscheinen zusammen in einem Heft, die andern beiden einzeln, jedes für sich; alle sechs bilden den Anfang der fünften Sammlung.

Sasse, Ioannes Bapt., S. J., Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. Zwei Bände. gr. 8°.

Volumen alterum. Opus posthumum cura *Augustini Lehmkuhl* S. J. De Poenitentia cum appendice de Indulgentiis. — De Extrema Unctione. — De Ordine. — De Matrimonio. (XX u. 494 S.) **7.20; geb. in Halbfranz 9.20.**

Früher ist erschienen:
Volumen primum: De Sacramentis in genere. — De Baptismo. — De Confirmatione. — De SS. Eucharistia. (XVI u. 590 S.) **8.—; geb. 10.—**

Das ganze Werk vollständig. (XXXVI u. 1084 S.) **15.20; geb. 19.20.**

Schütti, Hedwig, Pater Damian, der Apostel der Aussätzigen auf Molokai. *Zweite Auflage.* Mit vier Abbildungen und einem Kärtchen. 12°. (IV u. 86 S.) **—80; geb. in Leinw. 1.40.**

Die erste Auflage dieses Werkchens ist anonym erschienen.

„Am 15. April 1889 ist dieser Held der christlichen Barmherzigkeit gestorben. Unsere leichtlebige und von allerlei nichtigen oder künstlichen Erregungen aufgewühlte und in Anspruch genommene Welt hat ihn, den sie damals so sehr bewundert hat, *wohl längst* vergessen. Es ist darum ganz angemessen, dass ihre Augen durch

dieses fein und anmuthig gezeichnete Lebensbild wieder auf einen Mann zurückgelenkt werden, der, um sich selbstlos und einzig Gott zuliebe den verlassensten Gliedern der menschlichen Gesellschaft widmen zu können, alle irdischen Annehmlichkeiten verlassen und sozusagen lebendig unter Lebendigtodten begraben hat. Man glaube aber ja nicht, dass die Lectüre dieses Büchleins düster und abschreckend wirkt; im Gegentheile, es ist recht ansiehend geschrieben, orientirt nebenbei in Kürze über Entdeckung und Natureigenheiten, Lebens- und Sittenzustände der Hawaiischen Inseln, über die schrecklichste Plage derselben, den Aussatz, und über die Schicksale der davon Befallenen, bis P. Damian als tröstender Engel unter ihnen erschien, um nicht bloss ihr trauriges Los mit ihnen zu theilen, sondern auch nach Menschenmöglichkeit durch seine sechszehnjährige menschenfreundliche Thätigkeit unter ihnen erträglicher zu machen. Zum Glücke hat er einen opfermuthigen Nachfolger gefunden." (Grazer Volksblatt 1899, Nr. 37, Beil.)

Scherer, P. A. (Benediktiner von Fiecht), **Bibliothek für Prediger.** Herausgegeben im Verein mit mehreren Kapitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg, sowie der hochw. Ordinariate von Brixen, Budweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Neue Auflage*, durchgesehen von P. *Anton Witschwenter*, Conventual desselben Stiftes. Acht Bände. gr. 8°.

Fünfter Band: *Die Feste des Herrn. Vierte Auflage.* (VIII u. 816 S.) 8.—; geb. in Halbfranz 10.—

Einbanddecke apart 1.40; Lederrücken allein (ohne Decke) 1.—

Auch in zwei Halbbänden à 4.— erschienen.

„Dieses homiletische Werk ersten Ranges ersetzt in Wahrheit eine ganze Bibliothek von Predigtwerken. Es bietet ja eine sorgfältige Auswahl des Besten, was sich an Homilien über die sonntäglichen Evangelien findet, und eine grosse Zahl äusserst gehaltvoller und ausführlicher Skizzen von musterhaften Predigten über dieselben. Die neue, prachtvoll ausgestattete Auflage, in welcher es erscheint, schreitet rasch vorwärts, und es ist ihr die weiteste Verbreitung unbedingt zu wünschen." (88. Eucharistia. Lindau 1898. Nr. 6.)

Schmid, P. **Bernhard**, O. S. B., **Grundlinien der Patrologie.** *Fünfte, vermehrte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. 8°. (XII u. 244 S.) 2.—; geb. in Halbleinw. 2.80.

„Die ‚Grundlinien der Patrologie' von P. Bernhard Schmid bewähren sich als vorzügliches Handbuch beim patrologischen Unterrichte. Indem es nur das Wichtigste der Patrologie in möglichst prägnanter Kürze bietet, lässt es dem Lehrer Spielraum zum freien Vortrage und zur weitern Ausführung, während es dem Lernenden die Uebersicht und das Memoriren erleichtert. Nach kaum zwanzig Jahren seit dem ersten Erscheinen wurde jetzt die fünfte Auflage nothwendig. Die erste Auflage wurde ins Französische, die vierte ins Englische übersetzt." (Kölner Pastoralblatt 1899. Nr. 2.)

Simar, Dr. **Theophil Hubert** (Bischof von Paderborn), **Lehrbuch der Dogmatik.** *Vierte, verbesserte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zwei Bände. gr. 8°. (XXII u. 1102 S.) 11.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 15.—

Gehört zu unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. S. 15.

„Bei dieser vierten Auflage meines Lehrbuches war ich bemüht, dasselbe nach Inhalt und Form aufs neue sorgfältig durchzuarbeiten und nach Kräften zu vervollkommnen. Dem von vielen Seiten geäusserten Wunsche, die Anwendung des Kleindruckes zu beschränken, ist nunmehr durch eine gänzlich veränderte Satzeinrichtung thunlichst entsprochen worden. Bei Anführung kirchlicher Lehrentscheidungen wurden die jedesmal in Betracht kommenden Hauptbegriffe oder Stichwörter der leichtern Uebersicht wegen durch besondern Druck hervorgehoben. Möge das Lehrbuch wie bisher eine wohlwollende Aufnahme bei den Fachmännern finden und das Studium desselben den Candidaten des Priesterthums durch Gottes Gnade zum Segen gereichen." (Vorwort.)

Spillmann, Joseph, S. J., Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. *Zweite, unveränderte Auflage.* Zwei Bände. 12° (VIII u. 844 S. u. 3 Pläne.) **5.60**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **7.60.**

I. Band. (IV u. 420 S. u. 2 Pläne.) II. Band. (IV u. 424 S. u. 1 Plan.)

„Das wiederholt an dieser Stelle gewürdigte grosse Erzählertalent P. J. Spillmanns bekundet sich auch in seinem neuen historischen Romane ‚Lucius Flavus'. Mit dem Paschafest des Jahres 66 einsetzend und mit dem Tempelbrande und der Zerstörung Jerusalems endend, umschliesst der Roman eine der gewaltigsten Tragödien der Weltgeschichte, und wir wollen gleich sagen: die Darstellungskraft des Autors ist dem grossen Stoffe gewachsen. Das gilt namentlich von der letzten, erschütternden Katastrophe, die mit einer Kraft und Anschaulichkeit vorgeführt wird, dass wir mitten in den Ereignissen zu leben glauben. Im Erfinden spannender Handlungen ist Spillmann anerkannt tüchtig, und auch in dem vorliegenden Romane verketten und verschlingen sich die Begebenheiten, die Erlebnisse der zahlreichen Figuren, in reger Mannigfaltigkeit. Von grosser Wirkung ist die lebendige Einführung einer Reihe von Personen, welche die Wunderwerke und Leiden Christi mit Augen noch gesehen haben; noch ist ja gleichsam der Boden geröthet von seinem Blute; noch leben in Jerusalem Veronica, die dem Herrn das Schweisstuch gereicht, Malchus, den wir als Pförtner im Cönaculum finden, Kaiphas, wahnsinnig, in dem einstigen Kerker Christi eingeschlossen, und andere. Dadurch, dass die Fäden der Erzählung auch nach Rom hinübergreifen, wird es möglich, auch die grossen Gestalten der Apostelfürsten Petrus und Paulus, ihr Wirken und ihren Tod mit dem Gange der Ereignisse zu verbinden. Ein weiteres Interesse, das freilich der Verfasser nicht voraussehen konnte, erhält der Roman durch die Tagesereignisse: eine Hauptstätte der Erzählung ist das Marienhaus, die Dormitio, der Sammelpunkt der Christen in Jerusalem, und das benachbarte Cönaculum. Das Marienhaus wird dem Leser ganz besonders lieb und vertraut, und die Bedeutung seiner Wiedergewinnung tritt klar vor seine Seele." (Kölnische Volkszeitung 1898, Nr. 1093.)

— — **Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.** Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. *Vierte Auflage.* 12°. (VIII u. 320 S.) **2.—**; geb. in Leinw. **3.—**

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8°.

Jahrgang **1899.** 10 Hefte. gr. 8°.

Seit dem 1. Juli 1874 erscheinen die „Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter" alle 5 Wochen einmal, jährlich zehnmal. Fünf Hefte (Halbjahr) bilden einen Band. Preis für das Halbjahr bei Bezug durch die Post und den Buchhandel **5.40**, für den Jahrgang **10.80.** Einbanddecken in Leinw. pro Band **1.—** Jedes Heft einzeln bis Juni 1874 —**90**, vom Juli 1874 an **1.10.**

Um den neuen Abonnenten auf die „Stimmen aus Maria-Laach" deren Completirung zu erleichtern, liefern wir, soweit der Vorrath reicht, durch alle Buchhandlungen die Jahrgänge 1874—1888 zu dem ermässigten Preise von **3.—** pro Halbjahr, **6.—** pro Jahrgang gegen Baarzahlung.

Die seit October 1898 erschienenen Hefte 9 und 10 des Jahrgangs 1898 und 1—4 des Jahrgangs 1899 enthalten die folgenden grössern Abhandlungen:

Die Martyrer und das römische Recht. (C. A. Kneller S. J.) — Die Lehre der Heiligen Schrift über den Teufel. (Schluss.) (M. Hagen S. J.) — Pater Isaak Thomas Hecker. (O. Pfülf S. J.) — Der katholische Hauskalender. (M. Meschler S. J.) — P. Roseggers religiöse Tendenz (W. Kreiten S. J.) — Populärer Materialismus und Wissenschaft (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) — Die katholische Kritik und ihr Kritiker Veremundus. (W. Kreiten S. J.) — Augenlose Thiere. (E. Wasmann S. J.) — Edward von Steinles Briefwechsel. (A. Baumgartner S. J.) — Der Katholicismus die Religion der „Weltflucht". (H. Pesch S. J.) — Die moderne Philosophie über das jüngste „Ketzergericht". (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) — Die Controverse über die Pulververschwörung. (O. Pfülf S. J.) — Die San-Jose-Schildlaus. (E. Wasmann S. J.) — Ausonius und Paulinus von Nola. (A. Baumgartner S. J.) — Von der Denkfreiheit und der Lehrfreiheit. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Der obere Nil und seine Erforschung. (J. Schwarz S. J.) — Die Weltanschauung der Anarchisten. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) — Die Bedeutung mittelalterlicher Kunstwerke. (St. Beissel S. J.) — Zur kirchlichen Gesetzgebung über verbotene Bücher. (J. Hilgers S. J.) — Der neuentdeckte Königsberger Friede. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Osterpräconium und Osterkerzenweihe. (J. Braun S. J.) — Die Dichtungen des Aurelius Prudentius. (A. Baumgartner S. J.) — Zur Entwicklungsgeschichte der anarchistischen Ideen. (St. v. Dunin-

Borkowski S. J.) — Ueber den Index der verbotenen Bücher. (J. Hilgers S. J.) — Worauf es in dem Streit zwischen Unglauben und Glauben zuvörderst ankommt. (H. v. Nostitz-Rieneck S. J.) — Die heiligen Berge im Lande Toscana. (M. Meschler S. J.)

Ausserdem enthält jedes Heft ausführlichere Recensionen, eine Rubrik „Empfehlenswerthe Schriften" (kürzere Besprechungen) und Miscellen.

„Wer hervorragende Gebiete des heutigen Lebens vom katholischen Standpunkte kennen lernen und der Bewegung der Geister folgen will, der kann diese hervorragende Zeitschrift nicht entbehren. Das bezeugen nicht allein Recensionen in katholischen Blättern, sondern alle einigermassen objectiv urtheilenden gegnerischen Blätter. Die ‚Laacher Stimmen' treiben nicht zunächst und direct Politik, sie sind auch keine theologische Zeitschrift, sondern sie wenden sich an alle gebildeten Katholiken und schenken ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich dem religiösen und philosophischen Gebiete, den Socialwissenschaften, den geographischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen, der Geschichte und Literatur, in letzter Zeit aber besonders in sehr dankenswerther Weise der Kunst und Kunstgeschichte. Auf allen diesen Gebieten brachte der abgelaufene Jahrgang vortreffliche Arbeiten. Eine solche Zeitschrift ist ein Bedürfniss und bedarf keiner besondern Empfehlung." (Neue Tiroler Stimmen. Innsbruck 1899. Nr. 11, Beil.)

„Die ‚Stimmen aus Maria-Laach' geniessen mit Recht den Ruf der gediegensten und stilistisch elegantesten katholischen Zeitschrift. Sie stehen, wie auch gegnerische Blätter anerkennen, wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit. Sie sind ungemein reichhaltig und beherrschen die verschiedensten Gebiete des Wissens vollständig. Die Darstellung ist allgemein verständlich, was die Zeitschrift sehr empfiehlt. Sie sei hiermit allen gebildeten Katholiken neuerdings warm empfohlen!"
(Vaterland. Luzern 1899. Nr. 63, Beil.)

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. **Ergänzungshefte.** gr. 8°.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

73. Heft: *Braun, Joseph,* S. J., Die pontificalen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tafel. (VIII u. 192 S. u. eine Tafel.) **2.80.** S. S. 4.

Stolz, Alban, Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. *Prachtausgabe.* Mit 16 Bildern. gr. 8°. (VIII u. 448 S. und 16 Sep.-Bilder.) **6;** in O.-Einb.: Leinw. mit Lederrücken und Deckenpressung **9.**

„Die Ausstattung ist hochfein: prachtvolles Papier, Zweifarbendruck, 16 Vollbilder, Originalholzschnitte, auf Glanzcarton gedruckt, das Format ist Grossoctav. Ueber den Inhalt des Buches noch etwas sagen, hiesse demselben Eintrag thun: es ist ja Alban Stolz' reifstes, vollendetstes Werk, darin der edelste Wein seiner religiösen Geistesproduction goldklar perlt. Jeder Frau und Jungfrau, vor allen denjenigen, die den schönen Namen Elisabeth tragen, wünschten wir dieses Prachtbuch; wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, dass in gewisser Weise dies einzige Buch eine Legende ersetzt. Wenn von einem Buche gesagt werden kann, dass der Leser gebessert und vom Athem der Heiligung wunderbar angehaucht dasselbe aus der Hand legt, so gilt dies von diesem Meisterwerk nach Form und Inhalt."
(Deutsches Volksblatt. Stuttgart 1898. Nr. 280.)

——— **Gesammelte Werke.** Oktav-Ausgabe.

IX. Band: **Erziehungskunst.** *Sechste Auflage.* (XII u. 396 S.) **3;** geb. in Halbfranz **4.40.**

„. . . Es gibt nun einmal Leute, die Säcularmenschen ihrer Art sind und bleiben. Und so einer war Alban Stolz, und demgemäss sind auch seine Geistesproducte beschaffen. Stolz behandelt in 5 Hauptstücken die Erziehung des Leibes, die Erziehung der Seele, die Erzieher, die Erziehungsmittel und die Gefahren des spätern Lebens für die Errungenschaft guter Erziehung. Sein Buch will nicht ein obligatorisches Lehrmittel einer katholischen Lehranstalt werden und will auch nicht

für allzu junge Leute geschrieben sein. Er will durch dasselbe manche verkehrte Ansichten über Welt- und Menschenbestimmung beseitigen, Gewissenhaftigkeit im Umgange mit Kindern wecken und verschärfen und gröbere Verstösse gegen den Zweck der Erziehung verhüten. Das Buch ist ein wahres Kleinod für Priester und Eltern und sollte in den Händen jedes katholischen Lehrers sein; denn gerade für den gutgesinnten Lehrer bietet es eine Fundgrube tiefster und zeitgemässester Gedanken, und dabei eine Unfülle von plastischen Beispielen." (Pädag. Blätter. Einsiedeln 1899. 3. Heft.)

XIII. Band: **Homiletik** als Anweisung, den Armen das Evangelium zu predigen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. *Jakob Schmitt*. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Zweite Auflage.* (XVI u. 308 S.) **2.40**; geb. in Halbfranz **3.80.**

„Den hinterlassenen Text hat der Herausgeber stilistisch in mannigfacher Hinsicht verbessert. Sachliche Aenderungen hat er jedoch nicht vornehmen wollen, er hat es vorgezogen, an den Stellen, wo er die Anschauungen des Verfassers nicht adoptiren konnte, seine eigene Ansicht in Anmerkungen unter dem Striche beizufügen. Diese Anmerkungen — in der ersten Auflage 144 an der Zahl — wurden in der neuen Herausgabe theilweise geändert oder erweitert und durch neue vermehrt. Wie Schmitt in der Vorrede mittheilt, hatte er bei der neuen Auflage Herrn Prof. Dr. Paul Keppler, nunmehrigen Bischof von Rottenburg, den er als einen Meister im homiletischen Fache verehre, um seine Beihilfe gebeten. Ihm verdanke er dem auch die Anregung zu vielen der vorgenommenen Aenderungen und Ergänzungen." (Kölner Pastoralblatt. 1899. Nr. 2.)

Stolz, Alban, Gesammelte Werke. Billige Volks-Ausgabe in Lieferungen. 12°.

19. bis 22. Lieferung: **Spanisches für die gebildete Welt.** *Neunte Auflage.* (S. 81—358.) à **—30.** Preis des ganzen Bandes **1.50**; geb. in Halbleinw. **1.90**, in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **2.30.**

Einbanddecken in Leinwand apart pro Band **—50.**

23. bis 28. Lieferung: **Wachholder-Geist gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend.** Sammel-Ausgabe der Kalender für Zeit und Ewigkeit 1873—1878. (IV u. 512 S.) à **—30.** Preis des ganzen Bandes **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.20**, in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **2.60.**

Der Band „Wachholdergeist" enthält die folgenden Jahrgänge des Kalenders für Zeit und Ewigkeit:

1873. **Kohlschwarz mit einem rothen Faden.** *Sechste Auflage.*
1874. **Armut und Geldsachen.** *Vierte Auflage.*
1875. **Der hl. Vincenz von Paul.** *Fünfte Auflage.*
1876. **Die gekreuzigte Barmherzigkeit.** *Vierte Auflage.*
1877. **Wetterleuchten.** *Dritte Auflage.*
1878. **Ein Stück Brod.** *Dritte Auflage.*

29. bis 32. Lieferung: **Besuch bei Sem, Cham und Japhet** oder Reise in das Heilige Land. *Siebente Auflage.* (S. 1—288.) à **—30.**

„Von den unvergleichlichen Schriften des lieben alten Alban Stolz sind die meisten in zahlreichen Auflagen über das Land verbreitet. Die Ausgabe seiner ‚Gesammelten Werke' in 15 Bänden musste zu wiederholten Malen in die Welt gehen. Aber noch immer lockt die unerschöpfliche Ideenfülle und die liebenswürdige Eigenart des gefeierten Volksschriftstellers neue Leser aus allen Alters- und Gesellschaftsklassen. Es ist daher zu begrüssen, wenn jetzt durch eine wohlfeile Volksausgabe diese Schriften als Labsal für Geist und Herz noch weitern Kreisen unseres Volkes leichter zugänglich gemacht werden. Niemand wird sich dauernd mit den Stolzschen Schriften beschäftigen, ohne für Geist und Herz Segen daraus zu schöpfen." (Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg 1899. 2. Heft.)

Studien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen, herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer* in München. gr. 8°.

III. Band, 4. Heft: *Hartung*, Dr. *K.*, **Der Prophet Amos nach dem Grundtexte erklärt.** Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XII u. 170 S.) **4.60.** S. S. 7.

Der III. Band vollständig (4 Hefte). (XLII u. 476 S.) **12.50.**

IV. Band, 1. Heft: *Keppler*, Dr. *Paul Wilhelm v.* (Bischof von Rottenburg), **Die Adventsperikopen exegetisch-homiletisch erklärt.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (VI u. 144 S.) **2.40.** S. S. 8.

— Dasselbe. *Zweite, unveränderte Auflage.* (VI u. 144 S.) **2.40.**

——— 2. und 3. Heft: *Faulhaber*, Dr. *M.*, **Die Propheten-Catenen nach römischen Handschriften.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (XVI u. 220 S.) **6.—** S. S. 4.

Die Ausgabe der „Biblischen Studien" geschieht in Heften, welche in zwangloser olge erscheinen und im Durchschnitt etwa sechs Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte ilden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

tudien, Strassburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller*. gr. 8°.

III. Band, 2. und 3. Heft: *Weiss*, Dr. *Karl*, **Der Prolog des heiligen Johannes**, eine Apologie in Antithesen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (XII u. 208 S.) **3.80.**

Die „Strassburger theologischen Studien" erscheinen in der Form von Heften n Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. edes Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Aeusserlich werden je —5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Weiss, Fr. **Albert Maria**, O. Pr., **Lebensweisheit** in der Tasche. *Siebente Auflage.* 12°. (XVIII u. 504 S.) **2.80**; geb. in Leinw. **3.60**, in feinem Halbfranzband **5.50.**

„Mag P. Weiss seine ‚Lebensweisheit in der Tasche' zuerst als ‚Gedankenspäne' bezeichnet haben, die kleine, populäre Apologie, für reifere studirende Jünglinge besonders berechnet, dem vielfach ausgesprochenen Wunsche entsprechend, möge der Verfasser ein Buch schreiben, das, klein an Umfang, dennoch die hauptsächlichsten religiösen Streitfragen in einer für gebildete Leser anziehenden Weise behandle, erfüllt ihre Aufgabe in vortrefflicher Weise. Gott, Zweifel, Wahrheit, Christ, Mensch, Welt-Erlöser, Christenthum, Glaube, Gnade, Kirche, Tugend, Lebensweisheit, Haus, Familie, Erziehung, Socialpolitik, Cultur, Menschheit und Geschichte, Tod, Gericht und Ewigkeit, das sind, in einigen Worten ausgesprochen, die hier kurz, aber lebendig behandelten Fragen." (Akadem. Monatsblätter. Köln 1899. Nr. 4.)

Vollweber, J. G., Globuskunde zum Schulgebrauche und Selbststudium. Gekrönte Preisschrift. *Dritte, verbesserte Auflage*, mit 40 Abbildungen. 8°. (VIII u. 158 S.) **1.60**; geb. in Halbleinw. **1.85.**

„... Nach einigen einleitenden Worten über die Erde als Weltkörper folgt eine ihr gelungene Skizze über die Geschichte des Globus, woran sich die beiden Hauptkapitel des Buches reihen. Das erste beschreibt und erklärt den Globus, das zweite ist dem richtigen Gebrauche desselben gewidmet. Sehr exact ist die Methode der Schrift; denn auf die kurze Angabe der Lehrsätze folgt sofort eine Anschauung des zu Erklärenden auf dem Globus, dann die Uebertragung des Gesehenen auf die Erde, endlich eine eingehende Belehrung, wie der Inhalt den Schülern am fasslichsten klar zu machen ist. Sehr instructiv ist die am Schlusse beigefügte Gruppe von mathematisch-geographischen Aufgaben am armirten Globus, sowie die Zusammenstellung der Literatur über Globuskunde, die Angabe der besten Bezugsorte und Preise guter Globen. Das Werkchen, auch hübsch ausgestattet, bildet eine unentbehrliche und vortreffliche Ergänzung für alle Lehrbücher der Geographie."

(Steirische Schul- und Lehrerzeitung. Graz 1898. Nr. 8.)

Zweite Abtheilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Beissel, Stephan, S. J., Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgik in Italien. Mit vielen Abbildungen. gr. 8°. (circa 350 S.)

Erscheint im Herbst.

Betzinger, B. A., Seneca-Album. Weltfrohes und Weltfreies aus Senecas philosophischen Schriften. Nebst einem Anhang: Seneca und das Christentum. 12°. (X u. 224 S.)

Erscheint im Mai.

„Recht gern gebe ich dem schönen Seneca-Album eine freundliche Empfehlung mit auf den Weg und wünsche ihm bei vielen wissbegierigen und erbauungbedürftigen Lesern eine wohlwollende Aufnahme. Wiederholte Lectüre der Werke Senecas erweckte in mir längst den Wunsch nach einer guten Sammlung der zahlreichen Sprüche praktischer Lebensweisheit, welche von jeher den Gedanken an eine Verwandtschaft mit dem Christenthum nahegelegt haben. Es freut mich, aussprechen zu können, dass dieser Wunsch in ungeahnter Weise erfüllt worden ist. Wie schon die Inhaltsübersicht zeigt, ist der reiche Stoff gut nach Materien vertheilt. Die Uebersetzung ist wohlgelungen und mit Geschick dem sententiösen Inhalt angepasst. In den Anmerkungen ist eine mit Recht beschränkte, aber glückliche Auswahl aus der Literatur beigefügt. Besonders dankbar wird man für die Parallelstellen aus der Heiligen Schrift sein. Ein Anhang gibt noch Aufschluss über Senecas Leben und Schriften. Da neuerdings redlich strebende Geister, welche sich nicht in allweg zum Glaubensstandpunkt des Christenthums erheben können, sich an der kräftigen Kost der stoischen Moral laben, so wird dieses Album weitern Kreisen willkommen sein. Es soll nicht einer fortlaufenden Lectüre dienen, sondern will eine Blüthenlese sein, aus welcher man oft und gern einzelne Blumen pflückt.“ Paul Schanz.

Gietmann, Gerhard, S. J., und Johannes Sörensen S. J., Kunstlehre in fünf Teilen. gr. 8°.

Erster Teil: *Allgemeine Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 11 Abbildungen. (VIII u. 340 S.)

Erscheint im Mai.

Der Inhalt der übrigen Teile dieser Kunstlehre, welche einzeln käuflich sein sollen, ist folgender:

II. Poetik, von G. Gietmann.
III. Musik-Ästhetik, von G. Gietmann.
IV. Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst, von J. Sörensen.
V. Ästhetik der Baukunst, von G. Gietmann.

Die Verfasser stehen auf dem Standpunkte des christlichen Idealismus, haben es sich aber angelegen sein lassen, das Gute, wo es sich immer darbot, kennen zu lernen, zu würdigen und zu verwerten. Bei aller Selbständigkeit anerkennen sie gern die Bedeutung auch der gegnerischen Forschungen, um auf denselben nach bestem Vermögen weiterzubauen. Daher werden neben Plato, Aristoteles und Thomas von Aquin auch Vischer, Carrière, Schasler und Hartmann mit gleicher Sorgfalt benutzt. Ähnliches gilt von den bedeutendern Autoritäten auf den einzelnen Gebieten der Ästhetik.

Für die Behandlung und Beurteilung des Stoffes haben nicht die ausgetretenen Pfade der Populär-Ästhetik die Richtung gewiesen, sondern es wird der Versuch gemacht, nach durchaus realistischer Methode zu hohen und freien Anschauungen aufzusteigen, welche eine umfassende und doch praktische Kunstbetrachtung zu fördern geeignet schienen.

Den begründeten Forderungen des Realismus wird auch in der Sache Rechnung getragen; namentlich wird der geistig-sinnliche Charakter der Schönheit und der schönen Kunst nachdrücklich betont.

Die Vollständigkeit in der Behandlung des Stoffes wurde insoweit angestrebt, als es der mässige Umfang des ganzen Werkes gestattete; doch ist auf Ergänzung der bisherigen Bearbeitungen im grossen und kleinen, z. B. durch die Verwertung der neuern Forschungen auf dem Felde der griechischen und mittelalterlichen Musik sowie der musikalischen Akustik, gebührende Rücksicht genommen worden.

Das Bestreben der Verfasser ging vor allem dahin, mit Übergehung dessen, was nur für die Einzelforschung Wert hat, alles, was für weitere Kreise wissenswert schien, in übersichtlicher Ordnung und in einfacher, klarer Sprache vorzulegen und dabei durch schärfere Fassung im einzelnen, genaue Begriffsbestimmungen und systematischen Aufbau der Doktrin die philosophische Bestimmtheit wenigstens von ferne nachzuahmen.

Nicht selten fand sich Gelegenheit, tiefgehende Irrtümer, welche sich durch manche Ästhetiken hindurchziehen, zu berichtigen, so sehr auch jede schärfere Polemik, insbesondere die persönliche, dem Zwecke des Werkes fern lag.

Eine maßvolle Illustration wurde durch den Gegenstand nahegelegt und soll zugleich einem berechtigten Wunsche der Leser entgegenkommen.

Hesychii Hierosolymitani Interpretatio Isaiae prophetae. Nunc primum in lucem edita a *Michaele Faulhaber*, Ss. Theologiae doctore. gr. 8°. (circa 160 S.)

Der Verfasser der auf S. 4 angezeigten Schrift „Die Propheten-Catenen nach römischen Handschriften" publicirt hier einen von ihm in einer römischen Handschrift des 11. Jahrhunderts (Vat. 347) entdeckten, bisher ganz unbekannten Vätercommentar zu Isaias. Der Commentar wird nur griechisch gedruckt, während die Prolegomena und die Fussnoten lateinisch gegeben werden. Eine Seite der Originalhandschrift wird dem Werke in Lichtdruck beigefügt.

Hoberg, G., Die Genesis nach dem Literalsinn erklärt. gr. 8°. (circa 430 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Dieses für Theologiestudirende berechnete Werk gibt den Text in lateinischer und hebräischer Sprache und berücksichtigt in dem ausführlichen deutschen Commentar ausser der traditionellen katholischen Erklärung auch die Einwürfe der modernen Kritik.

Kommersbuch, Deutsches. Mit einem Titelbild. *Achte Auflage.* Historisch-kritische Bearbeitung, besorgt von Professor Dr. *Karl Reisert.* 12°. (circa 650 S.)

Erscheint im September.

Das „Deutsche Kommersbuch" hatte in seiner erstmals von Dr. Karl Reisert besorgten siebenten Auflage (1896) einen grossen Erfolg zu verzeichnen. Wegen seiner bedeutenden Vorzüge vor andern Kommersbüchern hat es in vielen Blättern und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen die grösste Anerkennung und wärmste Empfehlung gefunden. Die im Druck befindliche achte Auflage wird sich wiederum durch werthvolle Bereicherungen auszeichnen.

Michael, Dr. Emil, S. J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. gr. 8°.

Zweiter Band: *Religiös-sittliche Zustände, Erziehung und Unterricht während des dreizehnten Jahrhunderts.* (circa 410 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Müller, Dr. **Karl Jos.**, **Des Apostels Paulus Brief an die Philipper** übersetzt und erklärt. gr. 8°. (circa 400 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Der Verfasser, Professor und Geistlicher Rath in Breslau, gibt in diesem Werke eine Frucht seiner zwölfjährigen akademischen Lehrthätigkeit.

Pastor, Dr. **Ludwig**, **Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des** Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchives und vieler anderer Archive bearbeitet. gr. 8°.

Dritter Band: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius' II. Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage.* (circa LXX u. 920 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Petschar, M., Die socialen Zustände und das Gymnasium. Ein Beitrag zur Socialreform. gr. 8°. (IV u. 84 S.)

Erscheint im Mai.

Rolfus, Karl, Der kleine Radetzky. Eine österreichische Soldatengeschichte. Für die Jugend erzählt. Mit fünf Bildern. *Zweite Auflage.* 12°. (IV u. 100 S.)

Erscheint im Juni.

Schott, P. **Anselm**, O. S. B., **Vesperbuch** (Vesperale Romanum), lateinisch und deutsch, enthaltend die Vespern des Kirchenjahres. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniß der Ordensobern. Mit einem Titelbild in Farbendruck. kl. 12°. (XXVIII u. circa 590 S.)

Erscheint im Mai.

Schwering, Dr. **Karl**, **100 Aufgaben aus der niederen Geometrie** nebst vollständigen Lösungen. Mit 104 Abbildungen. *Zweite, verbesserte Auflage.* gr. 8°. (XII u. 168 S.)

Erscheint im Mai.

——— **Arithmetik und Algebra** für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. *Zweite Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 80 S.)

Erscheint im Mai.

Raumlehre für sechsstufige Schulen und Lehrerseminare nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. *Zweite Auflage.* gr. 8°. (16 S.) (Sonderabdruck aus der **Stereometrie für höhere Lehranstalten** von demselben Verfasser.)

Erscheint im Mai.

Wasmann, Erich, S. J., **Instinct und Intelligenz im Thierreich.** Ein kritischer Beitrag zur modernen Thierpsychologie. *Zweite, vermehrte Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 122 S.)

Erscheint im Mai.

„Das Interesse, welches diese kleine Schrift gefunden, hat bereits eine zweite Auflage nöthig gemacht. Um von verschiedenen wissenschaftlichen Gegnern neuerdings erhobenen Einwänden gerecht zu werden, mussten wir dieselbe an mehreren Stellen etwas erweitern; auch wurde sie um ein neues Kapitel ‚Die verschiedenen Formen des Lernens' vermehrt. Selbstverständlich konnte hier nur auf Entgegnungen sachlicher Art Rücksicht genommen werden.

„Die vorliegende Schrift steht in innigem Zusammenhang mit unsern ‚Vergleichenden Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höhern Thiere' (Freiburg i. Br. 1897). . . ." (Aus dem Vorwort.)

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1899.

Erstes Heft.

Ausgegeben am 1. Januar 1899.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Inhalt des ersten Heftes:

Seite

Der Katholicismus die Religion der „Weltflucht". (H. Pesch S. J.) 1

Die moderne Philosophie über das jüngste „Ketzergericht". (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 14

Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 26

Die Controverse über die Pulververschwörung. I. (O. Pfülf S. J.) 41

Die San-José-Schildlaus. I. (E. Wasmann S. J.) 58

Ausonius und Paulinus von Nola. (A. Baumgartner S. J.) 70

Recensionen: Dr. G. Hüffer, Korveier Studien. (O. Pfülf S. J.) 85

Dr. M. Kappes, Die Metaphysik als Wissenschaft. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 90

Dr. C. Christoph Scherer, Das Thier in der Philosophie des Hermann Samuel Reimarus. (E. Wasmann S. J.) 91

E. Hlatky, Weltenmorgen. (W. Kreiten S. J.) 101

Empfehlenswerthe Schriften. Officium festorum Nativitatis et Epiphaniae Domini. — P. Fl. J. Boudreaux S. J., Die Seligkeit des Himmels. Uebers. von G. P. — P. Ad. Petit S. J., Sacerdos rite institutus. Series I—V. — Ausgewählte Werke von P. S. v. Hammerstein S. J. Bd. 1. 1. u. 2. Lfg. — Dr. S. Weber, Evangelium und Arbeit. — Jos. Martin, Präses-Büchlein der Marianischen Congregationen. — Dr. H. Rody, Aus Feindesmund. — B. Cathrein S. J., Der Socialismus. 7. Aufl. — Thiofrid, Vita Sancti Willibrordi. Ed. J. Schmitz. — Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Herausgeg. von Dr. Clem. Bäumker u. Dr. G. Frhr. von Hertling. Bd. II, Heft V: Die philosophischen Abhandlungen des Ja'qûb Ben Ishâq Al-Kindî. Herausgeg. von Dr. Alb. Nagy. — Mgr. Baunard, Das Leben des Generals de Sonis. Nach dem franz. Original bearb. von L. van Heemstede. — J. Grüner, Der selige Hroznata. — Lady Georgiana Fullerton. Nach dem Französ. frei bearb. von Raim. von Fugger. — Joh. Jörgensen, Das Reisebuch. Uebers. von Henr. Gräfin Holstein-Ledreborg. — Kürschners Jahrbuch. — J. Spillmann S. J., Durch Asien. Zweite Hälfte: Japan, China und Indien (Ost- und Südasien). 2., verm. Aufl. — Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Gesammelt u. herausgeg. von Joh. Ad. Heyl. — Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß. Bearb. von J. M. B. Clauß. Lfg. III. IV. V. — Enr. Melillo, Pigeons Voyageurs. Traduit de l'Italien par H. Schmidt. — Die ersten Jahre im Lehrerberufe. — Conr. von Bolanden, Gymnasiasten und Hochschüler. — Bachems illustrirte Erzählungen für Mädchen. — Rebeatis, Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend. — Neue Communionandenken des B. Kühlen'schen Kunstverlags zu M.-Gladbach 105

Miscellen. Wiederaufleben der Mysterienspiele in der Bretagne. — Ein amerikanisches Urtheil über den Roman Quo vadis? — Ein kaiserlicher Gönner der Mission von China . . 116

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 7. Februar 1899.

Einige Urtheile der Presse

über die „Stimmen aus Maria-Laach".

„... Daß die ‚Stimmen aus Maria-Laach' wirklich auf der Höhe sind, hat uns noch jüngst ein gegnerisches Blatt (die ‚Frankfurter Zeitung') bezeugt, ein Urtheil, das sich bei der Durchsicht der letzten zwei Jahresbände jedem aufdrängen wird. Fast höher noch als die wissenschaftliche Tüchtigkeit schätzen wir an den ‚Stimmen aus Maria-Laach' die Principientreue. In dem Labyrinthe moderner Lebenserscheinungen, in den nicht weniger verwirrten Irrgängen moderner Wissenschaft thut uns ein Führer noth, der uns auf allen Gebieten orientirt und die gläubig-katholischen Principien hochhält.... Diesen unschätzbaren Dienst leisten die vorliegenden Blätter in vorzüglicher Weise. Ohne daher weiter viel Worte zu machen, ziehen wir aus dem Gesagten den Schluß: kein gebildeter Katholik kann und darf die treffliche Zeitschrift der deutschen Jesuiten ignoriren."

(Die kathol. Welt. M.-Gladbach 1898. Büchertisch Nr. 8.)

„Die ‚Stimmen aus Maria-Laach' beginnen ihren 54. Band, den Jahrgang 1898. Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsere Leser nachdrücklich auf diese katholische Revue aufmerksam zu machen, die den besten im gegnerischen Lager ebenbürtig ist und über das geistige Leben der Gegenwart in seinem ganzen Umfange auf das gründlichste in allgemein verständlicher Darstellung unterrichtet."

(Deutscher Hausschatz. Regensburg 1898. Nr. 13.)

„... An Reichthum des Stoffes, vollständiger Beherrschung der verschiedensten Gebiete und leichtfaßlicher Darstellung des Gebotenen ist wohl keine katholische Zeitschrift den ‚Stimmen' zu vergleichen...."

(Kathol. Schweizerblätter. Luzern 1898. 1. Heft.)

„Die ‚Stimmen aus Maria-Laach' genießen schon seit längerer Zeit des Rufes, die gediegenste und stilistisch eleganteste katholische Zeitschrift zu sein. Das Heft, welches den Jahrgang 1898 einleitet, zeichnet sich durch wohldurchdachte und interessante Aufsätze besonders aus. Eine besonders bemerkenswerthe Zugabe erhält aber das Januarheft durch einen einleitenden Artikel, der eine Art von Jubiläum in Erinnerung bringt, indem er mit den Worten beginnt: ‚Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen, seit das kaum erstandene Deutsche Reich die Gesellschaft Jesu aus seinen Grenzen verwies und auch die Mitarbeiter dieser Zeitschrift nöthigte, ihren Aufenthalt im Ausland zu suchen.'... Ein unbefangenes Urtheil wird nicht umhin können, zu gestehen, daß die wissenschaftlichen Arbeiten, welche in der Zeitschrift vorliegen, fast durchgängig von einem Ernst der Gesinnung und einer Schärfe des Denkens zeugen, wodurch sie sich von dem oberflächlichen und zerfahrenen Feuilletonismus mancher beliebten Revuen vortheilhaft abheben. Die Redaction befolgt das Princip, auch Themata, die vornehmlich durch ihre Actualität interessiren, nur durch anerkannte Fachmänner bearbeiten zu lassen, und man wird nicht sagen können, daß kirchliche Gesichtspunkte sich in gewaltsamer und ungehöriger Weise eindrängen...." (Folgt eine Darlegung des abweichenden Standpunktes der Zeitung.)

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Berlin 1897. Beilage Nr. 417.)

„Man tritt gewiß keiner katholischen Zeitschrift zu nahe, wenn man sagt, daß die Laacher Stimmen die erste Stelle einnehmen...."

(Academia. Berlin 1898. Nr. 9.)

im Umfang von mindestens drei Quartbogen mit Extra-Beilagen. **Preis pro**
gang M. 4. (In Oesterreich-Ungarn nach dem Curs.) — Der Jahrgang begi
October. Bereits erschienene Nummern werden nachgeliefert.

„... Keine katholische Familie, welche eine Zeitschrift zu halten in der Lage ist, sollte es ve
auf die „Katholischen Missionen", welche nach dem allgemeinen Urtheil in ihrer Art un
sind, zu abonniren."
(Grazer Volksblatt. 1897. Nr. 1

„... Die „Missionen" sind ein katholisches Familienblatt bester Art, dessen Unt
wir hiermit unsern Lesern ungelegentlich empfehlen."
(Kathol. Zeitschrift f. Erziehung u. Unterricht. Düsseldorf 1897. 12. 6

Mehr als 50 hochw. Kirchenfürsten haben diese Zeitschrift aufs wärmste empfoh

Literarische Rundschau

für das katholische Deutschland. Heraus
von Dr. **G. Hoberg**, Professor an der
sität Freiburg i. Br. — Monatlich eine Nummer, zwei Quartbogen stark. — Pr
Jahrgangs M. 9.

**Die „Literarische Rundschau" bezweckt, einen möglichst vollständigen Ueberblick d
bedeutendsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart zu geben; für die Würdigung d
ist die katholische Weltauffassung maßgebend.** Dementsprechend kommt zunächst die katholische
zur Geltung, wenn aber auch die akatholische zu irenischen oder polemischen Zwecken. Wenn auch die
einen gewissen Vorrang behauptet, so ist doch die „Literarische Rundschau" nicht etwa ein theologisches
blatt, sie berücksichtigt namentlich auch Philosophie, Pädagogik, Sprachwissenschaft (besonders ver
Philologie und deutsche Literatur), Socialwissenschaft, Geschichte, Kunst, Poesie und Belletristik.

Sämtliche Artikel und Mittheilungen werden von Fachmännern verfaßt, ausschließlich zu
der Veröffentlichung in der „Literarischen Rundschau".

**Probe-Nummern dieser Zeitschriften sind durch alle Buchhandl
sowie von der Verlagshandlung direct zu beziehen.**

In unserem Commissionsverlag erscheint und ist nur durch den Buchhandel zu b

Römische Quartalschrift

für christliche Alterthumskunde u
Kirchengeschichte. Unter Mitw
von Fachgenossen herausgegeben von Dr. **Anton de Waal**, für Archäologi
Dr. **Stephan Ehses**, für Kirchengeschichte. Lex.-8°.

Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften, jedes ca. 125 Seiten
mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro

Stimmen
aus
Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1899.

Zweites Heft.

Ausgegeben am 7. Februar 1899.

Freiburg im Breisgau.
[illegible]
1899.
[illegible]

I.VI 2.

Inhalt des zweiten Heftes:

Seite

Von der Denkfreiheit und der Lehrfreiheit. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.) . . . 125

Die Controverſe über die Pulververſchwörung. II. (O. Pfülf S. J.) . . . 142

Der obere Nil und ſeine Erforſchung. I. (J. Schwarz S. J.) 157

Die Weltanſchauung der Anarchiſten. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) . . . 172

Die San-José-Schildlaus. II. (Schluß.) (E. Wasmann S. J.) 191

Die Bedeutung mittelalterlicher Kunſtwerke. (Steph. Beiſſel S. J.) 203

Recenſionen: Dr. Herm. Joſ. Schmitz, Die Bußbücher und das kanoniſche Bußverfahren. Zweiter Band. (Joſ. Hilgers S. J.) 212

P. L. Murillo S. J., Jesucristo y la Iglesia romana. Tom. I u. Tom. II, vol. 1. (Joſ. Knabenbauer S. J.) 215

W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Korreſpondenz Kaſpar Groppers. (Quellen u. Forſchungen aus d. Gebiete der Geſchichte. V. Bd.) (O. Pfülf S. J.) 217

Emilie Ringseis, Nachgelaſſene Gedichte. Herausgeg. von B. Ringseis. (W. Kreiten S. J.) 221

Empfehlenswerthe Schriften. J. Knabenbauer S. J., Commentarius in quatuor S. Evangelia Domini N. Jesu Christi. IV. — Dr. M. J. Scheeben, Die Myſterien des Chriſtenthums. Zweite Aufl., beſorgt durch Dr. L. Küpper. — Dr. P. Einig, Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de Deo Creante, de Deo Consummante. — C. H. T. Jamar, Theologia Sancti Joseph, Virginis Deiparae Sponsi. — G. Périès, La procédure canonique moderne. — Dr. R. Parayre, La S. Congrégation du Concile. — M. J. Bauer, Am ſteilen Weg. — E. Gerabaus, Kompaß für den deutſchen Studenten. — A. J. Delattre S. J., Un Catholicisme Américain. — A. Stolz: 1. Geſammelte Werke. Bill. Volksausgabe. 1.—22. Lfg. 2. Die heilige Eliſabeth. Prachtausgabe. — Vie de Saint Bruno. — J. A. Thijm S. J., Johann Philipp Roothaan. Nach dem Holländiſchen von J. Martin S. J. — Prof. Dr. O. Schmid, Petrus Cantor Parisiensis. Bearb. von F. S. Gutjahr. — Dr. Konſt. Holl, Fürſtbiſchof Jakob Fugger von Konſtanz (1604—1626). (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. I. Bd.) — Seraphici Doctoris S. Bonaventurae Legendae duae. — Oeuvres de Saint-François de Sales. Tom. X., vol. IV. — Dr. Fr. L. Baumann, Forſchungen zur ſchwäbiſchen Geſchichte. — Dr. H. Pigge, Die religiöſe Toleranz Friedrichs des Großen. — Dr. J. Freiſen, Die Univerſität Paderborn. Erſter Theil: Quellen und Abhandlungen von 1614—1808. — K. Schorn, Lebenserinnerungen. 2 Bde. — A. Jüngſt, Strandgut des Lebens. I. Bd. 223

Miscellen. Zur Geſchichte der mittelalterlichen Bibelverbote. — Die erſte deutſche Grammatik iſt von einem Katholiken geſchrieben. — Gauriſankar-Mount Everest? — „Roſegger gegen Kreiten“ 236

Die **„Stimmen aus Maria-Laach“** können durch die Poſt und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erſcheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächſte Heft erſcheint am 14. März 1899.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1899.

Drittes Heft.

Ausgegeben am 14. März 1899.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung
1899.
Straßburg, München und St. Louis, Mo.

LVI. 3.

Inhalt des dritten Heftes:

Seite

Der neuentdeckte Königsberger Friede. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.) 245

Zur kirchlichen Geſetzgebung über verbotene Bücher. (J. Hilgers S. J.) . . . 258

Oſterpräconium und Oſterkerzenweihe. Mit 3 Abbildungen. (J. Braun S. J.) 273

Die Controverſe über die Pulververſchwörung. III. (Schluß.) (O. Pfülf S. J.) 286

Der obere Nil und ſeine Erforſchung. II. (J. Schwarz S. J.) 300

Die Dichtungen des Aurelius Prudentius. (A. Baumgartner S. J.) 317

Recenſionen: **Fr. Schaub**, Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus. (H. Peſch S. J.) 341

A. Lehmen S. J., Lehrbuch der Philoſophie. Erſter Band. (P. Beck S. J.) 342

Codex purpureus Rossanensis. Herausgeg. von A. Haſeloff. (St. Beiſſel S. J.) 344

Empfehlenswerthe Schriften. Dr. Porſch, Das Preußiſche Geſetz betreffend das Dienſteinkommen der katholiſchen Pfarrer. — Die Parität in Preußen. 2. Aufl. — G. F. Dasbach, Imparität im Volksſchulweſen. 1. Theil. — Joſ. Reiter, Die zehn Gebote in der häuslichen Erziehung. — Bedeutung und Aufgaben religiöſer Vereine für die gebildete katholiſche Männerwelt. — Dr. A. Ehrhard, Stellung und Aufgabe der Kirchengeſchichte in der Gegenwart. — Bern. Rehling, De Fausti Reiensis epistola tertia. — Leben des heiligen Biſchofs und Kirchenlehrers Alfons M. von Liguori. 2., verb. Aufl., herausgeg. von P. Joſ. A. Krebs C. SS. R. — Lic. SS. Theol. C. Lux, Papſt Silveſters II. Einfluß auf die Politik Kaiſer Ottos III. — Charles-Felix Bellet, Les Origines des Églises de France et les Fastes Épiscopaux. — Ctesse R. de Courson, La Persécution des Catholiques en Angleterre. — G. Goyau, A. Pératé, P. Fabre, Der Vatikan. Aus dem Franzöſ. überſ. von K. Muth. — Dr. Volkmer, Geſchichte der Stadt Habelſchwerdt in der Grafſchaft Glatz. — O. Keutel, Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur bei Schopenhauer. — Fr. W. Webers Spruchſchatz. Geſammelt u. herausgeg. von Lud. Wills. — Dom. Palmieri S. J., Commento alla Divina Commedia di Dante Alighieri. Vol. I. — Familien-Almanach. Herausgeg. von E. M. Hamann. — Kaiſerin Eliſabeth-Todtentrauer auf der Alm. — Neue Communionandenken der Verlagsanſtalt Benziger & Co. in Einſiedeln 350

Miscellen. Randgloſſen zur neueſten deutſchen Bearbeitung des Buches der Bücher. — Die Historical Review über katholiſche Leiſtungen auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte . . 360

Die **„Stimmen aus Maria-Laach“** können durch die Poſt und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erſcheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächſte Heft erſcheint am 21. April 1899.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholiſche Blätter.

Jahrgang 1899.

Viertes Heft.

Ausgegeben am 21. April 1899.

Freiburg im Breisgau.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

LVI 4.

Inhalt des vierten Heftes:

Seite

Zur Entwicklungsgeſchichte der anarchiſtiſchen Ideen. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 365

Der obere Alt und ſeine Erforſchung. III. (Schluß.) (J. Schwarz S. J.) . 388

Ueber den Index der verbotenen Bücher. (J. Hilgers S. J.) 408

Worauf es in dem Streit zwiſchen Unglauben und Glauben zuvörderſt ankommt. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.) 425

Die heiligen Berge im Lande Toscana. I. (M. Meſchler S. J.) 446

Recenſionen: Dr. Fr. Walter, Socialpolitik und Moral. (H. Peſch S. J.) . 457

C. Eubel O. Fr. M., Bullarium Franciscanum. Tom. V. (Fr. Ehrle S. J.) 459

A. Kröß S. J., Der ſelige Petrus Canisius in Oeſterreich. (O. Pfülf S. J.) 462

Fr. Reinhard, Emanuel. (W. Kreiten S. J.) 465

Empfehlenswerthe Schriften. S. v. Hammerſtein S. J., Die Zukunft der Religionen. — Dr. L. Werthmann, Die Ziele des Charitasverbandes für das katholiſche Deutſchland. — Dr. A. Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenoſſenſchaften. (2. Bd. der Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br.) — Soziale Tages-Fragen. Herausgeg. vom Volksverein f. d. kathol. Deutſchland. 1. Heft: Dr. A. Pieper, Volksbildungsbeſtrebungen. — Fr. X. Wernz S. J., Jus Decretalium. Tom. II: Jus constitutionis Ecclesiae catholicae. — V. Cathrein S. J., Moralphiloſophie. 3., verb. u. verm. Aufl. — Dr. M. Krieg, Der Wille und die Freiheit in der neuern Philoſophie. — E. M. Hamann, Erhebet euch! — R. P. P. Charrier S. J., Leben und Wirken des Ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J. Aus dem Franzöſ. überſ. von P. M. Gruber S. J. — Dr. B. Hansen, St. Francisci Minde. — J. Van der Aa S. J., Ile de Ceylan. Croquis, Moeurs et Coutumes. — P. Peeters S. J., Henry Beck de la Comp. de Jésus. — Joh. Schneiderhan, Chriſtoph von Schmid. — Joh. Auffenberg, Ave Maria! — J. v. Dirkink, Heckenroſen. — M. Thalau, Aus Herz und Heimat 470

Miscellen. Die Theilnehmer des erſten allgemeinen Concils. — Der irrende Chriſtus in der evangeliſchen Theologie. — Das letzte Ereigniß am Sternenhimmel 478

Die „**Stimmen aus Maria-Laach**“ können durch die Poſt und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erſcheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächſte Heft erſcheint am 29. Mai 1899.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1899.

Fünftes Heft.

Ausgegeben am 29. Mai 1899.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.

LVL. 3.

Inhalt des fünften Heftes:

Seite

Das Lehramt der Kirche als Herold der Heilsbotschaft Gottes. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.) 489

Die Bekämpfung des Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 499

Ein Beitrag zur Geſchichte der bayriſchen Friedensbeſtrebungen an der Neige des Dreißigjährigen Krieges. (O. Pfülf S. J.) 521

Die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth im Zuſammenhang mit dem Copernicaniſchen Weltſyſtem. (A. Müller S. J.) 534

Die heiligen Berge im Lande Toscana. II. (Schluß.) (M. Meſchler S. J.) . 553

Recenſionen: Benigni-Birner-Ruhland, Die Getreidepolitik der Päpſte. (H. Peſch S. J.) 561

Dr. P. A. Kuhn O. S. B., Allgemeine Kunſtgeſchichte. (St. Beiſſel S. J.) 563

Dr. A. Möhler, Die griechiſche, griechiſch-römiſche und altchriſtlich-lateiniſche Muſik. (Neuntes Supplementheft der Röm. Quartalſchrift f. chriſtl. Alterthumskunde u. Kirchengeſchichte.) (Th. Schmid S. J.) 565

A. Hüttemann, Katholiſche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. (W. Kreiten S. J.) 574

Empfehlenswerthe Schriften. Fr. v. Hummelauer S. J., Das vormoſaiſche Prieſterthum in Israel. — Cornelius a Lapide, Commentaria in quatuor Evangelia. Recognovit et emendavit Ant. Padovani. Tom. II—IV. — Dr. Fr. Schellauf, Rationem afferendi locos litterarum divinarum, quam in tractatibus super psalmos sequi videtur s. Hilarius. — G. B. Tepe S. J., Institutiones theologiae moralis generalis. Vol. I et II. — Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. Herausgeg. von Dr. Cl. Baeumker und Dr. G. Frhr. von Hertling. Bd. II, Heft 6: Dr. Cl. Baeumker, Die Impossibilia des Siger von Brabant. — Dr. A. Seitz, Die Willensfreiheit in der Philoſophie des Chr. Aug. Cruſius. — Dr. E. Huckert, Sammlung ſocialpädagogiſcher Aufſätze. — E. Haßl, Gottesacker oder Leichenofen? — Dr. I. Maus, Les Criminels dans l'Art et la Littérature. — L. Walther, Der chriſtliche Jüngling. — Dom Fr. Vollien, Das beſchauliche Leben. Ueberſ. von P. A. Huperz. — Don Gaſtaldi, Der ehrwürdige Diener Gottes Don Joſeph Benedict Cottolengo. Ueberſ. von B. Müller. — „Les Saints." H. Joly, Saint Ignace de Loyola. — Catalogus Codicum Manu Scriptorum in Bibliotheca Monasterii Einsidlensis O. S. B. Descripsit P. G. Meier O. S. B. Tom. I. — Miscellanea di storia ecclesiastica e studii ausiliari. II. Prof. H. Benigni, Patrologiae et hagiographiae copticae spicilegium: I. Didachè coptica. — G. Blößner, Geſchichte der Georgskirche (Malteſerkirche) in Amberg. — Die Kunſtdenkmäler der Rheinprovinz. Vierter Bd. II. E. Polaczek, Die Kunſtdenkmäler des Kreiſes Rheinbach. III. E. Polaczek u. P. Clemen, Die Kunſtdenkmäler des Kreiſes Bergheim. — P. Siebertz, Geſchichtlicher Führer. I. u. II. Bd. — E. Wasmann S. J., Die pſychiſchen Fähigkeiten der Ameiſen. (Zoologica. Originalabhandlungen aus dem Geſamtgebiete der Zoologie. Herausgeg. von Dr. K. Chun. Heft 26.) — Gaben des Katholiſchen Preßvereins in der Diöceſe Seckau für das Jahr 1898. — Theophilus, Gedankenſpäne. — P. Gaudentius, O. Cap., Liebfrauenlobs Marienleben. — Dr. G. Alexis, Capobianco. — K. Kümmel, Der Schreinermax. (Kathol. Volksbibliothek, herausgeg. von K. Kümmel. 1. Bd.) — E. Giehrl, Die Dorfhexe. — Vier Communion-Andenken 578

Miscellen. Das Gewiſſen im Lichte der alten und im Lichte der modernen Wiſſenſchaft. — Familia S. Quirini in Tegernſee. — Die Kanonen von Barſal 591

Die **„Stimmen aus Maria-Laach"** können durch die Poſt und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erſcheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächſte Heft erſcheint am 1. Juli 1899.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische Studien. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Fell, Prof. Dr. J. Felten, Prof. Dr. G. Hoberg, Prof. Dr. N. Peters, Prof. Dr. A. Schäfer, Prof. Dr. P. Vetter herausgegeben von Prof. Dr. **O. Bardenhewer.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

IV. Band, 1. Heft: **Die Adventsperikopen** exegetisch-homiletisch erklärt von Dr. **Paul Wilhelm von Keppler,** Bischof von Rottenburg. *Zweite, unveränderte Auflage.* (VI u. 144 S.) *M.* 2.40.

— 2. u. 3. Heft: **Die Propheten-Catenen** nach römischen Handschriften von Dr. **M. Faulhaber.** (XVI u. 220 S.) *M.* 6.

Hummelauer, Fr. v., S. J., Das vormosaische Priesterthum in Israel. Vergleichende Studie zu Exodus und 1 Chron. 2—8. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 106 S.) *M.* 3.

Käser, Dr. E., Das Paradies der Socialdemokratie, so wie es wirklich sein wird. Nach socialdemokratischen Schriften für alle besonnenen Arbeiter dargestellt. Fünfte, verbesserte Auflage. 8°. (24 S.) 15 *Pf.*

(Die ersten vier Auflagen sind unter dem Pseudonym E. Klein erschienen.)

Kaulen, Dr. F., Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Vierte, verbesserte Auflage. 8°.

Zweiter Theil. (VI u. 264 S.) *M.* 3.20. Dritter Theil. (XII u. 272 S.) *M.* 3.30.

Früher ist erschienen: Erster Theil. (VI u. 188 S.) *M.* 2.20.

Vollständig in einem Bande. (XVIII u. 724 S.) *M.* 8.70; in Original-Einband: Halbsaffian *M.* 10.70.

(Gehört zu unserer „Theologischen Bibliothek".)

Lehmkuhl, A., S. J., Appendix ad editionem I.—VIII. Theologiae moralis. Exhibens praecipuas additiones et mutationes in ed. II. usque ad IX. incl. factas. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. gr. 8°. (II u. 58 S.) 80 *Pf.*

Lersch, Dr. B. M., Einleitung in die Chronologie. *Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.* Zwei Teile. gr. 8°.

I. Teil: **Zeitrechnung und Kalenderwesen der Griechen, Römer, Juden, Mohammedaner und anderer Völker, Aera der Christen.** (VIII u. 248 S.) *M.* 5.60.

Der zweite Teil dieses Werkes: „Der christliche Kalender, seine Einrichtung, Geschichte und chronologische Verwertung", wird gegen Ostern 1899 erscheinen.

Римскій Папа и Папы Православной Восточной Церкви. (Der römische Papst und die Päpste der orthodox-orientalischen Kirche.) gr. 8°. (IV u. 138 S.) *M.* 3.

Pesch, Chr., S. J., Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Neun Bände. gr. 8°.

Tomus II: **De Deo uno secundum naturam. De Deo trino secundum personas.** *Editio altera.* (XIV u. 380 S.) *M.* 5.40; geb. in Halbfranz *M.* 7.

Schätti, K., Pater Damian, der Apostel der Aussätzigen auf Molokai. Zweite Auflage. Mit vier Abbildungen und einem Kärtchen. 12°. (IV u. 86 S.) 80 *Pf.*; geb. in Leinwand *M.* 1.40.

Spillmann, J., S. J., Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. Zweite, unveränderte Auflage. Zwei Bände. 12°. (VIII u. 844 S. und 3 Pläne.) *M.* 5.60; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung *M.* 7.60.

Stolz, A., Gesammelte Werke. 8°.

XIII. Band: **Homiletik** als Anweisung, den Armen das Evangelium zu predigen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. J. Schmitt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite Auflage. (XVI u. 308 S.) *M.* 2.40; geb. in Halbfranz *M.* 3.80.

Weiß, Fr. X. M., O. Pr., Lebensweisheit in der Tasche. Siebente Auflage. 12°. (XVIII u. 504 S.) *M.* 2.80; geb. in Leinwand mit Goldtitel *M.* 3.80, in feinem Halbfranzband *M.* 5.50.

von

Bernhard Duhr S. J.

Dritte, umgearbeitete Auflage.

Das ganze Werk erscheint in 9 Lieferungen. Preis pro Lieferung [illegible]

Der Verfasser hat in diesem Werke für diejenigen unter den Gegnern des J[illegible] ordens, welche die Regeln der wissenschaftlichen Kritik auch den Jesuiten [illegible] folgen wollen und somit Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit auch im [illegible] einem [illegible] Gegner für die allererste Forderung der Billigkeit und [illegible] das [illegible] des ehrlichen Mannes halten, aus den Tausenden und Tausend[illegible] Fabeln über die Jesuiten einen kleinen Theil zusammengestellt und beleuchtet.

Den Katholiken aber sollen diese „Jesuiten-Fabeln" bei den immer [illegible] Angriffen als Nachschlagebuch zur Lehr und Wehr dienen [illegible] wird ein genaues Personen- und Sachregister das Werk [illegible]

Für diese neue Bearbeitung konnte die Ausbeute aus zahlreichen Bibliothek[illegible] Archiven in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Spanien und Italien verwerthet. Einige Fabeln der ersten und zweiten Auflage fallen weg oder werden gekürzt, [illegible] für neuen Stoff zu gewinnen. Die wichtigeren Abschnitte sind durch werthvolles [illegible] erweitert und gegen die erhobenen Einwände (Anti-Duhr u. s. w.) gefestigt.

Inhaltsangabe.

Zur Einführung. 1. Ignatius von Loyola hat den Jesuitenorden [illegible] des Protestantismus gegründet. 2. Ein Meineid des hl. Ignatius [illegible] Theresia. 4. Die Vergiftung [illegible] geheimen Verordnungen der [illegible] 7. Die Jesuiten sind [illegible] Mordanschlag auf [illegible] Die Culturfeindlichkeit der [illegible] Aufhebung des [illegible]

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410